This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsche Zeitschrift.

Deutſche Zeitſchrift.

Deutsche Zeitschrift

Nationale Rundschau

für

Politik und Volkswirtschaft, Litteratur und Kunst

begründet und herausgegeben

von

Ernst Wachler.

Vierter (fünfzehnter) Jahrgang. Erste Hälfte.
Oktober 1901 — März 1902.

Berlin.
Verlag von Gose & Tetzlaff.
1902.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Politik, Geschichte, Volkswirtschaft.

Seite.

Agricola, Die Sozialdemokratie auf dem Lande 245
Behandlung französischer Kriegsgefangener in Deutschland 1870/71 . 349
Bücherschau 29, 61, 242, 287
Ein französisches Urteil über die deutsche Frage in Oesterreich . . 243
Isco, Gegen römisches Recht 202, 250
— K. H. Wolf 201
Hoetzsch, Formen und Probleme des politischen Lebens in der nordamerikanischen Union.
1. Die Formen 72
2. Die Probleme 101
3. Die Monroedoktrin und der Imperialismus . . . 139
4. Die Aussichten und die Bedeutung der imperialistischen Politik 175
v. Loewenthal, Autonome Zollgesetzgebung 8
— Los von Rom 164
Momus, Ein Brief 163
— Im Kultusministerium. Ein Zwiegespräch 97
Nickol, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung 253
Petersen, Drei Jahre nationaler Politik in der Nordmark . 345, 394
Riede, Die Bedrohung des Deutschtums in der Bukowina . . . 388
v. Strantz, Das Habsburgische Donaureich als Bestandteil des deutschen Volksgebiets 294, 339, 398
— Der Zolltarif im Reichstag 196
— Freihandel ein liberales Partei-Erfordernis? . . . 33
— Graf Bülow 291
— Zur Verständigung über den Zolltarif 409
Wirth, Albrecht, Der englisch-japanische Vertag 387
— Die Weltlage 195
— Zur Lage in Mittel- und Ostasien 37

Landes- und Volkskunde.

Bücherschau 29, 94, 334
Kollbach, Karl, Herbst 106
Landschaftliche Ecken 27, 60, 126, 157, 190, 241, 469
Wirth, Albrecht, Die Rassen Europas 351

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

6 JUL 08 1987

Allgemeine Kultur, Philosophie, Pädagogik.

Bücherschau 29, 288, 333
Chamberlain, H. St., Ueber die Bedeutung der altindischen Weltanschauung für das Leben der Gegenwart . . . 89
Empfehlenswerte Jugendbücher 190
Empfehlenswerte Weihnachtsbücher 157
Lichtenberger, Henri, Der Individualismus Nietzsches 372
Matthews, Samuel Johnson und Lord Chesterfield 443
Nickol, Altertum und Gegenwart 307
Oek, Theodor, Gedanken über die Ungleichheit der Menschen . . 323
— Morgenröte 122
Rau, Albrecht, Nietzsche Studien.
IV. Die Philosophie Platos und ihre Beurteilung durch Nietzsche 55, 85
V. Nietzsche über Entstehung und Wesen des Christentums 262
VI. Die sittliche Bedeutung der Reformation 454
Schriften aus dem Mitarbeiterkreise 26
Sprechsaal 232
Vielhaber, Bedürfen wir eines neuen National-Vereins zur Gewinnung der inneren Einheit? 65
— J. St. Chamberlains „Worte Christi" 254
— Ein deutsches Programm 1
— Kritisches Intermezzo 131, 167
— Ueber Reform und Fortentwickelung des deutschen Protestantismus im zwanzigsten Jahrhundert . . 205
Wirth, Albrecht, Eigenart in der Geschichtsschreibung 300

Aesthetik, Kunst- und Litteraturgeschichte.

Aus dem Taschenbuch eines Dramaturgen 216
Bücherschau . . . . . 30, 62, 128, 160, 334 ff., 384 f., 471
Erklärung der Berliner Sezession und Entgegnung 180
Foerster, Hans, Bizets „Carmen" 326
— Gerhart Hauptmanns Tragikomödie in „Der rote Hahn" 218
Friedrich, Paul, Chr. Dietr. Grabbe 183
Geißler, Volkstum und Dichtung 20, 40
— Offener Brief an Herrn Otto Julius Bierbaum . . . 211
— Berichtigung hierzu 467
Grau, F., Wie in Berlin öffentliche Meinung in Kunstsachen gemacht wird 146
Jantzen, Hermann, Deutsche Litteraturgeschichte in Frankreich . . 412
Herder und Jakob Burckhardt über nationale Kultur, Kunst und Poesie (Auszüge) 276
Klings, Carl, Schlesisches Dorfleben 47
Kralik, Richard von, Volkspoesie und nationale Poesie 355
— Von der Volksseele 78
Lienhard, Fritz, Ein Drama von Gobineau 150
Manch, Theodor, Bauern- und Volkstheater 446
Münchhausen, Max Freiherr von, Gabriele D'Annunzio 319

Rickol, Deutsche Götter und Helden 155
— Vorkämpfer deutscher Kultur.
1) Wilhelm Uhde 12
2) Robert Mielke 222
Pudor, Heinrich, Volkstümliche Kunst 418
Regener, Kunstpflege 315
Stanislas, A., Detlev von Liliencron 423
Thode, Henry, Arnold Böcklin 112
Ueberbrettlpoesie von Bierbaum, Dehmel, Schroeder, Wedekind, Holz, Heymel, Finkh 214, 280
Wachler, Ernst, Hermann Friedrichs als Lyriker 368
Wolff, Eugen, Raabes Leute aus dem Walde . . . . . .

Künstlerische Beiträge.

Gedichte.

M. v. Stern, Der deutsche Wanderer 23
Wagner, Christian, Die Waldfrau 311
— Ein deutscher Waldkönig 354
Wallpach, A. von, Schattenfriede 88
Wolzogen, Hans von, Die heilige Natur 186

Epik.

Erzählung, Novelle, Schwank, Dialoge u. a.:

Der Freiheitsmord in Südafrika 37
D'Annunzio, Aus dem Roman „Feuer" 320
Der Singemeister. Nach einem alten Tagebuch 226
's Leonardusfest 279
J. H. Löffler, Aus der oberfränkischen Dorfgeschichte „Madlene" . 362
Lynkeus, Eine Soirée bei Diderot . . . . . .
Wachler, Ernst, Rhein-Dämmerungen. Gespräche auf dem Lande . 23, 44, 82, 152, 187, 219, 273, 312, 359, 435

Sprüche, Aphorismen:

Oek, Aphorismen 11, 61, 138, 272
Scherbengericht über die moderne Litteratur . . . 15, 51, 109, 415
Vielhaber, Epigramme 106

Dramatik.

Wachler, Ernst, Scene aus dem Schauspiel „Schlesische Brautfahrt" 118

Druck von Max Schmerſow vorm. Zahn & Baendel.

Ein deutsches Programm.*)

Die Zeit des Schweygens iſt vorgangen,
und die Zeit zu reden iſt kommen.
Dr. Martinus Luther.

Wer die Entwicklung der allzu ſpäten deutſchen Einheitsbewegung, die mit der Gründung des deutſchen Reiches und der Erneuerung der Kaiſerwürde den größten äußeren Erfolg errang, nachdenklich betrachtet, der wird ſich der Einſicht nicht verſchließen können, daß das Werk des alten Kaiſers und ſeines großen Kanzlers in den letzten Jahrzehnten — beſonders aber ſeit dem Jahre 1890 — wahrlich nicht die Fortſchritte gemacht hat, die alle Vaterlandsfreunde nach drei ſiegreichen Kriegen erſehnten.

Nicht nur, daß der Sondergeiſt der deutſchen Stämme über die berechtigte Eigenart hinaus ſeine Lebenskraft mit Zähigkeit bewahrt; nicht nur, daß der Partikularismus der Parteien ſchamloſer als je den alten Haß unter den Volksgenoſſen ſchürt; nicht nur, daß die verſchiedenen Volksklaſſen in harten wirtſchaftlichen und ſozialen Kämpfen einander gegenüberſtehen und allerlei Fremdlinge in deutſchen Landen mit geſteigerter Leidenſchaftlichkeit und mit erſchreckendem Erfolge den Ausbau der inneren Einheit mit allen Mitteln zu hindern ſuchen: ſchmerzlicher empfinden wir es immer wieder, daß von einer auch nur in den weſentlichen Punkten einheitlichen Weltanſchauung in dem Deutſchland von heute ſo wenig die Rede ſein kann, wie in dem der Reformationszeit. Ja, wir haben nicht einmal eine bewußte wiſſenſchaftliche oder volkstümliche Bewegung, die ſich die Vereinheitlichung und das heißt die Vertiefung unſerer Weltanſchauung zum klar erkannten und methodiſch erſtrebten Ziele geſetzt hätte.

Welch eine Fülle der Parteien, Richtungen und Beſtrebungen auf allen, aber auch allen Gebieten des Lebens! Welche Gegenſätze in den religiöſen und philoſophiſchen Lehrmeinungen und Ueberzeugungen! Man

*) Der Verfaſſer knüpft in dieſem Aufſatz an Gedankengänge wieder an, die er in den Jahren 1899 und 1900 im „Deutſchen Wochenblatt“ ausgeführt hat und die er damals trotz der freundlichen Aufnahme krankheitshalber nicht fortſetzen konnte. Im Juliheft-Aufſatz „Ueber die Größe und den Charakter unſeres Zeitalters im Zuſammenhange der Menſchheitentwicklung“ ſcheinen ſie mir die geeignete Grundlage für die Vorlegung eines umfaſſenden nationalen Programms zu bieten.

hat bisweilen den Eindruck, als ob es in dem heutigen Deutschland nichts Sicheres, nichts allgemein Anerkanntes mehr gäbe, sondern nur noch Fragen und Probleme. Und auf die hundert Fragen — die soziale, die agrarische, die religiöse, die Schul- und Erziehungs-, die Judenfrage u. s. f. — werden soviel und eher mehr als weniger Antworten gegeben, je nach dem Standpunkt und den besonderen Wünschen, die der einzelne nennt.

Es fehlt — an jedem Tage empfinden wir das bitterer und unerträglicher — der Bismarck der inneren Einheitsbewegung: es fehlt der Mann, der in die gegensätzliche Verwirrung der Meinungen und Glaubensbekenntnisse, der in die beklagenswerte Zerklüftung unserer heutigen Kräfte und Bestrebungen ein organisatorisches Genie Einheit und fruchtbares Leben bringt, der Mann, jedermann sichtbar Ihr seid und sie dann ins eigenen Willen in methodischem Zusammenschauen einer planvollen Vereinheitlichung entgegenführt.

Wir müssen zunächst versuchen, den Versuch machen, die suchenden Menschen mit Zielbildern auf dem Boden des religiösen und geistigen Lebens in Kontakt mit neuen Zielen in größeren Einheiten zusammenzuführen, die sich schließlich wie in früheren Tagen wieder zum mächtigen Strahlen gegen Himmel vereinigen: die eine Kraft, die den Schmerzensruf über Unvereinbarkeit und Zwiespalt in der Vergangenheit, in der Freunde oder in den Völkern hört — Kindschaftsgefühl, Liebesglaube und Reichsfreude aller Art — und sie erlöst, sie sich zu machtvoll gedeihlicher und nützbringender Zusammenarbeit zu sammeln und modernen Idealen bekennt und die so das Heil des eigenen Volkes und der menschlichen Gattung in organischer Fortentwicklung aller wichtigen vorhandenen Bestrebungen sieht und sucht.

Gibt es nun aber eine Idee, die so einfach zugleich und so gewaltig ist, daß sie jene Scheidung der Geister herbeiführen könnte in der Kunstwissenschaft, der Philosophie von heute und diese Frage führen und lösen könnte? Das Wort, das eine kleine, aber stets wachsende Schar von ernsten Menschen der Zukunft entgegenruft, führt als Losung das Programm: Gemeinschaft.

Welch unermeßlichen Inhalt aber dieses kleine Wort hat, welche gewaltigen Umgestaltungen der Gesinnungsart auf allen Gebieten des Lebens, in Religion und Wissenschaft, in Kunst und Literatur, in Sozialpolitik und Volkswirtschaft u. s. f. allmählich herbeiführen wird, das wissen heute erst wir Vorläufer, und es wird in den nächsten Jahrzehnten noch vieler Arbeit bedürfen. Schon aber hat der Gemeinschaftsgedanke von der jungen Religion der modernen Kulturvölker Besitz genommen, in Deutschland allerdings noch wenig, und er schickt sich an, die junge Generation völlig zu erobern. Dann ist es nur noch eine Frage der Zeit, welcher neue Impuls kommt, daß er auch auf die Massen Einfluß gewinnen und allmählich eine umwälzende reformatorische Wirkung ausüben wird.

Seitdem in unsere neue idealistische wissenschaftliche Prinzip auch in die protestantisch-theologische Forschung eingedrungen, um hier vielleicht schon in nächster Zeit eine folgenschwere Revolution hervorzurufen: schon haben sich die besten Geister im sozialdemokratischen Lager den Begriff der Gemeinschaft im Gegensatze zu dem der Revolution mit Klarheit und Energie angeeignet. Denn wohlan, dieser Gedanke hat nicht nur werbende Kraft bei den Kulturstaaten des Geistes, sondern er muß auch früher oder später in weiteren Arbeiterkreisen den Traum von der Gleichheit aller Menschen und den Segnungen des sozialdemokratischen Zukunftsstaates

überwinden und durch neue fruchtbarere Ideale ersetzen. Gerade dem, der mit eigener Kraft und Arbeit tüchtig und selbstbewußt emporstrebt, gleichviel welcher Klasse er angehört, gewährt das werdende entwicklungsethische, sozialaristokratische Ideal köstlichere Aussichten, als alle chimärischen Verheißungen gewissenloser sozialdemokratischer Demagogie. Es ist ein Verdienst A. Tilles, wenn er — in seinem sehr lesenswerten Buche „Von Darwin bis Nietzsche" — über Nietzsche hinausgehend erkannt hat, daß die höchsten Ideale dieses großen, aber ausschweifenden Denkers nur erreicht werden können durch eine wohlüberlegte und folgerecht durchgeführte Hebung der Gattung und somit der breiten Massen des Volkes, aus denen die Gattung sich immer wieder erneuert und verjüngt. Es ist aber unendlich wichtig zu wissen, ob die höchsten Ideale, die wir im Herzen tragen, massenfeindlich sind oder nicht; denn jeder Reformator wird in den nächsten Jahrhunderten vornehmlich auch mit dem vierten Stande rechnen müssen. Und nicht zum wenigsten wird es von der Einsicht und dem Pflichtgefühl der Gebildeten und Besitzenden abhängen, ob wir zum sozialen Frieden, oder doch zu geordneten wirtschaftlichen und sozialen Zuständen gelangen. Sicherlich aber wäre es ein massenpsychologisches Phänomen von unabsehbarer Wichtigkeit, wenn es uns zur rechten Zeit für unsere Machtentfaltung gelänge, den so entwicklungsfrohen Arbeiterstand in seinen besten Elementen für eine einsichtige und zielbewußte Mitwirkung an den großen Aufgaben der inneren und äußeren deutschen Politik zu gewinnen.

Und nicht nur für die Machtentfaltung des deutschen Reiches wäre dieser Vorgang von entscheidender Bedeutung; ganz in demselben Maße auch für die gesamte deutsche Kulturentwicklung, die wir mit ungeduldiger Sehnsucht von der Zukunft erhoffen.

Mit vollem Bewußtsein müssen wir brechen mit Nietzsches und Treitschkes klassizistischem Aristokratismus, den Schmoller schon um die Mitte der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit soviel Wärme und Erfolg bekämpft hat, und wir müssen es als den eigentlichen welthistorischen Beruf des Germanentums betrachten, auch ohne den Unterbau antiker Sklaverei, eine gewaltige einheitliche Volkskultur zu schaffen, an der jeder Volksgenosse nach dem Maße seiner Fähigkeiten einen angemessenen Anteil gewinnt. Das ist einer von den Punkten, wo wir aus der christlichen Menschheitepoche einmal wirklich in stetiger Arbeit unerbittlich die Folgerungen ziehen sollten, anstatt höchsterbärmlich ein Schein- und Heuchelchristentum zu pflegen. Freilich kann uns hier kein sozialdemokratisches oder kommunistisches Gleichheitsideal vor Augen schweben, und ebenso weit sind wir entfernt von Tolstois nivellierenden Kulturtendenzen, die in Kunst und Kultur nichts gelten lassen möchten, was die Masse nicht begreift und der Masse nicht unmittelbar dient, als von Nietzsches verstiegenem, historisch allerdings wohl zu begreifenden und darum zu entschuldigenden Individualismus, der den einzelnen unorganisch heraus zerrt aus seinem Volke und der in der sozialen Frage und in dem Emporstreben der aus ihrer Dumpfheit erwachenden Massen schließlich nur eine unbegreifliche Dummheit zu sehen vermochte.

Wahrlich, unser deutsches Volk ist bis auf unsere Tage nicht arm gewesen an großen Männern! Aber gerade die ganz großen haben ihre Aufgabe immer zu fassen und zu lösen gewußt im innigsten Zusammenhange mit der Volkheit. Sie rissen sich nicht in wildem, ungebändigtem Titanentrotz los von dem Ganzen, dem sie doch selbst entsprossen waren und das beste und tiefste ihres Wesens verdankten, sondern ihr Volk ist

ihnen stets der edle Marmor gewesen, dem sie die edelsten und schönsten Züge der eigenen Persönlichkeit aufprägten. Die Luther, Bach, Friedrich, Goethe, Schiller, Kant, Beethoven, Bismarck, Wagner — sie alle sind Volkshelden im erhabensten Sinne des Wortes; denn sie leben fort, wie in der Kultur der ganzen Nation, so in der Seele jedes einzelnen, und sollte auch ihr hehrer Name ihm nie ins Ohr geklungen sein. Niemand aber hat eine höhere und stolzere Auffassung von germanischer Kulturpolitik gehabt als Richard Wagner, der als Kulturphilosoph so groß, ja vielleicht noch zukunftmächtiger ist, wie als Tonmeister. Wie Schopenhauer Kant den Riesenbruder Goethes genannt hat, so kann man Wagner und ihn allein den Riesenbruder Bismarcks nennen.

Denn wenn der unvergeßliche erste Kanzler nach der Begründung der politischen deutschen Einheit durch das gigantische Alterswerk der sozialen Gesetzgebung mehr als einer dem Ausbruch einer sozialen Revolution vorgebeugt hat — mag er auch ähnlich wie Luther zuletzt nicht immer ganz auf der Höhe seines Werkes geblieben sein — so weist Richard Wagner dem deutschen Volke den Pfad ins neue Jahrhundert, indem er eine mächtige deutsche Kulturblüte ahnt und voraussagt, die — organisch das ganze Volk umfassend — die besten Elemente der Antike und des Christentumes in sich aufgenommen hat, ohne dem deutschen Volke fürderhin zuzumuten, sich knechtisch und autoritätsselig an Fremdes und Veraltetes zu verlieren.

Kein volksfeindlicher oder masseverachtender Aristokratismus, kein persönlichkeitfeindlicher, alles verflachender Demokratismus, — eine das Ganze umfassende und durchdringende organische Volkskultur, die sich von den erhabensten Spitzen höchster Geistes- und Phantasiethätigkeit ohne Hast, aber auch ohne Rast in die breiten Niederungen des Volkes ergießt und aus den Tiefen des Volkes hinwiederum alle gewaltigen Urkräfte mit weiser Voraussicht emporleitet — das ist heute unsere Aufgabe.

Noch aber liegen diese neuen Kulturideale erst als werdende in den Köpfen der besten Zeitgenossen und wir setzen uns der Gefahr aus, für Phantasten gehalten zu werden, wenn wir an die baldige Möglichkeit einer unser ganzes Volk, ja vielleicht die Völker in Bewegung setzenden reformatorischen Bewegung glauben. Denn in welch' einer Zeit des kleinlichsten Streitens und Haderns leben wir! Ein Reaktionär wirft dem anderen vor, daß er hinter der Zeit, hinter seinen vermeintlichen Erkenntnissen und Idealen zurückgeblieben sei.

Da ist der Katholizismus, der, wie altes und neues Heidentum, so den Protestantismus und Altkatholizismus ingrimmig verfolgt; der Protestantismus, der den Katholizismus und teilweise nicht selten auch die voraussetzungslose Wissenschaft mit dem Eifer der alten Reformatoren bekämpft; da sind die evangelischen Sekten, die sich untereinander heftig befehden; da ist der Humanismus des vorigen Jahrhunderts, der mit dem Dogmatismus der katholischen und evangelischen Kirche gebrochen hat, ohne die christliche Ethik einer gründlichen Kritik, Erneuerung oder Fortbildung zu unterziehen; da ist schließlich die Entwicklungsethik — auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft und Soziologie erwachsen, — die allen zusammen, dem alten Christentume in allen seinen dogmatischen und ethischen Richtungen mitsamt dem Humanismus und der Freimaurerweltanschauung des vorigen Jahrhunderts zugleich den Krieg erklärt hat.

Was uns in diesem unerhörten Wirrwarr notthut, das ist, wie nicht scharf und oft genug betont werden kann, Vereinfachung dieses zersplitternden Parteiunwesens auf dem Gebiete des religiösen und philosophischen Denkens. Sie ist die unumgängliche Voraussetzung für eine kühne und folgerechte Reformpolitik.

Wie aber soll eine solche Vereinfachung zustande kommen? Nun — sicherlich nicht von selbst, oder durch geheimnisvolle Produktivität der Massen, wie die materialistische Geschichtsphilosophie vielleicht wähnt, sondern Männer müssen auftreten, helläugige und energische Denker, die die mannigfachen Scheidungen und Neugruppierungen mit der Schärfe ihres Intellektes finden und mit der Kraft und Ausdauer eines eisernen Willens verwirklichen. Daß diese Männer auf dem Boden der Entwicklungslehre — des Evolutionismus stehen werden, wird keinem zweifelhaft sein, der den Siegeszug der großen Darwinschen Lehre auf allen Gebieten menschlicher Kulturarbeit unbefangen verfolgt. Denn der Entwicklungsgedanke, und nur er allein, gewährt die unermeßliche geistige Freiheit, die dazu gehört, die wüst und wirr durcheinanderklingenden Stimmen und Instrumente des modernen Ideenorchesters zu einer mächtigen einheitlichen Symphonie zusammenzufassen.

Schon in nächster Zeit werden sich die Geister zu scheiden beginnen, ja vielleicht stehen wir schon mitten in diesem welthistorischen Prozesse. Aber es gilt in unserem Zeitalter mit einem viel höheren Grad von Bewußtsein als bisher den gewaltigen Kulturkampf der Menschheit vorzubereiten und durchzukämpfen. Denn kein Einsichtiger wird heute mehr leugnen wollen, daß die Kindheitsgeschichte unseres Geschlechtes endgiltig hinter uns liegt; die unabsehbare Epoche, wo der Mensch in holder und oft auch so unholder Naivetät in den Tag hineinlebte, wo er noch keine großen, weitausgreifenden Zwecke sich setzte und seine ganze Entwicklung mit dem Leben und Treiben der Tierwelt noch eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit bewahrte. Denn wie das zu Boden gerichtete Tier wurde er noch durch die Natur der Dinge selbst vorwärts gestoßen und durch einen dumpfen und bald genug verworrenen und mißleiteten Instinkt in Bewegung gesetzt, der sich erst in undenklichen Jahrtausenden und unendlichen feinsten Uebergängen zur menschlichen Vernunft und einem helleren Bewußtsein erhöhte. Klares, scharfes Bewußtsein aber, das sich über dumpfe Instinkte und verworrene Gefühle emporhebt, ist die unumgängliche Voraussetzung für kraftvolle Entschlüsse, die — auf vernunftgemäßen Ueberlegungen und Folgerungen beruhend — das gegenwärtige umzugestalten und in größerem oder geringerem Umfange auch die Zukunft zu umspannen und zu beherrschen suchen.

Wer aber ist in dem gewaltigen Kulturkampfe, den wir im neuen Jahrhundert durchzustreiten haben werden, der Feind? Kein anderer, als der Jesuitismus und Ultramontanismus, als Möncherei und Muckerei, als jeder christliche Dogmatismus überhaupt in allen seinen lebensfeindlichen und rückwärts gerichteten Bestrebungen.*) Jener Dogmatismus, der sich nicht friedlich bescheidet, auf den Dörfern ein stilles, in sich selbst vergnügtes Dasein zu führen, sondern der sich anmaßt, jede gesunde Bewegung und gedeihliche und kraftvolle Fortentwicklung unseres Volkes

*) Man glaube ja nicht, daß der Fanatismus aus mir rede. Das ganze Problem des Ultramontanismus läßt mich heute innerlich so kalt, wie den Naturforscher ein Insekt, das er unter die Lupe nimmt.

und der Menschheit zu unterbinden, ja zu vernichten. Nichts giebt es in aller Welt, was in ähnlicher Weise den Fortschritt und das Wachstum unseres Geschlechtes stört und aufhält.

Dieser Kulturkampf aber, dieser Kampf um neue Menschheitsideale und -Ziele, die nur im Rahmen der Volkheiten erstritten und gewonnen werden können, wird nicht nur auf dem märkischen Sande ausgefochten werden, wie die ultramontane Phrase lautet; er wird nicht nur unser deutsches Vaterland, nicht nur alle europäischen Kulturvölker fortreißen; so weit wird er dringen über beide Hemisphären, als Menschen wohnen, fähig von neuen Idealen ergriffen zu werden, und kraftvoll genug, um, was sie neu erfühlt und ersonnen haben, durch Kampf und That mannhaft ins Leben einzuführen. Dem Deutschen aber dünkt mich, gebührt in diesem gewaltigen Krieg der Geister die Führung.

Es handelt sich aber nicht um einen Kampf, der von heute auf morgen beendigt werden kann; er wird Jahrzehnte, Jahrhunderte, ja vielleicht wie der Kampf ums Kreuz Jahrtausende umfassen. Denn wir haben jüngst nicht nur eine Jahrhundertwende erlebt, sondern wir stehen heute zugleich an der Grenzscheide von zwei ungeheuren Menschheitepochen, was wir nicht müde werden wollen, allen noch unklaren Köpfen und saumseligen Herzen zuzurufen.

Es wäre thöricht, wenn ein Friedensschwärmer glauben wollte, daß man diese gewaltige Bewegung der Geister heute noch unterdrücken könne oder gar solle. Was auch immer in Zukunft geschehen möge: dem Kampfe dürfen wir uns nicht entziehen; denn von ihm hängt das Glück, hängt die Lebensfähigkeit unseres Volkes, der Völker und der menschlichen Gattung ab.

Freilich aber erwächst den führenden Geistern in diesem Kampfe eine sehr, sehr ernste Pflicht. Indem sie von den luftigen Phantasien über fernste Menschheitszukunft zurückkehren zu den Lösung heischenden Aufgaben des Tages, müssen sie — mag auch glühender Haß gegen veraltete Ideen und lebeneinschnürende Institutionen, an denen sie so unaussprechlich gelitten haben, ihre Seele erfüllen — müssen sie in mannhafter Selbstbezwingung Maß und Gerechtigkeit in sich zu erringen suchen. Denn nur, wer beweist, daß er mit klaren Augen und besonnenem Urteile durchschaut, was er bekämpft, wird überzeugen, und nur wer diesen Sieg über sich selbst und seine Leidenschaften erstritten hat, besitzt die Berechtigung, an die Spitze der Bewegung zu treten.

Man muß eingestehen, daß die Vertreter des werdenden neuen Lebensideales auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage, daß vor allem Nietzsche dieses schöne Maß noch nicht besessen hat, er, dem es noch nicht vergönnt gewesen ist, das Ueber-Christliche an die Stelle des Anti-Christlichen zu setzen. Das ist für diesen großen Denker und Gedankenerreger — auch abgesehen von der ihn in den letzten Jahren seiner schriftstellerischen Thätigkeit tief beeinflussenden Krankheit — kein Vorwurf. Denn einmal mußten in abgrundtiefen seelischen Kämpfen, in gewaltiger intellektueller Arbeit die welthistorischen Gegensätze, um die es sich hier handelt, zunächst erst scharf und klar herausgetrieben werden, und das ist doch vor allem Nietzsches nie hoch genug zu preisendes Verdienst — Nietzsches, der wie Luther nicht so sehr ein Gelehrter wie ein Erleber gewesen ist! — und zum anderen hat dieser große Dichter-Philosoph doch selbst noch nicht versucht, was er neu erfühlt und erforscht, in praktischer Reformthätigkeit ins wirkliche Leben hinüberzuführen.

Wer aber den Schritt vom Reformgedanken und vom Ideale zur Reform und zur Verwirklichung selbst vorzubereiten oder gar zu thun unternimmt, der sehe wohl zu, ob er auf jenen Höhen welthistorischer Betrachtung steht, von denen aus allein eine wahrhaft gerechte und besonnene Beurteilung menschlicher Dinge erst möglich ist. Dann wird er von allem Wirrwarr und Hader unserer Zeit nicht verwirrt noch betäubt werden; dann wird er sich hüten, da unversöhnliche Feindschaft zu sehen, wo nur vorübergehende Mißverständnisse obwalten; er wird dort vielleicht nur verschiedene Entwicklungsstufen und Bildungsschichten erkennen, wo für andere unvereinbare Gegensätze zu bestehen scheinen; er wird in allen irgendmöglichen Fällen nicht so sehr das vorübergehend Trennende als das Einigende in den Vordergrund rücken — nicht freilich als ein ängstlicher oder unselbständiger Eklektiker, sondern als ein scharfäugiger und kraftvoller Ueberwinder verderblicher Einseitigkeit.

Mit einem Worte: es muß die Brücke geschlagen werden, die uns in stetigem Vormarsch hinüberleitet aus einer schweren und verworrenen Gegenwart, an der wir alle kranken, in eine klarere, gesundere Zukunft. Nicht aber gilt es — wie im Frankreich der Revolutionszeit —, einen radikalen Bruch mit den gegenwärtigen Zuständen, eine gewaltige Menschheitsrevolution herbeizuführen, um auf den rauchenden Trümmern der christlichen Kulturepoche einen chimärischen Neubau aufzurichten. Ja, es handelt sich auch nicht einmal um Sprünge, sondern um maßvolle aber stetige Fortentwickelung des Lebensfähigen und Keimkräftigen heraus aus den gegenwärtigen Halbheiten und Mißständen. Schon heute und morgen können wir die ersten Schritte wagen.

Wollen wir Deutschen im neuen Jahrhundert nach außen hin kühn und besonnen zugleich unsere Macht entfalten, so müssen wir vor allem im Innern uns immer fester zusammenschließen, so unermeßlich schwierig das auch für das Ganze, so opfer- und mühevoll es auch für jeden einzelnen sein mag; und wollen wir — unserem Genius folgend und durch welthistorischen Zwang genötigt — *Weltpolitik* treiben: wohlan! so beweisen wir den Völkern der Erde, daß wir mehr als alle andern für die *Weltkultur* zu leisten imstande sind. Seien wir ein Herrenvolk auf dieser schönen Erde, aber werden wir es nie im Sinne jenes hochmütigen, brutalen Inselvolkes, das mit ehernem Gewalttritt freies und edles Volkstum niederzustampfen sich anmaßt.

Es ist nicht zu wünschen, daß wir uns voreilig und leichtfertig in alle Händel der Welt einmischen und in allen Winkeln der Erde festlegen, und ich glaube: nichts wird mehr dazu beitragen, daß wir uns in den Grenzen des Möglichen halten und unsere Kräfte in gesundem Gleichgewicht nach innen und außen entwickeln, als wenn wir mit tiefer und ernster Sammlung unsere Augen zum Beginne des neuen Jahrhunderts, gerade auf die Gesamtheit der *inneren* deutschen Kulturaufgaben richten. Es wird uns dann wohl die Frage nicht erspart bleiben, ob wir Deutschen zu wirklicher Erringung der inneren Einheit und zur Lösung der höchsten nationalen Kulturprobleme *nicht einer neuen Organisation bedürfen*; einer Organisation, die sich nicht nur die Aufgabe stellt, das werdende deutsche Kulturideal in ernster und unablässiger Gedankenarbeit immer schärfer und klarer herauszumeißeln, sondern die auch alle Kraft und Leidenschaft daran setzt, das als wahr und notwendig Erkannte aus dem schemenhaften Dasein in der Idee in die lebendige und leuchtende Wirklichkeit hinüberzuführen.

Emmerich am Rhein. *Walther Vielhaber.*

Autonome Zollgesetzgebung.

Autonome Zollgesetzgebung und Schutz der nationalen Produktion war Bismarcks Postulat, als er im Jahre 1879 den jähen Bruch mit der deutschen Freihandelspolitik vollzog. Der politische Einheitsstaat konnte nur durch seine wirtschaftliche Machtstellung sicher gestellt werden. Die kraftvollen Regenten Preußens und Schwedens haben das seiner Zeit ebenso eingesehen und befolgt, wie später Bismarck. Die größte Konzentration der politischen Macht ist stets Hand in Hand gegangen mit der Konzentration der wirtschaftlichen Kräfte. Rußland, die Vereinigten Staaten und Frankreich bewahrheiten das heute durch ihre unentwegte schutzzöllerische Politik. England hat eine Ausnahmestellung einnehmen können und einnehmen müssen, teils wegen seiner insularen Lage, die seine staatliche Machtstellung weniger bedroht erscheinen ließ, teils weil es überseeische Kolonien besaß, die es mit Rohprodukten versorgen konnten. Teils endlich, weil Englands Industrie zu einer gewissen Zeit so stark und hervorragend war, daß sie den Weltmarkt beherrschen konnte und daher keine Konkurrenz zu fürchten brauchte. Indes liegen heute die Verhältnisse für England schon viel ungünstiger und es mehren sich auch dort die schutzzöllnerischen Stimmen. Im Ganzen kann man aber auch von England sagen: Die Engländer sind im Freihandel reich, der englische Staat ist aber durch ihn schwach geworden. In Deutschland hat der Doktrinarismus in Bezug auf den Freihandel stets eine Rolle gespielt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren fast alle Katheder mit Freihändlern besetzt. Das ganze deutsche Manchestertum, wie es in seinen damaligen Koryphäen Prince Smith, Michaelis, Faucher, Braun, Max Wirth, Bamberger, Held, Lujo Brentano und anderen vertreten war, war übrigens so mit der politischen Demokratie verquickt, daß es verständlich erscheint, wie die Leute, die Preußen den Großmachtkitzel austreiben wollten, kein Verständnis für die wirtschaftliche Machtstellung Deutschlands haben konnten. Der einzige, der im Freihandel den bodenlosen Kosmopolitismus bekämpfte, Friedrich List, war schon 1846 durch Selbstmord vom Schauplatz abgetreten. Er hatte schon damals eingesehen, daß die Industrie und der Handel, wo sie bis zu dem Grade sich entwickeln, daß der Agrarstaat von ihnen aufgesogen wird, den Verfall des Volkes herbeiführen müßten. Industrie und Handel verbrauchen die körperlichen und sittlichen Lebenskräfte eines Volkes. Darum gipfelte Friedrich Lists Lehre in dem Satz: daß die beständig wirkende Kraft, Reichtümer zu erzeugen, ungleich wertvoller sei, als der Reichtum selbst.

Wer heute das Geschrei über die neue deutsche Tarifvorlage hört, kann seine Bewunderung für den großen Kanzler nur gesteigert sehen, der ungleich größeres, den Prinzipienwandel vom Freihandel zum Schutzzoll, unter ungleich geringerem Widerstand vollbrachte, als heute die lumpige Zollerhöhung findet. Es sind sogar meist dieselben Zollsätze, die wir unter Bismarck schon hatten, also auch alte Bekannte. Sie haben weder Massenelend erzeugt, noch unsern Export gehemmt. Im Gegenteil, Deutschlands wirtschaftliche Machtstellung ist durch die Schutzzollpolitik erst begründet worden. Wären die alten Sätze stehen geblieben, so hätte man sie ohnehin wahrscheinlich erhöhen müssen, weil die ausländische Konkurrenz unserer nationalen Arbeit in den abgelaufenen 10 Jahren noch gefährlicher geworden ist. Das allermerkwürdigste aber

ist, daß die Schreier von heute die Ermäßigung unserer Agrarzölle und den Abschluß von Handelsverträgen unter Caprivi gar nicht verlangt haben. Es trat dies auf eigenen Antrieb der Regierung des neuen Reiches ein und war vielleicht mehr auf Courtrisie gegenüber gewissen Cabineten als auf wirtschaftliche Ueberzeugung zurückzuführen. Was die Regierung der Landwirtschaft damals nahm, sollte sie ihr jetzt doch wiedergeben dürfen!

Das Unglück ist, unsere Wirtschaftspolitik wird nicht von großen nationalen Gesichtspunkten beurteilt, sondern nach persönlichen und parteipolitischen, sie sind kleinlich und erbärmlich. Der Agrarschutz soll nicht gewährt werden, damit die Landwirte privatwirtschaftlich besser bestehen können, sondern weil das Gesamtinteresse unseres Volkes es erfordert, daß wir über einen gewissen Punkt hinaus die Aufsaugung des Agrarstaates durch den Industrie- und Handelsstaat nicht begünstigen wollen. Hat denn der große Kurfürst und Friedrich der Große mit dem Kapital, das sie den Gotzkowsky, oder wie die historisch gewordenen Namen der ersten Fabrikanten in Preußen lauteten, vorschossen, diesen privatwirtschaftlichen Vorteil und persönliche Bereicherung zu Teil werden lassen wollen!

Die Gesichtspunkte sind also falsch, von denen nicht nur die unlautere Kritik der Juden und Judengenossen an die Handelsvertragspolitik ansetzt, sondern auch von denen sie verteidigt wird und selbst die der Regierung, die die Politik macht. Alles parteipolitische, interessenhafte ist persönlich und kleinlich und total ungeeignet, große staatliche Aktionen einzuleiten. Ebensowenig ist aber die reinrechnerische, mechanische Behandlung der Wirtschaftspolitik zulässig, indem man nur die Ziffern des Zolltarifs als den Drehpunkt betrachtet, die sind doch nur Mittel zum Zweck. Gewiß ist die Anzahl der Soldaten im Kriege wichtig, aber nur im allergröbsten, handgreiflichsten Sinne. Wichtig für die Entscheidung der Schlacht sind die unsichtbaren Faktoren, der Geist der Tapferkeit und die strategische Leitung. So ist es beim Zolltarif. Die Ziffern machen keine Politik, dazu sind Ideen erforderlich!

Nun hat man den deutschen Zolltarif fertig gemacht und man muß gestehen, daß die zahlenmäßigen Vorarbeiten mit deutscher Gründlichkeit ausgeführt wurden. Aber über eine leitende Idee hinsichtlich der künftigen Wirtschaftspolitik hat man sich nicht einigen können. Und so ist denn der Tarif der Ausdruck vollständigster Prinzipienlosigkeit. Kein Wunder, daß nicht an der Höhe der Ziffern, sondern an der Geistlosigkeit der Politik der Tarif zu scheitern droht. Nicht das Geschrei unserer Handelsjuden und internationalen Demokraten mit ihrer im Dienste des Auslandes stehenden Presse ist es, was dazu beitragen würde, sondern die jetzt hervorgetretene Kluft zwischen Industrie und Landwirtschaft, die bis hierzu durch das gemeinsame Schutzbedürfnis überbrückt schien. Nun aber durch die Erklärung des Centralverbandes sperrweit aufgerissen ist. Die Industrie nimmt keinen Anstoß an der Höhe der Zollsätze, aber daran, daß die Zollsätze für Getreide allein festgelegt sind und dadurch der Abschluß von Handelsverträgen gefährdet erscheint. Der Gedankengang dabei ist etwa folgender: Wenn das deutsche Reich wegen den Abschluß von Handelsverträgen mit dem Ausland unterhandeln soll, so muß es für Herabsetzung der ausländischen Industriezölle als Aequivalent — bei bestimmten Staaten — eine Herabsetzung der Agrarzölle zu bieten vermögen. Ist nun die Grenze für solche Herabsetzung durch Mindestzölle festgelegt, so ist für die Unterhandlung wenig Spielraum geblieben. Die Landwirtschaft dagegen

[illegible] [illegible] [illegible] [

mentarisches Regiment und kein Parteiministerium zu wünschen. Aber Einheit muß doch in Bezug auf die wichtigsten Grundsätze vorhanden sein, nach denen regiert werden soll.

Eine Beseitigung dieser verworrenen Situation ist nur möglich durch eine voll und ganz zur Geltung gebrachte autonome Wirtschaftspolitik, indem man einen Doppeltarif für die Industrie sowohl als für sämtliche landwirtschaftliche Erzeugnisse nach Ablauf der Handelsverträge kund thut und dann erst dem Ausland überläßt, unsern Minimaltarif durch seinerseitige Zugeständnisse zu erkaufen. Oder aber man beschreitet den Weg des vollständigen Freihandels. Da nämlich die Landwirtschaft von Agrarzöllen, die niedrig sind, und wenn mit Agrarzöllen unser Industrieexport in's Ausland erkauft werden soll — so müssen sie niedrig sein, — gar keinen Nutzen haben kann und dem sichern Untergang preisgegeben sein wird, so ist es für sie immer noch vorteilhafter, durch Verbilligung der Industrieartikel im Inlande an ihren Ausgaben zu sparen. Durch Wegfall des industriellen Schutzzolles werden aber nicht nur die Erzeugnisse unserer Industrie um den Betrag dieser Schutzzölle billiger werden, sondern der fortschreitenden Industrialisierung wird dann auch ein notwendiger Hemmschuh angelegt. Der nationale Agrarstaat kann auch auf diese Weise erhalten werden. Handelsverträge um jeden Preis nach Capriviſchem Muster, werden aber sicher nicht mehr zustande kommen, darüber sollen unsere Welthandelsjuden oder solche, die es werden wollen, sich keiner Illusion hingeben.

Halensee bei Berlin. F. v. Loewenthal.

Aphorismen.

Zwischen Heimath und religiösem Empfinden besteht ein tief innerer, natürlicher Zusammenhang. Ein solcher läßt sich nicht lösen ohne Gewalt; Weltreligionen sind durch Zwang entstanden.

* * *

Der Patriotismus des entwickelten und denkfreien Menschen kann nur basiren auf der tiefempfundenen Ueberzeugung von der vorkämpferischen Aufgabe seines Landes in Bezug auf den Fortschritt der Menschheit.

* * *

Die Geister bleiben ewig jung, welche ihre Entwickelungsfähigkeit begriffen haben.

* * *

Je mehr Fragezeichen ein Mensch sieht, um so bedeutender ist er; dem Einfältigen ist alles klar.

* * *

Der Sozialdemokratie muß man den Sozialaristokraten gegenüberstellen.

* * *

Frauen verlangen von ihren Männern kostbare Toiletten, um anderen Männern reizend zu erscheinen.

* * *

Die Macht der Frau besteht in dem sorgsamen Gebrauch ihrer Schwäche.

* * *

Den Ärzten. Ich weiß: Ihr Alle wünscht Euch ein Chek-Buch, statt des Rezept-Buches, um zu verschreiben.

* * *

Frühling ist nur dort, wo Du ihn fühlst.

* * *

Als Prometheus das Feuer vom Olymp entwendete, um es den wärmebedürftigen Erdenbrüdern zu bringen, sollen die Götter den zürnenden Zeus gekröstet haben, indem sie sagten, es werde sich diese Schuld an Allen rächen, welche jemals nach der Flamme griffen. Feuerköpfe und Feuerherzen gehen an sich selbst zu Grunde.

Theodor Pek.

Vorkämpfer neuer deutscher Kultur.

Zur Einführung.

Es soll im Folgenden versucht werden, auf diejenigen Zeitgenossen den Blick zu lenken, welche den Zielen der Deutschen Zeitschrift einen besonders treffenden Ausdruck gegeben haben. Indem wir eine große Zahl von Streitern unter gemeinsamer Losung vereinen, die ungeachtet persönlicher Abweichungen in Einzelheiten, sich denselben Hochzielen weihen, glauben wir einmal die Vertiefung und die Ausgestaltung unserer Einsichten zu fördern, vor allem aber zu beweisen, daß heute bereits eine geschlossene Schar Gleichgesinnter vorhanden ist, mit der man als einer einheitlich wirkenden Kulturmacht künftig wird zu rechnen haben.

1) Wilhelm Uhde.

(Wilhelm Uhde, Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe über deutsche Kultur. Leipzig 1899, Carl Reißner.)

Es ist die schönste Eigenheit großer Menschen und Kulturzeitalter, daß ihre Erinnerung nicht erlöschen kann. Mag sie noch so lange im Gedächtnis minderwertiger Völker eine traumhaftes Dasein führen, eines Tages wird sie auf schöpferische Kräfte stoßen und ihre Auferstehung feiern.

So waren es in der europäischen Geschichte die Höhepunkte hellenischer und römischer Gesittung, welche die Begeisterung zu hohen Schöpfungen stetig neu erweckten, nachdem sie erst einmal wieder im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ihre Wiedergeburt erlebt hatten. Seitdem ist die Renaissance selber als drittes Vorbild hinzugekommen und zwar als dasjenige, was auf uns am stärksten und unmittelbarsten wirkt. Denn nicht in Trümmern, wie die Antike, ist sie erhalten; ihre verschwenderische Lebensfülle umgiebt noch heute den empfänglichen Italienfahrer, ihre Geistes- und Gefühlswelt ist der unsrigen noch so ähnlich, daß sie im neunzehnten Jahrhundert infolge gründlicher Erforschung wachsenden Einfluß gewinnt. Was Wunder also, daß Alle, die eine neue, höhere Kultur erhoffen und ersehnen, verlangend ihre trunkenen Blicke ruhen lassen auf jenen unvergeßlichen Zeugen einer Kulturblüte, die vor nicht gar so langer Zeit noch lebendig war?

Es wird unmöglich sein, dasselbe hervorzubringen, aber es sollte möglich sein, etwas herauf zu führen, das sich zur Renaissance verhält, wie diese sich zum Altertum. Doch nicht als fertiges Geschenk wird es uns über Nacht in den Schoß fallen. Zwar wissen wir nicht, ob der

Acker noch kräftig ist, ob die großen Menschen wirklich kommen werden; sie zu schaffen steht nicht in unserer Macht. Aber eins ist sicher: ohne den Drang nach einer neuen Herrlichkeit, ohne eine tiefe Verachtung für die Barbarei der Gegenwart kann kein neues Ziel erkämpft werden. Die Grundbedingung ist die Sehnsucht danach.

Eine solche Stimme der Sehnsucht, der Klage und zuletzt der Hoffnung spricht aus Wilhelm Uhdes Florentiner Briefen.

Leidend unter dem heimischen Nebel und dem brutalen Tageslärm des modernen Lebens, flüchtet er in die sonnige Arnostadt aus dem Deutschland, „wo man die nötigen geistigen Lebensbedingungen nicht mehr findet, wo das Gewand der Geistigkeit, von den Großen verächtlich abgelegt, ohne Feinheit und Grazie vom Pöbel getragen wird, wo nirgends ein Verständnis dafür zu finden ist, daß es uns obliegt, was Bismarcks eiserne Hand äußerlich zusammenfügte, durch eine reiche Kultur innerlich zu binden". — Wohl ist auch das heutige Florenz nicht mehr, was es einst war, aber der Hauch einer Zeit, welche durch die Fülle von Glück, die durch sie flutete, ihren wesentlichen Charakterzug erhält, umspielt uns auch heute noch. Was war das Geheimnis jener großen Zeit? Sie entwand sich den Banden der Scholastik und des Kirchentums, sie begann den neuen Gottesdienst des künstlerischen Schaffens. Sie setzt die Persönlichkeit in ihr Recht ein, doch nicht zur Schrankenlosigkeit des Auslebens, nach der heute der Ruf geht, sondern innerhalb der Gemeinschaft. Praktisch ist sie eingeschränkt, doch die Fesseln lassen die innere Welt des Einzelnen frei. Daraus ergeben sich für uns zwei Forderungen: die gerechte Regelung der Gesellschaft und der Ausbau der individuellen Welt.

„Ein Staat, der sein eigenes Bestes will, wird dafür sorgen, daß jeder seiner Bürger unter Achtung der Gesetze, welche das äußere Leben regeln, sein inneres Leben sich frei gestaltet. „In meinem Reiche kann jeder nach seiner Façon selig werden", ist das weiseste Wort, das je ein König gesprochen. Eine Politik, welche bestimmte Anschauungen fördert, andere in ihrer Entwicklung hemmt, verwirrt die Gesetze der Natur. Der Schaden, der hieraus entsteht, trifft sie selbst. Mag ihr Einwirken immerhin einen augenblicklichen Vorteil gewähren, sie tötet damit die Voraussetzungen einer hohen Kultur. Der Staat darf nie vergessen, daß die Individuen nicht seinetwegen da sind, sondern er ihretwegen."

Wer aber möchte behaupten, daß unser Staat solchen Bedingungen entspricht? „Das Bewußtsein der Krankheit unserer sozialen Verhältnisse lebt in Allen. Ueber den Weg, welcher zu einem Heilmittel dieser Krankheit führt, gebe man sich keinen Illusionen hin. Klugheit und Schneidigkeit helfen nichts. Auch die christlichen Handschellen bleiben hier ohne Wirkung; ein Glaube, der nicht mehr enthusiasmiert, der nicht in der Seele des Volkes mit einer Notwendigkeit wurzelt, daß es eher untergeht, als von ihm läßt, vermehrt, wenn er amtlich empfohlen wird, den Druck und reizt zur Opposition.

Erst wenn durch das geistige Ringen der Individuen das zu Tage gefördert ist, was man als den Inbegriff deutschen Wollens bezeichnen kann, dann wird von hier aus auch auf dem Gebiete der staatlichen Organisation ein neues Leben mit neuen Gesichtspunkten und Werten sich ergießen. Dann werden wir auch wieder eine selbstbewußtere und stolzere äußere Politik bekommen, als wir sie jetzt haben, eine Bismarckische Politik, die aus einem Gusse ist, die Freunde, aber auch Feinde hat, die für die europäischen Fragen Initiative besitzt; eine Politik, die für Kom-

plimente zu stolz ist, die sich klar ausspricht, und nicht nur dem Schwachen gegenüber, der sich nicht wehren kann.

Auch um unser Rechtsleben steht es traurig. Das bürgerliche Recht ist nicht der geniale Wurf eines großen Volkes, das sich selbst seine Gesetze giebt, sondern eine fleißige Kompilation tüchtiger Gelehrter. Es enthält eine Summe von Einzelheiten, die nicht eng verbunden in einem gemeinsamen Grunde wurzeln, sondern von denen jede für sich mit schwacher Wurzel aus dem sandigen Boden des täglichen Bedürfnisses kümmerlich ihre Nahrung saugt. Der Gedanke, daß einmal das deutsche Volk auf reinen Blättern mit seinem eigenen Blute unabhängig sich sein Recht schreiben könnte, liegt nicht in dem Wunschbereiche jener Männer, welche das Reich von einem Tage zum andern retten. Denn ehe das möglich wäre, müßte ein geistiges Erwachen stattfinden, bei welchem allzu viele bei einem unehrlichen Gewerbe überrascht würden.

Und der Wissenschaftsbetrieb? Wir haben durch ihn das rasende Tempo geschaffen, in dem mit Hülfe von Dampf und Elektrizität ein ungeheures Arbeitspensum täglich bewältigt wird; wir haben tausend Bequemlichkeiten, die man früher nicht kannte; wir haben eine bedeutende Technik und Industrie, deren Ruhm durch zahllose Schornsteine gepredigt wird. Die Medizin hat die Gefahren, welche unserm Dasein drohen, vermindert und geschwächt. Alle diese Errungenschaften aber vermögen nicht Ersatz zu bieten für das fehlende geistige Leben unserer Zeit. Die erfolgreiche Bearbeitung dieser Gebiete hat nicht Charaktere und ganze Männer, sondern Findigkeit und Geschicklichkeit zur Voraussetzung.

Es läge der Schule ob, die Bedingungen hervorzurufen, welche einer Aufnahme der großen Ideen einer Zeit förderlich sind. Aber auf unsern Schulen wird gesät, was die Zeit erntet; der Stolz auf das Thatsächliche, das Mißtrauen und die Feindseligkeit gegenüber den selbständigen Schöpfungen des Genies. Junge Leute, die methodisch abgerichtet sind, die große Menschheitsgeschichte lediglich als eine Reihe von Thatsachen aufzufassen, die seinem Gedächtnisse eingeprägt zu haben, das höchste Ziel und der höchste Genuß ist, denen die Religion als der Inbegriff einiger Wundergeschichten, die man glauben, und das Kampfesfeld einer kleinlichen Dogmatik, die man kennen muß, erscheint, werden es selten weiter bringen, als dahin, das Berufsfeld, das sich ihr Geschmack oder Nützlichkeitssinn gewählt hat, nach kleinen Rücksichten zu bearbeiten. Alle Mittel werden angewandt, das geistige Erwachen des Individuums zu verhindern; die freie künstlerische Thätigkeit wird zurückgedrängt und in der Entwicklung vernichtet, indem man den Schwerpunkt vom „Können" auf das „Wissen" verschiebt und das letztere als Selbstzweck behandelt. Wo das „Können" dennoch zur Geltung kommt, da findet es enge Grenzen im „Dürfen". Die besten, freisten und glücklichsten Instinkte sind ertötet, wenn der junge Mann die Schule verläßt, nachdem ein handwerksmäßig geschultes Lehrerpersonal ihm die Richtung gegeben hat."

Nur in einer Gemeinschaft, die den Bedürfnissen der Persönlichkeit angepaßt ist, ist die Entfaltung der Kultur möglich.

Welches ist aber die Aufgabe der Persönlichkeit?

Ist ihre Aufgabe die Wahrheit? Aber diese ist nicht individuell, sie ist absolut, — vorausgesetzt, daß wir sie finden können — sie ließe uns also auf das Eigenste in uns verzichten. Mag die exakte Naturwissenschaft ihre Ziele für sich verfolgen, Religion und Philosophie be-

stehen daneben als die mächtigen Ausdrucksweisen persönlicher Bedürfnisse. Selbst Kants Philosophie beruht auf dem Grunde seiner Persönlichkeit, nur der Ausbau erfolgte in wissenschaftlicher Form. Darum zieht uns nicht der Verstand zu den Schöpfungen der Philosophie und Religion. So lange sie der Ausdruck unseres Fühlens und Denkens sind, glauben wir daran. Sie, wie die Kunst, heben uns zu den Höhen des Lebens. „Da nun ebenbürtige Geister, in denen die Voraussetzungen zu diesem Bilde der Welt nicht vorhanden sind, leidenschaftlicher an der Entwicklung ihrer Ideen arbeiten werden, entsteht ein geistiges Ringen und ein ewig sich erneuernder Strom geistigen Lebens." Und dies ist die Kultur.

„Oder sollte es möglich sein, daß die Menschheit sich über ihre Kardinalfrage noch nicht klar ist, daß man sich über das Ziel, das ihr gesteckt ist, noch nicht geeinigt hat, daß man heute den Menschen nicht in erster Linie glücklich, d. h. schöpferisch, begeistert, groß will, sondern wissenschaftlich oder politisch oder mit gefülltem Magen; und daß, wenn man allenfalls seine Wertsteigerung will, man sich noch nicht schlüssig geworden ist, welcher Weg zu diesem Ziele führt? Hat nicht Nietzsche-Zarathustra Recht mit dem Worte: „Aber sagt mir doch, meine Brüder, wenn der Menschheit das Ziel noch fehlt, fehlt da nicht auch — sie selber noch?" —

Diese neue Hoffnung nimmt der sinnende Betrachter hinweg vom Grabe der Mediceer.

Grunewald. Johannes Nikol.

Nachwort der Schriftleitung. Als Erläuterung zu den theoretischen Studien Johannes Nikols über eine neue deutsche Kultur verweisen wir auf das positive Programm, welches die „Rhein-Dämmerungen" entwickeln. Vorher wird es angebracht sein, noch einmal dem Leser zu zeigen, welchen Geist wir negieren. Wir setzen uns daher mit unsern litterarischen Gegnern freundschaftlichst in einem „Scherbengericht" auseinander.

Scherbengericht über die moderne Litteratur.

Denkzettel und Spottverse.

Vorwort.

Habt ihr denn ganz vergessen, deutsche Dichter, ahnenreich,
Was eures Amtes ist, daß ihr den langgehegten Deich
Der deutschen Zucht zerwühlen laßt
Von Babels Schlammflut, gierig hergeschwommen?

Schon wankt der stolze Bau, den einst so meisterlich gekrönt
Herr Walther von der Vogelweide. Freunde, schnell versöhnt
Sei jeder Hader, und in Hast
Das Bollwerk eiliger Rettung unternommen!

Hinweg mit ausgeklügeltem
Pagodenkram, den Chee-, den Gartenhäuschen,
Gelchniegeltem, gebügeltem
Zierbengelquark, den morgen schon zerblasnen Kartenhäuschen!
Die Schaufel und den Meißel in die Faust! Das deutsche Land
Braucht deine Hüterarbeit, Kunst,
Und nicht der Birnenjäger Modestand.

Wiederverkörperung.

Der Geist von Nicolai
War endlich der Hölle satt:
Er kam mit Freudengeschrei
Zurück in seine Stadt.
Und nahm Besitz, sowie er kam,
Von Schlenther und von Otto Brahm.

Berliner Schule.

Du greifst die bösen Berliner an?
Was soll es nützen?
Wo's nicht zu Bächen quellen kann,
Da bilden sich eben Pfützen.

* * *

In eurem Lager ist Deutschland nicht,
Ihr braut nur Ragouts aus fremdem Gericht.
Nach den Franzosen versteht ihr zu piepsen,
Anzuklagen nach Tolstoi und Ibsen.

Caféhaus-Litteraten.

Im Caféhaus die Blasen
Mit den entwickelten Nasen
Und den entwickelten Nerven —
Willst Du Gehirn vertropfen,
Die Bande zu verklopfen
Und vom Parnaß zu werfen?
Sie sind verdorrte Blätter:
Sie werden täglich netter
Und farbiger und fälber —
Und fallen ab von selber!

Überbrettl.

Monocle im Auge, Gamaschen am Fuß,
Meerschweinchengewimmel von Kotzebue's!
Nur leider, als Trost der Nöte,
Nirgends ein Goethe!

Noch einmal das Überbrettl.

Es zappelten über die Erde
Zerstreut die Cliquen all:
Nun hat die eine Herde
Gottlob, den einen Stall!

Herr Augias spricht mit Listen,
Indem er die Hände reibt:
„Es läßt sich besser misten,
Wenn's fein beisammen bleibt."

Heinz Tovote.

Schabt man von deinen Brötchen
Die ehebrüchlichen Zötchen —
Was bleibt uns noch im Pfötchen,
Tovötchen?

Otto Julius Bierbaum.

Klingklang, was such' ich bei Nacht und Tag?
Gloria, ob ich wohl finden mag?
Ich suche sonder Wanken —
Bei Bierbaum Gedanken!

Otto Erich Hartleben.

Es fehlt Dir zur Gesundung
Nicht an der geistigen Rundung —
Doch die Bazillen und Finnen
Sitzen schon drinnen!

Richard Dehmels Kinderbuch „Fitzebutt".

Der Heiland sprach zwar, gütig und rein:
„Müßt wieder wie die Kinder sein!"
Doch, lieber Richard, wie mir scheint:
„Kindsköpfe" hat er nicht gemeint!

* * *

Als Deine Nerven ganz und gar kaputt,
Weil Du zu tief durchdacht das Eine Pünktlein,
Blieb Deinem keuschen Geist kein einzig Fünklein —
Da gingst Du hin und schriebst den Fitzebutt!

Liliencron,

z. Zt. Überbrettl-Leiter.

Wärst du als Freisaß gestorben
Mit ärmlichem Schreibtisch und Schemel!
Doch dich hat verhunzt und verdorben
Herr Richard Dehmel!

Herb war deine deutsche Melodik
Und fernab dem mod'schen Problemel —
Doch dich hat geimpft mit Erotik
Herr Richard Dehmel!

Der andre,

z. Zt. Überbrettl-Leiter.

An dir ist nichts zu verhunzen,
Bleib wie du bist!
Du schwatzest für Hinz und Kunzen,
Der Rest ist —.

Frank Wedekind.

Frank Wedekind, der nette,
Gehört in's Cabarette:
Er hatte dereinst, ich wette,
Als Amme eine Pierette,
Balleteuse oder Lorette —
Hieß sie Nana?
Mit Hopsasa
Und mit Grimassen und Sprüngchen
Muß nun, er wolle oder nicht,
Im Simplizissimus-Gedicht
Auf sämtlichen Überbretteln
Herr Frank gepfeffert loretteln —
Gott segne das reinliche Jüngel

Falstaff über Alfred Kerr.

„Heinz, Herzensjunge, sprich mir von saurem Sekt und verbrannten Kapaunen, binde mir auf, bei Fontane oder Schuster & Löffler sei ein Frauenroman erschienen, in dem kein Ehebruch vorkommt, behaupte, Otto Erich Hartleben sei in einen Temperenzler-Klub eingetreten, hänsle mich mit der endlich entdeckten Seele der vielköpfigen Firma Cotta — nur sprich mir nicht von Alfred Kerr! Wie, soll ich ein dressierter Pudel werden und nach Kerrs baumelndem Wurstcharakter springen? Soll ich Rennfahrer werden und hinter Kerrs Sätzchen herfausen? Du Herzenstaugenichts, soll ich Bazillenforscher werden und mein Leben damit vergeuden, das Zeitwort in Kerrs Sätzen zu suchen? Mordsjunge, willst Du mich verhungern lassen, indem Du mir Kerrs Gedanken aufs Brot schmierst?! — Heinz, Mücken läßt man fliegen und beachtet sie höchstens einmal, wenn sie sich auf Bardolphs roter Feuernase die Füße verbrennen — und Alfred Kerr läßt man schreiben. Steht was drin in seiner Schreiberei? — Nein! Also? — Ein Glas Sekt, Junge!"

Blumenthal (als Kellner): „Gleich, Herr, gleich!" (Schmunzelnd ab.)

Halbes „Jugend."

Eine Morithat, auf den Jahrmärkten zu singen.

Ein Mulus, haltlos, unreif, schwatzhaft, nichtig,
Besucht den Onkel Pfarrer; findet richtig
Dort ein Kousinchen. Kaum 'nen Tag zusammen,
Steh'n die zwei Strohköpf' in den hellsten Flammen.
Gleich huscht sie lüstern nachts in seine Kammer.
Am andern Morgen: großer Katzenjammer.
„Ach, bester Onkel, was soll'n wir nun machen?!" —
Ist das nicht eklig halb und halb zum lachen?
Doch tragisch, will der Autor, sei die Wendung.
Drum Blödsinn hilf! Und zu des Stückes Endung
Kommt mit dem Mordgewehr, dem schauerlichen,
Blödsinnig ein Kretin dahergeschlichen.
Es fällt ein Schuß, die Kleine und der Vorhang.
Aufatmend scheiden wir von diesem Vorgang.

Sudermanns Entstehung.

Der Geist der Frauenromane in theatralischem Leib —
Fast wäre daraus geworden Hermine Suderweib.
Doch flog der pikanten Erscheinung zum Glück ein Vollbart an —
Und in die deutsche Dichtung kam Hermann Sudermann!

Sudermann und Johannes.

Sudermann kam in die Wüste,
Daß er seine Sünden büßte.
Sprach Johannes: „Scher' den Bart ab!
Thu' den Simili von Händen!
Bind Kameelhaar um die Lenden!
Weisheit, die ich mir erspart hab',
Schluck hinunter dreimal stündlich!
Schwatze nicht so goethebündlich!

Kokettiere nicht mit Damen,
Die in meine Predigt kamen!
Und verschling in Büßerstärke
Deine eig'nen glatten Werke!
Amen!"
Jener sprach: „Ich kanns nicht, leider."
Schlich nach Haus — und schreibt halt weiter.

Fabrikware der Bühnen.

Eine Sauce, in der allerlei schwimmt —
Weh dem, der's nicht für ein Drama nimmt!
Schwimmen Witze drein,
Soll's ein Lustspiel sein,
Mit Gesinnungskohl
Ist's ein Schauspiel wohl —
Immer hohl.

Major Josef Lauff.

Von Deiner strammen Dichtung
Kann man nicht sagen, sie habe Richtung —
O Du, vom höchsten Strahl besonnt,
Man muß wohl sagen, sie habe Front!

Aus einer hessischen Dorfgeschichte.

Nach Wilhelm Holzamer.

. . . „Manier!" brüllte sie ihm entgegen. Nein, es war ein Schrillen. Wie wenn Gedärme reißen, so war's. „Dein Stil ist Manier, Wilhelm!" schrie sie. „Du bist ein Jammergewebe aus Punkten und Nerven!" So bäumte sich ihre Seele auf. „Und kalt ist er! Vernünftelnd! Gesucht! Gekünstelt! Gebohrt!" Es war kein Halten mehr. „Du trägst Deine Manier in die Dorfgeschichte! Auch der Wilhelm Schäfer! Euren Symbolo-Naturalismus! Décadent! Modeknecht! Papierlitterat!" So ging's über ihn her.

Jetzt griff sie nach der Stuhllehne. Er sah's kommen. Ihre Muskeln blähten sich. Er beobachtete sie scharf. Er sah, wie sich ihre gluckiende Kehle rundete. Von der rechten Nase herunter schnitt eine scharfe Falte. Ob sie ihn prügeln würde? Er stand beobachtend. Warum auch nicht. Er hatte sie gereizt. Hatte er sie nicht gereizt? Er hatte sie gereizt. War es ihm nicht wie ein Dämon um die Leber gekrochen? War ihm nicht eine Blutwelle quer über den Rücken in's Ohr geschossen? Es war wie ein Messerschnitt. Mit einem schartigen, stumpfen Küchenmesser. Von der linken Stirne nach der rechten. Von der rechten in's Rückenmark. Von da in den ganzen Körper. In die Zunge fuhr's. Er mußte sprechen — und ob er sich die Zunge abgebissen. Er hätte auch ohne Zunge gesprochen. Das furchtbare Wort. Das Wort, das nicht zwischen sie treten durfte. Das ihr Seelenleben schneidend bloslegte. Aber er sprach's. Er? Er war nicht er. Kalt beobachtete er, wie seine Kehle den Laut bildete. War es denn seine Kehle? Gehörte er nicht dennoch diesem Weibe an? Tonlos sprach er's. Er sprach: „Du Normalmensch!" . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Volkstum und Dichtung.

I.

Seit die Harfen Scheffel's und Baumbach's verstummt — es gehört bei der tagesüblichen literarischen Kampfweise Mut dazu, diese beiden Namen in Verbindung zu bringen mit gesunder nationaler Kunst — hat das deutsche Lied keine nennenswerte Bereicherung erfahren. Selbst das volksmäßige Kunstlied ist seit länger denn einem Jahrzehnt nicht imstande gewesen, einer deutschdenkenden Jugend Texte zu liefern, die sie als Ausdruck tief und freudig gehegter Anschauungen und Gefühle aufgegriffen und sich zu eigen gemacht hätte. Und doch ist der Ehrgeiz der Dichter, ihre Schöpfungen im Volke lebendig zu wissen, lebhafter denn je. Ein Blick in die Dichtungen Falke's und Liliencron's genügt, erkennen zu lassen, wie stark die Verstimmung über die Teilnahmlosigkeit der Menge ist.

Weil du ein wirklicher Dichter warst, so hast du den Vorzug,
Daß dich der Deutsche nicht kennt —

so grüßt Liliencron[1]) Mörike. Ganz abgesehen von dem herrlichen Gemeinplatz — die Begründung: weil du ein wirklicher Dichter warst, ist famos. Und gar die Behauptung[2]):

Dich (Goethe) lieben sie nicht,
Weil du zu frisch, zu natürlich,
Zu wahr und offen bist.

Hand auf's Herz, Herr von Liliencron, — glauben Sie das? Oder sind Sie nicht vielmehr mit uns der Überzeugung, daß Goethe mit allem, was er an Volkstümlichem geschaffen, in denkbar höchstem Grade in das Volk gedrungen ist! Halten Sie Heideröslein, Veilchen, Mignon, Fischer, Erlkönig nicht für vom Volke geliebt? Sind Sie der Ansicht, daß die Bibel im Volke gekannt sei? Ich behaupte: wer fähig ist, die Bibel zu lesen, weiß auch etwas von Faust, wiewohl dieser im allgemeinen nicht schon dem Kinde in die Hand gelegt wird, wie jene. Nicht zu gedenken derer, die den Faust besser kennen als die Bibel. Nun haben Sie freilich nicht gesagt, daß Goethe nicht gekannt sei, — das wäre vielleicht noch sonderbarer erschienen — sondern „wohltemperiert" behauptet: man liebe ihn nicht. Gekannt, geehrt, geliebt sein — das Volk macht darin keinen Unterschied. Etwas ganz anderes ist es bei der Handvoll Menschen, die sich mit den Schöpfungen Dehmel's, Bierbaum's, Holz's beschäftigen müssen: so was kennt man, aber man liebt es nicht.

Eine größere Volkstümlichkeit als die Goethe's läßt sich bei dem Verhältnisse der Dichtungen des „Klassikers" zu Volkstum und Volksbildung nicht denken. Und jetzt noch größere Anforderungen an das Herz und die karge Muße des Mannes aus dem Volke zu stellen, erscheint ungebührlich. Wir wollen uns freuen an seiner Volkstümlichkeit und ihrer Zukunftssicherheit. Die Augusttage 1899 in Frankfurt haben gewiß viel Hurrahbegeisterung gesehen, aber weit mehr und überraschend viel tiefe Liebe. Aber wir leben nicht im Zeitalter Homers mit der Gleichheit des Empfindens und Meinens aller Klassen der Gesellschaft. Wo der Dichter seine „Flut freilich auf fremde Mühlen leitet", da geht

[1]) Kämpfe und Ziele, Berlin, Schuster und Löffler, 2. Auflage.
[2]) Ebenda.

das Volk nicht mit. Es gähnt zwischen ihm und dem Dichter eine Kluft, über die herüber es nur seine eigene Stimme vernimmt. Die gelehrten Übungen des gelehrten Poeten mißachtet es. Aber wo Goethe mit Hilfe Herder's die Brücke über diese Kluft zu schlagen verstanden, da wird eine Reihe seiner Dichtungen gegen das Ende des Jahrhunderts hin mit einem Male von jener sinnvollen Anmut, Leichtigkeit und Singbarkeit getragen, die das Volk als ein seinem Geist entsprechendes Element verständnisfreudig begrüßt.

Eine Dichtung, die das Volk nicht zu seiner Sache machen kann, ist tot. Und es läßt sich darin nicht betrügen, denn es ist mit einem unendlich feinen Organ für die Erkenntnis der Seelenverwandtschaft ausgerüstet und verachtet die öde Buhlschaft einer falschen Kunst. Deutsche Chansons[1]), wie sie Bierbaum in rotgemustertem Umschlage — nach Art alter Volksbücher auf dem 10 ₰-Stande der Jahrmärkte — herausgegeben hat, sind in einer Zeit lebendigen Volkstums unmöglich. Hoffentlich liegen die Tage nicht allzu fern, in denen Lieder, wie diese, mit allem, was unter der Flagge Otto Julius Bierbaum segelt, allgemein als verächtliche Muster der Kunst einer Zeit gelten, in der beinahe aller volkstümliche Gehalt erschöpft war.

Eine derartige Kunstpflege beruht ebenso auf völliger Verkennung der Bedürfnisse, als auf falscher Schätzung der innigsten Triebe des Volkes, in welchem die unbewußte Sehnsucht nach Reinheit und Erhebung aus dem tiefen Dunste des Alltags lebendig ist. Diese Erhebung findet das Landvolk in dem Liede, das niemand aufgeschrieben und das dennoch mit Geschlechtern nicht gestorben ist. Wenn der Feierabendfriede durch den bläulichen Duft der Wiesen und Felder geht, erklingt es mit jener Innigkeit und in jener selbstvergessenen Hingabe an den Genuß, die dem Lauscher die Gewähr giebt: der Geist der Kunst, welche in dem also gesungenen Liede lebt, hat sich die Seelen zu rhythmisch mitschwingenden Saiten gemacht. Das vermag nur eine Kunst, die im Volkstume wurzelt; die ist in treulichem Erlauschen seiner Eigenart dem Volke Bedürfnis geworden. Schmutzige Spekulation auf niedere Instinkte (Bierbaum: Deutsche Chansons) erringen sich bei ihm keine dauernde Statt, und die sinnlosen Ausgeburten dekadenten Großstadtwitzes gleiten an seiner Gesundheit ab. Wo das Volk aber immer an der Kunst sich erheben kann, zeigt es sich auch dankbar dafür. Es wahrt die Lieder, wenn auch nicht die Namen seiner Dichter, und ist darin von rührender Treue. Gellert! Der Literarhistoriker spricht ihm ab, was den Dichter macht. Das Volk aber liebt ihn aller Theorie zum Trotz noch heute, weil er es verstand, Charaktereigenheiten oder das vornehmste Wesen der Volksseele in seinem Liede zu spiegeln. Scheffel! Man hat sich seit dreißig Jahren bemüht, ihn in Acht und Bann zu thun und seine innerlich unwahre Poesie bereitet Julius Hart körperliche Schmerzen. Das Volk aber, wenn auch in engerem Sinne, spürt seine deutsche, tiefgewurzelte Kraft feinfühliger; denn es ist eine Kraft, so erdständig, daß sie von allem altertümlichen Landsknechtminnespiel und Govenanz, die neben ihr wucherten, nicht erstickt werden konnte. Nicht von gleicher Ursprünglichkeit lebt deutsches Volkstum in Baumbach — aber es lebt. Die Verbrämung mit mittelalterlichem Phrasenputz steht auf einer ganz anderen Seite. Gänzlich verblaßt und mühselig hinein-

[1]) Berlin, Schuster und Löffler. Mehr darüber zu sagen oder eine charakteristische Probe zu bringen, verbietet die Rücksicht auf Leser und Raum.

empfunden ſpukt es dagegen in den Dichtungen Julius Wolff's, deren Erfolg man ſich viel bedeutender anzuſehen gewöhnt hat, als er iſt. In Wahrheit reicht er über das Leihbibliotheks-Bedürfnis nicht allzuſehr hinaus, und wo es um einiges der Fall iſt, haben die deutſchen Stoffe einen Teil des Publikums getäuſcht, oder er iſt auf das Sündenregiſter kritikbeflißner Tageszeitungen zu ſetzen, die nicht wiſſen, was ſie thun. Alles in allem: auch hier wieder die Sicherheit des Geſchmacks der Maſſen, für die Scheffel, Baumbach und Wolff keineswegs dasſelbe bedeuten, wie oft das einſichtsvolle Lokalblättchen ihnen das auch vorſage. Und weil die Dichter der letzten Jahrzehnte etwas volkstümlich Vollwertigeres nicht geſchaffen, hängt man in Treuen an dem deutſchen, tiefgründigen Volkstume Scheffels und bereitet ſeinen Büchern die beiſpielloſen Erfolge von 250 und 170 Auflagen. Mit dieſer Thatſache wird man ſich in Zukunft gründlicher zu befaſſen haben. Vor einigen Jahren war man raſch fertig: Modeſache! Jetzt kommt man damit nicht mehr weiter: Werke, die ein halbes Jahrhundert dauern, und denen gegenüber das Bedürfnis nach dieſem Zeitraume noch ſo ſtark iſt, daß die Auflagen in gleicher Stetigkeit und gleichen Zwiſchenräumen ſich folgen, ſind nicht Modeſache. Das Weſen der Modeerfolge iſt ein anderes. Als Ekkehard kürzlich in 170. Auflage zur Ausgabe gelangte, ſchrieb ein Berliner Verleger: „Die Zeit Scheffel's iſt längſt vorbei.“ Ob der Wunſch, die Zeit der Vertreter der Dekadenz, deren Bücher in ſeinen Regalen verſtauben, möge nun anbrechen, der Vater dieſes eigenartigen Gedankens geweſen iſt?

Seine Verkennung des Weſens wahren Volkstums, die in der Aufnahme eines fremden unzeitgemäßen Beſtandteils zum Ausdruck gelangte, läßt die Oppoſition gegen Baumbach nicht ungerecht erſcheinen, wiewohl keineswegs dieſe Beweggründe bewußt und leitend bei der Auflehnung gegen die von ihm vertretene Kunſtrichtung waren. Jedenfalls iſt in der einſeitigen und rein äußerlichen Verwendung des einer andern Zeit entliehenen Aufputzes die Urſache zu ſuchen, die den Dichter nach unverhältnismäßig kurzer Zeit ſchweigen hieß; dann nämlich, als er den Requiſitenkram ſeiner Rumpelkammer aufgebraucht hatte. Ward dieſem Dichter wenigſtens noch ein ſicheres Empfinden für die ſtammhafte Grundlage echten Volkstums, wenngleich ohne das Vermögen tiefgründigen Erfaſſens, ſo fehlt den decadenten Theoretikern ſeit der Mitte der achtziger Jahre das Organ für die Notwendigkeit innigen Zuſammenhanges von Kunſt, Kultur und Volkstum vollſtändig. Alle jene, die den Namen Baumbachs ſchlechthin verächtlich zu machen ſuchen, ſtehen völlig losgeriſſen von dem einzig zuverläſſigen national-volkstümlichen Boden. Und während ſich noch in Baumbachs Dichtungen eine Fülle ernſten, kerndeutſchen Gehalts findet, harfen die Dichter an der Jahrhundertwende in Alexanderträumen von dem Ewigkeitswerte ihrer außer jedem lebenerhaltenden Zuſammenhange ſtehenden Schöpfungen luſtig darauf los, und bauen in kindlicher Grundſatzloſigkeit Bücherpyramiden, die (hoffentlich ſchon in Tagen) ein ſäubernder deutſcher Frühlingswind zuſammenwettert. Darum trägt die zeitgenöſſiſche Produktion die Züge des Vergänglichen in den Litteraturen. Das mundus vult decipi iſt eben in der Kunſt eine trügeriſche Maxime, ſonſt liebte das deutſche Volk — — Otto Julius Bierbaum.

(Schluß folgt).

Der deutsche Wanderer.

Der Stubenluft glücklich entronnen,
Ich lobe dich, laubiges Zelt! —
Schon horch' ich dem Plätschern der Bronnen
Und ſteck' an den Hut mir die Sonnen
Und grüß' mir mit Jubel die Welt.

Mein Rock iſt nicht nach der Moden
Und modiſch auch nicht mein Thun.
Ich kleid' mich in härenen Loden
Und trete den heimiſchen Boden
Mit derben genagelten Schuh'n.

Von Herzen will ich dich grüßen,
Du deutſche Landſtraße du!
Im Staub von viel wandernden Füßen,
Mit all deiner träumenden, ſüßen,
Verſunkenen Herbergsruh'.

Glückauf, du beruhigtes Schauen!
Wie treu iſt die Welt und wie ſchön!
Es leuchtet ein ew'ges Vertrauen
Im dämmernden Bergeblauen
Und wahr iſt der Waſſer Getön.

Es ſpiegelt in Seen und Weihern
Sich Gottes Augenlicht.
Der Fall ſtäubt in ſilbernen Schleiern,
Und Rauſchen, Wandern und Feiern
Verwirren die Seele nicht.

Die Bilderräthſel der Erde,
Die löſen ſich dem, der giebt,
Der ohne Prunk-Gebärde
Und künſtliche Beſchwerde
Wandert und liebt.

Maurice von Stern.

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Vorbemerkung. Der Verfaſſer legt im Folgenden dem Publikum einen Cyklus von Dialogen vor, in denen er ſeine tiefſten Anſchauungen und Beſtrebungen darzuſtellen ſucht. Er giebt ſich der Hoffnung hin, daß die künſtleriſche Form das Verſtändnis unſerer bedeutendſten Kultur-Probleme erleichtern werde.

Heilig iſt das Land,
Das ich liegen ſehe,
Den Aſen nahe und Alfen!

Edda.

Erſtes Geſpräch.

Wilfrid. Frühling am Rhein! Den ſchimmernden Mai in Rolandseck zu verleben! Es iſt wie ein Traum.

Klothilde. Liebſter Freund!

Wilfrid. Euer Gaſt!

Klothilde. Fällt es ſo ſchwer, etwas von mir anzunehmen?

Wilfrid. Gütige! — Mir iſt, als wäre dies Landhaus von je meine Heimat. Das Dunkel der hohen Wipfel, die es beſchatten, das Blütenmeer, das es umquillt, der Strom zu unſern Füßen und drüben die ſtolze Kette des Siebengebirges: welche Luft, welche Gegend!

Klothilde. So bleibt bei mir! War ich nicht lang genug einſam, um mich jetzt Eurer Geſellſchaft freuen zu dürfen?

Wilfrid. Arme holde Herrin! Wer konnte das ahnen, als Ihr noch das glückliche Kind wart, das meine Roſen ins blonde Lockenhaar flocht!

Klothilde. Vor Jahren —

Wilfrid. Wohin ſind unſre Jugendſpiele, unſre Träume? Was litt ich, als Ihr vermählt wurdet! Als der Tod Euch von dem Gatten trennte! Und doch, nach ſo viel Bitternis: mir wiedergefunden, mir neu geſchenkt!

Klothilde. Hatt' ich Euch vergeſſen, weil ich ſchwieg?

Wilfrid. Was wußt ich! Feindliches Geſchick! — Wart Ihr Eurem Gatten etwas? Und mir!

Klothilde. Schweigt davon, ich bitt Euch.

Wilfrid. Wem eilte bei Euch die Zeit nicht zu raſch! Und doch giebt es Elende, die keinen Unterſchied ſahen zwiſchen Euch und andern, die plump und niedrig mit Euch umgingen! O der Gedanke an das, was Ihr littet, könnte mich raſend machen!

Klothilde. Wilfrid! Es iſt ja vorüber.

Wilfrid. Vorüber! — Und mir wäre jeder Tag, jede Stunde, an Unwürdige vergeudet, koſtbar geweſen!

Klothilde. Könnt Ihr nicht vergeſſen? Freund, Freund! Muß ich Eure finſtren Gedanken verſcheuchen? Warum laßt Ihr mich meine Schmerzen doppelt fühlen?

Wilfrid. Verzeiht mir, Klothilde. Kaum erfaß ich die Gegenwart noch, die mit tiefem Zauber auf mich eindringt.

Klothilde. Was nützt es, alte Wunden zu berühren? — Ihr ſeid wieder bei mir wie einſt; könnt Eure liebſten Gedanken, Eure geheimſten Empfindungen mir vertrauen. Wollt Ihr? Wilfrid, Wilfrid!

Wilfrid. Meine Göttin! Meine Königin! Daß ich Euch je verlieren konnte!

Klothilde. Kommt, mein Freund. Noch liegt das Leben vor uns: es gilt wett zu machen, was an uns verbrochen ward. Hier ſtört uns niemand; die Stille dieſes Landſitzes wird uns uns ſelbſt zurückgeben. Seht das lichte Grün, in das der Mai den alten Park gekleidet hat! Wie dieſe Gärten, dieſe Hänge unter dem weichen Hauche neu ſich ſchmücken, ſo ſoll ſich auch unſer Leben verjüngen. Hier blüht Akazie mit weißen Dolden, hier Rotdorn, hier mit jungem Trieb die Eiche, Blutbuche, Linde, Goldregen, Flieder, Ginſter, wilde Roſe. Wohin das

Auge blickt: liebliche Kinder der Flur, von bunten Schmetterlingen umgaukelt. Welch heitres Spiel! Welch freies leichtes Dasein! Wer so leben könnte, wie sie!

Wilfrid. Können wir es nicht? Sind nicht auch wir zu Glück und Freude bestimmt? Die Lasten, an denen Menschen tragen, warum schütteln sie sie nicht ab? Arme Schwächlinge, deren Spur der Wind verweht! Aber wir, Kinder des gewaltigsten Volkes, sollten jenen gleichen? Eine erlauchte Vergangenheit — verpflichtet sie uns zu nichts? Dort fließt der Nibelungenstrom; doch das Gold in seinen Tiefen ruht noch ungehoben. Wenn es wiederum im Sonnenlicht blitzt —

Klothilde. Was träumt Ihr?

Wilfrid. Einen Traum, zu groß für die Macht von Königen! Einen Traum, kühn genug, um die Seele eines Volkes zu erfüllen! Einen Traum, den nur Helden zur Wirklichkeit machen können!

Klothilde. Wollt Ihr Euch nicht erklären?

Wilfrid. Wer verstünd ihn, wenn nicht Ihr? Wo thät ich's besser als im Rheinland, am Ufer unsres heiligen Stromes, im Angesicht der altehrwürdigen Zeugen unsrer Vorzeit, unsres Ruhmes?

Klothilde. Laßt hören!

Wilfrid. Ihr kennt das Geheimnis der Wiedergeburt; mein Glaube ist Euch nicht fremd. Ein finstres Verhängnis hält unser köstlichstes Erbe versenkt und jeden Zugang verschlossen; nun irrt das Volk, geblendet und vergiftet, in langer Nacht der Zwietracht und des Unheils, von hundert fremden Mächten zerspalten und zerschlagen. Untergehen muß es, so herrlich es einst aufstieg, wenn das verlorne Erbgut der Väter nicht wiedergewonnen wird. Die Rheinflut birgt es, wie die alte Sage meldet; hier forscht, ihr Gelehrten; hier taucht hinab, ihr Dichter und Bildner; hier steigt auf die Höhen, ihr Weltweisen und Priester, damit ihr das rote Gold funkeln seht! Noch einmal wird das Rheingold seine wunderwirkende Kraft zeigen: wenn es wiederum zu Tage kommt, wenn die unermeßlichen Schätze wieder vor aller Augen strahlen, wenn wir beschämt sehen, wie reich wir sind und wie unwürdig es unsrer ist, bei Fremden zu betteln — dann bricht der Morgen unsres künftigen Lebens an und über Deutschland dämmert eine neue Welt herauf.

Klothilde. Und dieser Traum —

Wilfrid. Berauscht unsre Besten! Vereint die Geschiedensten und verbindet sie zu fruchtbarer Thätigkeit! Welcher Ausblick eröffnet sich! Wer diese Welt noch schauen dürfte! Die Zeit ihrer Reife, ihrer Ernten!

Klothilde. Ist es nicht mehr, ihr Bote zu sein? Ihr Verkünder? Beseligt uns der Jubel dieses Frühlings nicht mehr als die Reife des Sommers?

Wilfrid. Ihr habt Recht; ich bin undankbar. Was will ich Thor denn, da ich Euch doch habe? Das hohe Glück genieße — das, ach, so seltne — ein Geschöpf wie Euch zu kennen, zu verstehen? Auch wir glauben noch an himmlische Frauen, um so lieber, wenn ihr Bild die Züge der holdseligen Freya trägt. (Er küßt ihre Hand.)

Klothilde. Schmeichler!

Wilfrid. Wer hätte eher Recht, Euch etwas Liebes zu sagen? Welch andre Frau fesselte mich außer Euch? Erschiene nicht flach neben Euch? Wie hohl doch jene unsteten Pariserinnen und Polinnen, deren Launen und Neigungen wechseln wie der Wind! Sind denn Treue, Milde, Innigkeit ein leerer Schall? Armer Mann, der nur einer Hausfrau bedarf!

Klothilde. Scheltet die Genügſamen nicht. Auch bei uns heiligt Freundſchaft die Ehe; Freundſchaft beglückt uns. Doch wenn andrer Auge umflort iſt und nur Düſtres gewahrt: das unſrige iſt noch hell, drum kann es die Welt verklären.

Wilfrid. Liebes Sonntagskind! Ja laßt uns frei ausblicken und tapfer vorwärts ſchreiten! Nicht voll Trauer und Sehnſucht nach verlornen Zeiten zurückſchauen, nach Griechen und Florentinern, oder den Fremden ihr Eigenſtes nachahmen: ſondern das Heute genießen und geſtalten! Vom Heimatboden unſre Schätze heben! Nicht ſchwer das Leben nehmen, ſondern leicht! Nicht in ſteinerne Wände, in dumpfe Städte uns ſperren, ſondern in der ewig jungen Natur atmen! Nicht durch tauſend Vorſchriften und Regeln uns binden; ſondern frei uns entfalten, ein jeder nach ſeiner Art! Abſchütteln den Staub des Tagwerks, die Enge des Berufs: wieder Menſch werden!

Klothilde. Dazu braucht ihr uns Frauen: denn wo iſt ohne uns feinere Geſelligkeit, edleres Vergnügen? Die Bildung des Körpers und Geiſtes ziemt auch uns; und niemals ſtieg die Kunſt zu einem rohen Geſchlecht nieder. Ich bin nicht gelehrt, Wilfrid; verſtand ich deshalb weniger? Nahm ich nicht Teil an allem, was Freundſchaft und Liebe mir boten?

Wilfrid. Wenn unſre Mädchen, unſre Frauen Euch glichen! Wer ſucht denn leere Zerſtreuungen, wenn beſſre Freuden ſeiner warten? Wenn ſolche goldnen Tage ihm vergönnt ſind? Der holde Einklang unſeres Seins, die Pracht der rings umgebenden Natur: o ſelig, wem auch nur einmal ſolche Schönheit lächelt! —

Klothilde. Es dämmert. Seht, wie alle feſten Formen ſchwinden! Wie die Inſel im Strom mit dem jenſeitigen Ufer verſchmilzt! Wie das Gebirg dunkelt und ſein Umriß ſcharfgezackt ſich von dem zarten Blau des Abendhimmels abhebt! Welch ſatte Farben! Wie ſilbern glänzt der Rhein!

Wilfrid. Tiefe traumhafte Stille! Nur die Nachtigall im Gebüſch läßt noch ihren langgezogenen köſtlichen Geſang ertönen, einſam-herrlich; nur ein ſpäter Dampfer rauſcht vorbei.

Klothilde. Steigt nicht ein leichter Nebel aus dem Waſſer auf? Die Luft wird kühl und feucht. Laßt uns hineingehen.

Wilfrid. Hört!

Klothilde. — Das ſind Waldhörner, von Honnef her. Verſchiedne Stimmen, die über den Strom herüberklingen.

Wilfrid. Wie langſam ſie ſpielen! Nun ſetzen ſie ab. Wie fernes Echo wiederholt das zweite.

Klothilde. Kennt Ihr die Volksweiſe?

Wilfrid. „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein.“ Wer ſie höbe! Wer ſie gewönne!

Schriften aus dem Mitarbeiterkreiſe der Deutſchen Zeitſchrift.

Auswahl.

Der Kampf um das Deutſchtum, hsg. vom Alldeutſchen Verbande. 19 Hefte, je 80 Pfg. bis 1,40 M.
Schultheiß, Deutſchland am Beginn des 20. Jahrhunderts.
Wirth, Volkstum und Weltmacht, M. 4,50.
—, Die Entwicklung Aſiens. M. 2.
—, Die Entwicklung Rußlands. M. 1.
—, Oſtaſien in der Weltgeſchichte.

Wirth, Geschichte Formosas.
—, Geschichte Sibiriens.
—, Abriß der Geschichte Afrikas.
—, Geschichte Südafrikas.
Jentsch, Grundbegriffe der Volkswirtschaft.
v. Peez, Zur Handelspolitik.

Schulz (Arthur), Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. M. 2.
—, Mehr Kenntnisse — weniger Zeit! M. 0,60.
—, Blätter für deutsche Erziehung. Vierteljährlich drei Hefte. M. 1.
v. Peez, Scholastik in der Gegenwart. 10 Pfg.

Rau, Die Ethik Jesu. M. 3,00.
v. Peez, Haine und Heiligtümer. M. 2,40.
Wachler, Ueber die Zukunft des deutschen Glaubens. 25 Pfg.

Bartels, Deutsche Literaturgeschichte. 2 Bde. je ca. 4 M.
—, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. M. 3.
v. Kralik, Kunstbüchlein. M. 2.40.
—, Kulturstudien. M. 3,00.
Lienhard, Die Vorherrschaft Berlins. 0,50 M.
—, Neue Ideale. M. 2.
Mielke, Der Einzelne und seine Kunst.
—, Volkskunst.
Spitteler, Lachende Wahrheiten. M. 4.
Wachler, Wie die deutschen Theater die Kunst fördern. 60 Pfg.
—, Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste. M. 2.
v. Wolzogen (Hans), Die Idealisierung des Theaters. M. 2.
Die Volksbühne. Vierteljährlich drei Hefte. M. 1,50.

Der Spielmann, Almanach. Vierteljährlich drei Lieferungen. M. 2.
Friedrichs, Gedichte. M. 4. (Bd. 1 der ges. Werke.)
Geißler, Ausfahrt, Gedichte. M. 1,50.
Lienhard, Lieder eines Elsässers, Nordlandslieder. M. 2.
—, Till Eulenspiegel, Der Fremde, Gottfried von Straßburg, Odilia, König Arthur, Münchhausen, Die Schildbürger. Meist M. 2.
Bittrich, Spreewaldgeschichten. M. 2.
Löffler, Martin Bötzinger. M. 10. Madlene. M. 2.
v. Münchhausen (Börries), Balladen. M. 3.
Sohnrey, Die Leute aus der Lindenhütte. M. 3.
—, Geschichten aus Hannoverland. M. 2.
—, Rosmarin und Häckerling. M. 2.
Wachler, Unter den Buchen von Saßnitz. M. 1,50.
—, Schlesische Brautfahrt. M. 2.

Jungbrunnen. Das Heft zu M. 1.25.
Teuerdank. Die Lieferung M. 1,50.

Beiblatt.

* Der Herausgeber der Deutschen Zeitschrift Dr. Wachler, hat unterm 29. Juni d. Js. die Wahl in den Hauptvorstand des Allgemeinen deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande angenommen.

* Unseren Lesern zur Nachricht, daß wir in der Folge eingehend Edda-Studien von Direktor Friedrich Fischbach veröffentlichen werden, nämlich: a) die Flurkarte von Asgart und Mitgart mit Erläuterungen, b) die Deutung der übereinstimmenden und verwandten Namen, c) Richtigstellung der ältesten Mythen, als noch die Topographie maßgebend war. Auch sollen sich Aufsätze über die Lorelei, Roland, Wieland u. a. anschließen. — Im Druck ist das Buch: „Die schönsten Lieder der Edda und ihre Heimat am Niederrhein". Preis mit Flurkarte etwa 2 Mk. Bestellungen nimmt schon jetzt der Verlag der Deutschen Zeitschrift, Gose und Tetzlaff, Berlin W. 35, Karlsbad 15, entgegen.

* Von Ernst Wachler ist soeben im Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin SW. 46, Bernburgerstraße 3, das Schauspiel Schlesische Brautfahrt in der Buchaus-

gabe erschienen und durch alle Buchhandlungen zum Preise von 2 Mark zu beziehen.

* Der Doppelaufsatz unseres Herausgebers: „Ueber die Zukunft des deutschen Glaubens", der im Sommer 1900 so viel Aufsehen erregte, ist soeben als Broschüre neu gedruckt und vom Verlag Gose und Tetzlaff, Berlin W. 35, Karlsbad 15, zum Preis von 25 Pfennig zu beziehen.

* Mecklenburgische Ecke. „Friedrich Franz I. gründete 1793 Dentschlands ältestes Seebad", so steht an einem großen Findlingsblock im Ostseebad Heiligendamm zu lesen. In der Zeit von 100 Jahren haben sich unzählige Ostseebäder aufgethan, und Mecklenburg ist nicht zurückgeblieben. Zu Heiligendamm sind Warnemünde, Boltenhagen, Wustrow, Brunshaupten u. a. getreten, und zu Tausenden sind auch in diesem Jahre die „Ausländer" von Hamburg und Berlin in die mecklenburgischen Seebäder geströmt. Für die einheimische Bevölkerung ist die Aufnahme und Bewirtuug der Fremden eine neue Industrie geworden, die recht einträglich zu sein scheint, trotzdem die „Saison" doch nur recht kurz ist.

Aber nicht nur unsere Seestädte und — Dörfer empfehlen sich als Kurörter, sondern manche Landstädte preisen die herrlichen Umgebungen an Seeen und Waldungen, an Thälern und Höhen und bieten sich als Luftkurorte an. Und in der That trifft man auch hier eine große Zahl von „Ausländern", die bei kräftiger mecklenburgischer Kost in der gesunden Luft die Sommerfrische genießen.

Neben dem realen Gewinn an klingender Münze hat der Mecklenburger noch den idealen, daß er mittlerweile auch anfängt, die landschaftlichen Schönheiten seiner Heimat zu schätzen. Vielfach nämlich haben die Fremden ihm erst den Blick dafür geöffnet.

In der That bietet das Land eine nicht geringe Zahl von schönen Plätzen. Voran steht natürlich die Ostseeküste in ihrer ganzen Ausdehnung mit ihren Dünen und Wäldern; aber auch die Binnenseeen bilden herrliche Ufer, die mit hochragenden Waldungen gekrönt sind. Zu erwähnen sind diejenigen des Schaal-, des Schweriner-, des Plauer-, des Kummerowersees. Stolz klingt auch der Name der „Mecklenburgischen Schweiz", die mit ihren recht ansehnlichen Erhebungen bei Teterow und Malchin und mit ihren alten Ritterschlössern Basedow, Burg-Schlitz und Remplin die Glanzpunkte landschaftlicher Schönheit darbietet.

Dem Mecklenburger, wir wiederholen es, ist lange der Blick für die Schönheit seiner Heimat verschlossen gewesen. Und doch mangelt es ihm nicht an Heimatsliebe. Fast scheint es so, als ob diese das trockene Heideland und die unfruchtbaren Landstriche gleichsam mit einem Schimmer ihm verklärt hat, so daß er sich der Auszeichnung der bevorzugten Gegenden seines Landes nicht bewußt geworden ist. Oder ist der Grund in dem „dicken Blut" des Niederdeutschen zu suchen, das träge fließt und eine Gemütsart bewirkt, die auf das Alltägliche und Praktische gerichtet ist?

Bei einem großen Teile der Bevölkerung wird letzteres zutreffen. Das beweist folgende verbürgte Geschichte: Ganz in der Frühe eines herrlichen Frühlingstages fährt ein Fuhrwerk durch den Wald. Der Insasse des Wagens freut sich über den munteren Gesang der Vögel und läßt den Kutscher halten, damit er das schöne Konzert der befiederten Sänger genießen kann. Der Rosselenker aber wendet sich um und sagt zu seinem Herrn: „Dei watt' Mul noch bald taufrieren." Er hatte recht, denn es war empfindlich kalt, wie die steifen Kutscherhände bezeugten.

Güstrow. Dr. H. Schnell.

Bücherschau.

* Iros Deutschvölkischer Zeitweiser auf 1902. Preis: Mk. 1,20 (1 K. 40 H. ö. W.)

Dies Taschenbuch des österreichischen Reichsrats-Abgeordneten Karl Iro, das zum achten Mal erscheint, ist schlechterdings ausgezeichnet, und es ist nur zu wünschen, daß wir im Deutschen Reich bald ein ähnliches Büchlein, etwa herausgegeben vom Alldeutschen Verband, erhielten. Es vereinigt die Vorzüge eines praktischen Kalenders mit denen eines nationalen Katechismus, der den Abriß einer Bürgerkunde, den unsrer religiösen, mythischen und sittlichen Anschauungen, enthält: drei Dinge, für uns so notwendig wie das liebe Brot. Wohlverstanden, den Abriß der deutschen Moral, nicht der jüdisch-christlichen, wie sie durch den Unterricht der römisch-katholischen Kirche ebenso wie durch die protestantischen Katechismen, z. B. den kleinen Luthers, heut noch unsern Kindern aufgezwängt wird. Dieser antichristliche Standpunkt, den Iros Kalender mit dem „Scherer" und anderen österreichischen Organen einnimmt, ist sehr bemerkenswert; und die nationalen Blätter im Deutschen Reich, die an dem herkömmlichen Kompromiß-Standpunkt festhalten, scheinen demgegenüber rückständig. Die litterarischen Beiträge des Kalenders sind glücklich, so eine Rede des Abg. K. H. Wolf, der Entwurf einer Feuerrede für das Fest der Sonnenwende, der Aufsatz „Einige Wichtigkeiten" usw. Trefflich ist auch die Auswahl der Aussprüche. Ein Hauptwert des Kalenders liegt in der Aufzählung und eingehenden Charakteristik der nationalen und der gegnerischen Presse (für das deutsche Reich bedarf das alles der Ergänzung), sowie des nationalen Vereinswesens.

Wünschenswert wären: der Abriß eines deutschen Namenbüchleins mit Erklärung der Namen, eine kritischere Sichtung der empfehlenswerten Schriften (wobei wir auf unsere Litterarische Weihnachtsliste im 1. Dez.-Heft 1901 aufmerksam machen); statt der Karte der germanischen Stammsitze besser eine Karte der heutigen Verbreitung der Deutschen in Europa mit Einzeichnung der Staatsgrenzen und der Grenze des deutschen Reiches zur Zeit Karls V. Statt des deutschen Gebets (S. 137) scheint uns eins der Körnerschen Gedichte, z. B. das Gebet in der Schlacht, das völlig heidnisch-deutschen Geist atmet, besser am Platze. „Hochgeist" (S. 62) ist kein gutes Wort für Genius.

Iros „Zeitweiser" sollte jeder Deutsche besitzen. Bestellungen an Karl Iro, Wien XII 1, Ruckergasse 20. W.

* Livländischdeutsche Hefte. 3. u. 4. Stück. Drei Weihnachtsabende der deutschen Hansestadt Dorpat in Livland. 1222 — 1524 — 1802. Deutschliv-land, Nebukadnezar und das Russische Zartum. Von einem deutschen Reichsangehörigen. Lübeck 1893 u. 1899. W. Gläser.

Das Schicksal des livländischen Deutschtums wird an dem der Stadt Dorpat veranschaulicht. Dieser historische Teil ist am wertvollsten. Die zweite Hälfte des Buches füllen Aufsätze über Lübeck und eine langatmige Polemik gegen eine russische Schrift über die Weichselfrage. Der merkwürdige Titel des 4. Heftes erklärt sich daraus, daß der bibelgläubige Verfasser in Rußland den Erben Babylons erblickt und das Buch Daniel zu seiner Charakteristik heranzieht. Es zeigt sich hierin deutlich, welchen Einfluß auf die Denkart Konfessionen (hier das Luthertum) gewinnen können, wenn das Festhalten an ihnen zugleich das wirksamste Mittel zur Erhaltung des Volkstums ist. J. N.

* Deutsche Stammeskunde. Von Dr. Rudolf Much. Leipzig

1900. Sammlung Göschen. Geb. 80 Pf.

Abstammung und Kultur der Urgermanen, die Herausbildung der Stämme und ihre Wanderungen werden in sehr übersichtlicher Darstellung behandelt. Der Verfasser war sichtlich bestrebt, nur die sicheren Ergebnisse der Forschung zu bieten. J. N.

* Die höhere Schullaufbahn in Preußen, statistisch beleuchtet von Dr. H. Wermbter. 2. Aufl. Schalke 1901. E. Kannengießer.

Behandelt gründlich die Verhältnisse der höheren Schullaufbahn, das philologische Studium, wie die spätere Berufsthätigkeit. Infolge der schlechten Beförderungsaussichten (endgiltige Anstellung gewöhnlich erst gegen Ende des 33. Lebensjahres) und der unzulänglichen Gehaltsbemessung wird sich der schon eingetretene Mangel an höheren Lehrern mit den Jahren noch fühlbarer machen und die höhere Schule selbst in Gefahr bringen. J. N.

*Heimatsschutz. Von Ernst Rudorff. Leipzig und Berlin, G. H. Meyer. M. 1.

Die äußerliche rein materielle Kultur, der wir uns seit der Gründung des Reiches allzu willenlos hingegeben, beginnt in den besseren Kreisen des Volkes lebhafteren Widerspruch zu erregen. Man kommt zu der Einsicht, daß Industrialismus und Handel nicht die höchsten Lebensgüter erzeugen, vielmehr allzu rücksichtslos gepflegt gerade diese höchsten Güter vernichten, ihre Schaffung verhindern. Dieser Einsicht ist das vorliegende Buch entsprungen. Eindringlich mahnt es zur Umkehr, zeigt an zahlreichen Beispielen den Schaden, den schon das äußere Aussehen der deutschen Lande durch die blöde Höchstschätzung des rein nützlichen erlitten. Ein deutscher Ruskin, predigt der Verfasser den Wert des Schönen und Besonderen, das den geometrischen Idiosynkrasien der Behörden wie der Einzelnen aller Orten zum Opfer fällt. v. M.

* Zwei Novellen. Von Maxim Gorjki. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Mk. 1,50.

Es dürfte kein schlagenderes Beweismittel für den Wert der Heimatkunst geben, wie die Einhelligkeit, mit der die deutsche Kritik, die jüngst auch dem deutschen Leser durch Übersetzung zugänglich gemachten Romane und Novellen des Maxim Gorjki begrüßt. Haben wir doch hier Heimatkunst im wahren Sinne des Wortes. Auch die beiden vorliegenden Novellen atmen den besonderen Erdgeruch des südrussischen Landes, in dem Gorjki mit Vorliebe seine Helden leben und leiden läßt. Sie sind in der That vortrefflich; aus dem Gemütsleben des Verfassers herausgewachsen und mit seinem Herzblut geschrieben. Möchten recht viel deutsche Schriftsteller sich Gorjki als Vorbild nehmen und wie er für Russen, so ihrerseits für die Deutschen schreiben, dann würde auch die deutsche Heimatkunst blühen und gedeihen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit, und unter Bezugnahme auf einen in Nr. 356 der Wiener „Zeit" veröffentlichten kritischen Aufsatz nicht verfehlen, neben anderen Kritikern auch den Herrn Johannem Schlaf auf Maxim Gorjki aufmerksam zu machen. Erkennt er den Wert dieses Schriftstellers an, so muß er füglich auch seine Stellung der Heimatkunst gegenüber verändern, oder aber sollte er mit seinen bereits etwas rückständigen aesthetischen Theorien derartig verklebt sein, daß er, was er für den Russen als recht befindet, für den Deutschen nicht als billig gelten lassen will? v. M.

Post: Th. B. Hamburg-Eilbeck. Dank für Ihren Brief vom 22. 9., den wir an dieser Stelle gelegentlich beantworten.

☞ Diesem Heft liegt ein Prospekt der Verlagshandlung **Georg Heinrich Meyer** bei, den wir unsern Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

Freihandel ein liberales Parteierfordernis?

Ein Wort zur Verständigung.

Der doktrinäre Liberalismus hat sich gewöhnt, auch Wirtschaftsfragen in ein parteipolitisches Gewand zu hüllen. Wirtschaftspolitik und Parteipolitik sind aber so verschiedene Gebiete, daß sie sehr wohl rücksichtlich ihrer Träger ineinander übergreifen können, ohne daß die politische Parteigruppierung dadurch berührt wird. Es gehört jedoch zum Wesen des Liberalismus, daß er in seiner extremen Richtung stets zur absolutistischen Herrschaft neigt, die doch eigentlich dem Begriff einer wahren liberalen Gesinnung widerspricht. Die Zeit der politischen Kämpfe ist vorüber. Verfassungsfragen regen die modernen Politiker nicht mehr auf, da die berechtigten Forderungen des Liberalismus befriedigt sind. Höchstens gegen das Uebermaß würde sich gegenwärtig mit gleichem Recht der Widerspruch richten, den gemäßigte liberale Kreise auch mit den Konservativen durchaus teilen. Das geistlose, mechanische, allgemeine Wahlrecht hat nur der Sozialdemokratie Segen gebracht, der sich aber mit der Volkswohlfahrt nicht deckt. Aus der politischen Zeit sind wir in die soziale und wirtschaftliche Periode getreten.

In wirtschaftspolitischen Fragen kann daher nicht die Parteitaktik und -schablone entscheiden, sondern die selbständigen Interessengruppen müssen außerhalb des Parteirahmens ihre berechtigten Forderungen zur Geltung bringen, falls die Parteianschauung sich mit der wirtschaftlichen Ueberzeugung nicht deckt. Beim Centrum und dem Nationalliberalismus ist dieser Zwiespalt, soweit es sich um die Parteileitung handelt, thatsächlich in vielen Fragen vorhanden. Es ist fraglos erfreulich, daß in diesen beiden Parteikreisen sich die Anschauung trotz aller Parteidisziplin Raum verschafft hat, daß der Parteizwang in Wirtschaftsfragen fortfällt. Ausdrücklich ist diese Freiheit bei den Nationalliberalen anerkannt worden, obschon der linke Manchesterflügel eine solche mit dem wahren Liberalismus nicht für vereinbar erklärt hat. Das Wörtchen „Frei“ in Freihandel (libre échange, free trade) scheint hierfür den Ausschlag gegeben zu haben, obwohl gerade die liberale Parteigeschichte das Gegenteil lehrt. Als die napoleonische Continentalsperre und die Vernichtung der deutschen Industrie in der harten Kriegszeit endlich einem erträglichen Friedenszustande Platz gemacht hatte, sehnte sich alles begreiflicherweise nach einem freien Warenaustausch, zumal die englische Industrie das arme Deutschland mit billigen Gewerbeerzeugnissen verschwenderisch überschüttete. Der Bauer kleidete sich in englisches Baumwollen billiger als in deutsches Wollentuch und hatte keinen Grund, der neuen Zollermäßigung

zu zürnen. Aber allmählich erwachte in Deutschland der alte Gewerbefleiß und der Industrielle sah sich dem englischen Wettbewerb mit seinen großen Kapitalien gegenüber machtlos und rief nach Schutz. Jedoch die reaktionären Regierungen konnten nicht einsehen, warum der liberale Fabrikant mit seinem Freiheitsdurst plötzlich mittelalterliche Zollschranken erbat und die Preise der Gewerbeerzeugnisse verteuern wollte. Gerade in der Hochburg des Liberalismus, in Süddeutschland, wurden Stimmen zum Schutz der nationalen Arbeit laut, obschon man dort politisch höchst harmlos mit dem liberalen Frankreich liebäugelte und das reaktionäre Preußen verachtete, das im Zollverein schon die deutsche Einheit vorbereitete.

Der zu spät in wahrer Größe gewürdigte Friedrich List erkannte zuerst die praktische Verderblichkeit des nur England förderlichen Manchestertums, dessen Träger nicht ohne Grund englische gut rechnende Kaufleute waren, die sicherlich nicht um der schönen Theorie willen ihren Vorteil gesucht und gefunden hatten. Bis in die bayerischen Alpen und zum Bodensee drangen die billigen englischen Waren und legten jede einheimische Gewerbethätigkeit in diesen Artikeln lahm. Die alten Reichsstädte, wie Nürnberg und Augsburg, mit ihrem Jahrhunderte alten Gewerbefleiße sehen sich vor dem endgültigen Untergang ihrer Industrie. Norddeutschland hatte zu sehr unter der französischen Aussaugung gelitten, als daß es sich schon industriell emporraffen konnte. Die rein ländlichen Verhältnisse mit dem Mangel jeglichen Wohlstandes überwogen. So wurde in Deutschland der werkthätige Liberalismus, der nicht von unpraktischen Professoren und eigennützigen Händlern abhing, zum Erfinder des Schutzzolles und zum Schirmer der nationalen Arbeit. Er hat leider seine gesunden Gedanken nicht verwirklicht, selbst nicht in der Blüte seiner Herrschaft bei der Gründung des Reiches. Ja die von einem einsichtigen Teile seiner Anhänger eingeleitete wirtschaftliche Bewegung hat sogar seinen politischen Sturz herbeigeführt. Jedenfalls legt diese geschichtliche Entwicklung der wirtschaftlichen Auffassung mit einwandsfreier Deutlichkeit dar, daß sich ein maßvoller Liberalismus mit dem Freihandel nicht deckt. Ja er hat sogar das Verdienst, die nationale Wirtschaftslehre zuerst in diesem Jahrhundert aufgestellt zu haben, ohne in die Fehler des überlebten Merkantilismus zu verfallen, als den unverständige Freiheitsfanatiker den Schutz der nationalen Arbeit gern darstellen möchten.

Ob es liberal von den englischen Fabrikanten war, durch billige Kornpreise mittelst ausländischer Einfuhr unter Vernichtung des heimischen Aberbaues die Arbeitslöhne zu drücken und die Unternehmergewinnste zu steigern, lassen wir dahingestellt sein. Dies war und ist die Sachlage, wie sie die Gegner der sog. Brotverteurer freilich gern verschweigen. Die ideal ganz gute Theorie sieht in der Praxis eben anders aus und zeigt höchst egoistische Seiten, wie sie agrarischer und industrieller Eigennutz bisher noch nicht gezeitigt hat, obschon immer von der agrarischen Begehrlichkeit geredet wird. Thatsache ist aber nur der Niedergang der Landwirtschaft, während die Industrie noch blüht und der Handel wohl stets gedeihen wird, da ihm nationale Rücksichten fremd sind. Es ist daher eine manchesterliche Lüge, die gewiß auch in den Augen rechts stehender Politiker höchst ehrenwerte nationalliberale Parteigesinnung, die in nationaler Beziehung sogar allen andern Parteien zum Muster gedient hat, mit der Freihandelstheorie zu verquicken. Auch die Konservativen sind Freihändler gewesen und brauchen sich dessen nicht zu

ſchämen. Belehrung und Sinnesänderung aus wahrer Ueberzeugung ſind ſicherlich beſſere Zeichen eines verſtändigen Politikers, als verrannte Prinzipienreiterei, zumal wenn ſie nicht frei von eigennützigen Rückſichten iſt.

Trotz dieſer geſchichtlichen Entwicklung iſt es leider nicht zu leugnen, daß es den aus eigennützigen Gründen manchesterlich geſinnten Bank- und Handelskreiſen im liberalen Parteilager geglückt iſt, durch inhaltsloſe oder hetzeriſche Schlagworte liberale Freunde des Schutzes der nationalen Arbeit aus Parteirückſichten dem ſelbſtſüchtigen Händlertum zu nähern. Der von mächtigen Bankmitteln unterſtützte Handelsvertragsverein ſucht unter falſcher Flagge die erforderlichen Zollſchranken gegen die Ausbeutung des Auslandes und des internationalen Geldhandels einzureißen, indem er die Sachlage dahin verſchleiert, als ſeien die Handelsverträge in Gefahr. Freilich iſt es ein ſeltſames Verhältnis, wenn Nordamerika völlige Sperrzölle und Unterſchiedsabgaben trotz der vertragsmäßigen Meiſtbegünſtigung erhebt, während wir den amerikaniſchen Erzeugniſſen einen faſt freien Markt gewähren. Wir ſind thatſächlich mitten im Zollkrieg, nur mit der Abweichung, daß wir ſtets die Waffen ſenken, wenn uns die Vereinigten Staaten mit neuen ſachlichen Belaſtungen und perſönlichen Plackereien nicht nur drohen, ſondern ſie auch rückſichtslos ins Werk ſetzen. Die Nützlichkeit langfriſtiger Handelsverträge für die geſamte Volkswirtſchaft wird auch von den ackerbauenden Beteiligten nicht beſtritten, denen die längere Feſtlegung eines erhöhten Zollſchutzes nur genehm ſein kann. Die Tariffrage der Zollſätze ſteht daher nur inſoweit in Zuſammenhang mit der Erneuerung der alten Verträge, als die Höhe des Zolles deren Abſchluß nicht unmöglich machen darf. Unſere Zollbeſtimmungen ſtehen aber ſo weſentlich unter den untern Grenzen Frankreichs und Italiens, daß eine ſogar weſentliche Erhöhung ſelbſt deren Minimaltarif noch nicht erreichen wird. Sache der Diplomatie iſt es dann, den richtigen Ausgleich zu finden, ohne uns die Zeche unſeligen Capriviſchen Angedenkens bezahlen zu laſſen.

Der Zolltarifentwurf iſt beinahe zu gemäßigt gehalten, da er den 5 M. Satz als untere Grenze nur wiederherſtellt. Das Brotwuchergeſchrei gegen die berechtigten Schutzanſprüche der Landwirtſchaft iſt daher lediglich eine wüſte Verhetzung der urteilsloſen Menge. Bezeichnenderweiſe treffen ſich in dem Lager des ſchrankenloſen Freihandels die gewerbsmäßige Sozialdemokratie und das internationale Börſentum, die rote und die goldene Internationale. Es iſt auch kein Zufall, daß ein deutſchjüdiſches Börſenblatt, die Londoner Finanzchronik, die ausgeſprochenermaßen in engliſchem Solde ſteht und trotzdem von unſerm Großbankentum unterſtützt wird, durch den drohenden Verrat eines von ihr erſtandenen Exemplars die vorzeitige Veröffentlichung des Entwurfs veranlaßt hat.

Gerade in den Zeiten des Niederganges, den die künſtliche Erzeugungsſteigerung dank der Kurstreiberei der Großbanken und des Händlertums hervorgerufen hat, iſt die Förderung der Ausfuhr eine Pflicht des Staates, ſoweit ſie ſich in den berechtigten Grenzen hält. Der engliſche Raubzug iſt gegenwärtig ausgeſchloſſen, da ſich kein geſittetes Land mehr eine ſolche Ueberſchwemmung zum Schaden des heimiſchen Gewerbes gefallen läßt. Deshalb iſt auch eine verluſtreiche Unterbietung des ausländiſchen Wettbewerbs unſtatthaft, zumal wenn die Landwirtſchaft durch eine Verbilligung der Lebensmittel der Fabrikarbeiter unter Verteuerung der ſonſtigen Lebenshaltung die Koſten einer ſolchen Preisſchleuderei tragen ſoll. Großgewerbe und Ackerbau müſſen

sich gegenseitig ergänzen und schirmen, aber nicht auf Kosten des einen Standes ohne Rücksicht auf das Gesamtwohl bereichern, wie dies ein Ausfuhrgewerbe nach englischer Art thun würde. Auf die Dauer ist ein solches gewaltsames Verfahren auch gar nicht durchführbar. Die Unterdrückung der indischen Baumwollenindustrie hat den amerikanischen und japanischen Wettbewerb nicht aufhalten können, und jetzt müssen sich die englischen Baumwollspinner auch zur Duldung der indischen Erzeugnisse bequemen. Außerdem hat England den Rahm solcher Gewaltherrschaft bereits abgeschöpft und kehrt eine gleich günstige Gelegenheit nicht wieder.

Bezeichnender Weise beträgt die fremde Einfuhr aus Amerika und Rußland das doppelte unserer Ausfuhr. Trotzdem lassen wir uns von den Drohungen dieser Länder schrecken, die bei einem Zollkrieg also den doppelten Verlust haben. Das Ausscheiden des amerikanischen Marktes, der jetzt schon in Maschinen und Eisen, ganz abgesehen von seinen landwirtschaftlichen Roherzeugnissen, dem deutschen Gewerbe ganz empfindlichen Wettbewerb macht, ist übrigens in absehbarer Zeit sicher. Zucker, chemische Herstellungen und Spielwaren müssen bald auf anderweiten Absatz bedacht sein, zumal schon jetzt die Fabrikanten über drückende Einfuhrerschwerungen mit Recht klagen. Ein Fachblatt des mitteldeutschen Handels und Gewerbes spricht daher richtig von der schlotternden Angst des Kommerzienratsvereins des Herrn v. Siemens, der wohl mehr die internationalen Schwenzen in Papierweizen und Eisenbahnanteilen als das redliche Ausfuhrgewerbe bedroht sieht. Indessen brauchen wir Gegenmaßregeln der Amerikaner und Russen wirklich nicht zu fürchten, da der Einsatz der Gegner zu groß ist. Die Kunstblüte der russischen Industrie kann auch die deutsche Einfuhr, noch unser befruchtendes Kapital entbehren. Amerika ist freilich der europäischen Schulden ledig geworden und wird den Konkurrenzkampf über das Meer tragen. Umsomehr müssen wir uns beizeiten schützen, um genügend gegen den schon begonnenen Ueberfall gerüstet zu sein. Zollschranken sind das einzige und sicherste Mittel nach amerikanischem Muster.

Es ist unverständlich, wie diese einfachen Wirtschaftsfragen zu politischen Machtfragen seitens der verrannten liberalen Manchesterleute haben aufgebauscht werden können, sofern sie nicht zum beteiligten Händlertum gehören. In der Kanalfrage haben wir dasselbe unerbauliche Schauspiel erlebt, obschon höchstens die reiche rheinische Industrie handgreifliche Vorteile zugleich mit den Schelde- und Rheinhäfen von dem Bau gehabt haben würde, also auch in erheblichem Maße unsere zollpolitischen Widersacher, solange die beiden Niederlande noch nicht den Anschluß an das Reich gesucht haben. Der moderne Liberalismus verquickt also in durchaus unsachlicher Weise die Wirtschaftspolitik, die sich nie nach ewig feststehenden Grundsätzen, sondern nach veränderlichen Zuständen und Verkehrsverhältnissen richten muß, mit dem Parteidoktrinarismus, der sich eigentlich schon überlebt hat. Politisch ist der fortgeschrittene Liberalismus von der Sozialdemokratie bereits abgelöst worden. Die wirtschaftliche Auffassung des Manchestertums entspricht in bloßstellender Weise einer kapitalistischen und ausbeuterischen Weltanschauung, da im freien Spiel der Kräfte erfahrungsmäßig der Stärkere Sieger bleiben muß. Die Börsenschliche, die doch auch schon die Industrie erheblich in Mitleidenschaft ziehen, zeigen, welche Mittel der Bankmann und Großhändler anzuwenden noch für anständig hält. Juristisch sind Hausse und Baisse nach den beliebten Börsenmitteln einfach Betrug. Der ideale Liberalismus wird solche Gemeinschaft weit ab von sich weisen, aber

unter seinen Anhängern wird doch diese Gesinnung häufig als Aushängeschild für Machenschaften benützt, die das Gegenteil des Schutzes der redlichen und nationalen Arbeit sind. Diese Erkenntnis ist leider der nationalliberalen Parteileitung noch nicht in genügendem Maße gekommen, da sie in ihrer jüngsten Kundgebung die Frage des landwirtschaftlichen Schutzzolles übergangen hat, um sich blos für langfristige Handelsverträge auszusprechen, die jedermann wünscht, sofern uns das Ausland nicht wieder übervorteilt. Die Berliner Judenzeitungen, die sämtlich liberal sind, kriechen um des Geschäftes willen stets vor dem russischen Finanzminister, auch als er taktlos den Reichskanzler anrempeln ließ. Sobald er aber die Grenze den jüdischen Reisenden und Händlern sperrt, ist unsere deutsche Ehre berührt, wie wir kürzlich mit Freude erlebt haben.

Berlin. Kurd von Strantz.

Der Freiheitsmord in Südafrika.

„O Themis, siehst du nicht
Den blutigen Henkerblock?“ —

„Nein! dicht deckt mein Gesicht
Der englische Unterrock.“

Germanus.

Zur Lage in Mittel- und Ostasien.

Kürzlich habe ich Turkestan, Südsibirien und die Mongolei bereist, Peking noch vor der Wiederherstellung chinesischer Verwaltung gesehen und möchte hier in zwangloser Weise einige Eindrücke wiedergeben, die sich auf die politischen Verhältnisse beziehen.

In Turkestan ist der Gegensatz zu Indien beständig vor Aller Augen. Täglich füllt das Gespräch, without provocation des Fremdlings, auf die Engländer, deren südafrikanisches Mißgeschick sehr genau verfolgt wird. Es ist bei uns Mode geworden, einen Feldzug Rußlands gegen Indien als ein Picknick anzusehen. Kein Mensch zweifelt daran, daß die Russen blos zu wollen brauchen, und der ganze kunstreiche Bau der anglo-indischen Verwaltung stürzt wie ein Kartenhaus zusammen. Soviel ich sehe, macht nur Rogalla von Bibenstein eine Ausnahme. Er hält die Frage für keineswegs so leicht. Es scheint, daß die zuversichtlichen Urteile deutscher Reisender über den künftigen Triumph Rußlands in Südasien zumeist auf Aeußerungen der Russen selber zurückgehen, die freilich von ihrem eigenen Können die schönsten Ueberzeugungen hegen. Was Wunder, wenn selbst so ein besonnener Mann wie Skalkowski, der Diplomat der Nowoje Wremja, in seiner monumentalen „Aeußeren Politik Rußlands“ sagt, Indien zu erobern, sei eine Kleinigkeit, es zu verwalten, das sei die Schwierigkeit, was Wunders, wenn da beim Bier oder Champagner russische Offiziere die Kleinigkeit zu einer Winzigkeit herabsetzen? Mehr Wunders freilich, daß die deutschen Freunde solcher

Offiziere Prahlereien für Thaten nehmen. Doch es giebt auch ernste Leute in Petersburg. Hätten die sich recht davon durchdrungen, daß ein Feldzug gegen Indien nicht ein Va-banque-Spiel für Großbritannien, wohl aber für das Zarenreich bedeutet, längst wäre der Zug in Szene gesetzt worden. So wird kühnes Wagen wieder durch vorsichtige zähe Maulwurfsarbeit ersetzt. Man baut neue Bahnstrecken, man wühlt bei Afganen und Radschputen, man fördert den Handel mit Chinesisch-Ostturkestan, man empfängt Gesandtschaften des Dalai Lama. Bezeichnender als Alles ist doch schließlich, daß die Ratgeber des Zaren den südafrikanischen Krieg nicht benutzt haben. Das leidet kaum sehr abweichende Auslegungen. Umzingelung statt Frontangriff, das ist die Parole. Erwerb ohne Opfer! Die dankbare Theorie wird denn zunächst bei Tartaren und Mongolen in Praxis umgesetzt. Dort ist kein nachhaltiger Widerstand zu erwarten. Die Versuche in der Richtung waren denn auch vom besten Erfolge begleitet. Im Spätsommer 1900 wurde Kuldja von 50 000 Russen besetzt — ich werde die näheren Belege für diese in Europa kaum bekannte Thatsache später veröffentlichen. Jetzt sind allerdings nur noch zwei Sotnien Kosaken da, die aber, (da größere Entwürfe inzwischen aufgegeben wurden und die Truppen übrigens in der Mandschurei gebraucht wurden), zur Niederhaltung der einheimischen Bevölkerung völlig ausreichen. Urga, die Hauptstadt der östlichen Mongolei, ist ebenfalls von zwei Sotnien besetzt, die aus dem russischen Konsulat eine förmliche Festung geschaffen haben, und in Kaschgar gilt schon längst der russische Konsul dreimal so viel als der chinesische Amban. So sind die sämtlichen Außenprovinzen Chinas, auch ohne den noch nicht bestätigten oder vielmehr auf Verlangen der Mächte zurückgezogenen Vertrag, seit einem Jahre so gut wie russische Provinzen, mit der für Rußland höchst angenehmen Einschränkung, daß es nicht nur für das Wohlergehen sothaner Provinzen keine Verantwortung trägt, sondern auch für die Verwaltung kein Geld zu zahlen hat. Fehlt bloß noch Tibet. Aber auch Tibet nähert sich offensichtlich dem nordischen Bären. Bereits im Juli 1900 kam eine Gesandtschaft des Dalai Lama nach Livadia; vor kurzem, Frühsommer 1901, kam eine neue nach Petersburg. Allerdings zur selben Zeit oder wenig später ein dem Dalai Lama an Rang wenig nachstehender Buddhapriester aus Peking nach Japan. Man kann sich dem Argwohn jedoch nicht verschließen, daß diese Pekinger Sendung bloß eine Finte sei, um die andere zu decken, zu maskieren. Die Japaner dürfen nun nicht raisonnieren, da ihnen doch ungefähr ebenso viel Brocken hingeworfen werden wie ihren Nebenbuhlern. Weniger günstig steht für die Russen die Sache in der Mandschurei. Es geht ihnen sogar recht schlecht. Aller Handel und Wandel stockt, die Chinesen ziehen sich aus den Städten zurück, Räuberbanden durchziehen das Land, über zehntausend russischer Ansiedler, meist Kosaken, haben die ihnen angewiesenen Ländereien wieder verlassen, weil sie sich nicht halten konnten, kurz, die Mandschurei ist keineswegs befreundet. Und das, obwohl 140 000 russische Truppen in Ostasien stehen und 50 000 weitere auf dem Wege oder wohl inzwischen teilweise angelangt sind. Die Truppen sind freilich nicht sowohl gegen die Bewohner der Mandschurei ausgesandt, als gegen Japan. Es gilt im Kriegsministerium zu Petersburg als betrübliche — weil nichts dabei zu gewinnen ist — aber als ausgemachte Sache, daß in spätestens zwei Jahren Krieg mit Japan ausbrechen wird. Die Unfähigkeit der Russen, die paar Millionen der Mandschurei im Zaume zu halten, verspricht nicht

viel für die von ihren Jingos erſtrebte Herrſchaft über Nordchina. Chaos würde die Folge ſein. Thatſächlich ſind ſelbſt hervorragende Offiziere dafür, nicht nur auf weitere Erwerbungen zu verzichten, ſondern ſogar die Mandſchurei wieder herauszugeben.

Was aber den ehrgeizigen Plänen der Ruſſen am meiſten Einhalt thut, das iſt durchaus nicht die unſägliche Schwierigkeit der chineſiſchen Verhältniſſe, iſt noch weniger eine etwaige Einſicht in die eigene Unzulänglichkeit, ſondern iſt einzig und allein Japan. Vor den Japanern hegt Rußland Beſorgnis und mit Recht. Denn ſie ſind tapfer und an Disziplin und militäriſcher Technik, namentlich der der Kommunikationen, den Ruſſen weit überlegen. Was einzelne ruſſiſche Offiziere ſelber zugeſtehen. Die Japaner rüſten aus Leibeskräften. Sie haben namentlich in Jeſſo die umfangreichſten Vorbereitungen für den kommenden Zuſammenſtoß getroffen. Ich komme eben von einer Reiſe durch Jeſſo zurück und kann nur ſagen, daß ich hocherſtaunt war über die ungeheuren Fortſchritte, die dort gemacht wurden. Noch 1895 war überhaupt kein Militär in Jeſſo. Jetzt ſind allein in Aſabigawa (nördlich von Sapporo), einer Stadt, die vor drei Jahren 4000, jetzt 30 000 Einwohner zählt, drei Brigaden Infanterie, zwei Batterien, ein Reiterregiment und ein Pionierbataillion. Die Geſamtzahl der Streitkräfte auf Jeſſo wird, ſoweit das angeht, geheim gehalten, doch kann ſie auf etwa 35 000 Mann geſchätzt werden. Des weiteren ſind die Forts von Jakodate ſehr bedeutend erweitert und verſtärkt worden. Einer der ſchönſten und ſchnellſten Dampfer der japaniſchen Handelsflotte, die Satſuma Maru, iſt mit lauter in Zivil verkleideten Marineoffizieren und -ſoldaten, zwiſchen Aomori und Mororau — wie wenn ein Amerikafahrer zur Fahrt zwiſchen Helgoland und der Küſte liefe — eingeſtellt worden und vermittelt, natürlich nicht ohne großen pekuniären Verluſt, den Lokalverkehr, lediglich um beim Kriegsausbruch gleich zur Stelle zu ſein. Zahlreiche Generalſtabsoffiziere endlich reiſen in Zivil in Jeſſo umher, um nach dem Rechten zu ſehen.

Der Gegenſatz der beiden Großmächte begann in den 70er Jahren, wurde aber damals durch den Austauſch Südſachalins gegen die Kurilen beigelegt. Er erwachte von neuem durch Schimonoſeki. Japan wünſchte die Mandſchurei für eigene Bauernanſiedlungen zu gewinnen, ein Beſtreben, das man bei der Uebervölkerung des Mikadoreiches begreifen und eher rechtfertigen kann, als die Ausdehnungsſucht des ruſſiſchen Bären, der ſchon mehr als genug hat. Japan wünſchte weiter dem Ueberhandnehmen europäiſchen Einfluſſes in China und dadurch ganz Oſtaſien, einer Bewegung, die am mächtigſten durch Rußland vertreten ſcheint, ſich entgegenzuſtemmen. Allein das Inſelreich iſt in einer haltloſen Lage. Auf der einen Seite will es China helfen, und gerade jetzt iſt wieder Prinz Konoye, der eifrigſte Förderer einer entente cordiale mit China und des „Aſien für die Aſiaten" nach China gegangen — wahrlich nicht ſeiner Geſundheit wegen, die in der ſchauderhaften Luft Pekings höchſtens erſchüttert werden kann — auf der anderen Seite ſind die Söhne der Morgenſonne auf nichts mehr aus, als ſich völlig zu europäiſieren und völlig von der chineſiſchen Tradition loszukommen. Noch ſind die Japaner ein überwiegend orientaliſches Volk, aber geht es ſo weiter wie bisher, ſo werden ſich recht bald die weſtlichen Elemente ſtärker erweiſen. Allerdings möchte ich hierbei niemals ſo weit gehen wie einige Engländer. Sir Thomas Wade meinte, in einem Menſchenalter würden alle Japaner engliſch reden. Noch nicht in hundert Menſchenaltern! Und

Aſton, der lange Jahre an der Tokioer Univerſität wirkte, ſchreibt am Schluſſe ſeiner 1899 erſchienenen History of Japanese Literature: It is simply inconceivable that the Christian religion should not follow (den übrigen Fortſchritten im Inſelreiche). Für mich iſt es simply inconceivable, wie ein Menſch mit einem Funken hiſtoriſchen Gefühles derartige nicht ſanguiniſche, nein abſurde und wahnwitzige Anſichten hegen kann.

Was aber für die unüberbrückbare Kluft zwiſchen China und Japan wichtiger als alles iſt, das iſt die ungeheuere Verſchiedenheit der beiderſeitigen Raſſen, über die die Gleichheit, ehemalige Gleichheit der Kultur ſo wenig hinwegtäuſchen darf, wie dieſelbe Gleichheit bei Romanen, Kelten und Germanen. Die Chineſen ſind eine eigene Raſſe, die ſich ſtark mit kolariſchen, tibetiſchen, mongoliſch-türkiſchen Stämmen und einer unbekannten Raſſe vermiſcht hat. Die beträchtlichen Reſte jener nicht eingemiſchten Raſſe, 5—8 Millionen ſtark, werden von den Laos und einigen Minotſe dargeſtellt. Die Chineſen ſind ein weſentlich rationaliſtiſches Volk von konſervativer etwas ſtumpfer Art und ſozialiſtiſcher Grundlage. Die Japaner ſind aus kriegeriſchen Tataren, Ainu und Malayen hervorgegangen und ſind ein neuerungsſüchtiges, raſtloſes queckſilbriges Volk mit regem Ehrgeiz, regem point d'honneur und ariſtokratiſchen Grundanſchauungen. Bei ſolcher Charakterverſchiedenheit iſt keine dauernde Ausſöhnung möglich, ſo wenig wie zwiſchen Griechen und Türken. Man kann denn auch beobachten, daß ſelbſt die Gruppe Konoye in ihrem Eifer für japaniſch-chineſiſches Zuſammengehen bereits ſichtlich zu erkalten beginnt. Ernſter iſt vielleicht die panbuddhiſtiſche Bewegung zu nehmen, doch hat ſie im Grunde bis jetzt wenigſtens mehr hochklingende Phraſen als folgenreiche Thaten gebracht. Eine gewiſſe Zukunft möchte ich ihr nicht abſprechen, doch wird ſie in letzter Linie daran ſcheitern, daß weder in Japan, noch in China, noch Korea, noch Indien die herrſchenden Raſſen zum Buddhismus gehören.

Viel wichtiger iſt der Panislamismus. Martin Hartmann hat es ſchon vor einem Jahre ausgeſprochen: Den ganzen Vorteil von dem China-Abenteuer wird der Islam einheimſen. Allein auch er geht keineswegs geſchickt und zielbewußt vor. Die türkiſche Geſandtſchaft nach Oſtaſien, ein Schachzug erſten Ranges, iſt an der türkiſchen Unkenntnis hinſichtlich chineſiſcher Verhältniſſe völlig geſcheitert.

Tokio. Albrecht Wirth.

Volkstum und Dichtung.

II.

Der Dichter von heute hat ſich losgelöſt von Volkstum und Natur, dieſen bewährteſten Grundpfeilern ſeiner Kunſt, und beharrt mit überlegenem Hohnlächeln bei dem ebenſo unbeſcheidenen als albernen Glauben des Bildungsſpießers an ſeine alleinſeligmachende Menſchenkraft.[1]) Und mit dem niederſchmetternden Geſtändniſſe der

[1]) Gründlicher und umfaſſender, als das an dieſer Stelle geſchehen kann, iſt in ſeiner trefflichen Abhandlung „Das deutſche Volkslied“ Dr. J. W. Bruinier (Leipzig, 1899 B. G. Teubner, Mk. 1,15). Wegen des mannhaften Eintretens für die Forderung und Erhaltung einer volkstümlich nationalen Dichtung gegenüber den das deutſche Volkstum zerſetzenden Faktoren ſei die Broſchüre zum Studium warm empfohlen.

Ohnmacht müssen die Vertreter dieser Richtungen stehen bei dem Hinblick auf eine Reihe recht mittelmäßiger Talente wie Kerner, Schwab, Müller, beim Hinblick auf Uhland, die aus dem lebenspendenden Brunnquell der Volksdichtung schöpften und herrliche deutsche Lieder zu schenken hatten. Statt aber hinzugehen und des Gleichen zu thun, beharren sie im Glauben an sich selbst und warten — auf das Wunderbare. Und hier dürfte der Ort sein, mit aller Entschiedenheit den Vorwurf zurückzuweisen, als möchten wir rückständig den Liedton geheiligt wissen, den man landläufig mit Volkston bezeichnet. Ein künstliches Nachempfinden dieses Tones in der Meinung, dadurch dem Wesen des volksmäßigen Liedes nahezukommen, bedeutet eine völlige Verkennung des Begriffes ‚volkstümlich'. Niemals wird ein feststehender Maßstab für den Volksliedcharakter geschaffen werden können,[1]) denn das Volkstum ist veränderlich, damit der Charakter der Dichtung, die es spiegelt, und der Geschmack hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ideale. Der anderen Volksart mit veränderten Gesittungsstufen in der anderen Zeit gerecht zu werden, das ist die Aufgabe volkstümlicher Dichtung und in diesem ihrem Wesen ist sie unverrückbar wie die stammhafte Grundlage des Volkstums selbst. In ihr und nur in ihr wurzelt die lebensfähige Dichtung. Da aber Inhalt und Form sich restlos zu decken haben, muß jedes vollwertige Gedicht notwendig im Volkston stehen. Dichtungen, mit der Etikette „im Volkston" versehen, sind dagegen in der Regel blutleere Mache, denn inniges, volkstümliches Empfinden *schafft* sich seinen *zeitgemäßen* Liedton, wie in den Tagen der Romantiker oder der Dichter der Befreiungskriege, auch heute. Dazu gehört aber eben Wurzelständigkeit im Volkstum und ein feiner Sinn für das Volksempfinden nach Inhalt und Sprache.

Bei der Veränderlichkeit des Volkstums ist es sebstverständlich, daß auch ganze Aeste am Baume der Dichtung absterben können (Mären!), weil die Verhältnisse, welche dort zur Schilderung gelangen, ihre Gegenständlichkeit verlieren. So schmerzlich wir das empfinden mögen: es würde dem Wesen der Dichtung widersprechen, in solchen Fällen etwa erhaltend auftreten zu wollen. Aber aus dem verwitternden Holz eines geborstenen Stammes sprießen neue lebenskräftige Schosse und nur eine irregeleitete Kunst kann diese jungen Triebe achtlos verkümmern lassen.

Eine in diesem Sinne volkstümliche Kunstdichtung hat sich das Volk noch immer zu eigen gemacht und mit in künftige Tage genommen. Alles unechte scheidet allgemach aus und darum ist Heine, der zwar ausschließlich den „Volkston" pflegte, aber in seinem innersten Wesen dem deutschen Volkstume fremd geblieben ist, von allen heute genannten Poeten der am wenigsten zukunftsichere. Darum drang Uhland in das Volk und Scheffel, der weder seine wunderbare Dichtung in Prosa noch seinen Trompeter rein äußerlich auf den Volkston stimmte, sondern einen vorher nie erklungenen Ton fand, erobert sich die Massen mit einer Siegsicherheit, die den Glauben an die allein seligmachende Menschenkraft losgelöst vom Volkstum wohl erschüttern mag. Darum werden Storm („Kein Mann gedeihet ohne Vaterland") und Fontane immer populärer und die Saat eines Arno Holz mag keinen Boden finden, weil ihr die Keimkraft fehlt, an die der Dichter selbst mit unerschütterlicher Festigkeit glaubt. Bei jeder Gelegenheit (wie kürzlich in der Zeitschrift „Kyffhäuser", Linz a. d. Donau, wo er u. a. das Priori-

[1]) Ich verweise auch an dieser Stelle auf Bruinier.

tätsrecht an der von ihm vertretenen Theorie in unerquicklicher Polemik geltend macht), kommt dieser unerschütterliche Glaube mit der ehrlichen Ueberzeugung des Märtyrertums zum Ausdruck. Das stimmt beinahe wehmütig, weil seine Sache so vollständig zukunftslos ist. Der Zusammenhang, in dem er ein Citat aus Liliencron einem aus seinem Phantasus gegenüberstellt, ist hier bedeutungslos. Liliencron dichtet:

„Ich sitze zwischen Mine und Stine
Den hellblonden hübschen Friesenmädchen,
Und trinke Grogk.
Die Mutter gieng schlafen.
Geht Mine hinaus,
Um heißes Wasser zu holen,
Küß' ich Stine.
Geht Stine hinaus,
Um ein Brötchen mit aufgelegten kalten Eiern
Und Anchovis zu bringen,
Küß' ich Mine.
Nun sitzen wieder beide neben mir.
Meinen rechten Arm halt' ich um Stine,
Meinen linken um Mine.
Wir sind lustig und lachen.
Stine häkelt,
Mine blättert
In einem verjährten Modejournal.
Und ich erzähl' ihnen Geschichten."

Hierzu bemerkt Holz: „Das ist in seiner Einfachheit gewiß wundervoll. Nur wirkt heute, wo ich die Bewegung, die ich hervorrief, überblicke, wo ich ihr Ziel deutlicher sehe, dieses Referat nicht mehr wie der Eingang eines Gedichtes auf mich, sondern wie der Anfang einer Novelle. Stelle ich mir vollends auch noch die Schreibweise so vor, so wird diese Illusion vollständig. Ich verspüre nicht mehr den geringsten Rhythmus; wie ich ihn in jeder anderen Prosa, trotzdem er in ihr drinsteckt, auch nicht verspüre."

Was uns betrifft, so halten wir dieses Gedicht für nichts weniger als wundervoll. Inhaltlich gehört es zu jenen Schöpfungen, die, wie wir gelegentlich an anderer Stelle hervorhoben, die Prüfung eines männlichen Geschmacks nicht aushalten. Die Frage, ob derartige Vorwürfe nach poetischer Darstellung schreien, in bejahendem Sinne zu beantworten, ist eben Sache eines persönlichen Empfindens, für welches nicht jedermann organisiert ist. Liliencron hat den prächtigen Ausdruck der „skatledernen Dürftigkeit" geprägt: vollkommener als von seinem Gedichte kann niemand selbst von der ¼4 Uhr-Morgen-Kaffeehausatmosphäre angeödet werden, in der die Glut von Cigarrenstummeln in den feuchten Ringeln der Tischplatten verzischt. Leicht ließe sich für die Dürftigkeit der in dem Gedichte geschilderten Situation, die bei Liliencron leider nur zu häufig ist, ein dem obigen würdiges Analogon finden. Wir halten das Citat inhaltlich und formell für eine unverzeihliche Plattheit. Die Ruhe, mit welcher man heutzutage dergleichen vorgesetzt bekommt, ist beleidigend. Das Verhältnis derartiger Kunst zum Wesen der volkstümlichen ergiebt sich aus den vorstehenden Ausführungen.

Der bloße Sprechton aber, wie er sich bei Liliencron findet, genügt auch Arno Holz nicht mehr. Und das ist das Entscheidende. Er ist nur „Voraussetzung"; zu ihr muß noch die „Erfüllung" treten, welche Holz erkennt: in einem Vibrieren jeder Zeile, einem heimlichen Leben jedes

Lautes, „das sich überall und bei jedem finden muß, wo sich Inhalt und Form einen flüchtigen Augenblick decken. Gerade die permanente Kongruenz dieser beiden ist aber der Kern dessen, was ich predige.“ So Holz. Und diese „Erfüllung“ findet Holz in folgendem Stück aus seinem Phantasus:

Schönes, grünes, weiches Gras.
Drin liege ich.
Mitten zwischen Butterblumen.

Ueber mir,
Warm,
Der Himmel:
Ein weißes, zitterndes Weiß,
Das mir die Augen langsam, ganz langsam schließt.
Wehende Luft . . . ein zartes Summen.

Nun bin ich fern
Von jeder Welt,
Ein sanftes Rot erfüllt mich ganz,
Und deutlich spür' ich, wie die Sonne mir durchs Blut rinnt — minutenlang.
Versunken alles. Nur noch ich.
Selig!

Zweifellos empfindet Holz beim Schaffen dieses heimliche Leben jedes Lautes, dieses Vibrieren jeder Zeile — aber ebenso zweifellos empfindet das der Leser nicht mit, weil die Kraft der Gestaltung dichterischen Ausdrucks gebricht, der die Uebertragung eigenen Empfindens auf das fremde bewirkt.

Ein Dichter, der selbst am meisten überrascht sein würde, wenn man ihm ein kräftig gestaltendes Talent zuerkennen wollte, dessen Stärke aber in seiner Bodenständigkeit im fruchtbringenden Volkstum besteht — Hermann Allmers[1]) — hat zufällig die gleiche Gedankenreihe bei verblüffend gleicher Stimmung in einem bekannten kleinen Gedichte festgehalten. Das „leidet“ an dem von Holz so bitter gehaßten Reim und ist ein Lied, das — ebenfalls nach Holz — von einem rückständigen, verächtlichen Individuum einer gewissen Hirnstruktur geboren wurde. Die Nebeneinanderstellung beider Gedichte erübrigt jede Randbemerkung und soll die heutigen Ausführungen schließen. Das Gedicht lautet:

Feldeinsamkeit.

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.

Und schöne, weiße Wolken ziehn dahin
Durch's tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Kann die stimmungserzeugende Kraft der alten Form in ihrem Verhältnis zu der neuen beredter zum Ausdruck gelangen?

Wachwitz bei Loschwitz. Max Geißler.

[1]) Dichtungen. 4. (Jubiläums)-Ausgabe. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Zweites Geſpräch.

Wilfrid. Senkrecht über dem Rhein! Abgrund unter uns!

Klothilde. Der Fels ſpringt weit vor, auf dem dieſer Pavillon ſteht.

Wilfrid. Welch ein Bild!

Klothilde. Dort ſteigt der Drachenfels auf, wo Siegfried den Wurm erſchlug und ſpiegelt ſich im Strom; daneben die Wolkenburg, der Oelberg, die Löwenburg und die andern Kuppen des Gebirges. Drüben, an ſeinem Fuß, leuchtet Honnef mit weißen Häuschen herüber. Seht, wie der Rhein, dreigeſpalten, die grünen Inſeln unter uns umſtrömt: Grafenwerth und hier, uns zu Füßen, Nonnenwerth mit dem Kloſter im dunklen Gebüſch. Zur Rechten die Weinberge, durch die wir aufſtiegen, und hoch über uns, durch den Wald verdeckt, der Rolandsbogen, das Wahrzeichen des Helden, von dem der Ort den Namen trägt.

Wilfrid. Spinnt ſich nicht altersgraue Sage um dies Gemäuer? Saß hier droben nicht jener Ritter Toggenburg, der voll Sehnſucht nach der verlornen Braut im Kloſter hinüberblickte?

Klothilde. Es iſt Roland ſelbſt, deſſen Braut den Schleier nahm auf die falſche Kunde von ſeinem Tod. Der Held, von weiter Fahrt zurück und unfähig, ihr Gelübde zu löſen, erbaute an dieſem Eck eine Burg, deren einziger Reſt der Bogen iſt. Das Mädchen welkte hin vor Gram; da zog Roland mit Kaiſer Karl wider die Sarazenen und ſuchte den Tod bei Ronceval in der Schlacht. Die Burg ſank in Trümmer in ſtürmiſcher Nacht: aber mich dünkt, die Geiſter der Toten umſchweben dieſe Stätte, wenn oft des Abends Geſang und Spiel ſchwermütig von dem Kloſter am Rhein herübertönt.

Wilfrid. Es iſt der Zauber der Vorwelt, der ſolche Stätten heiligt. — Wollen wir hier bleiben? Die Luft iſt ſchwül, es zieht ein Unwetter herauf.

Klothilde. Der Pavillon ſchützt uns, und dieſe Sitze ſind bequem. Laßt es nur kommen; hab ich mich je davor gefürchtet?

Wilfried. Ihr wart ein mutiges Kind.

Klothilde. Iſts nicht ſchlimm, wenn es Mädchen nicht ſind? — Doch wie glüht die Sonne! Es liegt wie ein Schleier vor dem Auge. Wie undeutlich die Linien der Berge!

Wilfrid. Hört Ihr den fernen Donner?

Klothilde. Es wird ſchnell heraufkommen.

Wilfrid. Schon verdunkelt ſich der Himmel; ſchwarzes Gewölk bedeckt die Sonne. Nur weit hinten noch eine weiße Wolke und zartes Blau. Der Wind erhebt ſich; ſtärker und ſtärker! Der grünliche Strom wird bewegt. Wie friſch die Luft nun! Wollt Ihr Euch nicht in euren Umhang hüllen?

Klothide. Ihr ſeid beſorgt um mich!

Wilfrid. Es wird ſogleich Not thun. Der Donner kommt näher! Wie klar die Berge werden, wie ſcharf ihr Umriß, wie leuchtend die Farben! Der Strom ſchäumt in kleinen weißen Wellen auf. Da, ein Blitz!

Klothilde. Hier brechen ſich die Gewitter, an Rolands Eck. Nun ſeht Ihr es über dem Strom!

Wilfrid. Welch ein Schauspiel! Blitz auf Blitz und immer rascher der Donner! Rolands unzerbrechliches Schwert Durendart, vor dem die Feinde fallen, wenn sie es auch nur aufleuchten sehn, das selbst Felsen spaltet: was ist es andres als der rotzuckende Blitzstrahl? Sein Horn Olifant, das über weite Lande tönt: was ist es andres als der rollende Donner? Erkennt Ihr die Abzeichen des Gottes im roten Bart? dem unsere Eichen, dem das Eichhörnchen, die rote Frucht der Ebereesche heilig ist? Der unserm Donnerstag den Namen gab? Er selbst ist der Roland der Sage, der hier wohnt, dessen mächtiges Haupt der Wolkenschleier umhüllt, der Segner der Fluren, der Beschützer des Marktes!

Klothilde. Laßt stürmen, laßt regnen, mein Freund! Ich mag es gern, vom sichern Platz dem Wetter zuzusehn. So wild es tobt, so schnell zieht es vorbei. Seht, es wird heller; der Wind nimmt ab und langsam verhallt schon der Donner. Der Himmel wird allmählich wieder blau. Die Vögel beginnen wieder zu zwitschern und zu singen!

Wilfrid. Nun trieft Blatt und Blüte vom Guß, die Erde dampft, die würzige kühle Luft erquickt. Erneut scheint alles Leben und verjüngt. Und seht, mit mildem Glanz durchbricht die goldne Sonne das Gewölk, den funkelnden Regenbogen wölbend!

Klothilde. Wie unglücklich so viele Menschen von heut, die dies alles stumpf und gedankenlos schauen!

Wilfrid. Ewige unaussprechliche Wunder der Natur! Wer, der mit offener Seele nur euch aufnimmt, glaubte nicht an die himmlischen Mächte! Ihr altert nicht, ihr Unsterblichen; und unsere Gedanken nur sind arme Bilder eures Seins. Ihr erscheint uns wieder, verjüngt und hold, strahlende Gestalten unserer Sehnsucht!

Klothilde. Gedenkt Ihr der alten Sage von der Erneuerung der Welt, die uns als Kinder so geheimnisvoll anmutete?

Wilfrid. Erst wir Erwachsenen begreifen sie. Die alten Götter voll Schuld und Verbrechen sind untergegangen, die Welt im Feuer verbrannt; da finden sich auf dem Idafeld blühende heitre Lichtgestalten: Wali und Widar, Balder und Höder, friedlich vereint, und aus dem grünen Gehölz tritt ein unschuldiges kindliches Menschenpaar: eine neue Sonne leuchtet und Idun reicht ihnen die Aepfel der ewigen Jugend.

Klothilde. Wie wollt Ihr dies deuten?

Wilfrid. Auch bei uns versinken die alten Götter; auch bei uns erkennen die bitter Streitenden, daß sie Brüder sind und das Gold im Heimatboden ruht, das sie in der Fremde suchten. Im Feuer verbrennt die morsche Welt, und eine neue strahlende taucht aus den Tiefen.

Klothilde. Doch wieviel sehen ihren Rand, wieviel schwingen sich zu ihr empor!

Wilfrid. Wohl sind es wenige; doch die Sehnsucht nach ihr lebt in vielen Tausenden. Einen Landpfarrer traf ich einst in Mähren, der sich freute, zum ersten Mal seit der Wehrpflicht wandernd die Kraft seiner Glieder zu fühlen. Arme Deutsche, die römischer Glaube entmannt hat! Wann kehren wir zurück in die Bahn, aus der uns ein feindliches Geschick verdrängte? Wann erscheint der Gewaltige, der dem Ausdruck und Gestalt giebt, was in allen edlen Herzen dunkel wogt und drängt?

Klothilde. Daß er doch käme und vereinte, was heute noch zerklüftet und getrennt ist! Daß er den Grund uns schüfe für eine neue geschlossene Bildung! Wie viel Widerstreitendes drang auf uns ein! Ward unserm Gedächtnis eingeprägt! Mich dünkt oft, daß ich richtiger

fühlte, beſſer dachte, bevor mir jemand Unterricht gab; daß ich das Tiefſte, was ich jetzt gewonnen, ſchon einmal dunkel beſaß.

Wilfrid. Was läßt ſich reichen Naturen geben! Sie entfalten ſich wie ein ſtolzer Baum, der in tauſend Blüten und Früchten herrlich treibt. Aber das Volk, das niedre Geſträuch — iſt es gleichgültig, ob es verkrüppelt und verdorrt? Ob es in ungeſunder ſtickiger Luft aufwächſt? Durch Jahrhunderte verdorben, ſich niemals erhebt? Mit dem Aberglauben ferner, gedrückter Menſchen abgeſpeiſt, dumpf dahinlebt oder zuchtlos verwildert?

Klothilde. Und die Nahrung, womit wir ſie ſpeiſen können? Das Naß, womit wir ſie erquicken?

Wilfrid. Ich will es Euch verraten. Wie klagen doch unſre Dichter über die Verdüſterung der Welt, über den finſtren Ernſt und das traurige Entſagen! Doch dieſe zornige Klage — trifft ſie den Deutſchen? Wir ſind Kinder des Waldes und der Heide: warum verleugnen wir es? Heilig wie dem Inder, dem Griechen iſt auch uns der ſprießende Baum, das quellende Waſſer, der Hauch der Luft, die Glut des Feuers und die himmliſchen Geſtirne. Auch wir bevölkern den ſtillen Hügel, den Wieſenhang, den See mit Elfen und Holdchen und Nixen. Dies wuchernde Brombeergeſtrüpp, dieſe Heckenroſe — leben ſie nicht, atmen ſie nicht gleich uns? Der Zauber der Mittſommernacht — wer fühlt ihn tiefer als wir?

Klothilde. Wenn unſer Volk ſo wieder dächte! So empfände!

Wilfrid. Unſre Sänger, unſre Künſtler empfinden ſo; hier trennt ſie kein Bekenntnis, keine Kirche. Wir alle ſind Geſchöpfe der Erde: Menſch und Tier und Blume und Fels; wer wäre ſo beſchränkt, nur dem Menſchen eine Seele einzuräumen?

Klothilde. Werden Lehrer aufſtehen, dies zu lehren? Prieſter, dies zu verkünden?

Wilfrid. Wo iſt hier ein Zwieſpalt zwiſchen Wiſſen und Glauben? Zwiſchen der Anſchauung des Forſchers und des Künſtlers? Dieſe Weltanſicht, die natürlich iſt für den Unverbildeten, — hat in ihr nicht der größte Deutſche gelebt?

Klothilde. Ja, wir ſind Kinder der Erde, allverwandt. Holde, gütige Mutter, wie dürften wir dich verachten!

Wilfrid. Und unſre Erde iſt ein Stern! Ein Stern unter Sternen! Ein Pünktchen in der Vielheit der Welten, im Glutmeer der Sonnen; ein Körnchen in der Unendlichkeit des Alls! Göttlich die Natur, wie winzige Formen ſie auch annimmt, wie unermeßliche Räume ſie auch erfüllt! Und wir leugneten euch, ewige Mächte, die wir vielmehr euch neu dem Volk offenbaren? —

Klothilde. Die Dämmerung bricht herein. Gehn wir hinab.

Wilfrid. Wer, der gleich uns denkt, möchte ſich maßlos überheben oder armſelig an der Welt verzweifeln? Klägliches, unwürdiges Schauſpiel der Jahrhunderte, verſinkſt du endlich? Wieder fühlen ſich Menſchen als das, wozu die Natur ſie beſtimmt hat: als die blühenden adligen Herren der Erde!

Klothilde. Ein linder Abendwind weht zum Wald herauf. O holder Mai! O ſüße Luft, zu atmen und zu wirken!

Wilfrid. Unſere Altvordern hielten Andacht in heiligen Hainen. Stehn wir ihrem Empfinden ſo fern? Iſt nicht der Wald auch für uns ein Heiligtum?

Klothilde. Wann gingen wir als Kinder das letzte Mal durch den dämmernden Wald?

Wilfrid. Es iſt lange her.

Klothilde. Denkt, es wäre wie einſt; da träumten wir und freuten uns an Märchen. Aber träumen wir nicht auch heut und freun uns an Märchen?

Schleſiſches Dorfleben.

„Leutenot" von Philo von Walde. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. 2,50 Mk.

Als vor mehr als ſiebzig Jahren Holtei die ſchleſiſche Bauernfiedel zu ſtreichen anhob, welche Fülle mannigfaltiger Töne wußt' er da ſofort ihr zu entlocken! Die ganze Tonleiter der Empfindungen ſtand ihm zu Gebote. Aber in den Ohren ſeiner Nachfolger klangen nur die luſtigen Weiſen fort und wurden zeugend für ihr Singen und Sagen — lange Zeit. Alle Saiten bis auf eine einzige riſſen ſie von dem reichbeſpannten Inſtrumente des Meiſters, und auf dieſer einen ſpielten ſie unermüdlich Scherz- und Schelmenſtücklein, als ob es in der Schläſing nichts andres gäbe als Uebermut und Luſtigkeit. Klänge von lyriſcher Zartheit, Tiefe und Würde, blieben vereinzelt wie Goldkörner im Sande. Unbildlich, — ſie brachten thatſächlich den ſchleſiſchen Dialekt in den unverdienten Verdacht, daß er nur zur Erzählung humoriſtiſch-komiſcher Anekdoten, harmloſer Dorfhumoresken und dergl. geeignet ſei, im Ernſt aber völlig verſage. Und wer nach den mundartlichen Proben urteilen wollte, was mußte der ſich vom Charakter des Schleſiers für ein Bild machen! Eine Welt ſchwerfälliger, dummer Tolpatſche, närriſcher Kerle und Poſſenreißer ſchien darnach die Sudetenprovinz zu bevölkern. Der Vorwurf, den man in thörichter Verblendung einſt auf Holtei gemünzt hatte, er habe die Schleſier vor ganz Deutſchland lächerlich gemacht, war jetzt faſt am Platze.

Ein Dichter von der Kraft Hauptmanns mußte erſtehen, um das unſelige Vorurteil, das dem ſchleſiſchen Dialekt anhing, zu erſchüttern. Ihm gelang es mit ſeinen Dramen, die lange verkannte Mundart bühnenfähig zu machen. Aber Freunde und Bewunderer erwarb er ihr wohl kaum. Seine Sprache verrät nichts von ihrer Geſchmeidigkeit und innewohnenden Muſik. Und ſeine Geſtalten haben ſicher keine Schleſierſchwärmerei groß gezogen, dazu ſind faſt alle zu ſehr Grau in Grau gemalt.

Das Beſtreben, dem ſchleſiſchen Volkscharakter endlich Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und zugleich die Vorzüge des heimatlichen Dialektes zu enthüllen, zeigt dagegen ein anderer Poet: Philo von Walde. Abgeſehen von ſeinen früheren mundartlichen Veröffentlichungen, tritt dies löbliche Bemühen unverkennbar an den Tag in ſeiner neuen Dichtung „Leutenot". Ihr Geſamteindruck gleicht der Empfindung, die unſere Nerven beſänftigt, wenn nach unausſtehlichen Verzerrungen uns ein Bild von Ebenmaß und Wahrheit entgegentritt.

„Leutenot" iſt das erſte ſchleſiſche Epos. Das Schickſal eines armen Weberknaben bildet ſeinen Inhalt, doch iſt „Hanſel" nicht, wie man leicht vermuten könnte, ein Nachkomme der Hauptmann'ſchen „Weber". Er ſtammt auch nicht aus den Weberdörfern des Gebirges. In vielen Gegenden Schleſiens, z. B. um Ziegenhals und Neiſſe, giebt es faſt in jedem Bauerndorfe noch ein oder zwei Weberfamilien. Die

Not ist bei ihnen ebenso zu Hause wie in Peterswaldau und Kaschbach. Aus einer solchen entsproß der Held der Dichtung. Seine Eltern sind zwei echt schlesische Typen. Tagüber sitzt der Vater am Webstuhl, und nachts schreitet er die Dorfstraße auf und ab als Wächter. Beides giebt ihm Zeit und Gelegenheit, allerlei Gedanken nachzuhängen. Und er thut das in reichem Maße und zimmert sich seine Weltanschauung wie ein Philosoph. Er verkörpert die Lust des Schlesiers am Grübeln. Ganz anders die Mutter. Mit allem zufrieden, kann nichts ihr seelisches Gleichgewicht auf die Dauer erschüttern, weder der Verlust des Mannes, des Besitztums, noch des Kindes. Als Armenhäuslerin beschließt sie ihren Lebensherbst, unverdüsterten Gemütes: ein rührendes Bild unglaublicher Genügsamkeit und felsenfesten Gottvertrauens. Die häuslichen Szenen dieser beiden Eheleute wirken wie das Leben selber, so frisch und treu sind sie wiedergegeben.

In „Hansel" tritt die Individualität seines Stammes am reinsten in die Erscheinung. Wie goldigklar offenbart schon der Knabe den Reichtum des schlesischen Gemütes! Namentlich in seiner Liebe zur Pflanzen- und Tierwelt. Am glücklichsten ist er in seinem Blumengärtchen. Er kennt alle Vogelstimmen und weiß sie zu deuten. Eine tote Schwalbe begräbt er mit feierlich-ernstem Gepränge, als wäre sie ein gestorbenes Kind. Wilde Hummeln in einem Kästchen ersetzen ihm Bienen und Bienenstöcke. Kaninchen liebt er so sehr, daß er selbst auf unerlaubte Weise in den Besitz eines solchen zu gelangen sucht. — Er ist ein Träumer. An den Spielen der Dorfjugend findet er kein Gefallen. Scheu sondert er sich ab von ihr, die ihn verspottet. Märchenbücher und Bilderbogen üben den größten Zauber auf ihn aus. Einen Winkel unter dem Dache des Elternhauses baut und schmückt er sich aus zum heimlichen Heiligtum und treibt darin einsame Studien und macht verstohlen seine ersten Verse. — In der Schule ist er der talentvollste Bursch. Pfarrer und Lehrer erkennen seine außergewöhnliche Begabung, seinen Beruf zu Höherem. — Zeitig erwacht in seinem Herzen die Liebe. Die Szene am Rutandelsee, wo er mit seiner kleinen frühreifen Braut, der Müller-Trudel, in kindlicher Unschuld Hochzeit feiert, ist von unsagbarer Schönheit. — Sein Streben, aus der Enge der ärmlichen Verhältnisse hinauszugelangen, auf die Höhen, wo ein besseres Leben winkt, wird symbolisch fein angedeutet, durch seine Vorliebe, auf den Kirchturm zu steigen und dort die Glocken zu läuten. Aber die Sehnsucht nach dem Glücke bleibt ihm unerfüllt. Zu früh sterben seine Gönner, und an dem eisernen Willen des Dorfschulzen scheitern alle seine und seiner Eltern Zukunftspläne: Kuhhirt wird der Hansel, muß er werden. Die Roheit seines Dienstherrn zwingt ihn zur Flucht aus der Heimat. Vertrauensselig, wie nur ein Schlesier sein kann, schließt er für den Anfang sich zwei abgefeimten Handwerksburschen an und zieht dann jahrelang als Landstreicher durch die deutschen Gaue. Fast überall, wo er rastet, erglüht er in Liebe zu einer Schönen. Schnell fügt er sich in die neuen Sitten und Gebräuche, vergißt in der Fremde die Heimat, verleugnet sie vielleicht manchmal gar, wie es leider die Schlesier oft fertig bringen. Aber der Anblick des Rheines rüttelt ihn auf. Das Heimweh erwacht, — er tritt die Rückreise an. Aber in der Heimat ist eine neue Zeit angebrochen. Fast die ganze alte Generation hat man zu Grabe getragen, und in die neue paßt er trotz seiner Jugend nicht mehr hinein. Eine alte Wunde, die in der Ferne nur leise vernarbt war, bricht in seinem Herzen von neuem auf: die traurigen Folgen eines dummen Jungenstreiches foltern

sein Gewissen und zerrütten sein Gehirn. Dazu kommt die Untreue und der seltsame plötzliche Tod seiner Jugendliebsten. — So bricht er zusammen.

Aus der Fülle der übrigen Gestalten der Dichtung, von denen fast jede einen charakteristischen Zug des schlesischen Stammes zum Ausdruck bringt, ist namentlich der „Besenfranze" zu erwähnen, eine Lieblingsgestalt des Dichters, die bereits in dessen früheren Werken unter anderem Namen eine Rolle spielt. Er ergänzt gewissermaßen den „Wäberhansel" und bringt eine volkstümliche Erscheinung zu deutlicherer Anschauung: die Sangeslust der Schlesier. Immer unverzagt und heiter, freundlich gegen jedermann, freigebig trotz eigener Armut, stets aufgelegt zum Singen, ist er unerschöpflich in ernsten und lustigen Gelegenheitsversen. So verkörpert er auch die sprichwörtliche schlesische Gemütlichkeit und Sorglosigkeit. Die „Bättelliese", auch eine alte Bekannte, verbildlicht die allzu große Vertrauensseligkeit, der Schulze mit seinen Kindern die Schattenseiten im Charakterbilde des Schlesiers.

Aus diesen und den übrigen Einzelbildern in ihren Beziehungen und Gruppen setzt sich ein überraschend treues Gemälde schlesischen Dorflebens zusammen. Kein Strich ist da unecht oder verzeichnet. Alles ist erlebt, geschaut und aufs genaueste nachgebildet. Aber nicht das Prinzip einer Schule führte den Griffel, sondern Liebe zum Volk und seinem Treiben. Darum wirkt trotz poetischer Verklärung jeder Zug unverfälscht und lebenswahr. Auch die Vollständigkeit des Dorfbildes läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Familien- und Volksleben, Ernst und Humor, jedes Alter, jeder Stand und Beruf, von dem geistlichen und weltlichen Oberhaupt der Gemeinde bis hinab zur Schulmagd, die in den kleinen schlesischen Dörfern immerhin eine nicht zu übersehende Persönlichkeit vorstellt, alles, was irgendwie bezeichnend und von Bedeutung ist, wird vom Spiegel des Dichters aufgenommen und in frischer Natürlichkeit festgehalten. Selbst jene klassischen Gestalten, die nur zeitweilig in das Dorfleben eingreifen, aber eine gewisse Romantik und Poesie hineintragen, fehlen nicht: der Leiermann, der Scherenschleifer, die böhmischen Musikanten, die Zigeuner, u. m. a. Und über der Schilderung der Gegenwart, der politischen Leutenot, der leiblichen und geistigen Seelenbedrängnis seiner Landsleute, vergißt der Dichter auch nicht die Vergangenheit. Klänge, die leise aus der fernen altheidnischen Zeit herübertönen, fängt er auf mit feinem Ohr und mischt sie in den Chor der Gegenwart. Die alten Johannisfeuer lohen auf. Der Feuermann geht um. Die Mickadrulle, die Spillagritte, (die schles. Frau Holda,) die Feenixweibel, das graue Männchen, der dreibeinige Geisterhase, und viele, viele andere schlesische Spuckgestalten steigen aus ihren Schlupfwinkeln.

Noch ein Wort über die Sprache. Auch der Nichtschlesier wird den Philo'schen Dialekt ohne besondere Schwierigkeiten verstehen. So genähert ist er dem Schriftdeutschen. Man glaube nun aber nicht, daß er dadurch an Naturwüchsigkeit verloren habe. Es kommt ja nicht auf das einzelne Wort an, sondern auf die ursprüngliche volkstümliche Wendung. Und diese wurde wohl in keinem Falle geopfert. Man kann eher sagen, daß die Mundart durch künstlerische Idealisierung — sicher an Schmiegsamkeit und Wohlklang — gewonnen hat, wie der Diamant erst durch geschicktes Schleifen zur Entfaltung seines Glanzes befähigt wird. — Die vielen in die Dichtung eingestreuten Lieder hemmen freilich wohl den Gang der Handlung zum teil, aber gerade sie zeigen die Vorzüge der Mundart im schönsten Lichte und sind so reizend, daß man keines vermissen möchte, daß manches als Volkslied gesungen zu werden ver-

diente. Und wie anheimelnd klingen die zahlreich eingewobenen, meiſt veredelten bekannten Volksreime! Neue Münzen aus altem Golde.

Was Richard von Kralik in ſeinem köſtlichen „Kunſtbüchlein" über Raimund ſagt, gilt mit einer kleinen Abänderung auch für den Dichter der „Leutenot": „Keiner hat ſeine Perſon liebenswürdiger in das Werk hineingelegt. Keiner hat ſeinem Volke einen blankeren Spiegel vorgehalten. Seine Art iſt poſitiv. Er giebt jedem das Seine. Er macht den Bauer nicht zum Helden, aber auch nicht zur Vogelſcheuche."

Wer Luſt hat, in dieſen Spiegel zu ſchauen, zögere nicht, — der Schleſier, um zu ſehen, wie er ſelbſt ausſieht, und der Nichtſchleſier, um ſeine Brüder im Sudetenlande verſtehen und — lieben zu lernen.

Carl Klings.

Probe aus „Leutenot" von Philo vom Walde.

Johannesnacht.

„Nu ſtiehn ſe an Oogenbliek — — —"

Nu ſtiehn ſe an Oogenbliek vur däm Feuer
Und ſchmeißen ſu ihre Gedanken nein.
Doas ludert und priſſelt ſu ungeheuer,
As thäts a lebendiger Trache ſein.
Der Rooch ſteigt zum Himmelt halt grad wie beim Abel.
Wie alle Geſichter itz rut derglühn!
Doas Lachen und Palbern — natrell wie zu Babel!
Wär kinnt do ſei eegnes Wurt verſtiehn?
Der Grußknecht thutt'n de Levitten läſen
Und zündt ſich as Irſchter de Fackel ahn.
Glei tunken ſich alle de ſtumpen Bäſen
Eis Feuer und kinnen ſich kaum vertran.
Juchhe, juchhe! Itz brien ſe!
Mim Feuerſcheine ziehn ſe
Ueber Felder und Reene
Anander kunträr und ei de Käne.
Sie rullern und kullern
Und trullern und bullern
Durch Gras und durch Klie
Und ſchmeißen de Brände huch ei de Hieh!
Se juxen und ſchwenken und tanzen und ſchlan,
As wär gle Jedweder a Feuerman....
Der Schulzen-Kurt ock — Was ihs do geſchähn?
Där hoots uf de Trudel hint abgeſähn.
Die ſchürt halt is Feuer zum Zeitvertreibe —
A gieht'r und gieht'r partuh nich vum Leibe.
Do bändelt die ahn ſu mit Bäſen-Franzen.
Där ſchleudert 'm Kurt an Kluß uf a Ranzen. .
Nu ſein alle Bäſen ausgebrannt.
So han ock de Sturzeln no ei der Hand.
Die ſchmeißen ſe vullt eis Sunnawendfeuer —
Do luſcht doas uf wie 'ne brienige Scheuer. . .
„J'r Leute — — 's ihs heut de Sunnawende!"
Schreit Bäſen-Franz. „Do weih berſche ein.
De Weibsbilder gan 'm Mannsvulk de Hände — —
Nu zieh ber üms Feuer an Ringelreihn.
Ber ſingen itz alle, derweils no briet,
Doas ale bekannte Sunnawendlied:

Sunnawend, Sunnawend —
Sterndel ſtiehn am Firmament.
Tags hoot Jeder ſihr zu träbſen,
Abends wull ber halt ang täbſen
Und mit Tanz und Ringelreihn
Juchzen üm a Feuerſchein.
Horacht, horacht —
Hint ihs de Juhannesnacht.

Sunnawend, Sunnawend —
Mädel, ſeid a wing attent!
Hullt de Bäſen aus 'm Stübel
Trat ſe uf a Hexenhübel;
Spickt ſe durt mit Pech und Kien,
Daß ſe hell wie Fluder brien.
Horacht, horacht —
Hint ihs de Juhannesnacht.

Sunnawend, Sunnawend —
Uh, wie itz doas Feuer brennt!
Bäſenſtümpe ſchmeißt zuſammen —
Gelt, doas gitt gehelle Flammen!
Immer neue ufs Tapel,
Daß ſe leuchten weit und breet!
Horacht, horacht —
Hint ihs de Juhannesnacht.

u. ſ. w.

Scherbengericht über die moderne Litteratur.[1])

Zweite Folge.

Hall und Widerhall.

„Es ist erreicht! Wir blühen schon!
Was schimpft ihr noch, ihr Kerle?!“

Besonders blüht das Feuilleton
Und das Genie der Scherle!

Berliner Geschwindkritik.

Eine fünfaktige Tragödie „König Lear“ wurde am 31. November 1901 vom Königlichen Schauspielhause zu Berlin zum überhaupt ersten Male aufgeführt. Und zwar als Neuheit eines bis dahin unbekannten deutschen Anfängers, Namens Wilhem Speerschüttler. Die Buchausgabe sollte bei Georg Heinrich Meyer erst am Tage nach der Neuaufführung erscheinen. Die Spannung war allgemein; Herr Entsch, der erprobte Vertriebs-Agent, hatte für geschickt verteilte Zeitungsnotizen gesorgt. Der Abend erschien; es wurde, um es gleich zu sagen, eine fürchterliche Niederlage. Nach allen Seiten stoben die empörten Kritiker in ihre Redaktionen, und zur Hälfte bereits in der Pferde- oder Stadtbahn, zur anderen Hälfte in der Nachtredaktion, wurde „König Lear“ zerrissen, zerfasert, verhunzt, daß es einen Hund jammern konnte. Am frühen Morgen stand der Verfasser in allen Zeitungen am Pranger. Es war eine niederschmetternde Ablehnung durch die Nachtkritik. Das führende Blatt Berlins, der geistig bedeutende „Lokalanzeiger“, schrieb folgendes:

„Es ist ein unerhörter Skandal und verdient die einstimmige Entrüstung der sittlich und ästhetisch vornehmen Presse, daß uns eine Königliche Bühne einen solchen Schmarren zu bieten wagte! Haben wir nicht Sudermann, Hauptmann, Halbe und Hirschfeld, die mit genialem Tiefblick in die Probleme der Gegenwart eingreifen und in erschütternden Akkorden aktuelle Tragödien schaffen?! Braucht es da solcher unreifer Anfänger aus der Provinz (der Verfasser soll Redakteur in Koburg sein), die uns das älteste Epigonentum täppisch und ungeschickt nachäffen und die absurdesten Historienstoffe auspacken?! Wir wiederholen: unser ästhetisches Gewissen ist empört! Das war gestern nicht mehr Tragik, das war Blödsinn, sinnloses Totschlagen, lächerliche Häufung von kindischen Gräueln! Leichen über Leichen, echter und geheuchelter Wahnsinn, Blendung der scheußlichsten Art, meiningischer Schlachtenlärm, Wildenbruch'sche Hofszenen, Theaterdonner und Kolophoniumblitze — Radau, nur Radau! Und wenn man die Sache nüchtern betrachtet und sich fragt: woraus entstand denn nun der ganze Lärm? Ja woraus? Die überaus gänschenhafte Tochter eines alten Hanswursts von König hat bei der täppischen Frage, ob sie ihren Vater liebe, nichts Rechtes zu antworten gewußt! Darob erbost sich der alte Narr, verstößt das Mädel (recht hat er ja, sie ist so einfältig wie seine Frage) und nun kommt's hageldick — aus einer Mücke die schauderhafteste Tragödie! Und der Verfasser will uns glaubhaft machen, diese Narren, Dummköpfe oder Scheusale seien Menschen? Nein, nein, junger Herr, der Naturalismus mag Fehler haben, viele Fehler, aber eins hat er vor Ihnen voraus: er kennt das Leben! Lernen Sie das Leben kennen, junger Mann,

[1]) Vgl. laufenden Jahrgang, Heft 1, Seite 15.

das nüchterne moderne Leben! Lernen Sie von Gerhart Hauptmann! „Fuhrmann Henschel" zum Beispiel! Das sind Menschen, die sind glaubhaft! Lernen Sie von Sudermanns Technik, gehen Sie bei den modernen Franzosen in die Schule! Dieser hülflose fortwährende Szenenwechsel in ihrem Trauer- und Schauerstücke ist ja stümperhaft! Warum hat Herr Grube nicht besser mit dem Blaustift gewirtschaftet? Und dann diese grobklotzige, bilderüberladene Sprache! Diese gesuchten Narrheiten Edgars auf der Heide! Läppisch! „Reif sein ist alles", sagt Nietzsche. Werden Sie reif, junger Mann, dann gelingt Ihnen vielleicht einmal ein mittelmäßiger Kolportage-Roman! — Gespielt wurde angemessen. Was war auch mit solchen unmöglichen Theaterfiguren viel anzufangen!"

Soweit unser „Lokalanzeiger". Die feinere Kritik des „Berliner Tageblatts" bedauerte, daß der „immerhin talentvolle" Verfasser das „Problem nicht an der Wurzel angefaßt habe"; wie viel „innerlicher, tiefer und reifer" sei Henrik Ibsen, der große Magus aus dem Norden „neben dieser „plumpen Holzschnitt-Manier". Die „Nationalzeitung" hob in ihrer Kritik hervor, wie viel „Stimmung und wunderbare Behandlungsweise" an Turgenjews Novelle „Ein König Lear der Steppe" zu loben sei, eine Novelle, die von ihm, dem Kritiker, „längst dramatisiert" (aber nirgends angenommen) sei. Einige konservative Blätter waren sittlich im höchsten Grade entrüstet, daß sich eine „Königliche Bühne zu solchen qualvollen Experimenten hergebe". „Soll damit unsere deutsche Jugend erzogen werden?! Ist das die moralische Anstalt, von der ein Schiller sprach?! Man überlasse solchen absoluten Schund, der dem Königsgedanken wenig Ehre macht, den Freien Bühnen!" Die Kritiker der „Welt am Montag" und des „Vorwärts" benutzten die Gelegenheit, gegen die Rückständigkeit der königlichen Bühne scharf vom Leder zu ziehen und an passender Stelle die Worte „Junkertum" und „Bourgeoisie" einzuflicken. „Es giebt nur ein Thema für den tragischen Dichter und für die Poesie überhaupt: das ist die soziale Frage und das Verhältnis der Geschlechter!" Die anderen Blätter waren milder; ablehnend waren alle.

Nur Einer, als er im Café Schiller diese einstimmige Ablehnung gelesen hatte, begab sich eilends auf die Bibliothek, durchblätterte Montaigne, Montesquieu und andere alte Franzosen und schrieb sich unpassende Citate heraus, ging damit heim und verfertigte eine unbedingt lobende Kritik. Dieser Eine war — Maximilian Harden.

Naturalismus und décadence.

Objektive Natur?
Keine Spur!
Subjektive Verluderung nur!

„Die Insel".

Herausgegeben von Bierbaum u. s. w.

Auf der Insel der Aestheten
Hocken niedliche Poeten.
Was die Robinsöhnchen leben,
Was sie päppeln, was sie kleben,
Wie sie sich mit Palmen wedeln
Und des Wortes Schall veredeln
In manch' süßlichem Gedicht —

Bierbaum liest's, wir andren nicht.

„Das dritte Geschlecht".

Der Unterschied der Geschlechter verlor
Durchaus die Schärfen:
Versammlung hält der Weiberchor,
Die Männlein haben Nerven.
Geht das so weiter und eint sich's recht —
So giebt's ein famoses „drittes Geschlecht"!

„Oestreichische Litteratur".

Beseht euch die neuen Alexandriner
Im Glockenrock einmal näher:
Einst hießen sie Griechen, heut heißen sie Wiener
Und beide Mal sind es Hebräer.

Felix Dörmann.

Dies Unkraut — nehmt's nicht übel —
Hat Aeste so viel wie die Weiden!
Man sollte das brünstige Bübel
Gehörig beschneiden!

Arthur, der Schnitzler.

Deine „Liebelei"
Und was sonst es sei —
Nichts dabei!
Schnitzelei!

Mein Leben . . .

Nach Hugo von Hofmannsthal.

Es ist das Leben nur verbuhlter Dunst . . .
So reim' ich früh im weisen Ton des Alters,
Indeß der Seifenhände weiche Brunst
Umarmt den Zierrat meines Federhalters . . .
Es ist das Leben gar zu rasch verbübelt . . .
Wir sind, obschon ihr's höhnend mir verübelt,
Schon nah und näher „Faust", dem zweiten Teil . . .
Es schleicht mein Leben, wie die Türkin schleicht,
Wenn sie bei Halbmondlicht dem Turm entweicht,
Darin der Harem dumpf und üppig brodelt,
Indeß sie selbst, nach derben Reizen geil,
Mit stumpfer Seele nach dem Fuhrknecht jodelt . . .
Es ist das Leben müde Stuckatur:
Du siehst und tastest mit verliebten Händen
Die Nymphenleiber an Rokokowänden —
Und ach, von warmem Fleische keine Spur!
Ein Klingklang ist's, ein Wortzusammenkleben,
Ein sinnleer Nervenreizen ist das Leben,
Du suchst im Café — und Du findest nicht . . .
Das Leben, wenn ich's tief und würdig präge,
Gleicht der Aesthetik, die ich selber pflege —
Das Leben ist — so schal wie mein Gedicht . . .

Jakob Wassermann.

Die Bassermann'schen, da braucht es nur
Den Gensdarm, die in Schranken zu halten,
Doch wer beschützt die Litteratur
Vor Wassermannschen Gestalten?

Georgisches Lied.

„Meine weißen Arme haben . . ."

Meine schwarzen Kühe haben
Saffrangelbe Wedel,
Stroh im Schädel,
Heu in Raufen,
Und sie saufen —
Ihr Gesang
Dumpf und bang —
Schlummern lang.
Meine schwarzen Kühe träumen
Nie von fernen Dattelbäumen.

Hermann Bahr.

Die Zwiebel hat viel Häute,
Doch, wenn's ein Tausend wär' —
Der Hermann, liebe Leute,
Hat mehr!

Dichterlexikon der Gegenwart.

Alberti, Konrad (Sittenfeld), geb. 1885, gest. 1890. Bedeutender Krakehler. Mitglied der „Revolution der Litteratur". Starb an Feuilletonismus communis.

Altenberg, Peter, Caféhaus-Unkraut. Spezies Griensteidl-Sumpfblumen. Gedeiht zu Wien. Hat zierliche Blätter, aber kein Mark. Lebensdauer kurz und unwichtig. Setzt im Herbst scheinbar Blüten an, bringt es aber nicht zu Früchten, weil wurmstichig. Im allgemeinen geschmacklos, die Blüten riechen nach Patchouli.

Bahr, Hermann, Jongleur und Verwandlungskünstler. Gedrillt im Pariser Zirkus, produziert sich in Wien. Leidet an Überwindungs-Seuche. Hervorragend veranlagt zum Lessing der Heimatkunst.

Bierbaum, Otto Julius, bedeutender Philosoph Wolzogen'scher Richtung. Zeichnet sich in seinen Werken (die Schlangendame, Kaktus, Stilpe) durch Fülle und Tiefe der Gedanken aus. Ihm gebührt das Verdienst, mit dem Klingklang und Gloribusch der Julius Wolff usw. endgültig gebrochen zu haben. Er verunglückte, als er die Heerstraße nach dem Parnaß vergeblich suchte, und fiel in die Pfütze „Überbrettl".

Dehmel, Richard, gesuchter Frauenarzt. Seine Schriften behandelten bis ins reifere Alter das erotische Problem. Mit mehr Erfolg warf er sich dann auf die Kinderfrage. Hauptwerk: „Fitzebutt".

Ernst, Otto, sehr großer Dichter. Brachte, im Gegensatz zum jetzigen bürgerlichen Tendenzdrama, zum ersten Mal tendenzlose große Poesie, tiefes Empfinden, echte Leidenschaft und schrankenlose Phantasie aufs Brettl. Hauptwerk: „Das Kassenstück als Erzieher zum Flachmann von heute" oder „Die größte Sünde wider den heiligen Geist".

(Fortsetzung folgt.)

Nietzſche-Studien.

IV. Die Philoſophie Plato's und ihre Beurteilung durch Nietzſche.

Die ſpekulative Philoſophie der Deutſchen und der anderen modernen Völker iſt die Fortſetzung der Philoſophie der Griechen und ihre Anpaſſung an unſere modernen chriſtlichen Anſchauungen. Weder der Charakter der Auffaſſung, noch die Methode der Forſchung haben hier eine beſondere Veränderung erfahren. Dies wird heute allgemein anerkannt; ſo äußert ſich Eduard Zeller, der ſorgfältigſte Hiſtoriker der Philoſophie der Griechen, nach Abwägung aller Momente ſchließlich dahin, daß ſich kein ſo durchgreifender Unterſchied im wiſſenſchaftlichen Verfahren entdecken laſſe, welcher uns berechtigte, eine beſtimmte Methode der griechiſchen und eine andere der neueren Philoſophie ausſchließlich zuzuſchreiben; ebenſo wenig ſei eine derartige Unterſcheidung in Anſehung der auf beiden Seiten erzielten Reſultate zuläſſig.

Aber was bei den Griechen einfach, klar, friſch, naiv heraus kommt, das lautet bei den modernen Spekulanten verzwickt, kritiſch, zweifelnd, unſicher abwägend. Es iſt der Unterſchied von Kind und Greis, der ſich hier geltend macht. Das Kind glaubt an ſich und ſeine Eingebungen, weil es noch keine Erfahrungen gemacht hat, die dagegen ſprechen. Der Greis iſt vorſichtig, zaghaft, zweifelnd geworden, weil ſeine Erfahrungen widerſprechend lauten, weil er in ſeinen ſchönſten und anſcheinend ſicherſten Hoffnungen mannigfache Täuſchungen erfahren hat. Die ſpekulative Philoſophie der Deutſchen iſt die greiſenhaft gewordene Philoſophie der griechiſchen Idealiſten; ſie iſt die überreife Frucht unſerer ſog. humaniſtiſchen Lehranſtalten, ſie iſt der Ertrag aus der Pflege des griechiſchen Schriftentums, ein Erzeugnis der Philologen, nicht der Naturforſcher, ein Wortgebäude, nicht eine logiſche Anordnung von Dingen und ſachlichen Vorgängen, ein Produkt der Gymnaſien, der philologiſchen und theologiſchen Seminare, aber nicht der chemiſchen und phyſikaliſchen Laboratorien, der Kliniken, der Secirſäle, der phyſiologiſchen, pathologiſchen und anatomiſchen Kabinete, aus welchen allein die Elemente einer reellen, exakten Philoſophie hervorgehen können.

Den triſtigſten Beweis hiervon liefert uns Plato. Plato iſt der unſelige Mann geweſen, der die einheitliche Natur des Menſchen in zwei Hälften zerriß, deren eine, die Seele, er dem Himmel, deren andere, den Leib, er der Erde entſtammen, beziehentlich dahin zurückkehren ließ. Seit ihm krankt die Menſchheit an dem Widerſpruch der Seele und des Leibes, der Sinne und des Verſtandes; und ſie wird nicht eher geneſen, bis dieſer Widerſpruch getilgt und aus der Welt geſchafft iſt. Hier iſt natürlich kein Raum gegeben, zu entwickeln, daß dieſer Gegenſatz keineswegs zuerſt in Plato anhob; er hat ihn nur ſchärfer herausgearbeitet, und mit erſtaunlicher Unbefangenheit zum Ausdruck gebracht. Zu ſeiner Trennung iſt Plato hauptſächlich durch das Bedürfnis veranlaßt worden, ſich Rechenſchaft zu geben über den Urſprung und das Weſen der menſchlichen Erkenntnis. Daß der Menſch Erkenntniſſe beſitzt, die anſcheinend unermeßlich hoch über den Erkenntniſſen der Tiere ſtehen, daß dieſelben ſeinen Unterſchied vom Tiere begründen, daß der Menſch vermöge derſelben Vergangenes enträtſeln und Zukünftiges vorherſehen kann, daß die Fähigkeiten dazu den Menſchen zum glückfähigſten, freilich aber auch zum unglückſeligſten Geſchöpf der Erde machen — beides iſt eben nicht voneinander zu trennen, da Glück und Unglück nur die beiden Seiten einer und derſelben Sache ſind, Glück die ſich uns zukehrende, Unglück

die sich von uns abwendende Seite — war den griechischen Denkern vor ihm nicht entgangen.

Aber Plato war doch eigentlich der Erste, der sich darüber verwunderte und die Frage erhob nach dem Ursprung unserer Erkenntnisse. Daß er solches that, dies macht ihn zum Philosophen und daran kann auch der Umstand nichts verringern, daß er die Beantwortung in der denkbar unglücklichsten Weise gab. Plato führte die Erkenntnis auf Erinnerung zurück. Er nahm an, daß das denkende Wesen in uns die Seele sei, welche vor ihrer Vereinigung mit unserem Leibe im Jenseits existiert und dort die Urbilder geschaut habe, deren Abbilder oder Schattengestalten die diesseitigen, irdischen Dinge sind. Diese Urbilder nannte Plato Ideen und solche Ideen nahm er unbestimmt viele an. Jede zu unterscheidende Species, jede Gattung, jede Familie, gleichviel was sie betrifft, hatte nach ihm seine Idee; er kennt Ideen der Haare, des Schmutzes, des Tisches, des Bettes, Ideen der Größe und der Kleinheit, Ideen des Nichtseienden und Seienden, der Schlechtigkeit, der Tugend und Untugend; kurz es gab für ihn nichts, was nicht seine Idee gehabt hätte. Diese Ideen sind ihm das Wahre, ewig Seiende, die sinnlich wahrnehmbaren Dinge dagegen sind ihm nur ihre wesenlosen, flüchtigen Schattenbilder. Aber indem wir diese irdischen Dinge wahrnehmen, werden wir an die in unserem jenseitigen Leben geschauten Urbilder erinnert und in dieser Erinnerung besteht der Erkenntnisvorgang. Durch unsere Erinnerungsakte wird nun die Seele von staunendem Entzücken ergriffen, sie kommt außer sich, gerät in Begeisterung, ja sogar in Wut.

Dies ist in Kürze die Erkenntnistheorie Plato's. Von psychologischer Tiefe und Feinheit zeugt ohne Zweifel die Bemerkung, daß die Erkenntnisakte von Lustempfindungen begleitet sind. In der That gewähren Erkenntnisse die höchste und reinste Lust, deren der Mensch überhaupt fähig ist. Selbst an sich sehr schmerzliche Erkenntnisse, wie z. B. die von unserer Hinfälligkeit werden erträglich gemacht, wenn wir ihre Notwendigkeit begriffen haben. Und hier ist auch der Weg vorgezeichnet, den die Entwicklung der Menschheit zu nehmen hat: sie muß frei werden durch die Erkenntnis, indem sie lernt, sie als Lust zu empfinden. Wenige haben so innig und dankbar diese Lust empfunden und gepriesen als Nietzsche, dem selbst der letzte Hauch ein letztes Jauchzen der Erkenntnis ist. Und hierin liegt eine Seite seiner sittlichen Bedeutung.

Alles andere aber an der Erkenntnistheorie Plato's ist, wie hier nicht weiter auseinanderzusetzen ist, Dichtung, eine poetisch reizvolle Dichtung, die aber trotzdem die bösartigsten und traurigsten Folgen nach sich gezogen hat. Hier habe ich nur darauf hinzuweisen und auch dies in möglichster Kürze, daß die Erkenntnistheorie Kant's nur die greisenhafte, bis zur Leblosigkeit abgeschwächte Form der Plato's ist. Beiden gemeinsam ist der Grundgedanke, daß die wirklichen Dinge wesenlos, nichtig, daß sie Schattendinge sind, die erst vermittels der extramundanen Qualitäten, beziehungsweise Funktionen oder Erlebnisse unseres Intellekts erkannt und dadurch erst richtig gestellt werden, gewissermaßen ihre Realität empfangen. Plato ging so weit zu behaupten, daß die Dinge nur sind, weil und insofern sie Anteil an den Ideen haben, daß sie ihre Existenz gleichsam von diesen zu Lehen tragen. Ganz so, nur noch mehr abgeschwächt, noch abstrakter und unfaßbarer, stellt es Kant dar. Die Dinge sind nach ihm überhaupt unerkennbar, sie bleiben unerkannt liegen als „Ding an sich", welches nur des Anstands halber zu Grunde gelegt wird, weil es, wie er naiv sagte, ein Skandal der Philosophie

und allgemeinen Menschenvernunft wäre, das Dasein der Dinge außer uns blos auf Glauben annehmen zu müssen. Was wir erkennen, das sollen nur die sich darstellenden Formen und Funktionen unseres Intellekts sein — die Vorstellungen von Raum und Zeit, die Kategorien, Begriffe, Ideen u. s. w. —, welche durch die Dinge außer uns zur Auslösung gelangen. Die Möglichkeit der Erkenntnis verlegt Plato in die jenseitigen Erlebnisse der Seele, die durch Anschauen der Ideen gewonnen wurden. Diese immerhin faßbare, begreifliche Vorstellung verflüchtigt sich bei Kant zur Vorstellung von aprioriſchen Funktionen und Erkenntnissen, mit denen er den Verstand bedachte, die er aber weder definieren noch deducieren konnte und wollte; denn sonst wäre ihre diesseitige, natürliche Abstammung offenbar geworden. So wurde der gesamte Erkenntnisprozeß subjektiv: er hebt im Menschen an, vollendet sich dort und berührt sich nie und nirgends mit den Dingen der Außenwelt; alle Realität und Objektivität war in Frage gestellt. Bei Plato war den Dingen doch insoweit Realität gewahrt, insofern sie an den Ideen Anteil nehmen; diese selbst existierten, wenn auch im Jenseits. Bei Kant existiert nichts als der Intellekt und dessen logische Formen, welche die Ideen repräsentieren sollten.

Plato wird von Kant hoch gefeiert; er ist ihm der „erhabene Philosoph", der „vortreffliche Mann". Natürlich kann er nicht mit allem einverstanden sein, was Plato vorbringt, er ist ihm zu aufrichtig, zu naiv, doch läßt er sich in keine eingehendere Untersuchung ein. Betreffs des Ausdrucks Idee bemerkt er, Plato habe darunter etwas verstanden, was nicht allein niemals von den Sinnen entlehnt werde, sondern welches sogar die Begriffe des Verstandes weit übersteige. Damit befindet sich Kant ganz entschieden im Irrtum; billiger Weise hätte er sich hier doch daran erinnern können, daß das Wort Idee von ἰδεῖν sehen oder ἡ ἰδέα das Aussehen, Bild, Gestalt herkommt, und somit etwas Gesehenes und zu Sehendes bedeutet. Plato erklärt gerade den Erkenntnisprozeß, indem er demselben ein der sinnlichen Wahrnehmung entlehntes Bild unterlegt; denn Erkennen heißt nach ihm an die Urbilder erinnert werden, welche die Seele im Jenseits erschaut hat. Das Begreifen ist für Plato ein Schauen, ein sinnliches Wahrnehmen. Er beweist so selbst, daß wir das Unsinnliche nur verstehen können, indem wir es versinnlichen, d. h. anschaulich machen. Im Principe genommen, ist es auch nichts anderes. Dann muß man aber auch so ehrlich sein, das Sinnliche als das Wirkliche anzuerkennen und am allerwenigsten erscheint es dann angebracht, es hinterher als trügerisch und irreführend zu verleumden.

Ebenso unrichtig ist es, wenn Kant sagt, daß Plato seine Ideen vorzüglich in allem gefunden habe, was praktisch sei, d. h. was auf Tugend hinweise oder auf Freiheit beruhe. Tugend und Freiheit sind im Munde Kant's ganz andere Dinge als in dem Plato's. Ja, man kann sagen, daß sie diesem in Kant's Sinne ganz fremd waren. Von Plato's Tugendbegriffen werden wir nachher eine Probe erhalten. Wie er die Freiheit verstand, das lehrt am besten seine Politik, worin die Selbstbestimmung des Einzelnen, die Familie, das Eigentum, die Erziehung der Kinder aufgehoben und dem Staate überwiesen, die Weibergemeinschaft eingeführt, Kinder aus Ehen, die der Staat nicht genehmigt hatte, abgetrieben werden sollten u. s. w. Das ist also so ziemlich das direkte Gegenteil von dem, was Kant[1]) forderte, nämlich „eine Verfassung

[1]) Rosenkranz bemerkt in seiner „Geschichte der Kantischen Philosophie" (Kant's sämtliche Werke; herausgegeben v. K. Rosenkranz und F. W. Schubert.

von der größten menschlichen Freiheit nach Gesetzen, welche machen, daß Jedes Freiheit mit der Andern ihrer bestehen kann." [1])

Im Gegensatze dazu trägt die Politik Plato's einen durchaus despotischen Charakter, und aus seiner Schule sind meist auch nur Männer hervorgegangen, deren Streben auf die von den Griechen so sehr gehaßte Tyrannis gerichtet war; von Freiheit, Selbstbestimmungsrechten in unserem Sinne ist darin nie und nirgends die Rede. Plato selbst war bemüht, seine politischen Maximen den Gewalthabern von Syrakus, dem älteren und dem jüngeren Dionysius zur praktischen Anwendung zu empfehlen; beide waren aber so weltklug und menschenkundig, sich nicht darauf einzulassen.

Einen ebenso despotischen Charakter besitzt, wie ich hier nicht unterlassen kann anzumerken, die Philosophie des deutschen Idealisten J. G. Fichte. Über sie und ihren Träger urteilt der große Kriminalist Anselm v. Feuerbach: „Ich bin ein geschworener Feind von Fichte als einem unmoralischen Menschen und von seiner Philosophie als der abscheulichsten Ausgeburt des Aberwitzes, die die Vernunft verkrüppelt und Einfälle einer gärenden Phantasie für Philosopheme verkauft . . . Es ist gefährlich, mit Fichte Händel zu bekommen, er ist ein unbändiges Tier, das keinen Widerspruch verträgt und jeden Feind seines Unsinns für einen Feind seiner Person hält. Ich bin überzeugt, daß er fähig wäre, einen Mahomed zu spielen, wenn noch Mahomeds Zeiten wären und mit Schwert und Zuchthaus seine Wissenschaftslehre einzuführen, wenn sein Katheder ein Königsthron wäre." [2])

Damit ist der allgemeine Typus des Idealismus und der sittlich intellektuelle Charakter seiner Träger treffend gekennzeichnet. Der Idealismus ist immer nur ein System vorgefaßter Meinungen, die zwar unter sich meist in dem logischen Verhältnis der Widerspruchslosigkeit stehen, womit aber garnichts gewährleistet ist, denen aber umso schärfer von der Erfahrung her widersprochen wird. Daher haßt der Idealist die Wirklichkeit und ist bestrebt, sie zu einem bloßen Phantome herabzusetzen. Der Idealismus ist von Haus aus intolerant und zum Fanatis-

---

12. Bd. S. 207.): „So wenig Kant ein gelehrter Kenner der Geschichte der Philosophie war, so hat er doch in der Kritik der praktischen Vernunft eine Menge treffender Bemerkungen über die verschiedenen Moralsysteme gemacht und das Verhältnis des von ihm aufgestellten Prinzips zu anderen scharf ins Auge gefaßt." Mit der ersten Behauptung dürfte es seine Richtigkeit haben; die zweite ist, mindestens was Plato anlangt, entschieden falsch. Ueberhaupt ist, wie mich dünkt, Kant sehr willkürlich in der Auffassung und Ausdeutung seiner Vorgänger verfahren. Dies ist nun allerdings ein Erbfehler der gesamten spekulativen Denkweise, die hauptsächlich mit Worten arbeitet, deren sachliche Bedeutung festzustellen man dem Belieben überläßt. Sachen, nicht bloße Worte bilden den Gegenstand der Philosophie; Worte sind nur Zeichen für Sachen. Die Speculation macht es freilich umgekehrt: für sie sind die Sachen nur Zeichen für Ideen, naturgemäß sind dann die Worte, beziehentlich ihre Begriffe Sachen. Vergl. mein „Empfinden und Denken" wo ich diesen Grundirrtum, von welchem selbst einer unserer bedeutendsten realistischen Denker, H. v. Helmholtz, sich nicht ganz zu befreien vermocht hat, S. 312—324 klar nachgewiesen habe.

[1]) „Kritik der reinen Vernunft;" Hartensteins Ausgabe S. 278.

[2]) Anselm Ritter v. Feuerbachs biographischer Nachlaß. Veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Zweite Ausgabe. Leipzig. J. J. Weber 1853 S. 51 und 52. — Vergl. auch Schopenhauer, Sämtl. Werke, V. Bd. S. 102.

mus geneigt; denn ſeine Maximen ſtammen nicht aus der Wirklichkeit, ſondern aus ihm; in einem Angriff auf ſie fühlt er ſich als den Schöpfer derſelben angegriffen. Nur die Anſchauung, nur die Erkenntnis der Wirklichkeit macht den Menſchen frei und ledig aller Vorurteile und vorgefaßter Meinungen; denn ſie iſt keine Sache von ihm, kein Geſchöpf ſeiner Willkür und Laune. Unabhängig von uns ſteht ſie da und ſie zu begreifen, iſt unſere alleinige Aufgabe. Und wenn wir nun erkennen wie ſie iſt und vielleicht gar oft mit Schmerz empfinden, daß ſie nicht ſo iſt, wie wir wünſchen, daß ſie ſein ſollte — wie könnte uns aus unſerer Erkenntnis ein Vorwurf gemacht werden, da wir doch dieſe greifbare Wirklichkeit nicht geſchaffen haben und unſer Verhältnis zu ihr ein durchaus unperſönliches, uneigennütziges, unintereſſiertes iſt?

Alle intellektuellen Vorgänge erläutert Plato durch Bilder, welche der unmittelbaren Anſchauung entnommen ſind; meiſt ſind dieſe Bilder grob, geſucht, phantaſtiſch und unlogiſch. Plato beweiſt aber damit, daß ihm das Sinnliche als das allein Verſtändliche erſcheint, und begründet ſo indirekt und im Widerſpruch mit ſich die Einheit von Seele und Leib. Würden die pſychiſchen Prozeſſe ihrem ganzen Weſen nach von materiellen Prozeſſen verſchieden ſein, ſo müßten ſie offenbar auf eine Weiſe begreiflich gemacht werden können, die auch gänzlich verſchieden iſt von der Art, wie wir uns materielle Vorgänge begreiflich machen. Plato und auch kein anderer Idealiſt hat bis jetzt vermocht, dieſer Forderung nachzukommen. So wird z. B. im Phädrus die Seele als befiedert vorgeſtellt, um die Möglichkeit ihrer Wanderung durch das Himmelsgebäude und ihren Zug nach oben zu erklären. Durch den Verluſt ihres Gefieders wird ſie dann nach unten geriſſen, bis ſie einen erdigen Leib erhält, bezw. ergreift, in welchem ſie ſich einwohnt. Die alſo im Leibe eingeſchloſſenen Seelen haben jenſeits das Wahre und Schöne, das allein Seiende geſchaut. Beim Anblick der diesſeitigen Schönheit werden ſie daran erinnert, die Seele befällt ein Schaudern und den Körper des Menſchen bedeckt Schweiß und durchzieht ungewohnte Wärme. Dadurch wird der Keimboden des Gefieders gereizt, ſeine Kiele ſchwellen an und ſtreben aus der Wurzel hervorzuwachſen. Hier haben wir nur das Unlogiſche ſeiner Vorſtellung: Plato nimmt keinen Anſtand, den Schweiß und die Wärme des Körpers unmittelbar auf den Keimboden des Seelengefieders wirken zu laſſen, und doch ſoll dieſe Seele toto genere vom Leibe verſchieden ſein. Man ſieht, der Idealismus Plato's iſt nur ein nicht zum Bewußtſein gelangter Materialismus und noch dazu von einer ſehr grobkörnigen Art. Auf ſolche Weiſe will nun Plato den Liebreiz erklären, den der Anblick ſchöner Knaben und Mädchen in dem Griechen erweckt. Auf eine andere Art, auf welche ich aber hier nicht eingehen kann, wird dann ein Gaſtmahl die Entſtehung der natürlichen und perverſen Liebesbrunſt erklärt; ihre Erklärung iſt gänzlich verſchieden von der im Phädrus gegebenen und teilt mit dieſer nur den gemeinen, grobſinnlichen Charakter.

(Schluß folgt).

Beiblatt.

* Unſern Leſern zur Nachricht, daß Dr. Ernſt Wachler vom Januar 1902 ab, in Verbindung mit Fritz Lienhard und vielen andern Autoren, einen beſondern Sammelpunkt für ſeine litterariſchen Beſtrebungen in dem Taſchenbuch Iduna ſchaffen wird, das in prächtiger Ausſtattung monatlich ein Mal herauskommen und nationale Angelegenheiten, Kultur, Philoſophie, Kunſt, Litteratur und Theater umfaſſen ſoll. Beſtellungen nimmt die Leitung der „Deutſchen Zeitſchrift" Berlin W. 62, Wormſerſtraße 1 II. ſchon jetzt entgegen (Preis vierteljährlich 3 Mk.)

* Erklärung. Um Herrn L. v. Bernuth in Graz Unannehmlichkeiten zu erſparen, denen er dort ausgeſetzt ſein könnte, erklärt die Schriftleitung der Deutſchen Zeitſchrift, daß die in Nr. 14 d. J. gemachte Aeußerung über den Grazer Univerſitäts-Profeſſor Zwiedeneck nicht von ihm herrührt.

Berlin, Okt. 1901.

* Die Freunde der Schulreform machen wir an dieſer Stelle wiederum auf die vortrefflichen Blätter für deutſche Erziehung aufmerkſam, die unſer Mitarbeiter Arthur Schulz herausgiebt und die das geſamte Material zur Beurteilung der einſchlägigen Fragen darbieten. (Preis vierteljährlich für 3 Nummern 1 Mk.) Anfragen und Beſtellungen an Herrn Arthur Schulz, Friedrichshagen bei Berlin, Seeſtraße 8 c.

* Rheiniſche Ecke. Wohl keine deutſche Stadt hat das Goethejahr 1899 ſo würdig gefeiert, wie Düſſeldorf. Zwar die rheiniſche Goetheausſtellung, auf der man unter anderem eine Brille von Fritz Jakobi bewundern konnte, war Reliquiendienſt aufs litterariſche Gebiet übertragen. Aber die damaligen Feſtſpiele machten ein Stück Goethe wahrhaft lebendig, und der rheiniſche Goetheverein ſorgt dafür, daß das Erlebnis des Feſtjahres nicht wieder im Alltagsleben untergeht. Alljährlich kommen erleſene Schauſpieler aus ganz Deutſchland in Düſſeldorf zuſammen, um das genußfreudige Publikum der Künſtlerſtadt von den wechſelnden Erſcheinungen des Tages auf die unvergänglichen Worte der Vergangenheit hinzuweiſen.

In dieſem Jahr war die Tiſchkarte etwas bunt. Leſſing, Kleiſt und Hebbel konnten ſich nicht zu einem Geſamteindruck vereinigen. Am wenigſten kam Kleiſt zu ſeinem Rechte. Leſſing und Hebbel, ſo verſchieden in ihrer Eigenart ſie auch ſind, haben doch den Reichtum an Reflexionen gemeinſam; die Dichter ſelbſt geben überall die Deutung deſſen, was man ſieht. Kleiſt, wohl in bewußter Oppoſition gegen Schillers ſentenzenreiche Rhetorik, vermeidet gefliſſentlich alle Abſtraktionen. An Gedanken fehlt es dem grübleriſchen Jünger Kant's keineswegs; aber er verſteckt ſie in Handlung. Solche mittelbare, durch Kleiſt's krankhafte Natur leider noch getrübte Ausdrucksweiſe verſteht das Publikum ſchwer, das ſeine geiſtige Wahrnehmung ſoeben auf Hebbel's und Leſſing's verſtandesklare Sprache eingeſtellt hat.

Die erſten beiden Abende füllten Hebbel's Nibelungen. Wer dieſe Aufführung geſehen hat, konnte ſich nur wundern, weshalb dies Werk ſo wenig geleſen und dargeſtellt wird. Wir Deutſchen haben in unſerem Nibelungenliede wirklich einen Schatz, um den uns andere Völker beneiden können und müſſen. Und Hebbel hat es verſtanden, dieſen Schatz für das Theater zu

heben. Er hat manches Unwahrscheinliche durch glückliche Erfindung beseitigt, manches Rohe gemildert, manches Unmotivierte psychologisch vertieft. Aber nirgends hat man den Eindruck einer seichten oder glatten Modernisierung. Nirgends bleibt die Kraft des Dichterwortes hinter der Gewalt der Leidenschaften zurück. Und überall (allerdings mit einer Ausnahme) zeigten sich die Düsseldorfer Darsteller der ihnen an solchem Gegenstande von solchem Dramatiker gestellten Aufgabe gewachsen. Vor allem brachte Rosa Poppe die Entwicklung Kriemhilds von dem zarten arglosen Mädchen zu dem rasenden, nur von dem einen Rachegedanken erfüllten Weibe zu packender, ja zerschmetternder Anschauung.

In Hebbels „Nibelungen" sahen wir mächtige Leidenschaft von bohrender Reflexion durchdrungen. In Lessing's „Nathan" traten Leidenschaft und Handlung hinter ruhig überlegener Reflexion zurück. Mancher ist vielleicht geneigt, zu bezweifeln, ob eine solche Gedankendichtung bühnenwirksam sein kann, zumal es Gedanken sind, die uns nicht so beherrschen können und sollen, wie Lessing und die besten seiner Zeitgenossen. Aber der Erfolg hat solche Befürchtungen widerlegt. Lessings Dialektik, schon in seinen Prosaschriften voll bewegten Lebens, nahm auf der Bühne Fleisch und Blut an. Das erreichte vor allem Sonnenthal, der unübertreffliche Darsteller der Titelrolle. Wer diesen Nathan sah und hörte, mußte empfinden, auch wenn er es vorher nicht wußte! Niemals haben die Gedanken der Aufklärung einen vollkommneren Ausdruck gefunden, als in diesem Drama. Wenn eine Aufführung wie diese überhaupt noch zu überbieten war, so wurde sie durch die Emilie Galotti am folgenden Abend überboten. — Max Grube, der bis dahin seine Meisterschaft vornehmlich durch seine geniale Leitung bewiesen hatte, bewährte sie jetzt auch als Darsteller. — Sein Morinelli leistete an Lebenswahrheit fast mehr, als denkbar scheint; man vergaß die Bewunderung für den Schauspieler über den Haß gegen den Schurken. An diesem Abende waren alle Zuschauer in der Verfassung, in der sich Goethe seine Leser wünschte: das eigne Dasein verschwand ihnen neben der Welt des Dichters, in der sie lebten, als ob sie Wirklichkeit wäre.

Friedrich Cauer.

* Die Deutsche Zeitschrift beabsichtigt unter Mitwirkung von Fritz Lienhard ein Sammelbuch der Heimatkunst herauszugeben. Bestellungen auf den Band, der etwa 3—4 M. kosten wird, nimmt schon jetzt der Verlag Gose & Tetzlaff, Berlin W 35, Karlsbad 15, entgegen.

Bücherschau.

* Agrar- und Industriestaat. Eine Auseinandersetzung mit den Nationalsozialen und mit Prof. L. Brentano über die Kehrseite des Industriestaates und zur Rechtfertigung agrarischen Schutzzolles. Von Prof. Adolf Wagner. Jena 1901, Gustav Fischer.

Der Titel bildet die Inhaltsangabe der Artikelsammlung des einstigen Kathedersozialisten immerhin gemäßigten Richtung und des gleichfalls bedingungsweisen Malthusianers Wagner, die in der „Täglichen Rundschau" erschienen war und nunmehr erheblich ergänzt und vertieft als einheitliche Schrift vorliegt. Brentano hat seit Jahren mit der vollen Unkenntnis des eingebildeten und stramm freisinnigen Professors über die Notlage der Landwirtschaft geurteilt, die er kaum aus Büchern kennt, während seine persönlichen Beziehungen zum Handel ihn wohl zu einem besseren Beobachter des Händlertums machen, das sein liebevolles Interesse erregt.

Brentano ist daher eigentlich völlig unzuständig, über eine Sache zu urteilen, die er nicht versteht. Auch die maßvolle Verteidigung des landwirtschaftlichen Schutzzolles durch Wagner leidet an manchem Mangel praktischer Kenntnis, da leider selbst unsere tüchtigsten Hochschullehrer der Volkswirtschaft Land und Leute im Reiche zu wenig kennen. Sogar der verständnisvolle Schutzzöllner Wagner glaubt, daß die Landwirtschaft nicht in der Lage ist, den vollen Bedarf an Brotgetreide bei einer Mittelernte zu decken, da thatsächlich mindestens $^1/_{10}$ des Gesamtverbrauchs aus dem Auslande eingeführt werden muß. Daß diese Einfuhr lediglich eine Folge des unzulänglichen Zollschutzes ist, übersieht auch Wagner, der wohl weiß, daß die Anbaufläche bei den unlohnenden Preisen zurückgeht, aber nicht in welchem Maße und wieviel Land noch zur Verfügung für den Pflug steht. Die Thatsache allein, daß bei etwas über 20000 Morgen Acker und Wiesen einer schlesischen Herrschaft 4000 Morgen in den letzten 8 Jahren eingeschont sind und daher das gleiche Waldareal sich um diesen Betrag erhöht hat, zeigt den gefährlichen Rückgang des Ackerbaues. Im oberschlesischen Industriebezirk herrschen Lebensmittelpreise, wie sie in Berlin gezahlt werden, dagegen ist das Leben auf dem keineswegs armen linken Oderufer desselben Regierungsbezirkes schon lächerlich billig. Natürlich kann die Umgebung den Bedarf der Hütten- und Bergbevölkerung nicht decken, zumal allzu reichlicher Forst großer Besitzer die Ackerfläche ungebührlich beschränkt. Tarifermäßigung und Beschränkung des übermäßigen Waldbestandes, der auch die Ansetzung von Bauern hindert, gleichen völlig den Mangel aus. Statt dessen läßt man aus Rußland und Galizien Arbeiter und Lebensmittel hereinfluten, die auch Schlesien hervorbringen könnte, würde man die Grenze in maßvoller Weise sperren. Millionen Morgen Moor- und Oedlandes harren noch der Aufschließung im Reiche; statt dessen wächst der Wald, der bereits über $^1/_4$ der Gesamtfläche bedeckt. Hier ist der Hebel anzusetzen, wie auch Wagner richtig meint, ohne daß wir unsern herrlichen Holzreichtum zu zerstören brauchen. K. v. S.

* Los von Berlin! 1. Heft der „Zeitschwingen". Zwanglose Hefte für Litteratur, Kunst und Leben. Von Hugo C. Jüngst. Verlag: Neue litterarische Anstalt. Düsseldorf und Leipzig. 30 Pf.

Schildert die Gefahr, welche der deutschen Litteratur durch die wachsende Macht einseitiger Großstadtkultur droht. Die Beseitigung der Berliner Centralisation ist die Vorbedingung einer Gesundung. Hoffnungsvoll ist die Heimatkunstbewegung, doch muß sich diese vor Einseitigkeit hüten. Der Verf. hat 1893 den Westdeutschen Litteraturverband gegründet, der sich die Aufgabe stellt, das Band zwischen Schriftsteller und Publikum enger zu knüpfen, Vorträge zu veranstalten, Zirkel zu begründen, eine Zeitschrift herauszugeben und Schriftsteller durch Verlagsvermittelung, Vertrieb ihrer Werke u. s. w. zu unterstützen. Er bekämpft also die litterarische Centralisation, die Vorherrschaft der Berliner Cliquen Litteratur und Theater und wirkt für die Stärkung der deutschen Heimatkunst. J. N.

* Sohnrey's Dorfkalender auf 1902. Berlin. Trowitsch & Sohn. 50 Pfg.

Eine große Anzahl zum Teil bedeutender Schriftsteller der Heimatkunst haben zu diesem Dorfkalender Beiträge geliefert. Neben dem Herausgeber Heinrich Sohnrey erwähnen wir Peter Rosegger, Heinr. Hansjakob, J. H. Löffler, A. Wagner, Max Bittrich, Joh. Kruse, Erwin Gros und Franz Breda.

Bedürfen wir eines neuen National-Vereins

zur Gewinnung der inneren Einheit?

Sind wir alle unabwendlich
Jetzt nicht der Reklame Beute?
Willst du machen dich verständlich,
Mußt du schreien, brüllen heute.

Rüttle stark an allen Thüren;
Mußt an allen Straßenecken
Überlaut die Trommel rühren,
Daß sie hoch die Hälse recken.

Aber wirst mit leisem Munde
Du zu reden dich verschwören:
Wen'gen nur bringst frohe Kunde,
Die mit feinem Ohr dich hören.

Niemand wird leugnen wollen, daß Glück und Unglück einer Generation in hohem Maße davon abhängig ist, ob eine solche ein großes, scharfumrissenes und hellleuchtendes Ideal besitzt, für das alle Volksgenossen sich mit Kraft und Leidenschaft einsetzen können oder nicht. So ist die Generation unserer Väter und zum Teil auch noch die unserer Großväter eine glückliche gewesen; ich meine die Männer, die in den Jahrzehnten von 1815 bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein geboren worden sind und die die Verwirklichung ihrer Jugendideale, die Herstellung der deutschen Kaiserwürde und die Begründung des deutschen Reiches erlebt und erkämpft haben. Wie seltsam kontrastiert dagegen das Geschlecht von 1800 bis gegen 1815! Kaum einer von den Männern des „jungen Deutschland" hat sich zur inneren Harmonie durchgerungen, kaum einer hat ein glückliches, thatenfrohes Mannesalter erlebt, weil es dieser Generation noch nicht bestimmt war, die dunkelgeahnten neuen Ideale scharf herauszuarbeiten, und weil die Zustände in unserem Vaterland noch nicht reif waren, sie zu verwirklichen. Es war das Zeitalter der politischen Lyrik und lyrischen Politik, der der große französische Psycholog Stendhal die Prognose stellte: „Die Deutschen sterben vor Verlangen Charakter zu haben!" Das ist die tiefe leidenschaftliche Sehnsucht gewesen, die den Genius Ottos von Bismarck erzeugte, das die Lebensluft, in der er atmete und aufwuchs. All die Männer von 1815 bis 1845, die Bismarck, Richard Wagner, die Freytag, Sybel, Droysen u. s. f. bis zu Heinrich von Treitschke waren von demselben mächtigen Ideale beseelt, von dem Streben nach Herstellung der deutschen Einheit und der Hoffnung, daß aus dieser Einigung der deutschen Staaten und Stämme eine herrliche germanische Kulturblüte erwachsen würde.

Wunderbar ist dann, wie nach 1871 zunächst eine bittere Enttäuschung unter den besten Patrioten eintritt und statt einer großartigen Organisierung aller nationalen Kräfte, neue Zersplitterung und neuer Hader.

Es entsteht allmählich aber auch eine Welt von neuen Idealen, zunächst in Hirn und Herzen einzelner genialer Persönlichkeiten, die vornehmlich unter dem Einfluß von Schopenhauer, Darwin und Richard Wagner stehen und auf die dann bald nachher das poetische Dreigestirn Ibsen, Tolstoi und Zola einzuwirken beginnt. Auch hier kann man zunächst von einer zielbewußten Entwicklung nationaler Kräfte noch nicht reden.

Und neben die schwarze Internationale des Zentrums, die im Kulturkampfe ihre verhängnisvolle Macht bewies, neben die goldene des immer mächtiger emporstrebenden Judentums, tritt immer bedeutsamer die rote Internationale der Sozialdemokratie, um alle Leidenschaften in Bewegung zu setzen, aber auch die Denkthätigkeit und praktische Energie von vielen trefflichen Patrioten ins Feld zu rufen. Man muß die deutschen Schriften von Paul de Lagarde, die Jugendschriften Friedrich Nietzsches und die Streitschriften, die um die Mitte der siebenziger Jahre zwischen Treitschke und Schmoller gewechselt worden sind, lesen, um sich ein Bild von jenen Tagen zu machen. Und bald schon begann der große Kampf um den Naturalismus in Kunst und Litteratur, dessen Notwendigkeit und belebende Wirkung in seinem ersten Stadium nur wenige besonders scharfsinnige Köpfe erkannten.

Aber soviel neue Ideen und Bestrebungen in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts erwachten und sich hervorthaten, sie bleiben im ganzen doch tausendfach vereinzelt und zersplittert, ähnlich wie die der Generation des jungen Deutschlands, an die das junge Geschlecht auch vielfach wieder anknüpfen mußte. Man braucht zum Beweis nur die Namen Feuerbach, Richard Wagner und Friedrich Nietzsche zu nennen. Und einzelne von den Alten wie Bruno Bauer sahen das Neue noch emporkommen.

So lange aber der alte Kaiser noch lebte, solange Fürst Bismarck die Bühne der Welt beherrschte, empfand man nur erst dunkel das Fehlen eines großen neuen Ideals, das reich und tief genug gewesen wäre, die besten Männer und Frauen aller Stände, Berufe und alle Volkskreise zu schöpferischem Gemeinsamkeitswirken zusammenzurufen. Nicht zufällig aber gelangte dann das seltsame Rembrandtbuch unmittelbar nach dem Sturze des großen Kanzlers zu so weiter Verbreitung; nicht zufällig ging nun erst der Stern Friedrich Nietzsches hellglänzend über dem deutschen Volke und der deutschen Kultur auf. Unendlich reizvolle Aufgabe für den Kulturhistoriker und -Psychologen, die mannigfachen Wandlungen zu schildern, die uns dann das letzte Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat mit all den neuen Schlagworten vom größeren Deutschland, von Imperialismus und einer neuen Weltpolitik u. s. f.

Vielleicht das beste Angebinde aber, welches das neunzehnte Jahrhundert zum Schlusse noch dem zwanzigsten in die Wiege legte, ist das neuerblühte Kunstgewerbe, das dem Tieferblickenden so unendlich viel auch für die Gesamtentwicklung der deutschen Kunst und Kultur im neuen Jahrhundert verspricht.

Und doch wie umwölkt ist auch heute noch trotz so vieler Hoffnungen und Blütenträume unser nationaler Horizont! Wie ist unser Volk doch auch heute noch tausendfach auseinandergerissen und dadurch in seiner Entwicklung gehemmt, in seiner inneren Entwicklung ebenso sehr wie in seiner Kraftentfaltung nach außen. Und man kann wahrlich nicht sagen, daß unsere leitenden Kreise diese betrübende und beschämende Thatsache in ihrer ganzen Bedeutung begriffen und unerbittlich daraus die Folgerungen gezogen hätten. Wir jagen sehr gegen den Rat und

Wunsch des Fürsten Bismarck und sehr undeutsch nach Prestige und die so unendlich wichtigen, aber oft glanzlosen Aufgaben der inneren Politik sind fast immer übers Knie gebrochen worden und jede gesunde Stätigkeit hat gefehlt.

Von oben her aber ist hier zunächst kein durchgreifender Wandel zum Besseren zu hoffen. Und das ist auch gut so! Denn unser in vieler Hinsicht politisch noch so unfertiges Volk müßte an nationaler Knochenerweichung zu grunde gehen, wenn immer ein Friedrich oder ein Bismarck seine Sache führen wollten. Es ist gut, daß unser Volk einmal wieder selbst seine Geschicke in die Hand nehmen muß, um im neuen Jahrhundert eine ebenso große Aufgabe sich zu stellen, eine ebenso gewaltige Leistung zu erzielen, wie das jüngst vollendete mit Kaisertum und Reich.

Und so sei es denn ausgesprochen, daß wir einer neuen gewaltigen Bewegung bedürfen, entsprechend der, die zur deutschen Einheit geführt hat. Es gilt mit einem Worte das Werk Martin Luthers, Goethes und Bismarcks fortzusetzen und zu vollenden. Auch das ist ein Jahrhundertwerk; auch das ist ein Ideal, reich und tief genug, um eine ganze Generation, ja eine ganze Reihe von Generationen zu gemeinsamer Arbeit in Kraft und Leidenschaft zu verbinden. Es gilt die Erringung der inneren deutschen Einheit. Ohne sie ist weder eine andauernde Kraftentfaltung nach außen, noch eine die Besten unseres Volkes befriedigende, alle Völker zur Bewunderung zwingende deutsche Kulturblüte zu erhoffen. Das Zerrbild eines solchen gewaltigen Ideals haben die Ultramontanen, haben die Sozialdemokraten, und daß sie überhaupt ein immerhin imponierendes Idol besitzen, das garantiert ihnen bei der breiten Masse des Volkes Macht und Erfolg.

Sollte es aber nicht endlich an der Zeit sein, daß sich auch die besten Köpfe der Nation, daß sich alle führenden Geister und alle wahren Vaterlandsfreunde zu einer großen neuen Organisation zusammenschließen, zu einer Organisation, die alle Gebiete des Lebens umfaßte und in fruchtbare Verbindung und Wechselwirkung bringen müßte!

Die Zahl derer ist doch auch heute schon nicht gering, die deutlich empfinden, daß im Innern unseres Vaterlandes noch eine ganz ungeheure Arbeit von seiten des Volkes und jedes einzelnen zu thun ist, ehe wir daran denken können, eine auf die Dauer erfolgreiche Weltpolitik im neuen Sinne zu treiben. Denn so stark auch unser Reichskörper sein mag, so machen uns doch allzuviele Krankheits- und Zersetzungskeime Sorgen und böse Stunden.

Man denke nur an all' die wirtschaftlichen, sozialen, politischen, religiösen und rassehaften Probleme und Gegensätze!

So haben auch nach der Entlassung des Fürsten Bismarck kluge und thatkräftige Männer sehr bald erkannt, daß eine viel größere Verantwortung fürderhin auf die Schultern jedes einzelnen gelegt sei, als vor 1890. Eine ganze Reihe von zum Theil neuen Vereinigungen und Organisationen legen von solcher patriotischen Gesinnung und Arbeit beredtes Zeugnis ab. Ich erinnere nur an den Verein für Sozialpolitik, den evangelisch-sozialen Kongreß, die sozialpolitische Gesellschaft, den Alldeutschen Verband, den Deutschbund, den Ostmarkenverein, die Kolonialgesellschaft, den deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und an die Bestrebungen auf dem Gebiete der Erziehungs- und Schulreform. Auch der evangelische Bund ist hier zu nennen, obwohl er mir doch nur eine wichtige Vorstufe für einen viel umfassenderen protestantisch-deutschen Bund zu

ſein ſcheint, der erſt möglich werden wird, wenn die proteſtantiſche Orthodoxie mit ihrer durchaus katholiſchen, autoritativen Gemütsverfaſſung endgiltig aus ihrer beherrſchenden Stellung verdrängt ſein wird; denn alle Deutſchen, die im kühnſten und freiſten Sinne auf dem Boden der Reformation ſtehen, müſſen ſich gegen alle mittelalterlich-reaktionären Gelüſte zuſammenſchließen.

Alle dieſe Organiſationen aber, ſo verdienſtvoll und entwicklungsfähig ſie ſein mögen, ſind doch am letzten Ende nicht umfaſſend und tiefgreifend genug, um alle hellen Köpfe und tapferen Herzen an ſich heranzuziehen zu begeiſtertem gemeinſamen Wirken.

Wir bedürfen darüber hinaus einer gewaltigen, aufrüttelnden reformatoriſchen Bewegung, die unſer Volk zunächſt in den führenden Kreiſen, allmählich aber auch bis in die breiten Maſſen hinein ſo tief und mächtig erfaßt, daß alle Gegenſätze und Parteiungen davon im innerſten betroffen, alle Gebiete menſchlicher Bethätigung in Mitleidenſchaft gezogen und auf allen neue Einigungsverſuche angeſtellt werden in tauſendfacher Befruchtung und Wechſelwirkung. Eine ſolche reformatoriſche Bewegung aber muß im höchſten Sinne einen religiöſen Charakter tragen. Sie kann nur auf dem Boden der Weltanſchauungskämpfe unſeres Zeitalters ſich entwickeln und ausgefochten werden. Nur eine Weltanſchauungsbewegung in der Richtung auf neue moderne, aber hiſtoriſch und philoſophiſch tief begründete Ideale iſt imſtande, ſchließlich alle Klaſſen und Berufe, alle Kreiſe der Nation mit ſich fortzureißen und neu zu organiſieren nach neuen Wahlverwandtſchaften. Und dann wird ſich auch erweiſen, daß es eine und dieſelbe reformatoriſche Bewegung ſein muß, die die ſchroffſten aller Gegenſätze — die religiöſen und ſozialen — zugleich ihrer unheilvollen Schärfe berauben wird, um die Grundlage zu ſchaffen für die deutſche Kulturblüte der neuheraufſteigenden Menſchheitsepoche. Dieſe Behauptung wird ſeiner Zeit eingehend begründet werden.

Eine ſolche Bewegung aber kann nicht über Nacht aus dem Boden geſtampft werden. Allmählich muß ſie werden und wachſen, muß ſie herabſteigen von den höchſten Spitzen der Bildung und Geiſtesariſtokratie bis in die Niederungen der dumpfen Maſſe. Zunächſt aber gilt es, die einzelnen zu gewinnen und zu organiſieren von einem Centrum aus durch unſer ganzes Land und Volk und darüber hinaus überall dort, wo ſelbſtbewußte und pflichttreue Deutſche wohnen, die deutſche Art und Kultur noch nicht vergeſſen haben.

Wird aber der edle und eigenwüchſige Deutſche unſerer Tage, der den gewaltigen Inſtitutionen der Vergangenheit entwachſen iſt, auch heute noch das Bedürfnis nach einer neuen, ähnlichen Organiſation beſitzen, wie ſie für die Menſchen vergangener Epochen die katholiſche Kirche, die evangeliſchen Konfeſſionen und Sekten oder der Freimaurerorden geweſen ſind? Wird er nicht lieber in ſtolzer glänzender Einſamkeit verharren wollen? Ich glaube nicht. Denn wie das Glück oder Unglück einer Generation ganz weſentlich davon abhängig iſt, ob ſie ein klarerkanntes, begeiſterungweckendes gemeinſames Ideal beſitzt oder nicht, ſo iſt das Glück, die volle Befriedigung und ein überſchwängliches Sichausleben des einzelnen Menſchen davon mitbeſtimmt, ob er einer großartigen, die ganze Perſönlichkeit umſpannenden und ſie in vielſeitige Thätigkeit ſetzenden Lebensgemeinſchaft angehört, die ſeiner Beanlagung und Bildungsſtufe entſpricht, oder nicht.

Wer aber wagte zu behaupten, daß heute die beſten Männer

und Frauen unseres Volkes eine solche Lebensgemeinschaft noch besitzen? Viele, sehr viele haben sich völlig isoliert oder nur in enge Interessen- und Berufsgenossenschaften zusammengeschlossen und reiche Gaben und Kräfte liegen auf diese Weise nur allzu häufig brach. Andere unterhalten noch eine äußerliche, nicht gerade erquickliche Verbindung mit den großen Körperschaften der Vergangenheit, weil sie vielleicht mit Recht lieber einige Opfer ihrer Ueberzeugung bringen, als daß sie sich völlig isolierten. Eine Zeit hin war der Freimaurerorden eine Zufluchtsstätte für die fortgeschrittensten, edelsten Geister, aber schon Lessing verhielt sich in späteren Jahren skeptisch, Goethe ironisch, und Fichte sah bald genug ein, daß er seine Volkserziehungspläne mit diesem Orden in seinem damaligen Zustande nicht würde durchführen können, während einige Zeit später Auguste Comte merkwürdiger Weise an ihn gar nicht mehr gedacht zu haben scheint, als er sich, einer unsinnigen Gelehrtenschrulle folgend, an die Jesuiten wandte, um mit deren Beistand seine Menschheitbeglückungspläne zu verwirklichen.

Und dennoch ist nichts gewisser, als daß ein Mensch, je mehr er eine wirkliche Persönlichkeit besitzt mit vielseitiger Begabung und unerschöpflichem Thätigkeitsdrange, er um so stärker hindrängen muß auf eine Organisation, die sich zum Zwecke setzt, das Zusammenwirken der Volksgenossen und darüber hinaus der Menschheit — soweit das heute schon möglich ist — immer fruchtbarer und vielseitiger auszugestalten. Der Individualismus, der mit Recht in unseren Tagen wieder so viele begeisterte Verkündiger — so viele echte und falsche Propheten — gefunden hat, will durchaus nicht die geniale Persönlichkeit vereinzeln, was der eine Goethe für uns Deutsche schon hinreichend beweist. Im Gegenteil: das große Individuum möchte die ganze Menschheit organisieren, zur Zusammenarbeit erziehen, um seine in die ferne Zukunft schauenden Kulturideale der Verwirklichung entgegenzuführen.

Denn was vermag selbst der größte Einzelne ohne eine große Organisation, in der er sich ausleben kann, ohne in die Zukunft wirkende Institutionen, ohne Gemeinsamkeitsarbeit auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung? Höchstens ein Monarch oder ein leitender Staatsmann kann im Rahmen vorhandener Einrichtungen große Ziele ins Auge fassen. Aber wann hätte je ein genialer Herrscher gelebt, an dessen Namen sich nicht bahnbrechende Reformen knüpften? Der Privatmann vollends, der neue Ideale erlebt, der neue Kulturgedanken im Busen trägt, muß eine sein eigenes Leben und Wirken überdauernde, die Schranken seiner Begabung überragende Organisation um sich herum und über sich hinausbauen, wenn er den Zweck seines Daseins erreichen, seinen „Beruf" erfüllen will. Der Philister fühlt sich wohl in der Welt, in die er zufällig hineingeboren ist, oder weiß sich doch in und mit ihr einzurichten. Der geniale Mensch muß die Welt der Zukunft ins Dasein rufen, um überhaupt atmen und es aushalten zu können. Genie sein heißt ja doch nichts anders, als es im stickigen Philistermilieu nicht aushalten; nichts anders, als entweder eine neue Welt um sich herum schaffen oder zugrunde gehen, wie in unseren Tagen Friedrich Nietzsche dahinsank.

Nichts Aufgeregtes oder Gewaltsames haben wir im Sinne. Nicht von heute zu morgen wollen wir die Menschheit wandeln und die Welt umschaffen. Weil die Zukunft in hellen Umrissen in unserem Geiste lebt, können wir mit gesammelter Ruhe darauf verzichten, schon heute und morgen jede Stufe des Künftigen mit voreiliger, plumper Hand

greifen zu wollen. Und so sind wir auch weit davon entfernt, laut und heftig die Werbetrommel zu rühren. Wer sich in den alten Kreisen und Lebensgemeinschaften noch wohl und geborgen fühlt, der kommt für uns zunächst noch nicht in Betracht. Höchstens mittelbar werden wir vielleicht auf ihn einwirken, und wir werden nicht daran denken, ihn seiner glücklichen Dumpfheit und Beschränktheit zu berauben; das einzige, was wir verlangen, ist, daß er und seinesgleichen uns ihre Dumpfheit nicht aufzudrängen sich anmaßen. Nur wer es in den Einrichtungen und Lebensgewohnheiten der Vergangenheit nicht mehr aushält, der möge zu uns kommen, sich mit uns zusammenschließen zu gemeinsamer Arbeit auf den Gebieten von Wissenschaft und Philosophie, Politik und Erziehung, Kunst und Litteratur, Religion und jeder sonstigen menschlichen Bethätigung.

Die Männer und Frauen aber, die wir zunächst zusammenrufen möchten, werden und müssen ihrer Natur nach skeptisch und vorsichtig sein. Sie werden voraussichtlich nur langsam zu uns kommen nach reiflicher Ueberlegung der Gedanken, die wir ihnen zu unterbreiten, der Vorschläge, die wir ihnen zu machen haben. Und so wird es uns auch recht sein; denn so weit und kühn auch unsere letzten Gedanken und Ziele sein mögen: unsere Bewegung und Organisation soll langsam aber stetig von innen herauswachsen. Sie wird zunächst ihre Arbeit im engsten Kreise von Gesinnungsgenossen beginnen und darüber der Öffentlichkeit periodischen Bericht erstatten, und sie wird hoffentlich längst stark und widerstandsfähig in ihren Einrichtungen geworden sein, wenn eine nationale Massenbewegung bei uns entstehen wird, oder falls sie einmal das gefährliche Glück haben sollte, in Mode zu kommen.

Einen dringenden Wunsch allerdings müssen wir hegen und das ist der, daß unsere Ideen, Vorschläge und Bestrebungen, daß unser Programm überall dort bekannt und beurteilt werden möchte, wo geistig reife und thatkräftige Volksgenossen wohnen, im Inlande und im Auslande.

Denn obwohl wir sehr gut wissen, was wir wollen, und uns durch fremdgeartete Gedanken und Strömungen nicht aus der richtig erkannten Bahn werden drängen lassen, so kann eine möglichst ergiebige, freundliche und unfreundliche Kritik unserer Absichten uns in hohem Grade nur erwünscht sein, und in diesem Sinne müssen wir für die von Ernst Wachler herausgegebene Deutsche Zeitschrift auf das allereindringlichste zu werben suchen.

Die Deutsche Zeitschrift wird zunächst ein ausführliches Programm veröffentlichen, das dem Leser mit rückhaltloser Aufrichtigkeit und Deutlichkeit zeigen wird, wie wir die Welt schauen, wie wir unser Zeitalter im Zusammenhange der Menschheitsentwicklung beurteilen und wie wir uns die neue Bewegung und Organisation denken in ihren nächsten Etappen und fernen Zielen. Denn das Nächste und das Fernste zugleich müssen wir mit ebenso viel Besonnenheit wie Nachdruck ins Auge fassen.

Wir hoffen, daß sich dann allmählich aus den vorhandenen Anfängen heraus um unsere Zeitschrift eine stetig wachsende Gemeinde von Gleichstrebenden scharen wird, deren systematische Organisierung vorerst der Zukunft überlassen bleiben muß.

In der Deutschen Zeitschrift wird dann auch ein Sprechsaal eröffnet werden, in dem Bekundungen der Zustimmung und der Ablehnung oder des Zweifels zu Worte kommen mögen. Denn wir sind weit davon

entfernt, unseren Freunden und Gesinnungsgenossen von oben her ein peinlich ausgeführtes Programm oder eine Organisation aufdrängen zu wollen, sondern jede Begabung und Kraft soll von vornherein zu selbstthätiger Mitarbeit willkommen sein.

Auch haben wir ja nicht, wie die großen Kulturgemeinschaften der Vergangenheit, dogmatische oder autoritative Ideale, sondern unsere Ideale sind ewig werdende und wachsende, wie ja auch die menschliche Vernunft in ewiger Entwicklung begriffen ist. Wir alle, die wir uns zusammenschließen wollen, sind Evolutionisten, die — wenn sie auch für ihre zeitlichen Erkenntnisse und Zwecke mit Lust und Leidenschaft kämpfen werden, dennoch an die ewige Entfaltung menschlicher Ideale und Kulturaufgaben glauben. Das demütigt uns nicht, das macht uns aber auch nicht unsicher, wie das dogmatisch-autoritative Hirn uns vielleicht höhnisch vorwerfen wird, sondern es giebt uns Besonnenheit und Duldung, Heiterkeit und Unbefangenheit auch den eigenen Gedanken und Bestrebungen gegenüber; denn nur freie und geschmeidige Geister wollen wir zunächst an uns heranziehen, die die dumpfen und stickigen Niederungen jeglichen Dogmatismus endgiltig hinter sich gelassen haben und das nicht nur in ihren frischgeborenen Gedanken, sondern bis tief hinein in ihre Empfindungen und untersten Instinkte.

Mit klarem Bewußtsein bleiben wir mit diesen Ausführungen vorerst im allgemeinen; denn ein allseitig ausgearbeitetes Programm würde sich nur in Form eines stattlichen Buches geben lassen. Wir aber ziehen es als folgerechte Evolutionisten vor, auch unser Programm schon langsam-stetig vor dem geistigen Auge unserer Freunde und Leser entstehen zu lassen, einem Spinnennetze vergleichbar, das von großen und groben Umrissen aus immer feiner und reicher ausgebaut wird. So können wir zugleich auch hoffen, von Schritt zu Schritt uns die Ansichten und Vorschläge unserer Freunde und Gegner zu nutze zu machen, um alle Gesinnungsverwandten immer enger und fruchtbarer an uns zu ketten. Und erst wenn unsere Ideen und Bestrebungen die erste Probe bestanden haben, wenn die Anfänge unserer Bewegung und Organisation hinter uns liegen, dann wird es an der Zeit sein, ein ausführliches Programm zu veröffentlichen, dann wird ein solches auch viel wesenhafter und wirksamer sein, als es heute das beste und sorglichst überlegte sein könnte. Hoffen wir aber, daß dieser Zeitpunkt in nicht allzu ferner Zukunft liegt!

Berlin. Walther Vielhaber.

Aphorismen.

Fortentwicklung ist die Losung.

Der Mensch ist ein Produkt der vorwärts drängenden Natur, ein erreichtes Ziel derselben nach einer Arbeit von unabsehbarer Zeit — könnte er je vergessen, daß in ihm dieses uralte Vorwärtsstreben der Natur verkörpert ist, seinen höchsten Ausdruck gefunden hat?

* * *

Erholung und Genuß edlerer Art, gleich wie die freie Arbeit, sind für den strebenden Menschen geknüpft an eine Bethätigung des Körpers des Geistes oder des Gemüts, im Sinne der Fortentwickelung.

* * *

Undankbare Erdensöhne! Euch gebar Gäa, die Mutter Erde, und Phoebus der Sonnengott ist Euer Vater; und Euch drängt es nicht, aus engen Mauern hinauszugehen, am Busen der Allmutter zu ruhen, verehrend den Sonnenball zu erwarten, wenn er, aufsteigend aus der Finsternis der Nacht, seine Erde grüßt?

* * *

Weder Irrtum noch Schmerz rechne zu den Uebeln der Menschheit! Wie der Schmerz die Seele weckt und ihr den Anstoß zur Entwickelung giebt, so steigt der Geist auf dem Rücken des Irrtums hinauf.

* * *

Ohne inneres Glühen giebt es keinen Künstler; die anderen sind Handwerker.

* * *

Das Schönste in der Welt bleibt — zu Zweien schweigen!

* * *

Man sucht das Glück allüberall in der Welt; es findet sich nur in der Seele eines geliebten Menschen.

* * *

Vertraue einem bewährten Freunde! Oder du verlierst ihn.

* * *

Alt wird nur, was veraltet; das gilt auch von Menschen.

Theodor Oek.

Formen und Probleme des politischen Lebens in der nordamerikanischen Union.

I. Die Formen.

„Amerika, Du hast es besser,
Als unser Continent, der alte,
Du hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte!"

rief Goethe dem amerikanischen Westen zu, als er sich zum ersten Male Aufmerksamkeit heischend in den Gesichtskreis Europas hereinschob. Die Verse sind unzähligemal seitdem zitiert, unendlich oft das Wort von der „Geschichtslosigkeit" Nordamerikas wiederholt worden, oft als Ausdruck des Stolzes gegenüber dem „jungen" Westen, oft des Neides gegenüber dem Volk, das sich so ganz unbehindert von der Last geschichtlicher Traditionen ausgestalten konnte. Ist das geflügelte Wort richtig? Es ist nicht nur im allgemeinen falsch. Denn alles, was geworden ist und lebt, hat seine Geschichte, und es ist ein nur relativ bedeutsamer Unterschied, ob wir sie kurz oder lang nennen. Gerade im besonderen aber zeigt der Verlauf der amerikanischen Entwicklung, wie sehr auch ein Volk und Staat Produkt seiner Verhältnisse sind, wie tief das soziale wie geistige Milieu einwirkte, aus dem die ersten Siedler des nordamerikanischen Kontinents kamen. Und wer heute den Hudson herauffährt, der erfährt es auch schon äußerlich, wie stark bereits eine große Vergangenheit in diesem jugendlichen Volke lebt, wenn man ihm die Stelle weist, wo Washingtons Hauptquartier stand oder wo die Forts von Montgomery und Clinton den Strom beherrschten. Was die nordamerikanische Entwicklung scheidet von der europäischen, ist, daß sie sich abspielt im hellen

Licht der modernen Geschichte, frei von Mythus und Sage, und wir sie nicht aus Moder und Pergament herauszuklauben haben.

Als Walther Raleigh 1585 die erste Flotte an der Ostküste landete und das Land zu Ehren der Tudorkönigin Virginia taufte, als 1620 die Mayflower, die die ersten dem Stuartschen Glaubensdruck weichenden Puritaner trug, die Küste von Massachusetts sichtete, als Lord Baltimore 1632 das Land am Potomac in Besitz nahm, das er seiner Königin zu Ehren Maryland nannte, da waren in diesen Siedlern die Grundlinien der amerikanischen Geschichte gegeben. Es waren auf sie noch die letzten Strahlen der englischen Renaissance gefallen, die das merry old England William Shakespeares so anziehend macht. Beseelt waren sie vornehmlich von dem harten evangelischen Glauben, den sie als aufrechte Männer und in einem freien Land erwachsene Angelsachsen auch ihrem König gegenüber bewahrten. Der rücksichtslose Wagemut des Einzelnen und der Sinn für unbedingte Freiheit des Individuums in allen Dingen, die nur es selbst angehen, aber auch die demokratische Grundlage des politischen Lebens, die ihnen, den im self government geschulten, selbstverständlich war, das vom Hauch der See gestählte, auf sich gestellte Germanentum, alle Züge, deren Verbindung der Yankee seine überraschenden Erfolge verdankt, die das weite, ihrer Bethätigung ganz offenstehende Feld der Zukunft ins großartige, oft groteske steigerte, die sind historisch bedingt in jenen ersten Siedlern. Aber noch mehr als das.

Daß hier und dort, am Potomac, am Delaware, am Susquehannah die Besitznahme des Kontinents ansetzte, daraus erwuchs der Zug im amerikanischen Sein von heute, der es am schärfsten abhebt gegen Europa; der Dualismus im politischen Leben, der Widerstreit zwischen Union und state, Staatensouveränität und Bundesgewalt. America is a commonwealth of commonwealths, sagt James Bryce, und the american cilitizen is animated by two patriotisms. Denn die Siedelungen alle vom Hudson bis nach Florida wuchsen sich aus zu Staatsindividualitäten, erzogen in ihren Bewohnern ein eigenes staatliches Nationalbewußtsein. Als der Drang der Not sie zum Befreiungskampfe gegen England zusammenführte, da traten voll-souveräne Staaten in der Philadelphia-Konvention von 1787 zusammen. Gemeinsam war ihnen nur das Interesse gegen das Mutterland und — das angelsächsische Blut. Das erstere zwang zu einer dauernden Einigung, die Blutsgemeinschaft ist der immer fester schließende Kitt dieses Einheitsbaues geworden. Aber von ihrer Autonomie gaben die paktschließenden Staaten nur auf, soviel unumgänglich notwendig war; den Rest wahren sie heute noch eifersüchtig. Der reichsdeutschen Empfindung sind die Einzelstaaten die Pfeiler, über denen sich schirmend und beherrschend das Reichsgebäude wölbt. Der Yankee betrachtet den state als ein, die union als ein anderes Gebäude, für verschiedene Zwecke selbständig nebeneinander gestellt.

In diesem scharf durchgeführten und doch niemals restlos durchzuführenden Dualismus liegt begründet, daß 2 Tendenzen immer in ihm gegeneinander arbeiten: die zentrifugale, die über der Unabhängigkeit der Staaten wacht, die zentripetale, die den Wirkungskreis der Union auszudehnen strebt. Das ist — das amerikanische Parteiwesen So hat die markanteste Erscheinung von heute ihre Wurzeln in Anfang und Art jener Okkupation vor 300 Jahren. Schon in Washingtons Cabinet stehen sich diese 2 Richtungen klar gegenüber, als Alexander Hamilton für eine starke Zentralgewalt und Thomas Jefferson, der spätere erste demokratische Präsident, für die Staatensouveränität eintrat.

Unter wechselnden Namen ziehen sie sich durch die ganze amerikanische Geschichte. Heute stehen die Gegner als Demokraten (partikularistisch) und Republikaner (unionistisch) gegenüber im Feld. Der Inhalt ihrer Programme hat sich wesentlich verschoben, aber von einer Seite gesehen, ist er auch jetzt noch der alte Gegensatz von Union und Staat, um den sich der politische Kampf in ganz verwandelten äußeren Formen dreht.

Im groben gesprochen rekrutierten sich die Republikaner aus den nördlichen, die Demokraten aus den Südstaaten. Die verschiedene wirtschaftliche Lage war es, die von vornherein den Norden zu stärkerer Zentralisation und zum Ausgreifen trieb, den Süden festhalten ließ an der Selbständigkeit der Einzelstaaten und Beschränkung der Union. Denn der Norden trieb Ackerbau und entwickelte rasend rasch eine eigene Industrie. Der Süden exportierte seine Baumwolle, gestützt auf die Sklavenhaltung, die er als selbstverständliches, altüberkommenes Arbeitssystem festhielt. Bis 1841 haben nur Demokraten auf dem Präsidentenstuhl gesessen. Es ist die Zeit der hochgebildeten, skrupel- und rücksichtslosen Sklavenbarone, des inneren Ausbaus und der Beschränkung auf den amerikanischen Kontinent, des beginnenden industriellen Aufschwunges, der das Uebergewicht allmählich dem Norden zuschob.[1]) Nach 1841 schwankt das Pendel der Herrschaft hin und her, bis der Gegensatz in der Sklavereifrage zum Austrag mit der Waffe zwang. Und hier, im Sezessionskriege, als Washingtons Werk für Jahre auseinanderbrach, erwies sich der menschenreichere Norden als der Stärkere. Nach seinem Siege (1865), dem eine dauernde republikanische Herrschaft folgte bis zur ersten Präsidentschaft Groves Clevelands (1885), schien der prinzipielle Kampf der Parteien entschieden. Faktisch ist er noch nicht zu End. Die Nullifikationstheorie, nach der jeder Staat Unionsgesetze für ungiltig erklären kann, die ihm der Verfassung zu widersprechen scheinen, war durch den Machtstreit als falsch erwiesen. Die Stellung der Union war wie vorher befestigt, gestärkt durch das neue Amendement XV der Verfassung. Denn hier war zwar in alter Weise den Staaten die Regelung des Wahlrechts auch für die Unionswahlen überlassen — darin sieht man noch heute einen Pfeiler der staatlichen Selbständigkeit und das einzige Mittel, sie dauernd am Unionsverband zu interessieren. Aber es war ausdrücklich festgelegt, daß das Wahlrecht nicht beschränkt werden dürfe durch Rücksicht auf Rasse, Farbe und frühere Sklaverei. Damit war den Negern das Recht der Wahl garantiert. Die Union ist der allein souveräne Verfassungskörper in Nordamerika. Denn sie allein hat das Recht der Waffen und der internationalen Vertretung. Allerdings hat sie nicht unbedingt das Recht, das zum Wesen einer vollen Souveränität gehört: die Grenzen ihrer Macht in jeder Richtung selbst setzen zu dürfen. Im inneren sind diese Grenzen durch die Konstitution ganz fest und klar gezogen. In jedes Gebiet staatlicher Thätigkeit, das hierin nicht einbezogen ist, treten eo ipso und von vornherein die Einzelstaaten ein.[2])

[1]) Auf diese Zeit bezieht sich die Charakteristik, in der Alexis de Tocqueville Nord und Süd einander gegenüberstellt (démocratie en Amérique 1835, II, 419): l'américain du Sud est plus spontané, plus spirituel, plus ouvert, plus généreux, plus intellectuel et plus brillant. L'américain du Nord est plus actif, plus raisonnable, plus éclairé et plus habile.

[2]) „Die Einzelstaaten besitzen in allen ihren eigenen inneren Angelegenheiten die Souveränität, die dem Volke ursprünglich zuerkannt ist. Es sind solche Fälle ausgenommen, in welchem die Verfassung ausdrücklich der Bundesregierung die Souveränität zuspricht. Darüber hinaus hat die nationale

Darin aber liegt es nun, wenn der Parteikampf alter Weise noch nicht bis zu Ende durchgeführt ist, daß in jedem Problem, das das innere oder äußere Leben an den Gesamtstaat stellt, sowenig die treibende Wucht der dahinter stehenden gegensätzlichen Interessen dabei zu übersehen ist, gerade jener alte demokratisch-republikanische Gegensatz wieder durchbricht, zumal hier nicht eine monarchische Spitze die Zentralisierungstendenzen verstärkt.

Trotz der Entscheidung des Sezessionskrieges also besteht das Zweiparteiensystem heute ungemindert weiter. Auch heute herrscht die die demokratische Partei im Süden, die republikanische im Nordost und Nordwesten. Die nordamerikanische Mainlinie ist dabei etwa der 40. Breitengrad. Unsicher sind in der Parteistellung immer die mittleren Staaten: New York, New Jersey, Pennsilvania, Ohio, Indiana, Illinois, auf die sich deshalb stets das Interesse am Wahlkampf concentriert. Die Verteilung ist natürlich nicht ganz so schematisch. Einmal beherrschen die Demokraten im Norden die größeren Städte [1]), während das farbige Element des Südens aus alter Tradition vielfach republikanisch wählt und in den pacifischen Staaten der republikanische Einfluß bis weit nach Süden (Californien z. B.) reicht.

Es ist zuviel gesagt, wenn man behauptet, es beständen nur diese 2 Parteien in der Union. Immer sind neben deren Kandidaten andere aufgestellt worden: Prohibitionisten, d. h. Verfechter des Branntweinverkaufsverbotes, Sozialisten verschiedener Färbung, die Henry Georgepartei, Anhänger der Frauenemanzipation u. a. m. Thatsache aber ist, daß es niemals einer solchen Fraktion gelungen ist, in einem Staate auch nur die nötige Mehrheit zu erlangen, um die Elektoralstimmen dieses Staates für sich zu gewinnen, sich immer in der Wahl des 4. Dezember ein Demokrat und ein Republikaner gegenüber gestanden haben. Thatsache ist ferner, daß dieser Gegensatz auch die Wahlen zu den Staatslegislaturen, ja den Grafschafts-, Stadt- und Townshipvertretungen überall durchdringt. Auch da, wo es sich nicht um politische Fragen handelt, richtet sich in diesem politische Volke die Entscheidung darnach, ob der Kandidat zur Partei gehört oder nicht. Nur selten einmal gelingt es einem unabhängigen Bürger-Wahlkomité, für brennende Fragen eine Mehrheit auf ein sog. citizens' ticket (gegenüber dem party ticket) zu vereinigen. So liegt denn ein doppeltes Netz von Parteiorganisationen über dem Lande, und in der Stufenfolge dieser Organisationen spiegelt sich direkt die verwickelte Regierungsform des Landes wieder. National, State, local governement sind über- und nebeneinander geschichtet. Ebenso sind entsprechend die Doppelorganisationen der 2 politischen Parteien überall daran ankrystallisiert. Jede township, city, county, jeder Wahlbezirk, state, und die union hat zunächst einen ständigen geschäftsführenden Ausschuß, sein managing committee. Da die politische Arbeit völlig in den ungeheuer zahlreichen und umfassenden Wahlen aufgeht — es wird ja alles gewählt: die

Regierung keine Gewalt. Dagegen liegt der Fall umgekehrt bei allen auswärtigen und internationalen Angelegenheiten. Die Bundesregierung besitzt hier jede souveräne Gewalt, die ihr nicht ausdrücklich durch die Verfassung entzogen worden ist." Aus einem Vortrage v. Charles Gardiner, zit. bei George M. Fisk, Die Handelspolitik der Ver. Staaten (Schr. des Vereins f. Sozialpolitik 90, S. 57).

[1]) Um so mehr ist zu bemerken, daß im Wahlkampf von 1900 fast alle Großstädte republikanisch gestimmt haben.

Exekutive vom Dorfschulzen bis zum Präsidenten, einschließlich des größten Teiles der oberen Beamten, die Legislative vom township-council bis zum Kongreß, und in vielen Staaten und ihren administrativen Unterteilen auch die Gerichtshöfe —, so hat das managing comittee einmal vorzubereiten die lokalen Wahlen für den Bezirk, für den es ernannt ist, und darin ist es autonom. Demnächst aber ist es Werkzeug für die comittees der darüberstehenden Wahlbezirke, und hier zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Diese comittees sammeln aus allen möglichen Quellen das Öl der Maschine, den campaign fund, sie halten Versammlungen ab, verbreiten Wahllitteratur, verfolgen die Presse, achten auf die Einwanderer, die sie mit aller Gewalt für die Partei zu pressen suchen u. s. w. Eins aber liegt den committees nicht ob: die Masse der Kandidaten für die Wahlen zu nominieren, der Partei vorzuschlagen. Es ist wiederum echt amerikanisch und in voller Konsequenz des demokratischen Prinzips, daß man dieses wichtigste Parteigeschäft überläßt der Partei selbst d. h. dem Volke. Jeder Bezirk (township oder [in der Stadt] ward) hat seine Wählerversammlung, die primary, die einmal zusammentritt und auf Vorschlag des managing committee oder von sich aus die Kandidaten nominiert, für die in dieser Wahl gestimmt werden soll. Weiterhin aber wählt die primary Delegierte für die höheren Wahlbezirke, die dort die entsprechende sog. nominating convention bilden und denen für diese Bezirke (Grafschaft, Staat) die gleichen Geschäfte obliegen, wie der primary für ihr Gebiet. Die Krone ist die aus Delegierten der anderen Konventionen zusammengesetzte national nominating convention, die auf Vorschlag des national committee den Präsidentschaftskandidaten nominiert. Sie findet, gegen 2000 Delegierte stark, immer im Juli, 4 Monate vor der Wahl statt und verläuft meist tagelang äußerst stürmisch und bewegt. Denn gewöhnlich kommt es zu langwierigen Abstimmungen über die Person der Kandidaten. Die Entscheidung der Mehrheit auf der Konvention ist aber für die Gesamtheit absolut bindend; jeder Delegierte bindet seine Wähler. Natürlich kann der Entscheidung nicht durch Zwang Folge gegeben werden. Aber die Parteidisziplin ist so stark, das Gefühl einer gewissen, wie es der Amerikaner ausdrückt, party loyalty so mächtig, und der Respekt vor der Majorität so groß, daß die Partei stets geschlossen für den Mann eintritt, den die Mehrheit der Parteikonvention als Kandidaten erkoren hat. So breiten sich in filigranfeiner Verästelung 2 ungeheure Netze von Parteiorganisationen — das republikanische und das demokratische — über das ganze Land, auch das verlorenste Nest mit umfassend und hereinziehend. Nur der kann hoffen in die Höhe zu kommen, der sich von dem Getriebe dieser Maschine erfassen läßt. Ohne sie zu einer ausschlaggebenden Rolle zu gelangen, ist drüben noch viel schwerer, als etwa in Deutschland, bei der Größe des Landes und der Wählermassen wohl unmöglich. Hier hat man klarer als in Europa eingesehen, daß in einem großen Lande sehr ausgedehnten Stimmrechts die Massen ohne Organisation ganz unbrauchbar sind, mit ihr sich alles machen läßt. Den ungeheuren Vorsprung aber, den die beiden alten Parteien dadurch voraushaben, vermöchte heute eine neue Partei, etwa der Arbeiterschaft, nicht mehr einzuholen, da nun auch die Programme der alten Parteiorganisationen biegsam genug sind, neue Gedanken aufzunehmen.

Von selbst leuchtet ein, daß diese intensive Parteiarbeit und die Fülle ihrer Aufgaben ungeheuer viel Zeit kosten muß und daß der

Geſchäftsmann und Arbeiter im Wirbelſturm des amerikaniſchen Erwerbslebens ſchlechterdings zu einer Teilnahme daran gar nicht die Zeit haben kann. Die Folge iſt, daß ſie ſich beſchränken auf paſſive Teilnahme und nur als whire-pullers (Drahtzieher) hinter den Kouliſſen mitwirken. Das aktive Geſchäft fällt denen zu, die aus der Politik ihren Lebensberuf gemacht haben, den politiſchen Profeſſionals. Da aber Amerika keine Ariſtokratie hat, die wie in England auf der Baſis eigenen Vermögens die parlamentariſche Laufbahn als erbliche ideale Verpflichtung anſieht, ſo iſt für die profeſſionals dort das treibende Motiv: Der Wunſch nach einem Amte als Mittel des Gewinns. Das muß nun das öffentliche Leben ſtark korrumpieren. Sie ſind es, die ſich den goldenen Lockungen der trusts und railway-companies zugänglich erweiſen, wenn ſie in Legislativen ſitzen, und die, wenn ſie Verwaltungspoſten bekleiden, ſie in ihrem Intereſſe aufs ärgſte ausnutzen. Die Wirtſchaft des Tammanyrings in New-York iſt ja in dieſer Beziehung in ſkandalöſer Erinnerung. Es bilden nämlich die hervorragendſten Politiker um ſich Cliquen, die ſogenannten „rings," die ſie ſich durch die Hoffnung auf Amt und Ämtchen erhalten. Dieſe Cliquenherrſcher, die „die Ringe ſpenden," wie der altgermaniſche König, ſind die berüchtigten bosses (Buckel), als Staats- oder Stadt-Boſſes überall die Macher der Wahlpolitik. Meiſt ſitzen die ganz großen auch im Senat und ſtützen ihre Stellen ſo doppelt[1]). Natürlich können ſolche Cliquenhäuptlinge perſönlich einwandfreie Charaktere ſein. Sie ſtehen aber immer im Dienſt irgend welcher egoiſtiſcher Intereſſen. Faſt niemals lauter ſind die Stadtboſſes, die ſtets viel zu ſehr perſönlich intereſſiert ſind. Die ganze Einrichtung, die konſequent aus der ſtrikten Durchführung der Demokratie herausgewachſen iſt, findet jetzt wegen ihrer Schattenſeiten immer ſteigenden Widerſpruch. Es iſt in den letzten 2 Jahrzehnten immer öfter gelungen, in den Städten das bossdom zu ſtürzen. Ganz kann das erſt gelingen, wenn man es an ſeiner Wurzel faßt. Dies geſchieht aber in der ſeit Clevelands Präſidentſchaft namentlich angewachſenen Bewegung auf Reform des Civildienſtes.

Präſident Jackſon (1829—33) hatte zuerſt begonnen, nach ſeiner Wahl ſyſtematiſch Abſetzungen der Beamten aus Parteirückſichten vorzunehmen. Es liegt ja im Weſen jedes Parteiregiments, ſich, wenn es die Herrſchaft gewonnen hat, deren unbedingte Wirkung in allen Zweigen des öffentlichen Lebens zu ſichern. Das iſt nur möglich, wenn die Partei das Beamtentum in der Hand hat. Man hält es auch für nötig, den Beamten immer fühlen zu laſſen, daß er Diener des Volkes iſt, und da im Lande der Gleichheit einer ſo gut iſt wie der andere, ſo iſt auch jeder für jedes Amt in gleicher Weiſe fähig. Verbindet ſich nun damit noch das materielle Intereſſe der Parteiführer und -Agenten an einem Wechſel, wie hier, ſo erſcheint bald als einziges und eigentliches Ziel des Wahlkampfes — die „Rotation" der Ämter, wie der Kunſtausdruck lautet. Dieſer Grundſatz wird nun heute durchgeführt und zwar in allen politiſchen Gebilden der Union. Überall handelt man nach dem groben Wort, das ſchon 1832 ein Senator von New-York ausſprach: to the victor belong the spoils (dem Sieger gehört die Beute.) Diesmal hat allerdings der Erfolg des Wahltages die herrſchende

[1]) So gehört der boss Mac Kinleys, der vielgenannte Mark Hannah dem Senat als Vertreter für Ohio an, wie ſein demokratiſches Widerſpiel, Jones, für Arkanſas.

Partei auf dem Präſidentenſtuhl, wie im Kongreß befeſtigt, und ſo ſind kaum Veränderungen in der Ämterbeſetzung eingetreten. Geht aber das Heft von einer Partei zur anderen über, dann bedeutet das immer eine völlige Neubeſetzung der Ämter. Nun dürfen die Folgen eines ſolchen Syſtems, da die Verwaltung jenſeits des Ozeans nicht die Rolle ſpielt, wie in Deutſchland, nicht nach deutſchem Maßſtabe vorgeſtellt werden. Und es hat ja auch die nicht zu verkennende gute Seite, daß es auch den letzten und kleinſten Beamten bis zum Poſtmeiſter in Wild Weſt und zum Totengräber zu leidenſchaftlichem Intereſſe an der Wahl und damit am öffentlichen Leben zwingt. Aber ſelbſt wenn überall integre Kräfte hineinkämen, eine Verwaltung muß in den Kinderſchuhen ſtecken bleiben, in der kein ruhender Pol iſt, in die immer wechſelnd unvorbereitete Leute eintreten. Dazu aber die hungrigen Wölfe, die Profeſſionals, die im trüben fiſchen wollen, denen darüber jeder Gedanke an das Gemeinwohl oder auch nur an die Parteigedanken entſchwindet. Dagegen erhoben ſich alſo Stimmen, die Einführung eines geordneten Prüfungsſyſtems fordern zur Reform der Verwaltung. Naturgemäß muß dann den ſo Qualifizierten eine Stellung geſichert werden, die nicht vom Zufall der Parteikonſtellationen abhängig iſt. Ein leuchtendes Beiſpiel hat man hierin ſchon ſeit Jahrzehnten in dem ganz unabhängigen, vornehmen und ungemein verehrten höchſten Gerichtshof der Union, dem high supreme court, wie den unteren Inſtanzen der Bundesgerichtsbarkeit. Die Bewegung macht erhebliche Fortſchritte und wird in dieſem Erfolg vielleiche das bossdom entwurzeln[1]). —

(Fortſetzung folgt).

Von der Volksſeele.

Vor Jahren lag ich unwohl und fiebernd im ländlichen Gaſthaus von Schluderbach. Ich hatte von meinem Bett aus die volle Ausſicht auf den Monte Criſtallo, dieſe großartige Grenzſcheide deutſchen und wälſchen Volksweſens. Die Nachmittagsſonne hob durch ihre ſcharfe Beleuchtung alle Einzelheiten ſehr deutlich hervor. Wiederholt hatte ich die phantaſtiſche Gebirgsbildung betrachtet und gezeichnet, aber diesmal bemerkte ich zu meinem Erſtaunen Dinge, die mir früher entgangen ſein mußten. Ich ſah ganz auffallend förmliche Zinnen, Mauerterraſſen, Strebeſyſteme, übereinandergetürmte Geſchoſſe, mit einem Wort, eine rieſige Märchenburg, wie ſie etwa annähernd Schwind entworfen hätte oder jener Breughel mit ſeinen babyloniſchen Türmen, an denen man ſich nicht ſatt ſehen kann. Ich ſchämte mich meiner früheren Sinnenſtumpfheit, ſchob nebenbei die Schuld auf die ausnehmend gute Beleuchtung und das durch das Fenſter günſtig abgeblendete Geſichtsfeld. Ich griff ſogleich nach meinem Skizzenbuch, um das Geſchaute feſtzuhalten, fühlte mich aber nach einigen Strichen ſo angegriffen, daß ich die Arbeit aufgab. Ich dachte ſie nächſtens zur ſelben Tageszeit und Beleuchtung mit freierem Kopf leicht nachholen zu können. Indeſſen konzentrierte

[1]) Auch die Lodge- und die Adamsbill, die gegenwärtig das Konſularweſen reformieren wollen, ſind in gleicher Richtung gedacht.

ich doch meine Aufmerksamkeit auf das Bild mit der Absicht, es auswendig zu lernen, bis endlich die Dämmerung ihre Schleier darüber zog.

Ich war am nächsten Tag wieder ziemlich frisch und arbeitsfähig. Vergebens aber erwartete ich die Wiederkehr des genossenen Schauspiels. Der Versuch, mit Hilfe der Erinnerung und der Phantasie die Märchenarchitektur wieder den natürlichen Linien der Felsengestaltung zu entlocken, scheiterte gänzlich an meiner exakten Gewissenhaftigkeit. Das gestern und heute Geschaute stimmte eben einfach nicht miteinander, obwohl ich noch ganz genau wußte, was ich an jeder bestimmten Stelle der Gesteinsfalten gesehen hatte. Ich hätte schwindeln müssen, wenn ich es noch heute hätte hinzeichnen wollen, und das wollte ich wieder nicht. Mir war es ja nicht um ein künstlerisches Spiel, sondern um die Wahrheit zu thun.

Die Erfahrung jenes Tages ist für mich ein sogenanntes Urphänomen geworden, das mir, zusammengehalten mit einer ganzen Menge anderen Materials, den Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Geistes, seiner Geschichte und Kultur bietet. Es ist das Urphänomen der Psychologie, der Erkenntnistheorie, der Aesthetik, der Metaphysik, der Mythologie, der Volkskunde. Dies Urphänomen erklärt alles das, was zwischen Himmel und Erde existiert, aber von der Schulweisheit und dem gesunden Menschenverstand nicht immer anerkannt wird. Es erklärt die Seele des Künstlers und vor allem die Seele des Volkes, das wie der Künstler geistersichtig ist.

Versuchen wir dies Urphänomen zuerst psychologisch zu erklären. Meine damalige Unpäßlichkeit hat, wie bei einem physikalischen Experiment, zwei Vermögen der Seele, die Aktivität und die Reflexion ausgeschaltet, um möglichst rein das dritte Vermögen, die Rezeptivität, walten zu lassen. Da die praktische und die Verstandesthätigkeit vorübergehend nicht beansprucht werden wollten und konnten, so war die reine Anschauung nicht gehindert und abgeleitet. Sie war nicht etwa getrübt, auch nicht gesteigert, sie war nur von jeder Rücksicht und Nebenabsicht befreit. Zu denken oder zu handeln war ich völlig unaufgelegt, weil unfähig; zu schauen aber, aufzunehmen, auf mich wirken zu lassen, mich dem Eindruck hinzugeben, war ich durchaus nicht gehindert. Ja, die ganze Energie meiner Seele war in diesem passiven Vermögen objektiver Aufnahmsfähigkeit konzentriert. Sie war ganz objektiv, ganz vorurteilslos.

In Bezug auf die Theorie der Erkenntnis ergiebt sich daraus, daß das, was ich sah, nicht ganz unrichtig gewesen sein muß. Ja, es mußte sogar richtiger sein als alle die Eindrücke, die ich im normalen Zustande meiner Seele aufnehmen konnte; denn diese waren offenbar mit beeinflußt durch den Willen und die Reflexion, also durch zwei Vermögen, von denen das eine sehr subjektiv, das andere sehr kompliziert funktioniert. Es ist gut, daß wir uns immer vorhalten, wie stark unsere normalen Eindrücke beeinflußt sind von langen Schlußketten, von einer kaum kontrollierbaren Schulung, von Bestrebungen und Affekten. Kurz, wir sehen niemals das, was sich uns einfach darbietet und also wirklich da ist; sondern wir sehen, was wir sehen wollen, zu sehen wünschen, zu sehen gelehrt und erzogen sind, ob nun mit Recht oder mit Unrecht. Daraus ergiebt sich, daß wir zur richtigen Erkenntnis den Willen und die Reflexion zwar nicht gänzlich ausscheiden, aber doch mit größerer Vorsicht anwenden sollen.

In Bezug auf die Metaphysik ergiebt sich aus jenem Urphänomen manches über das wahre Sein, das der Erscheinung zu-

grunde liegt. Die Begriffsphiloſophie hält mit Recht den Begriff, die Idee als das Weſen der Welt feſt; die Willensphiloſophie, wie ſie zum Beiſpiel einſeitig von Schopenhauer betrieben wurde, erfüllt dies Weſen der Welt mit thatkräftigem Leben; aber nur eine Anſchauungsphiloſophie läßt uns durch Intuition das ſchleierloſe Antlitz der Wahrheit ſelber ſchauen. Sie lehrt uns hinter dem Schein das Sein erkennen, dahinwieder nur das Sein erſcheinen kann.

Damit ſind wir zur Aeſthetik gelangt und zu der wichtigen Stellung, die ſie nicht nur für das Kulturleben, ſondern für das Wiſſen und die Erkenntnis ſelber einnimmt. Allzu lange hat man das Gebiet der Aeſthetik nur als ein Voluptuarium angeſehen, das für die Oekonomie der Welt und des Geiſtes von keinem oder ſogar von ſchädlichem Einfluß iſt, ein Paſſivum im Haushalt der Kulturgeſchichte. Aber das iſt, gelinde geſagt, beſchränkt und einſeitig geweſen. Ich will nicht in die entgegengeſetzte Beſchränktheit verfallen und aus Vorliebe für die Aeſthetik, für den ſchönen Schein, für die Phantaſie und das Gefühl, nun meinerſeits den Verſtand und den Willen an eine untergeordnete Stelle verweiſen. Aber die volle, rückhaltloſe Gleichberechtigung aller drei Dimenſionen des Geiſtes ſollte endlich feſtſtehen.

Mit der vollen Anerkennung der Aeſthetik muß auch die Mythologie aus jenem Aſchenbrödelzuſtand befreit werden, dem zufolge ſie faſt allgemein nur als ein Syſtem menſchlicher Narrheiten, Täuſchungen, Leichtgläubigkeiten, Spielereien, Konvenienzen galt und gilt. Sie iſt vielmehr nichts anderes als die methodiſch berechtigte Sprache der Aeſthetik, der bildliche Ausdruck für natürliche und ſittliche Wahrheiten. Sie iſt auf dem Gebiete der Anſchauung das, was das Sittengeſetz auf dem Willensgebiet, was die Logik auf dem Verſtandesgebiet iſt. Und geradeſo, wie man in der Logik richtige Schlüſſe und Trugſchlüſſe, richtige und falſche Begriffsdefinitionen und Urteile zu unterſcheiden hat, wie man in der Ethik die richtigen Grundſätze der Moral von den verkehrten ſondern muß, geradeſo giebt es auch auf dem Gebiete der Mythologie einen Unterſchied zwiſchen echten Mythen, Sagen, Märchen mit voll zutreffendem Wahrheitsgehalt und zwiſchen unechten Fabeleien ohne Sinn und Grund. Jene kommen im allgemeinen mehr der volkstümlichen Sage zu, dieſe ſind dagegen eine Folge des Spieltriebs überflüſſiger Luxuskünſtler.

Damit kommen wir auf das Gebiet der Volkskunde. Es iſt einfach nicht zu leugnen, daß ſich durch das Walten des Volksgeiſtes eine Volksweisheit, eine Volksſitte ausbildet, vor allem aber eine äſthetiſche Weltanſchauung, deren volkstümlicher Grundzug eben echt äſthetiſch, das heißt mythiſch und märchenhaft iſt. Das hat ſeinen Grund darin, daß in der Seele des Volks auch die rein objektive Anſchauung überwiegt über Reflexion und Willen. Dem Volksgeiſte eignet jene Anſchauungskraft, die wir bei dem ſchaffenden Künſtler als holden Wahnſinn, als heiliges Fieber vorausſetzen müſſen. Jenes von mir erlebte Urphänomen hat mich nur mit beſonderer Schärfe und überwältigendem Nachdruck in jenen Zuſtand verſetzt, in dem die primitive Seele des Jägers, des Hirten, des Bauers, des Fiſchers, des Bergmanns ſich der Natur gegenüber von jeher befunden hat und befinden wird. Und zwar iſt das der geſunde und natürliche Zuſtand der Seele, von dem wir, die wir durch eine komplizierte Natur verkünſtelte Kunſtfiguren ſind, uns freilich nur ſchwer und vorübergehend eine Vorſtellung machen können. Mein damaliges Fieber war wie jeder

Krankheitsprozeß eine Reaktion der Natur gegen das Uebergewicht verderblicher Einflüsse. Es verschaffte mir mit Naturgewalt jenen objektiven Standpunkt heller sehender Anschauung, auf dem sich etwa der Hirte und Jäger befindet, der mit leerem Magen zwölf Stunden hintereinander sich die Sonne auf seinen Kopf hat scheinen lassen. Es ist ganz begreiflich, daß ein solcher der Natur ganz anders gegenüber steht als wir Ueberbildeten. In gewisser Beziehung hilfloser, unselbständiger, aber eben darum hingegebener, empfänglicher für das große Ganze, für den Sinn, für die Bedeutung, für das Wesen, für die Idee, wo wir mit unserer naturhistorischen und nationalökonomischen Schulung trotz aller Instrumente und Methoden doch nur eine Oberfläche nach der anderen aufritzen und aufrollen.

Dieses Urphänomen muß man sich vorhalten, wenn man die menschliche Kulturgeschichte verstehen will, die Entstehung des Mythus, und jenes überwiegenden Teils der Religionen, der nicht rein auf der Moral und auf der Logik beruht. Alles Intuitive, alle Inspiration wird dadurch zwar nicht erschöpfend erklärt, aber doch annähernd gewürdigt.

Aber kehren wir zu unserem Spezialfall zurück. Das Märchenschloß, das ich gesehen habe, haben gewiß vor mir unzählige Generationen gesehen; freilich nicht jeder Landmann und nicht zu jeder Stunde, sondern Sonntagskinder in Sonntagsstimmungen. Was der eine sah, nahm der Blödsichtigere wenigstens durch Suggestion an. Sein Glaube war aber dem wirklichen Schauen des Schauenden ganz kongenial. So entstanden die Lokalsagen und weiter die Märchen von Zauberbergen, Eispalästen, Glasbergen mit Burgen, die nur dem Auserwählten sichtbar und zugänglich sind, gewöhnlich von drei Brüdern, die intellektuell und praktisch ungleich veranlagt sind, dem als Dümmling Verschrieenen, der aber doch schließlich den Schatz hebt, den Zauber löst und die Braut heimführt. Das ist allerdings nur die durchsichtige Bildersprache der Poesie, aber es ist nicht Lüge, nicht Fabelei, nicht willkürliches Spiel der Erfindungsgabe.

Und damit kommen wir schließlich zur Hauptsache unseres Problems, nämlich zu dem tiefen Wahrheitsgehalt alles echt Mythischen. Also wäre der Monte Cristallo wirklich keine durch Faltung, Zerklüftung, Verwitterung und Vergletscherung entstandene Dolomitenmasse, sondern von scheuen Riesen und Zwergen aus Nebelheim im verbergenden Schutz der Tarnkappe aufgetürmt und ausgeziert, ein Zauberschloß, darinnen Geister der Schönheit, der Macht, des Reichtums und verlockender Tücke hausen? Nun gewissermaßen freilich ja, besonders für den, der die Runenschrift der Sprache der Natur und der Poesie versteht. Soll ich das noch bis ins Einzelnste nachweisen und ausführen? Nein! das wäre pedantisch. Es wäre auch irreführend, weil der Musenlose sich am Ende gar verleiten ließe, hier eine künstliche und abgeschmackte Allegorie zu wittern, wo ganz im Gegenteil die Natur sich gerade ohne jede Vermittelung selber ausspricht.

Aber für die Poetik ergiebt sich daraus die allerwichtigste Folgerung, diese nämlich, daß Realismus und mythische Behandlung sich nicht nur nicht ausschließen, sondern geradezu fordern. Der Künstler tritt der realen Natur umso näher, er entschleiert ihr Geheimnis umso mehr, je sicherer er den echten Mythus meistert. Die alten Künstler, die den Berg, den Fluß, den Baum in menschenähnlicher Gestalt personifizierten, kamen als Landschaftsmaler der Wirklichkeit bei weitem

näher als wir mit allen Künſten der Beleuchtung und Luftperſpektive. Wenn ich aber ſo den nach Realismus Strebenden an den Mythus verweiſe im höchſten Sinn, ſo verpflichte ich auch den Sagendichter in ſtrengſter Weiſe auf die reine und unverfälſchte Wahrheit. Er ſoll uns keine Romane und Novellen dichten, um müßiggängeriſche Träumer über die hiſtoriſche Wirklichkeit weg zu täuſchen; er ſoll im Gegenteil den Mythus als die nackteſte Formel des wirklichen Geſchehens ableiten und aufſtellen.

Wien. Richard von Kralik.

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Drittes Geſpräch.

Wilfrid. Wohin führt Ihr mich diesmal?

Klothilde. Nicht eben weit. Ein Stückchen nur empor zum Rand der Uferhänge, daß Ihr jenſeits ins Land ſchauen könnt.

Wilfrid. Wie zauberiſch dieſer lichte Hain!

Klothilde. Nicht wahr? Ich liebe ihn ſehr. Er ſenkt ſich mit ſeinem grünen Raſen, ſeinen Pflanzungen hinab zum Strom. Obſtbäume durchziehen ihn: o hättet Ihr ihren Blütenſchnee noch geſehn! Und hier dunkle Tannen, ſchattige Kaſtanien, duftende Akazien, Jasmin und Hollunder —

Wilfrid. Ein luftiger Aufenthalt für Götter! Ein Verſteck für Elfen!

Klothilde. Meint Ihr? Es ſind doch nur ſchöne Kinder, die hier zuweilen ſpielen. Aber wir ſind oben: zerteilt die Sträucher und tretet aus dem Holz heraus!

Wilfrid. — Freies Feld!

Klothilde. Ueberraſcht es Euch?

Wilfrid. Welch andres Bild! Das grüne Getreide, das ſchon hoch ſteht, braunes Ackerland, fruchtbare Wieſen! Still und friedlich im Schein der Abendſonne!

Klothilde. Ein Fremder ahnt nicht, daß der Strom, der vielbelebte, hart vor ihm liegt.

Wilfrid. Wie erquickt dieſer Anblick! Macht die Seele frei und weit! Erfüllt ſie mit großen Gefühlen!

Klothilde. Uns wohl. Aber auch dem Armen? Dem Unglücklichen?

Wilfrid. Auch ihm! — O daß wir die Natur ruhig auf uns wirken ließen! Sie beſitzt ja alle Heilmittel für unſere Krankheiten. Sie ſtillt und beſänftigt, ſie tröſtet und erhebt, ſie ſtählt und verjüngt uns. Wie viele verzehrt heut Unraſt und Ungenügen, die Sucht nach Gold, Genuß und Ehren; wie viele drückt ihr Amt, ihr Gewiſſen! Arme Schächer, deren Sinn umnebelt und dumpf iſt, deren Herz bang und ängſtlich ſchlägt! Aber wir, auf uns ſelbſt geſtellt, glücklich im Gefühl unſrer Freiheit: ſind wir nicht deine echten Kinder, heilige Natur? Reich und verſchwenderiſch und voll Schaffensdrang gleich dir?

Klothilde. Wir folgen der innern Stimme und finden uns nicht betrogen. Doch jene Schwankenden, die nach dem rechten Wege

tasten: wo finden sie einen Halt, der sie leitet? Da aller Grund unsicher und erschüttert scheint? Da tausend Lehren und Meinungen mit einander streiten?

Wilfrid. Der Mann aus dem Volke hört den Streit der Gelehrten nicht. Er weiß schon, was er zu thun hat. So handelten seine Väter, so handelt er: ihn können Schwarmgeister, können Vernünftler nicht beirren. Wohl uns, so lang wir das alte Gut in Ehrfurcht bewahren!

Klothilde. Doch die Anschauungen, die Sitten der Völker sind verschieden.

Wilfrid. Müssen wir deshalb nicht um so mehr an den unsrigen festhalten?

Klothilde. Doch wer giebt sie uns mit? Wer lehrt sie uns neu?

Wilfrid. Das Haus, wenn es nicht von gestern ist, des Bauers wie des Bürgers und Edelmanns! Die großen Männer, die unser Volk hervorgebracht! Unser Volk, so reich an Hochsinn, so thatenkühn, so gedankentief! Sind wir zu Knechten geworden, daß man uns so bevormundete, so erniedrigte? Jene gehorsamen Unterthanen, jene kläglichen Pfahlbürger — wen ekelt ihrer nicht? Weil wir am Boden lagen, dürfen wir uns nie mehr aufrichten?

Klothilde. Das Erbe düstrer Zeiten — versinkt es nicht mehr und mehr?

Wilfrid. Es sinkt; es muß verschwinden! Wahrlich, noch spürt unser Volk die römischen Ketten; aber es schüttelt sich schon zornig, und mich dünkt, es wird sie abwerfen. Edler Renner, den man der Freiheit beraubt und ins schimpflichste Joch gespannt hat! Wen empört nicht dein Anblick? Unsre Knaben gezähmt und abgerichtet, unsre Bürger verschüchtert und verblödet! Unsre edelsten Empfindungen unterdrückt! Unser Stolz gebrochen! Demütig Büßende auf den Knieen vor fremden Priestern! Mädchen, die ihre zarten Gedanken und Gefühle ans Licht gezerrt sehen; Frauen, die die Geheimnisse ihrer Ehe verlautbaren, die in Mischehen dem Schacher Roms preisgegeben sind! Und nicht genug damit: Männer, selbst im Waffenrock, die sich nicht schämen, zerknirscht im Beichtstuhl zu knieen! So tief entmannt! So furchtbar entartet! O Deutsche, Deutsche! Die ungeheure Schmach ertrugt ihr durch Jahrhunderte? Bis ein Mönch für euch errötete und mit Flammenschrift seine Anklage an die Schloßkirche zu Wittenberg schrieb?

Klothilde. Und uns spaltete!

Wilfrid. War es seine Schuld? Oder nicht vielmehr die unsrige, die wir zu schwach waren, ihm insgesamt zu folgen? Zu schwach, sein Werk zu vollenden! Zerstört, zermalmt die Kraft, die einst in tausend Wellen herrlich flutete!

Klothilde. Armes, unglückliches Volk! Was soll es beginnen?

Wilfrid. Ins Feuer die fremden Bücher, die es vergiften! Ins Elend die treulosen Priester, die es verführen! Die welschen Lehrer, die es verderben! Der Ahnen Weisheit — bleibt sie noch immer dem thörichten Enkel verborgen? Wenn der Knabe die uralten Sagen mit blitzendem Auge, mit schlagender Fiber hört, wenn er von Heldenthaten und Siegen träumt — klingt dann nicht wie aus weiter Ferne die Stimme seines Volkes zu ihm her und spricht immer mächtiger zu seinem Herzen? Was der Knabe fühlt — wie lang noch verleugnet es der Mann? Er wird erwachen; ihn hält nur ein böser Zauber, bis er seine Hülle sprengt und hervortritt, ein strahlender Königssohn!

Klothilde. Wolken verbergen die Sonne. Sieh da ein Sommerhäuschen, das nach dem Rhein hinabblickt; nur wenige Schritte von hier. Es ſitzt ſich ſchön dort im Grünen. Gehn wir hinüber?

Wilfrid. Gern.

Klothilde. Das Märchen erzählt von einem holden Geſchwiſterpaar, das den Königsſohn erlöſt: Schneeweißchen und Roſenrot. O Wunderglück! O tief verſunkne Welt!

Wilfrid. Kann ſie nicht neu uns emporſteigen? Licht und ſonnig wie zuvor? Deutſchland — kann es nicht aufblühen wie dieſe Gärten im Mai? In tauſend friſchen Formen ſich verjüngen?

Klothilde. Wer aber wandelt, was beharrt? Was widerſtrebt? Welche Macht geſtaltet ein Volk um?

Wilfrid. Das Alte welkt und vergeht von ſelbſt; die Jugend entſcheidet. Die Bilder unſerer Größe vor Augen, den Wettkampf als Schule: meint Ihr, ſie werde noch länger dem Fremden verfallen?

Klothilde. Doch dieſe Bilder —

Wilfrid. Hat man verſteckt und verleumdet! Den Wettkampf verdrängt! Was Wunder, daß ein feiges Gezücht ſich breit macht? Von Krämern und Kriechern, von Strebern und Stellenjägern, gebornen Knechten, reif zur Vernichtung!

Klothilde. Wie wollt ihr dem Volk ſeine Freiheit wiedergeben?

Wilfrid. Indem ich jene ſtolzen Bilder neu vor ihm aufrichte! Vor ihrem Glanz werden all die Trugbilder verbleichen. Was kümmern uns die Erzväter und Könige von Juda, was die Fiſcher vom See Genezareth? Aber Siegfried und Kriemhild, Hagen und Volker: welcher Deutſche könnte dieſer leuchtenden Geſtalten vergeſſen? Freiheit, darin ſie lebten — iſt ihr Name nur ein leerer Schall in unſerm Vaterland? Lieber tot als Sklav: ſo dachten die Männer, die Roms Feldherrn ſchlugen und den Korſen, dachten die Bauern der Nordſee, der Schweiz und des fernen Transvaal. Heil uns, daß unſer Volk mit ihnen fühlt! Auf eignem Grund zu ſtehn, niemandem unterthan — was gäb es Herrlicheres als dies? Mögen andre mit Waaren handeln, andre den Fürſten dienen: die kann ein Sturm verwehn, indes ſie unerſchüttert im feſten Erdreich wurzeln. Sie ſind das Mark des Stammes: was wird aus ihm, wenn ſie ſchwinden?

Klothilde. Doch die Freiheit ſchätzt nur ein tapfres Herz.

Wilfrid. Tapfre Herzen, voll Kühnheit und Ehre: wer freilich will ſie bei Duckmäuſern und armen Sündern ſuchen? Wer Treue bei Krämern ſucht und Zucht auf der Gaſſe. Armſelige, die ein Zwang bändigen muß, was hättet ihr mit uns gemein? In unſrer Bruſt lebt uns das Geſetz, ungeſchrieben und doch heilig durch uralte Sitte, lebt unſer Recht, ob auch heut noch verborgen. Denn ſeine lautren Quellen ſind verſchüttet: wer deckt ſie auf, wer faßt ſie neu? Giebt ſie dem Volke zurück, deſſen Gefühl man Hohn ſpricht? Wenn viele unzufrieden ſind, wenn Stände gähren: was verlangen ſie andres als Gerechtigkeit?

Klothilde. Und wir Frauen, mein Freund?

Wilfrid. Was fragt Ihr doch, Klothilde! Wer will ungerecht ſein gegen ſie! Wenn alles Niedre von ihnen fern gehalten wird, alles Kleinliche, was ihren Geiſt beſchränkt: werden ſie nicht von ſelbſt ſich herrlich entfalten? Wie lieben wir das träumeriſche Kind, das all ſein Fühlen und Denken im Herzen ſcheu verſchließt! Das tief und reich zum Brauttag erſt erwacht! . . . Auch ich kannte ſolch ein holdes Kind; aber es ward eines andern Weib —

Klothilde. Wilfrid!

Wilfrid. Wißt Ihr, von wem ich rede? Was verratet Ihr Euch? Nur über das, was wir durchlebt haben, können wir urteilen. Was sind mir jene kecken Geschöpfe der Großstadt, hohl und flüchtig, wie die Vergnügungen, darin sie schwelgen!

Klothilde. Und jene kühnen Mädchen, die herb und stolz, mit euch Männern wetteifern? Auf der Jagd wie im Boot, zu Pferd und im Kampfspiel?

Wilfrid. Wer möchte sie schelten? Ob auch gerade der kraftvolle Mann sich ein weiches sinniges Mädchen wünscht. Wem gilt denn Siegfrieds Liebe? Der zarten Kriemhild oder der stürmischen Brunhild, deren Brust der kriegerische Stahl bedeckt? Mit dieser kann er sich messen, mit jener glücklich werden: und wer wählte anders als er?

Klothilde. Geht mir! Warum doch die Männer sich so in des Schutzherrn Rolle gefallen! Uns eifersüchtig von Erwerb und Aemtern abschließen!

Wilfrid! Zieht man Rosen an der Heerstraße und nicht vielmehr in stillen Gärten und Parks? So thöricht ist kein Gärtner. Und wir sollten es thun, die wir Blüten wünschen, uns zu erfreun?

Klothilde. Schelm! Ihr speist mich mit Bildern ab, statt mit Gründen. Doch seht: Nacht und Tag nahen einander; schon dunkeln Berge und Strom. Kommt hinab, so lang wir den Weg noch erkennen.

Wilfrid. Euch sind Weg und Steg vertraut. Was fürcht ich, da Ihr mich führt?

Klothilde. Die Gestalten der Nacht sind sonderbar. Die Zeit versinkt, und das Vergangne wird lebendig. Ihr denkt unsres Volkes; und ich —? Scheltet mich nicht, Wilfrid! War ich schuldig? Wir glücklichen Kinder von einst: wer giebt uns die Jugend wieder?

Wilfrid. Was ist Euch? Hilde, Hilde!

Klothilde. Vor Euch schäm ich mich dieser Thränen nicht. Das Leid vertieft; wer weiß, wozu es gut war?

Nietzsche-Studien.

IV. Die Philosophie Plato's und ihre Beurteilung durch Nietzsche.[1])

In der Schilderung solcher und ähnlicher Vorgänge entwickelt Plato eine Phantasie, die uns geradezu scheußlich vorkommen muß und die auf den einfach und natürlich empfindenden Menschen nur abschreckend wirken kann. Es ist ganz unmöglich, Bilder zu erfinden, die noch gröber und schwülstiger sein könnten. Allein das macht dem schulgerechten, von griechischer Philosophie chloroformierten Idealisten garnichts: die Hauptsache ist, daß Plato an eine aus dem Jenseits stammende und wieder dahin zurückkehrende Seele geglaubt oder sie postuliert hat. Daß er das Wesen dieser Seele trotzdem nur durch geradezu gemeine, der unmittelbaren sinnlichen Anschauung entstammende Bilder zu verdeutlichen wußte, kommt nicht weiter in Betracht — wenn nur die Seele gerettet ist.

Die bei uns herrschende Plato-Anbetung ist ein Unwesen, zu welchem auf unseren humanistischen Lehranstalten der Grund gelegt wird.

[1]) Vgl. laufender Jahrgang Heft 2 Seite 55.

In England, wo die humaniſtiſche Bildung nicht dieſen Umfang und Einfluß erreicht hat, iſt man längſt im Reinen über den Wert ſeiner monſtröſen Philoſophie. So nennt ſie der ausgezeichnete Selbſtdenker Gibbon einen Irrgarten. Bezüglich unſeres Dialogs urteilt Lewes, der ſelbſtdenkende engliſche Hiſtoriker der Philoſophie: Hier habe das erotiſche Fieber die Oberhand und verteile ſich an ſchöne Jünglinge, philoſophiſche Gedanken ſeien untermiſcht mit religiöſen und einer Leidenſchaft, welche alle menſchliche Nüchternheit beiſeite ſetze. Sein Geſamturteil über Plato lautet: „Sein Geiſt ergötzte ſich an dem Spiel der Ideen. Zu einer Zeit, wo Syſteme des Univerſums ſo leicht waren und ein Beweis ſelten gefordert wurde, konnte er ſich mit keinem Syſteme begnügen, weil er das dunkle Gefühl hatte, daß ein Beweis erforderlich wäre, und weil er ſah, daß er keinen beizubringen hatte. Man füge die angeborene Neigung ſeines Geiſtes zum Dramatiſchen und eine gewiſſe Empfänglichkeit für das Effektmachende hinzu, die ihn beſonders dem ausſetzte, was wir das mythiſche Geſicht nennen mögen, und man wird verſtehen, warum er wiſſenſchaftlicher Klarheit abgeneigt war. Überlieferung, Theologie nnd Poeſie kämpften beſtändig in ſeinem Geiſte mit der Dialektik, daher kommt es, daß trotz des Ausfragens, welches er von Sokrates gelernt hatte, trotz des negativen Triebs, der ihn bis zur müßigen Spielerei zweifelſüchtig machte, es wahrſcheinlich nie einen hervorragenden Denker gegeben hat, der mit kindiſcherer Leichtgläubigkeit Vorſtellungen annahm, die mit einer einzigen Frage zu widerlegen ſind, und der Vermutungen aufſtellen konnte, die ein reifer Mann erröten müßte, jemals gehegt zu haben. Scharfſichtigkeit und Albernheit ſind manchmal in voller Freundſchaft zuſammengeſpannt, edle Gedanken und Abgeſchmacktheit laſſen ſich aus ſeinen Werken in Fülle anführen, um Verehrung oder Verachtung zu rechtfertigen. Was aber auch Plato abgehalten haben mag, ein Syſtem auszudenken, ich kann nicht glauben, daß ihn irgend ein anderer Grund abgehalten, es zu veröffentlichen: wenn er es nicht that, ſo war es, weil er nichts zu lehren hatte. Wenn er der Welt ein Rätſel vorhielt, ſo war es, weil es ihm ſelbſt ein Rätſel blieb. Hätte er die Wahrheit klar geſehen, ſo würde er nie die Fähigkeit anderer Geiſter bezweifelt haben, ſie auch zu erblicken.“ An einer anderen Stelle ſagt Lewes: „Der Zauber des Künſtlers hat die Fehler des Denkers unſterblich gemacht und ſein unglückliches Mißverſtändnis der Methode überſehen laſſen. Niemand hat einen nachteiligeren Einfluß auf die Kultur geübt, als Plato.“

Bei uns ſind ſolche Urteile über Plato vor Nietzſche noch nicht vernommen worden. Die Haupturſache bildet, wie ſchon angedeutet, die ausſchließlich „humaniſtiſche“ Vorbildung unſerer Gelehrten. Unſere Jugend wird auf dem Gymnaſium eine Hochſchätzung und Ehrfurcht für die griechiſchen Denker eingeflößt, die zum größten Teile unberechtigt iſt und zur Folge hat, daß jedes ſelbſtändige Urteil von vornherein unterdrückt wird: man ſoll und muß tief und gedankenreich finden, was für uns heute Unſinn iſt oder milder und wohl auch richtiger, weil dem Entwicklungsprinzipe Rechnung tragend, ausgedrückt, nur als ein unſicheres Taſten des aufkeimenden Verſtandes angeſehen werden kann. Hierdurch wird der Grund gelegt zur Urteilsloſigkeit ſo vieler unſerer Gelehrten. Denn wie könnte ein alſo vorgebildeter Durchſchnittskopf ſich zu der Einſicht erheben, daß das, was er unter ſo vielen Mühen und Entſagungen ſich angeeignet, nicht blos wertlos iſt, ſondern ihn ſogar hemmt in der Auffaſſung und Beurteilung eines echt wiſſenſchaft-

lichen Gedankenganges? Je größer die Mühe, je freudloſer die Arbeit, um ſo wertvoller das Ergebnis — das iſt der Schluß ſolcher Köpfe und dieſen übertragen ſie auf alle Bildungs- und Erkenntnisarbeit! Das Lernen, die Erkenntnis darf keine Freude bereiten, keine Begeiſterung einflößen; der Weg zu ihr muß mühevoll, entſagungsreich, dornenvoll ſein, wie die Bahn zu den Seeligkeiten des chriſtlichen Himmels. Im Schweiß ſeines Angeſichtes muß man nicht nur ſein Brot eſſen, ſondern auch ſich bilden; das verlangen die chriſtliche Seelengymnaſtik und Humanität und — „die Rüpel am Gymnaſium und der Univerſität."

Das ſchärfſte Zeugnis für Nietzſche's ſelbſtändige und ungebrochene Denkfähigkeit bildet die Thatſache, daß er ſich weder durch ſeine Vorbildung noch durch ſein Lehramt — er war ja bekanntlich Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität Baſel — ſich beirren ließ in der Beurteilung des Griechentums. Er bekennt, daß er den Griechen keine Eindrücke verdankt, die in ihrer Stärke denen verwandt geweſen, welche er von den Römern empfing. „Sie können — ſagt er — uns nicht ſein, was die Römer ſind. Man lernt nicht von den Griechen — ihre Art iſt zu fremd, ſie iſt auch zu flüſſig, um imperativiſch, um „klaſſiſch" zu wirken." „Man wende mir — fährt er fort — ja nicht Plato ein, im Verhältnis zu Plato bin ich ein gründlicher Skeptiker und war ſtets außer Stande, in die Bewunderung des Artiſten Plato, die unter Gelehrten herkömmlich iſt, einzuſtimmen. Zuletzt habe ich hier die raffinirteſten Geſchmacksrichter unter den Alten ſelbſt auf meiner Seite. Plato wirft, wie mir ſcheint, alle Formen des Stils durcheinander, er iſt damit ein erſter décadent des Stils: er hat etwas ähnliches auf dem Gewiſſen, wie die Lyriker, die die satura Menippea erfanden. Daß der platoniſche Dialog, dieſe entſetzlich ſelbſtgefällige und kindliche Art Dialektik, als Reiz wirken könne, dazu muß man nie gute Franzoſen geleſen haben. . . Plato iſt langweilig, zuletzt geht mein Mißtrauen bei Plato in die Tiefe: ich finde ihn ſo abgeirrt von allen Grundinſtinkten des Hellenen, ſo vermoraliſiert, ſo präexiſtent-chriſtlich — er hat bereits den Begriff „gut" als oberſten Begriff —, daß ich von dem ganzen Phänomen Plato eher das harte Wort „höherer Schwindel" oder, wenn man's lieber hört, Idealismus — als irgend ein anderes gebrauchen möchte. Man hat teuer dafür bezahlt, daß dieſer Athener bei den Ägyptern in die Schule ging (— oder bei den Juden in Ägypten? . . .) Im großen Verhängnis des Chriſtentums iſt Plato jene „ideal" genannte Zweideutigkeit und Faſcination, die den edleren Naturen des Altertums es möglich machte, ſich ſelbſt mißzuverſtehen und die Brücke zu betreten, die zum „Kreuz" führte . . . Und wie viel Plato iſt noch im Begriff Kirche, im Bau, Syſtem, Praxis der Kirche!" — Hier berührt Nietzſche jene Seite an Plato, die es uns allein verſtändlich macht, daß und weshalb ihm von den chriſtlich-gläubigen Gelehrten noch heute eine ſo große Verehrung entgegengebracht wird: Plato iſt ein ſpezifiſch chriſtlicher Philoſoph und ohne ihn würde das Chriſtentum keinen oder doch nur einen ſehr geringen Rückhalt bei der griechiſchen Philoſophie gefunden haben. Ich werde darauf zurückkommen, wenn ich die Auffaſſung Nietzſche's vom Weſen des Chriſtentums darzulegen habe.

„Von der jämmerlichen Schönfärberei der Griechen ins Ideal, — heißt es bei Nietzſche weiter — die der „klaſſiſch gebildete" Jüngling als Lohn für ſeine Gymnaſial-Dreſſur ins Leben davon trägt, kuriert nichts ſo gründlich als Thukydides. Man muß ihn Zeile für Zeile umwenden und ſeine Hintergedanken ſo deutlich ableſen wie ſeine Worte:

es giebt wenige so hintergedankenreiche Denker. In ihm kommt die Sophisten-Kultur, will sagen die Realisten-Kultur, zu ihrem vollendeten Ausdruck: Diese unschätzbare Bewegung inmitten des eben allerwärts losbrechenden Moral- und Ideal-Schwindels der sokratischen Schulen. Die griechische Philosophie als die décadence des griechischen Instinkts; Thukydides als die große Summe, die letzte Offenbarung jener starken, strengen, harten Thatsächlichkeit, die dem älteren Hellenen im Instinkte lag. Der Mut vor der Realität unterscheidet zuletzt solche Naturen wie Thukydides und Plato: Plato ist ein Feigling vor der Realität — folglich flüchtet er ins Ideal; Thukydides hat sich in der Gewalt — folglich behält er auch die Dinge in der Gewalt." (Götzen-Dämmerung, Was ich den Alten verdanke. Aph. 2.)

Bezüglich der perversen Gelüste Plato's bemerkt Nietzsche: „Er sagt mit einer Unschuld, zu der man Grieche sein muß und nicht „Christ", daß es gar keine platonische Philosophie geben würde, wenn es nicht so schöne Jünglinge in Athen gäbe: deren Anblick sei es erst, was die Seele des Philosophen in einen erotischen Taumel versetze und ihr keine Ruhe lasse, bis sie den Samen aller hohen Dinge in ein so schönes Erdreich hinabgesenkt habe. Auch ein wunderlicher Heiliger! — man traut seinen Ohren nicht, gesetzt selbst, daß man Plato traut. Zum Mindesten errät man, daß in Athen anders philosophiert wurde, vor allem öffentlich. Nichts ist weniger griechisch, als die Begriffs-Spinnweberei eines Einsiedlers, amor intellectualis dei nach Art des Spinoza. Philosophie nach Art des Plato wäre eher als ein erotischer Wettbewerb zu definieren, als eine Fortbildung und Verinnerlichung der alten agonalen Gymnastik und deren Voraussetzungen" (Götzen-Dämmerung. Streifzüge eines Unzeitgemäßen. Aph. 23.).

Man sieht: in Plato's Seele wohnten unter- und übermenschliche Sittlichkeit, Bestialität und christliche Askese dicht beisammen. In beiden vermag der vorurteilsfreie Beobachter nur einen Glückstrieb zu erkennen, der auf falsche Pfade geraten ist und seine Bedürfnisse auf eine unnatürliche Art zu befriedigen sucht. Aus einem so ungleichartig zusammengesetzten, ungesunden Boden mußte die Philosophie der christlichen Denker ihre Nahrung ziehen! Wie hätte sie gesund, wahr, einfach, natürlich werden können?

München. Albrecht Rau.

Schattenfriede.

Durch des Gartens Laubgedränge,
Buschversteckte Schattengänge
Schwillt und ebbt des Schweigens Meer.
All des Mittags bange Schwüle
Löst sich in der Schauerkühle,
Die vom Duft des Wachsens schwer.

Auf des Thales Dämmerbuchten
Liegt des Dunkels strenges Wuchten,
Schimmernd webt des Nebels Rauch.
Und ich fühl' mit frommen Lauschen
Form und Zeit vorüberrauschen,
Fühl der Ewigkeiten Hauch.

Arthur von Wallpach.

Houſton Stewart Chamberlain über die Bedeutung der altindiſchen Weltanſchauung für das Leben der Gegenwart.*)

Vorbemerkung: Die „Bayreuther Blätter" bemühen ſich einen Aufſatz von Chamberlain der Vergeſſenheit zu entreißen, der uns ebenfalls ſo bedeutend erſcheint, daß wir unſeren Leſern deſſen Bekanntſchaft vermitteln möchten. Bloße Verweiſe dürften nicht wirken, den vollſtändigen Abdruck erlaubt der beſchränkte Raum nicht. Wir können hier nur einen Teil bringen, welcher die eigenartigſten Anſchauungen des Verfaſſers ſpiegelt und beſonders zum Nachdenken auffordert. Gewiß werden viele unſerer Leſer Verlangen tragen, die ganze Studie kennen zu lernen. Sie finden ſie in der Münchner Allgemeinen Zeitung 1899, Beilage 229/30, ſowie in den Bayreuther Blättern 1901, IV bis VI Stück.

Die Indologen werden die wahren Humaniſten unſeres Jahrhunderts geweſen ſein. Denn das Studium der Sprachen iſt an und für ſich offenbar nur ein Mittel und die Philologie als Wiſſenſchaft eine Disziplin; dagegen verdienen lediglich diejenigen Arbeiten die Ehrenbezeichnung „humaniſtiſch," welche das Wiſſen des Menſchen von ſeinem eigenen geiſtigen Leben extenſiv und intenſiv bereichern. Man weiß, daß Picus von Mirandola — den Ficin (gewiß ein kompetenter Beurteiler) für den größten Humaniſten des 15. Jahrhunderts hielt — die Quinteſſenz ſeines ganzen Strebens in einer Schrift zog, die er „Die Würde des Menſchen" betitelte; hiermit war der lebendige Kernpunkt alles echten Humanismus bezeichnet: die Würde des Menſchen! Von dieſem deutſchen Wunderjüngling aus (Ficin bezeugt es, daß er ein Deutſcher war) führten zwei Wege „humaniſtiſch" weiter: der eine hinaus, bis zu Herders großartiger Vorſtellung des Weltplans mit der krönenden Menſchheit, der andere hinein, bis zu der Möglichkeit einer ſolchen Perſönlichkeit wie Goethe's mit ihrem Bekenntnis, die höchſte Religion ſei die Ehrfurcht des Menſchen vor ſich ſelbſt. Nicht allein wirkte die Kenntnis des herrlich ungebundenen, ſchöpferiſchen Geiſteslebens der Hellenen im Sinne einer Befreiung auf uns, einer Befreiung aus ſemitoägyptiſchen knechtenden Wahnvorſtellungen, ſondern die Hauptſache war die Anregung zum kräftigen Erfaſſen unſrer eigenen Geiſtesart. Zwar blieb die Raſſenverwandtſchaft noch unbekannt, oder wenigſtens unbeachtet, doch wirkte die immer genauere Kentnis altrömiſcher, namentlich aber helleniſcher Geſchichte, helleniſcher Poeſie und Kunſt, helleniſcher Naturwiſſenſchaft und Philoſophie als ein Ferment, das alles Beſte, Ureigene unſres germaniſchen Weſens in Bewegung ſetzte. Von Fremden umringt, in einer Ideenwelt erzogen, die nie die unſre ſein konnte und die wir dennoch, mit jener „Blödigkeit", die Dr. Martin Luther an uns rühmt, uns anzueignen nach Kräften trachteten, vernahm unſer Ohr plötzlich die Stimme des verwandten Indoeuropäers. Es war das ein Weckruf. Was voranging — das rege, leidenſchaftliche Leben des 12. und 13. Jahrhunderts — glich doch mehr dem unbewußten Kreiſen im dunklen Mutterſchoß eines zielloſen Werdens; jetzt war es Tag geworden, jetzt wurden wir unſres eignen Willens Herr und ſchritten bewußt hinaus. Gewiß war es keine Wiedergeburt des Vergangenen, wie die Schulmänner in ihrer Begeiſterung meinten, doch war es etwas viel wertvolleres als das: die Geburt eines Neuen, das allmähliche Erſtarken und Auswachſen einer

*) Sechzig Upaniſhad's des Veda aus dem Sanskrit überſetzt Dr. Paul Deuſſen (Leipzig, F. A. Brockhaus 1897); vom ſelben Verfaſſer: Die Philoſophie der Upaniſhad's (ebenda 1899).

neuen Verkörperung des unerschöpflich reichen indoeuropäischen Völkerstammes, des indoeuropäischen geistigen Fürstentums. Es wäre schwer die Rolle der Helleniſten bei diesem entscheidenden Vorgang zu überschätzen. Doch ist das Werk unserer Verselbständigung noch nicht vollendet. Wie glänzend auch die hellenische Begabung war, sie war doch nach vielen Richtungen hin beschränkt; außerdem waren ihre Erzeugnisse schon frühzeitig manchem fremden und entfremdenden Einfluß unterlegen. Teils also ließ uns der Hellene im Stich und teils führte er uns irre. Unsere Emanzipation aus der Sklaverei fremder Vorstellungen blieb eine unvollkommene; namentlich in religiöser Beziehung sind wir noch heute die Vasallen — um nicht zu sagen die Knechte — der Juden und der Syroägypter, und hierdurch wird der innerste Kern unseres Wesens so stark getrübt, daß unsre gesamte wissenschaftliche und philosophische Weltanschauung, selbst in den freiesten Geistern, fast nie zu vollkommener Lauterkeit, Wahrhaftigkeit und Schöpferkraft ausreift. Wir haben nicht den Muth unsrer Ueberzeugungen, wir wagen es nicht — nicht allein öffentlich, sondern uns selbst gegenüber in foro conscientiae nicht — unsere Gedanken auszudenken. Wohl mochte ein vereinzelter Kant uns haarscharf nachweisen, daß, sobald wir an den jüdischen Jahve glauben, keine Wissenschaft möglich sei und den Naturforschern bleibe dann nichts übrig, als „eine feierliche Abbitte zu thun" (Naturgeschichte des Himmels); wohl mochte derselbe Kant uns zeigen, daß wir ebenfalls keine wahre Religion besitzen können, so lange „ein Gott in der Maschine die Veränderungen der Welt hervorbringe" — es half wenig oder gar nichts; denn es ist ebenso schwer die semitische Weltauffassung aus einem frühzeitig damit inokulierten Geiste gänzlich zu entfernen, wie Metalle aus dem Blutumlauf; und haben wir auch die mosaische Kosmogonie überwunden, so taucht nichtsdestoweniger genau derselbe Gedanke einer aus der Verkettung von Ursache und Wirkung auszudeutenden, d. h. also historisch zu begreifenden Welt, sofort an anderer Stelle wieder auf. Wir sind eben künstlich zu Materialisten gezüchtet worden, und die große Mehrzahl bleiben Materialisten, gleichviel ob sie fromm in die Messe gehen, oder als Freidenker zu Hause bleiben. Zwischen Thomas von Aquin und Ludwig Büchner ist in dieser Beziehung prinzipiell fast kein Unterschied. Das nun bedeutet eine innere Entfremdung, eine Entzweiung mit uns selber. Daher der Mangel an Harmonie in unserm Seelenleben. Jeder denkende Mensch unter uns ist hin- und hergeworfen zwischen der Sehnsucht nach einer gestaltenden, leitenden, das Leben verklärenden religiösen Weltanschauung und der Unfähigkeit, sich resolut loszureißen aus tief unbefriedigenden kirchlichen Vorstellungen. In Indien ging die Religion Hand in Hand mit der Philosophie und der Wissenschaft; Professor Garbe bezeugt: „in jenem Lande hat zu allen Zeiten die absoluteste Gedankenfreiheit geherrscht"; und nota bene handelt es sich nicht um eine von den Laien nach und nach (wie bei uns) einem widerspenstigen Sacerdotium abgetrotzte Freiheit, sondern diese „absoluteste Gedankenfreiheit" ist gleichsam ein organischer Bestandteil der brahmanischen Religion, sie ergiebt sich aus ihr natürlich, widerspruchslos, fraglos. Bei uns dagegen steht seit jeher alle echte Wissenschaft und echte Philosophie im Kampf mit der Religion; wo das zeitweilig nicht hervortritt erkennen wir entweder praktische Anpassung an gegebene Verhältnisse auf Grund beiderseitiger systematischer Laxheit im Denken und Handeln, oder aber bewußte, planmäßige Heuchelei. Ein großes humanistisches Werk bleibt also noch zu vollbringen; dazu ist das arische Indien berufen.

... Der helleniſche Humanismus iſt für uns namentlich eine Schule der Form geweſen, oder vielleicht beſſer der Formgebung, der Geſtaltung, und zwar von den einzelnen Prinzipien des ſchaffenden Künſtlers an bis zu der Erkenntnis, daß die menſchliche Geſellſchaft ſo geſtaltet werden kann, daß freiſchöpferiſche Kunſt ein ſie durchdringendes Element ſei. An der Bewunderung des verwandten Fremden rankten wir uns zu völlig ſelbſtändigen neuen Thaten empor. Dagegen iſt jeder Verſuch, uns das Helleniſche in Bezug auf den Inhalt anzueignen, ſtets fehlgeſchlagen, wenn man von jenen Dingen abſieht — Logik, Geometrie —, wo die Form ſchon der Inhalt iſt. In der Kunſt liegt das klar vor aller Augen; in der Philoſophie hat die Emanzipation aus helleno-chriſtlichen Banden noch ſtattzufinden, wenn auch unſere wirklichen Philoſophen — die Naturforſcher — ſie von Roger Bacon an bis Kant ſtets durchgeführt haben. Für Indien liegen die Verhältniſſe ganz anders. Dem indiſchen Arier hat ein Hellene gefehlt, welcher dem ihm, wie uns, angeborenen Hang, ins Maßloſe auszuſchweifen, bei Zeiten entgegenwirkt, welcher ſeine überwuchernden Kräfte gleichſam kanaliſiert, ſeiner überreichen Phantaſie den weiſen Lenker „Geſchmack“ beigeſellt hätte. Jenes Ueberſchwängliche, welches Goethe als den Quell aller Größe bezeichnet, beſaßen die Arier in reicherem Maße als die Hellenen, nicht aber die Sophroſyne, die Bändigerin. Keine Dichtung und keine philoſophiſche Schrift der Inder iſt für den Mann von Geſchmack genießbar. Und wollten dieſe Menſchen einmal das Maßloſe, Ungeheuerliche und darum Unüberſichtliche, Unkünſtleriſche ihrer Gebilde vermeiden, ſo verfielen ſie ſofort ins andere Extrem und befleißigten ſich einer ſo übertrieben aphoriſtiſchen Kürze, daß ihre Schriften ein faſt unlösbares Rätſel wurden: ein allbekanntes Beiſpiel iſt Pânini's Grammatik, welche ähnlich wie algebraiſche Formeln geſchrieben iſt, ſo daß dieſe 4000 Regeln enthaltende, erſchöpfende Darſtellung der Sanskritſprache kaum 150 Seiten ausfüllt; ein anderes Beiſpiel liefern uns die philoſophiſchen Kommentare des Bâdarâryana, wo manchmal ein ganzes Kapitel Erklärungen nötig iſt, damit man drei Worte dieſer bis zur Abſurdität gekürzten Ausdrucksweiſe verſtehe. Die Form des Inders iſt demnach faſt überall verwerflich. Und damit iſt nichts geringes geſagt; denn eine ganz reinliche Scheidung zwiſchen Form und Inhalt läßt ſich nirgends durchführen; wer alſo die Form tadelt, kann den Inhalt nicht uneingeſchränkt loben. Dem iſt auch ſo; wir müſſen beim Indoarier tief graben, ehe wir auf reines, unverſchlacktes Gold ſtoßen. Wer nicht bis in die Tiefen dieſer Seele hinabzuſteigen entſchloſſen iſt und hinabzuſteigen vermag (wozu Verwandtſchaft der Geſinnung nötig iſt), der ſoll es lieber gleich laſſen; er wird für viel Mühe wenig ernten. Wer aber hinabſteigen kann und mag, wird Lohn für alle Ewigkeit heimbringen. Und da ſieht man gleich, wie vielfach bedingt jegliche Kritik eines Organismus iſt: denn tadelte ich ſoeben die Form bei den Indern, ſo muß man doch zugeben, daß innerhalb gerade dieſer „Formloſigkeit“ die Möglichkeit gewiſſer Begriffsbildungen, gewiſſer Andeutungen, gewiſſer Mitteilungen von Geiſt zu Geiſt entſtehen, welche man an anderem Orte umſonſt ſuchen würde; ſie ſind unübertragbar und können aus ihrer Umgebung nicht losgelöſt werden; wir lernen durch ſie Gedanken denken, die wir ſonſt nicht gedacht hätten, weil uns der ſtoffliche Vermittler — wenn ich ſo ſagen darf — gefehlt hätte. Gleichwohl werden wir im großen und ganzen die Wahrheit geſprochen haben, wenn wir ſagen: bei den Erzeugniſſen des indiſchen Genies iſt es der innerſte

Kern, aus dem sie hervorgehen, nicht die Gestalt, in welcher sie sich uns darbieten, welcher uns tieferes Interesse einflößt. Erhoffen wir also einen belebenden Einfluß auf unser eigenes Geistesleben von Altindien aus, so kann sich diese Hoffnung in der Hauptsache nur auf jenen Kern beziehen.

... Den größten unmittelbaren Einfluß erhoffe ich für jenen Kern unsres Wesens, aus welchem die gesamte Weltanschauung — das heißt alles, was man unter den Begriffen Religion und Philosophie versteht — ausströmt; hier muß Kern auf Kern wirken, uns aus der Lethargie zu neuem Leben erweckend. Die Trennungsmauer, die unsre Kirchendoktoren so kunstreich zwischen Religion und Denken aufgeführt haben, besteht nicht zu Recht; sie ist die Anerkennung einer offiziellen Lüge. Diese Lüge, welche des Leben des Einzelnen und der Gesellschaft vergiftet, diese Lüge, welche uns über kurz oder lang in völlige Barbarei stürzen wird, da sie notwendigerweise den Schlechten und Dummen unter uns zum Sieg verhelfen muß — denn sie allein sind aufrichtig und daher stark —, diese Lüge rührt einzig daher, daß wir Indoeuropäer — dem religiösesten Menschenstamm der Erde angehörend — uns so tief erniedrigt haben, jüdische Historie als Grundlage und syroägyptische Magie als Krone unserer angeblichen „Religion" anzunehmen. Es ist, als ob die zwei Schächer begnadigt und von ihren Kreuzen heruntergelassen worden wären und nunmehr die göttliche Gestalt Jesu Christi verhöhnten. Zwar haben wir uns in einem langen, blutigen Kampf — von Scotus Erigena an bis heute (wo Philosophie-Professoren sich sehr in acht nehmen müssen und mit fast unwiderstehlichem Zwang zu lügen genötigt sind) — die Freiheit zu denken erkämpft; doch wie der Inder uns vorhin sagte: „Ohne Glauben giebt es kein Denken", und so brennt das Licht unserer großen, herrlichen Philosophie unter dem Scheffel; denn diesen syrosemitischen Glauben kann sie nicht annehmen, er verträgt sich nicht mit unserm Denken, und einen anderen Glauben darf sie erstens nicht aussprechen und kann sie außerdem als „Philosophie" nicht, sondern müßte es als „Religion" thun. Was Religion aber ist, werden wir erst von den Indern lernen müssen, denn wir haben es vergessen; Kirchen haben wir, doch keine Religion. Bei keinem Zweig der Indoeuropäer war jemals die Religion historisch, und zwar nicht blos aus dem Grund, daß jede Weltgeschichte — man denke nur an die jüdische! — dem kosmischen Ganzen gegenüber lächerlich inadäquat ist, sondern aus der viel tieferen Erwägung, daß kein Ding durch den Nachweis einer Ursache erklärt wird. Zeus ist Herr der Welt, doch nicht ihr Schöpfer; ebensowenig besaß je irgend eine mythologische Gottesgestalt der Inder die Bedeutung eines Welterschaffers aus Nichts. Eine derartige Vorstellung ist das Symptom einer organischen Unfähigkeit für alles metaphysische Denken, sie zeigt ein im Verhältnis zu dem unsrigen von Hause aus beschränktes Gehirn an. Diesen Gegenstand kann ich heute nicht näher untersuchen; nur den innersten, knappsten Gedanken, der allem übrigen zu Grunde liegt, will ich herausholen.

Man kennt den alten Streit zwischen den Anhängern des Seins und denen des Werdens, für uns meistens in den Vorstellungen des Heraklit und der Eleaten verkörpert. Wer nur das Werden gewahrt, ist geborener Materialist, wer das Sein nur empfindet, ist einseitiger Idealist. Unsere germanische Weltanschauung — die ihren echtesten bisherigen Ausdruck in Immanuel Kant fand — erkennt Beides als gleichberechtigt an, trennt sie aber. Es giebt eine mechanisch deutbare

Welt des Werdens und es giebt eine mechanisch nicht deutbare Welt des Seins. Gestaltet der Mensch die eine, so schafft er Wissenschaft, gestaltet er die andere, so hat er Religion. Echte Wissenschaft darf das Gebiet des Werdens nie überschreiten, denn dann wird sie, wie der indische Denker sagt, „geistumnachtet", dann mißachtet sie die sicherste Erfahrung und vernichtet dadurch sich selbst; indem sie durch lauter willkürliche Trugschlüsse das Unmechanische mechanisch zu deuten unternimmt, verwischt sie die unverrückbare Grenze und ebnet durch ihren unberechtigten Dogmatismus den Weg für jenen der Pfaffen, die das Mechanische unmechanisch deuten. Andererseits kann und darf sich echte Religion (wenigstens bei uns Indoeuropäern) nur auf das Sein, nie auf das Werden beziehen. Das wußten die Indoarier so gut, daß sie von den Hymnen des Rigveda an bis zu den Kommentaren des Çankara jede Frage nach der Weltschöpfung, überhaupt nach ersten Ursachen verbieten und solche Dinge höchstens als ein bewußtes Spielen der Phantasie mit dichterischen Symbolen heranziehen. „Die Ursache der Welt ist selbst für Götterherren unergründlich", sagt Çankara. Sobald Religion in das Gebiet des Werdens übergreift, mit anderen Worten, sobald sie geschichtlich wird — wie das in den judäochristlichen Kirchen der Fall ist — zerstört sie Wissenschaft und verliert zugleich selbst ihre unvergleichliche Bedeutung. „Wer das Ewige läßt werden, dem steht keine Erfahrung bei; und wer Gewordenes läßt werden, verfällt in ewigen Rückgang" sagt der Brahmane Gaudapâda. Ewiger Rückgang! ein wie tiefes Wort, die Unzulänglichkeit aller historischen Religion ein für allemal aufdeckend. Wogegen der wahrhaft religiöse Standpunkt mit wunderbarer aphoristischer Kürze in der Mrithyu-lângala-Upanishad ausgesprochen ist: „Ich bin nicht in der Zeit, sondern bin die Zeit selbst." Religion ist nie bei den Indern eine versuchte Erklärung äußerer, zeitlicher Phänomene, sondern bedeutet eine symbolische Gestaltung innerer, unmechanischer, zeitloser Phänomene; sie ist ein thatsächlicher Vorgang, eine Erhebung des Gemütes, eine Wendung des Willens — eine Erkenntnis, insofern sie ein unmittelbares Eingreifen des Transscendenten bedeutet, zugleich aber und infolge dieser gegenwärtigen Erfahrung eine religiöse Umwandlung des ganzen Wesens. Nie wird das Dasein eines Gottes zu beweisen gesucht, und rührend tiefsinnig, zugleich halb ironisch fragt schon ein Sänger im Rigveda: „Wer ist der Gott, zu dem aufschauen die Kämpfer beider Heere?" Da sind wir freilich weit von dem „Gott Zébaoth", der den gesamten Kosmos den Juden zu Liebe erschaffen hat! Was die Inder als göttlich verehren — „jenseits vom Himmel und in Herzens Tiefen" (Mahâ-Nârâyana-Upanishad) —, hat eigentlich nichts, garnichts gemeinsam mit dem Jahve der Genesis und der christlichen Kirchenlehre. Gerade jener Gott der Inder, „der nie bewiesen werden kann" (wie es in einer Upanishad heißt), da er nicht durch äußere, sondern durch innere Erfahrung gegeben wird, war aber in Wirklichkeit der Gott aller innig religiösen germanischen Christen; das läßt sich namentlich an den Mystikern und Philosophen nachweisen, von Erigena und Eckhardt an bis zu Böhme und Kant. Und eine andere wichtige Folge dieser einzig wahren Auffassung der Religion ist, daß die Grundlage der Sittlichkeit nicht in zukünftigen Lohn und zukünftige Strafe verlegt wird, sondern, wie Goethe es wollte, in die Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst, vor dem Weltumfassenden, das er „in Herzens Tiefen birgt"; und dies heißt die Erlösung aus den entwürdigenden Wahnvorstellungen von Himmel und Hölle, gegen die so fromme

christliche Prieſter wie Meiſter Eckhardt und der Verfaſſer der Theologia deutſch ſich mit der Empörung echt germaniſcher Geiſter ſchon längſt erhoben hatten. Religion iſt Gegenwart, nicht Vergangenheit und Zukunft.

Ich muß abbrechen, glücklich, wenn ich Einige zu einer Befaſſung mit indiſchem Denken angeregt habe — ein jetzt infolge der Großthaten deutſcher Gelehrter mögliches und dankenswertes Beginnen, zufrieden, wenn ich überzeugt habe, daß hier ein wahrhaft humaniſtiſches Ferment vorliegt, ein Ferment, fähig, zur Empörung gegen unwürdige Geiſtesbande zu begeiſtern, fähig, das Bewußtſein des heutigen Menſchen von ſeiner Würde — und damit zugleich von ſeiner Freiheit und ſeiner Verantwortlichkeit — zu fördern.

Beiblatt.

* Profeſſor Delbrück giebt in Heft 1 der Preußiſchen Jahrbücher über den für die fortſchreitende glückliche Entwickelung des Deutſchen Reiches notwendigen Rücktritt des Fürſten Bismarck nachfolgendes zum Beſten: „Der wahre Grund, weshalb der Begründer des Reiches zuletzt abtreten mußte, war, daß nach 27jährigem, unendlich fruchtbarem Walten ſeine Ideen erſchöpft waren. Er hatte weder nach innen noch nach außen ein poſitives Programm mehr. Im Inneren widerſetzte er ſich all den einſchneidenden Reformen, die die Reſſort-Miniſter in der Finanz- und in der Gemeinde-Verwaltung, in der Gewerbeordnung, im Heer ſeitdem durchgeführt haben, und nach außen hielt er das Prinzip der Saturierung feſt, das Deutſchland von der Weltpolitik ausſchloß. Ein Staat aber, der nicht vorwärts geht, geht zurück. Alle Dankbarkeit und alle Verehrung für die weltgeſchichtliche Größe des Fürſten Bismarck darf uns nicht abhalten auszuſprechen, daß ſein Rücktritt im Jahre 1890 für eine fortſchreitende glückliche Entwickelung des Deutſchen Reiches und des deutſchen Volkstums eine abſolute Notwendigkeit war". — Sollte dieſer Lobgeſang auf den Sturz des Fürſten Bismarck wirklich dem ruhigen Denken Herrn Prof. Delbrücks, oder nicht vielmehr der Sucht der Hiſtoriker, alles Geſchehne vernünftig zu finden, entſprungen ſein?

* Zu den Schriften aus unſerem Mitarbeiterkreiſe iſt noch nachzutragen: Dr. Baſtian Schmid, „Die Philoſophie am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts" (Mk. 1,20). Wir machen unſere Leſer umſomehr nochmals auf dieſe Schrift aufmerkſam, als Wundt ſelber ſich ſehr anerkennend über dieſe geäußert hat.

Bücherſchau.

* Der gemittliche Schläſinger. Kalender für 1902. Herausgegeben von Philo vom Walde. Schweidnitz. L. Heege. 50 Pfg.

Allen unſeren ſchleſiſchen Leſern ſei dieſer altbekannte Volkskalender beſtens empfohlen. Er enthält Beiträge von Carl Jentſch, Carl Hauptmann, Ad. Weiß, Herm. Bauch, Paul Barſch, Philo vom Walde, u. a. und iſt ſeinem ganzen Gehalt nach für weiteſte Verbreitung in allen Schichten des ſchleſiſchen Volkes geeignet.

Im Kultusministerium.

Ein Zwiegespräch.

„Die Regierung hat das ungeheure Opfer gebracht, sich der Forderung des Zentrums zu fügen. Wer unsre parlamentarischen Verhältnisse kennt, begreift, daß es unvermeidlich war." Hans Delbrück.

Geheimrat (jovial aus der Thür seines Bureaus rufend): Der junge Doktor!

Dr. phil. (tritt gewandt herein und macht vor dem Geh. Rat eine tiefe Verbeugung.)

Geh. Rat. (Schüttelt dem jungen Doctor herzlich die Hand.) Nun, mein lieber junger Freund; schön, daß Sie kommen. Wie geht es Ihrem Herrn Vater, meinem lieben alten Freunde?

Dr. phil. Mein Vater läßt sich dem Herrn Geheimrat aufs angelegentlichste empfehlen.

Geh. Rat. Und was macht seine Gesundheit? Hat er sich von der letzten Attacke wieder gründlich erholt?

Dr. phil. Jawohl, Herr Geheimrat, seit seiner letzten Krankheit geht es ihm wieder vortrefflich, und er denkt schon bald wieder nach Berlin zu kommen zur Session.

Geh. Rat. Das freut mich mehr zu hören, als ich sagen kann. Die alten Freunde von der Universitätszeit her sind und bleiben doch die besten. Man entwickelt sich ja verschieden, aber wenn man sich dann einmal wieder zusammenfindet bei einem guten Tropfen edlen alten Weines und wenn man die Kunst versteht, gewisse Punkte und Fragen auf sich beruhen zu lassen — dann fühlt man sich plötzlich wieder jung, der Bureaustaub ist von unserer Psyche wie weggeblasen, und aus dem Grund des perlenden Glases steigen unerschöpflich die frohen Erinnerungen empor. — Welch schöne Stunden haben wir auch noch in den letzten Jahren zusammen verlebt, und auch Sie, lieber Doktor, haben hin und wieder teilgenommen, und so drängte sich mir der Plan auf, ihre Zukunft an meinem Teile begründen zu helfen und so dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen.

Dr. phil. Wie dankbar bin ich dem Herrn Geheimrat für das gütige Wohlwollen!

Geh. Rat. Sie werden davon bald noch größere Beweise sehen. So, nun nehmen Sie einmal hier Platz, mein junger Freund. (Setzt den Doktor so, daß volles Licht auf ihn fällt und er ihn genau beobachten kann. Man merkt das Gewohnheitsmäßige dieser Manipulation.) Und nun erzählen Sie mir einmal etwas von Ihrem Leben, Ihren Studien, Beziehungen und so fort. Ich muß doch wo und wie sehen. Seien Sie ganz aufrichtig und rückhaltlos. Sie wissen ja, wie gut ich es mit Ihnen meine.

Dr. phil. Meine kleinen Arbeiten habe ich dem Herrn Geheimrat einzureichen die Ehre gehabt.

Geh. Rat. Ja, ja. Schön, schön. Mittelalter. Sechzehntes Jahrhundert. Sehr löblich. Aber doch olle Kamellen. Aber wie ist es mit der Gegenwart, die will doch auch ihr Recht haben? Wie mit den modernen Problemen? Oder wollen Sie sich etwa wie ein gelehrter Maulwurf ganz im Mittelalter vergraben? Das wäre noch lange nicht so übel und würde gerade Sie vor nicht geringen Gefahren behüten. (bedeutungsvoll): Sie haben Luther den größten Mann des sechzehnten Jahrhunderts genannt?

Dr. phil. (freudig.) Jawohl, Herr Geheimrat, das ist meine vollste Ueberzeugung. (Man sieht, wie der Geh. Rat sehr aufmerksam wird.) Meine bescheidenen Studien haben mich doch schon dahin geführt, daß der Ultramontanismus, mit dem Jesuitismus so innig verwandt, doch viele berechtigte Angriffspunkte bietet. Man kommt dahin, Ultramontanismus und Katholizismus sorgfältig und reinlich zu scheiden.

Geh. Rat. Schau, schau! Schön, schön! Und haben Sie in diese Ihre Forschungsresultate und Anschauungen auch schon andere eingeweiht? Ihre Freunde und Bekannten? Haben Sie sie schon öffentlich ausgesprochen?

Dr. phil. Welchen Grund sollte ich gehabt haben, mit meinen Ansichten hinter dem Berge zu halten? Ich habe in den Kreisen, in welchen ich verkehre, mich völlig rückhaltlos ausgesprochen.

Geh. Rat. (ziemlich scharf, aber doch noch zurückhaltend) Und ist es bei dieser Offenherzigkeit geblieben?

Dr. phil. Ein Mann muß doch für seine Anschauungen eintreten ...

Geh. Rat. (mit verhaltener Ironie) Jawohl, natürlich!

Dr. phil. Eine interessante kleine Schrift gab mir Veranlassung, einmal frei von der Leber weg zu reden. Ich habe eine kleine Besprechung geschrieben und sie an den Täglichen Rundblick eingeschickt.

Geh. Rat. (unruhig auffahrend) An den Täglichen Rundblick?

Dr. phil. Jawohl, ich schrieb deswegen an den Baron von Dachsbruch ...

Geh. Rat. (mit krähender Stimme) An den Baron von Dachsbruch? Junger Mann, das war unvorsichtig! (Springt auf und läuft im Bureau aufgeregt hin und her) Baron von Dachsbruch .... den von der ultramontanen Partei bestgehaßten Mann .... hinter dem sie immer her sind wie die Bluthunde .... den sie hassen mit der Inbrunst, mit der nur ein christlicher Priester zu hassen fähig ist ... tolle Geschichte .... Und ist Ihr Aufsatz gedruckt worden?

Dr. phil. (ziemlich kleinlaut) Jawohl, Herr Geheimrat.

Geh. Rat. Das ist stark. Sie haben doch wenigstens nicht mit Ihrem Namen gezeichnet?

Dr. phil. Nein, Herr Geheimrat, das konnte ich doch meines Vaters wegen nicht thun, obwohl der Baron von Dachsbruch sehr dringlich in diesem Punkte war.

Geh. Rat (aufatmend) Gott sei Lob und Dank! Aber welche Unklugheit! Haben Sie ihrem Herrn Vater davon erzählt?

Dr. phil. Nein, Herr Geheimrat, ich habe ihm noch keine Mitteilung davon gemacht.

Geh. Rat. (lebhaft) Sehen Sie, junger Freund, da hat Sie Ihr Gewissen doch ganz richtig gewarnt. Ihr Herr Vater würde Ihnen schon den Kopf zurecht gesetzt haben.

Dr. phil. Mein Idealismus, mein patriotisches Gefühl, Herr Geheimrat, hat mich verleitet. Ein Schüler Treitschkes . . .

Geh. Rat. (lebhaft dazwischenfahrend) Idealismus! Patriotisches Gefühl! — Sehr schön, lieber Doktor; aber meine Zirkel dürfen Sie mir nicht stören, sonst bekommt unsere Freundschaft ein Loch. Die Politik wird so schon mit jedem Tag schwieriger und verworrener. Da muß man sich auf seine Leute unbedingt verlassen können. Hören Sie, junger Mann? (auf die Uhr sehend, freundlicher) Ich habe nur noch wenige Minuten Zeit. Ich will ganz rückhaltlos mit Ihnen reden. Nehmen Sie aber bitte meine Worte mit vollem Ernste auf!

Dr. phil. Ich bin dem Herrn Geheimrat zu tiefstem Danke verpflichtet und werde den wertvollen Rat strikte befolgen.

Geh. Rat. Das freut mich. Also hören Sie! Es ist ja gut, daß Sie dem Centrum skeptisch gegenüberstehen. Das gehört zu meinem Programm. Aber es ist — Gott sei's geklagt! — der Moloch, dem wir heute alle opfern müssen, müssen, junger Freund. Wer will sich gegen diese Thatsache auflehnen? Selbst ein Bismarck würde heute seine Titanenkraft zehn Jahre und länger einsetzen müssen, um diese Partei an die Wand zu drücken. Und Caprivi! Und Hohenlohe! Diese wandelnde Ruine, die ein Lufthauch umwehen kann! O jerum! jerum, jerum! O quae mutatio rerum! Und nun Bülow — wird es besser werden? Tüchtiger Mann, aalglatter Diplomat! Kombination von Schlauheit und Energie! Sehen Sie sich sein Bild einmal an! Wird aber keinen rechten Rückhalt haben, weder oben noch unten . . . Wird sich hüten, auf einem Seile zu tanzen, das zwischen Schloßkuppel und Hedwigskirche aufgespannt ist. (hastig auf die Uhr sehend) Also — mit drei Worten: die Ultramontanen müssen einmal wieder einen katholischen Historiker haben . . . Was sage ich? einen katholischen? einen ultramontanen, einen waschechten Ultramontanen . . . Soll ich ihnen einen Fanatiker hinsetzen? Einen hysterischen Mönch? Dann bringe ich den ganzen Liberalismus in Aufruhr und die Universitäten und die Fakultäten, denen wir so schon Grund genug zur Klage gegeben haben. Geht nicht. Geht einfach nicht. (Mit geheimnisvoll-freundlicher Stimme) Also ein einwandfreier junger Mann, aus gut katholischer Familie, Sohn eines anerkannten Centrumsmannes und reichstreuen Beamten — im Herzen national gesinnt, nicht fanatisch, aber gut kirchlich und mit dem Centrum mit Vorsicht liiert. Das ist die conditio sine qua non . . . Natürlich tüchtiger Gelehrter; doch das versteht sich ja von selbst. In einigen Wochen Privatdozent, bald außerordentlicher und in wenigen Jahren ordentlicher Professor.

Dr. phil. Wie soll ich dem Herrn Geheimrat für seine Güte danken?

Geh. Rat. Sehr einfach! Die Verbindung mit dem Täglichen Rundblick und dem Baron von Dachsbruch lösen Sie sofort. Aber mit Vorsicht! Am besten wäre es, wenn Sie Ihre Briefe, Manuskripte ꝛc., kurz alles Geschriebene zurückerhalten könnten . . . Doch das könnte Argwohn erregen, und das darf auf keinen Fall geschehen.

Dr. phil. Ich kann mich, ohne daß es auffällt, zurückziehen.

Geh. Rat. Um so besser! Doch jetzt ist meine Zeit um. Der Tag müßte doppelt so lang sein, wollte man alles pünktlich erledigen. Man wird überlaufen und vorzeitig unter die Erde gebracht . . .

Dr. phil. Ich empfehle mich dem Herrn Geheimrat mit dem Gefühl . . .

Geh. Rat. (mit leisem Cynismus) Also Thron und Altar; Kaiser und Reich; Religion, Sitte und Ordnung; mild sozial — das darf heute auch nicht fehlen! Aber vor allem merken Sie sich wohl, junger Freund, wir haben einen ultramontanen Professor nötig, nicht einen Taufscheinkatholiken, der schlimmer ist als ein Liberaler. Wenn Sie in diesem Punkte abspringen, so kann ich vorläufig wenig für Sie thun, sehr wenig. Sie dürften dann beim besten Willen nicht vor dem fünfunddreißigsten bis vierzigsten Jahre Professor werden.

Dr. phil. Ich werde nicht verfehlen, mir den so wertvollen Rat des Herrn Geheimrat zu nutze zu machen.

Geh. Rat. Und nun adieu, mein junger Doktor, und bald Professor, grüßen Sie mir Ihren Herrn Vater auf's herzlichste. Seien Sie ihm immer ein gehorsamer Sohn, wie auch Ihrer Kirche!

Dr. phil. Ich danke dem Herrn Geheimrat auf's verbindlichste ...

Geh. Rat. (ihm die Hand gebend) Besuchen Sie mich bald einmal wieder und sagen Sie mir dann rückhaltlos, wie die Dinge stehen; denn ich muß mit Ihnen völlig klar sehen. Und nun adieu.

(Dr. phil. zieht sich mit tiefer Verbeugung zurück.)

Geh. Rat. (ihm nachrufend) Diese Unterhaltung bleibt unter uns, ganz unter uns!

Dr. phil. Der Herr Geheimrat können sich auf meine vollste Diskretion verlassen.

(Dr. phil. ab.)

Geh. Rat. (langsam und nachdenklich auf- und abgehend und vor sich hinmurmelnd.) Das ist doch noch ein recht unreifer und unvorsichtiger junger Mann. Geistige Begabung: anständiger Durchschnitt. Merkwürdig katholisches Gesicht, aber ohne den Ausdruck von Pfaffenschlauheit und Pfaffenenergie ... Eine tolle Geschichte mit dem Baron Dachsbruch! Wenn das einmal herauskäme! Was würde das für einen Skandal setzen! Mich dünkt, ich hörte schon den ganzen Lärm in der Presse und im Parlament ... Nun, man wird dem nötigenfalls mit eiserner Stirn entgegentreten. Gott sei Dank, daß die Sachkenntnis meistens so gering ist, daß man einer dreisten Lüge gegenüber meistens waffenlos dasteht. Es ist zum Lachen, was man vom Regierungstische aus nicht alles wagt, mit Erfolg wagt. Wie Schulbuben und Lehrer steht man sich gegenüber, wie zwei feindliche Heerhaufen, und im Kriege ist alles erlaubt ... Aber wohl ist mir bei der Geschichte doch nicht. „Idealismus!" Hatte ich nicht Mühe, dem jungen Menschen nicht ins Gesicht zu lachen? Das Wort gewinnt mit den Jahren mehr und mehr einen komischen Anstrich ... Man wird so ganz sachte ein alter Cyniker ... Und doch ist es früher anders gewesen ... vor 1890 ... Das triviale Wort „Politik verdirbt den Charakter" hat doch nicht so Unrecht! Eine schlechte, ja nur eine unentschlossene, hin und hertaumelnde Politik demoralisiert alles .. von den Spitzen der Regierung bis zum Kalfaktor, der mir den Ofen heizt. Centrum ist Trumpf. Alles wird durchschnüffelt! Bald wird man fragen, ob S. M. auch katholische Flügeladjutanten hat ... ob der Herr Reichskanzler ultramontanen oder liberalen Caviar ißt, und ob die gnädigste Frau Gräfin (mit sich momentan verklärendem Gesicht) — eine schöne, liebenswürdige Frau! — protestantischen oder katholischen Thee trinkt ... Und was man thut, nie weiß man sicher, ob man nicht eine große Dummheit gemacht hat, da man die Fäden der Politik nie selbst in der Hand hat — zumal bei einem so erleuchteten Chef und — — doch ein Geheimrat sei auch in seinen innersten

Gedanken devot — allerunterthänigſt! — — — Und der junge Mann thut mir doch auch leid! So alſo wird von oben her auf die Charakterentwicklung der Staatsbeamten eingewirkt! Aber der ultramontane Renommierprofeſſor iſt eine politiſche Notwendigkeit .... Wenn nur die Univerſitäten und Fakultäten nichts erfahren ... der Baron von Dachsbruch mir nicht einmal einen Knüppel zwiſchen die ſchon etwas ſteifen geheimrätlichen Beine wirft .... wie ſehr müßte mir die Sache in den Augen der Gebildeten ſchaden und etwas Ehrgeiz hat doch jeder, der täglich ſeine Knochen zu Markte trägt und ſich im Dienſte des Staates verſchleißt. — Man rühmt mir ſonſt die Sorgfalt nach, mit der ich meine Leute wähle ... aber eine Ausnahme wirft gleich den ganzen guten Ruf über den Haufen ...

Soviel iſt aber gewiß: der junge Mann wird jetzt bei der Stange bleiben, er hat ſeinen Vorteil verſtanden, und durchgefochten muß die Sache werden, nach oben und nach unten .... doch ich träume. Man wird doch mit den Jahren mehr und mehr ein Brabbelgreis ... man murmelt vor ſich hin wie ein alter Trottel; aber jetzt wieder jeder Zoll ein Geheimrat! (Geht elaſtiſch zur Thür und ruft: Der Folgende. Ein bebrillter Profeſſor mit gerötеten Backen in Frack und weißer Binde tritt unruhig ſchnell heran und macht eine übertiefe devote Verbeugung. Das Bureau ſchließt ſich.)

Dr. phil. (auf der Straße geſtikulierend und aufgeregt vor ſich hinredend) der ... iſt doch ein geriſſener Hund! Grob war er, aber Recht hat er doch ... da hätte ich beinahe eine ſchöne Dummheit gemacht! Mit den Gewaltigen dieſer Erde darf man ſich nicht überwerfen ... Sich mit dem Vater brouillieren, es mit der mächtigſten Partei im Lande verderben, ſeine Carriere ruinieren ... Erſt mit 35 oder 40 Jahren Profeſſor werden! nein, ſo dumm ſind wir nicht. Ich werde die Beziehungen mit dem Baron von Dachsbruch ſachte einſchlafen laſſen ... mich eine Zeit hin ganz klein machen und in Vergeſſenheit geraten, und dann heißt es übers Jahr: Herr Profeſſor! (ſein Geſicht verklärt ſich mehr und mehr, während die Paſſanten mit Lächeln dem Murmelnden und Geſtikulierenden nachſchauen) Guten Morgen, Herr Profeſſor! ... Wie gehts dem Herrn Profeſſor? Wie der Herr Profeſſor befehlen! Oh, die Welt iſt doch ſo ſchön!

(Mit kühnem Sprung ſchwingt er ſich auf eine Elektriſche und fährt nach Berlin W.)

Momus.

Formen und Probleme des politiſchen Lebens in der nordamerikaniſchen Union.

II.

Die Probleme.

Dies iſt in groben Zügen das Räderwerk des amerikaniſchen Parteiweſens, das eigentlich immerzu ſpielt, wenn auch nicht immer alle Stimmen zugleich anſchlagen und das das politiſche, ſoziale, wirtſchaftliche Leben im größten und im kleinſten beherrſcht, wie in keinem andern Lande der Welt. Hat es überhaupt noch einen ſachlichen Inhalt und hat das Zweiparteienſyſtem noch einen inneren Sinn? Wer etwa James Bryce lieſt, findet den Gedanken fortwährend variiert, daß beide Parteien im weſentlichen gleich ſeien und einig im Streben nach der Herrſchaft durch die Wahl, um lediglich ungeſtört den Staatsſäckel für ſich

plündern zu können. Einen ernsthaften Inhalt spricht Bryce diesem Parteitreiben nicht mehr zu. Etwas mehr über die Meinung, die das lebendigste politische Leben auf der Erde auf das Niveau einer Räuberbande herabdrückt, erhebt sich die allgemein giltige Anschauung, die in den Parteien nur die politischen Handlanger der hinter ihnen stehenden wirtschaftlichen Interessentengruppen sieht. Diese Anschauung ist richtig, sagt aber noch nicht alles. So bedeutungsvoll die wirtschaftlichen Faktoren als unerläßliche Vorbedingung für eine politische Entwicklung sind, so können sie dauerndes nur schaffen, wenn eine große politische Idee sie auslöst und sich ihrer bedient. Wie es dem Deutschen selbstverständlich ist, daß in der Geschichte des 19. Jahrhunderts Zollverein und Einheitstraum zusammengehörten, so soll er auch dem Engländer, der für das greater britain kämpft, und dem Yankee, der Panamerika auf seine Fahne schreibt, zugestehen, daß eine große Idee ihn treibt und begeistert. In diesem Lichte gesehen, ist der Gegensatz der beiden Parteien in der Union auch heute noch ein politischer, und er ist im Grunde derselbe wie vor alters, nur weltpolitisch gewandelt, so sehr er heute — auch wie vor alters — getragen wird von den wirtschaftlichen Antagonismen. In jeglichem Problem, das die Politik von heute der Union stellt, handelt es sich um den Widerstreit von reiner Demokratie und Staatenautonomie einerseits, von übermächtiger Bundes- d. h. Präsidialgewalt andererseits. Der Probleme dieser Art sind 3: das Verfassungsproblem, das Rassenproblem und der Imperialismus, der als Wurzel jener beiden wenigstens teilweise zu gelten hat.

Die Wendung zum Imperialismus, die sich bewußt erst in den letzten Jahren vollzogen hat, bedeutet für das innere Leben der Union, für die Demokratie unabsehbar viel. Sie verstärkt die Stellung der Executive, des Präsidenten, gegenüber dem Kongreß, der sich bisher immer als Zentrum der Unionsregierung ansah, in doppelter Richtung. Nur so lange war es möglich, den Präsidenten gegenüber dem Kongreß so im Hintergrund zu halten, als die Hauptfragen der Politik innerpolitischer Natur waren. Heut hat sich die auswärtige Politik überwältigend vorangedrängt, und sie wird getragen vom Chef der Executive und seinen Vertrauten, ohne daß ein beständiger Wechselverkehr mit dem Kongreß möglich ist, der ja auch bisher schon — bis auf die Botschaft — nicht vorhanden war. Damit steigt der Träger der auswärtigen Politik, sinkt der Kongreß auf die Rolle des Zuschauers, wie in allen Staaten, in denen die Executive nicht schlechthin aus der Parlamentsmehrheit hervorgeht. Ein Mittel, den Präsidenten direkt und offiziell zu beeinflussen, hat das Repräsentantenhaus nicht, — außer dem impeachment, der Anklage vor dem Senat. Aber weiter. Der Präsident ist commander-in-chief der regulären Armee und Miliz, sowie der Marine. Das wollte vor Zeiten nicht viel besagen, wenn auch schon Abraham Lincoln im Secessionskrieg gezeigt hat, was ein Präsident mit Hilfe dieser Stellung wagen kann. Heut aber liegen die Verhältnisse schon ganz anders. Im Juni 1897 betrug die Friedensstärke der Unionsarmee erst 2131 Offiziere und 25 641 Mann, 1899 schon 2587 Offiziere und 65 000 Mann. Darüber hinaus ist 1901 vom Kongreß abermals eine Erhöhung genehmigt, die aber gar nicht limitiert ist, sondern — es in die Hand des Präsidenten legt, wie groß die Präsenzstärke sein soll. Nur darf sie nicht unter 58 000 und nicht über 100 000 Mann betragen und müssen sämtliche Truppen aus Regulären bestehen[1]). Da jetzt schon

[1]) Das Jahresbudget dafür erfordert 472 Millionen M.

60—70 000 Mann auf den Philippinen und in China stehen, so wird der Präsident gar nicht in der Lage sein, weniger als 80—90000 auf den Beinen zu halten. Wie sich dies Recht des Präsidenten, die Präsenzstärke autokratisch festzustellen, eine Machtvollkommenheit, die keinem konstitutionellen Monarchen zusteht, mit der reinen Demokratie verträgt, ist nicht zu sagen, und der Widerspruch der demokratischen Partei auch aus diesem Gesichtspunkte her logisch und durchaus verständlich. Nun sind ja, auch wenn man die „organisierten" Milizen für den Kriegsfall mit 9376 Offizieren und 115 627 Mann und das Freiwilligenheer mit 33 050 Mann und 1204 Offizieren hinzurechnet, dies noch keine Zahlen, die dem an ganz andere Präsenzstärken gewöhnten Europäer imponieren. Aber sie sind für ein Land schon sehr hoch, das seine Armee bisher als notwendiges Übel, als eine Art Schutzmannschaft betrachtete. Die „abschüssige Bahn zum Militarismus" ist beschritten und führt weiter. Damit aber muß sich in dem Volke eine psychologische Umbildung vollziehen. Wo eine große Armee da ist, die leistungsfähig bleiben soll, kann nicht mehr jeder dem andern gleich sein. Es ist ein Körper da, der eximiert von der allgemeinen Gleichheit, vor allem zum Gehorsam verpflichtet, unter eigenen Gesetzen lebt. Dagegen sträubt sich naturgemäß eine jahrhundertalte demokratische Tradition. Weiter aber wird in einem demokratischen Lande diese systematische Verstärkung der Wehrmacht, die sich ja noch mehr auf die Flotte erstreckt, und die in einer Hand bleiben muß, wenn sie schlagfertig sein soll, die Macht dieses Gewalthabers unvergleichlich mehr steigern und den Gedanken eines Staatsstreichs näher legen, als in einem monarchisch-konstitutionell regierten Lande. Wie sehr man die Bedeutung dieser Machtsteigerung des Präsidenten in imperialistischen Kreisen der Union fühlt, erwies der ganz militärische Anstrich: Parade und Spalierbildung von Truppen u. s. w. mit dem Mark Hannah den Einzug des wiedergewählten Präsidenten in das Kapitol von Washington im Februar versehen hatte. Einst ritt Thomas Jefferson ohne Begleitung nach dem Kapitol, band seinen Gaul an den nächsten Zaun, und schritt, Mann unter Männern, in die weißgestrichene Senatskammer, dort schlicht und recht den Eid auf die Verfassung abzulegen. Heut ritt Mac Kinley ein, von 20 000 Soldaten aller Staaten und der neuerrungenen Kolonien gefolgt, wie ein Kaiser der neuen Welt. So sieht denn die Angst mancher Demokraten in der Union schon das Gespenst der Militärdiktatur auftauchen, und gepreßten Herzens wünscht man „this murderpresident into the depths of te sea with a penalty equal to his crime[1])." Vorläufig braucht man aber wohl nur die Möglichkeit einer Entwicklung auf dies Ziel zu sehen. Zur Militärdiktatur gehören andere, — „Eroberer"—naturen, als sie im amerikanischen „Handels"volke (um Herbert Spencers Unterscheidung anzuwenden) wachsen. Die Macht an sich kann den Yankee wenig reizen, und die an Verehrung grenzende Achtung vor der „Constitution", die fast ein monarchisches Anhänglichkeitsgefühl ersetzt, ist heute noch in jedem Nordamerikaner so stark, daß ihre gewaltsame Verletzung ungeahnte Kräfte entfesseln könnte. Jedenfalls ist die Zeit heute für die Union im innern unwiederbringlich vorbei, in der sie war „libre et heureuse comme une petite nation" (Tocqueville). Die eherne Faust des Militarismus greift auch hier das Volk wie die Stellung seines Präsidenten

[1]) Morrison J. Swift, Imperialism and liberty. Los Angeles, Kalifornien 1899, S. 491.

tiefumwandelnd, in das Idealbild demokratischer Freiheit und Gleichheit ein. „Eine kräftigere Regierungsmaschine ist erforderlich. Dies wird den republikanischen Einrichtungen und der Demokratie verhängnisvoll werden", sagt Prof. Sumner von der Yaleuniversität.[1])

Ein Schritt weiter von der Gleichheit der Bürger in Recht und Pflicht weg ist gethan in der Erwerbung von Kolonien, denen heute noch nicht die Selbstverwaltung und das Recht der Teilnahme an den Unionswahlen gewährt werden kann, die noch erst in der Form der Militärkolonie zu beherrschen sind. Was für immer verschwunden schien durch die Entscheidung des Sezessionskrieges, taucht wieder auf: es leben im nordamerikanischen Staate Völkerschichten neben einander zu ungleichem Recht. Darum ist es ein starkes Argument der Demokraten, daß die Erwerbung neuer Gebiete mit einer fremden der Selbstverwaltung nicht fähigen Bevölkerung an sich der Verfassung widerspricht. Und die herrschende Partei bemüht sich, so bald wie möglich wenigstens Cuba das selfgovernment zu verleihen.

Viel schwerer als diese Inkonsequenz gegenüber dem demokratischen Prinzip, die als vorübergehend betrachtet werden kann, wiegt das Problem, das das Nebeneinander verschiedener Rassen der Union stellt, nunmehr verstärkt durch die Eingliederung rassefremder Kolonialelemente und die Verflechtung in die ostasiatischen Händel. Zwar vom roten Mann droht keine Gefahr mehr. Er ist durch Mittel schlechtester Art ausgerottet, wie sein Jagdtier, der Bison, und wo er seinen Rassenstolz aufgegeben hat und von der Civilisation sich assimilieren läßt, wie die Cherokesen, da verschwindet er zwar nicht, aber lebt friedlich und ohne Gefahr für das Bleichgesicht dahin. Viel gefährlicher ist die Negerbevölkerung der Südstaaten. Der Neger fühlt sich als inferiore Rasse, er will sich vermischen, aber er kann es nicht. Noch heute ist er der ängstlich gemiedene Paria der Gesellschaft, den man mit allen, oft illoyalen, Mitteln[2]), von der Teilnahme am öffentlichen Leben fernzuhalten sucht, obwohl die Negerbevölkerung in sich eine ganz ansprechende Kultur entwickelt hat. Da sie sich aber außerdem noch, wie alle niedrig kultivierten Völker, proletarisch stark vermehren, so bedeutet das Negerelement eine Gefahr für das angelsächsische Element, die sich in der Furcht vor der „Afrikanisierung des Südens" ausdrückt. Diese hat schon 1821 den Gedanken aufkommen lassen, die Neger — nachdem man sie 200 Jahre als Arbeitstiere benutzt hatte — wieder in ihre afrikanische Heimat abzuschieben. Damals versuchte eine Gesellschaft an der Westküste Afrikas eine Negerrepublik zu begründen nach amerikanischem Muster, unter dem Namen Liberia, die heute noch besteht und tief an England verschuldet nur gezeigt hat, daß der Neger zu eigenem politischen Leben noch unreif ist. Für die Union war das Unternehmen ein Fehlschlag, da daheim immer mehr geboren wurden als ausgeführt wurden. Späterhin sind noch manchmal Pläne aufgeflattert, Neger nach Mexiko oder den Antillen zu exportieren. Doch sind sie nicht ins Leben getreten. Die Angelsachsen müssen sich wohl oder übel im Lande selbst mit dem verhaßten „coloured man" abzufinden suchen. Sie werden es am besten können, wenn sie ihn beschränken auf bestimmte Territorien, wo er jetzt

[1]) Fisk a. a. O. S. 60.

[2]) Wenn man den Darstellungen eines Negers aus Haiti, Jurcy Chatelain in seinem Buche: Le panaméricanisme et l'équilibre américain. St. Amand 1897 glauben darf.

schon in der Majorität sitzt, und ihm dort eine möglichst weitgehende Autonomie, sowie ein Interesse am großen Ganzen zu gewähren.

Der Kampf um die Rassereinheit wird nun aber noch erheblich erschwert durch die Einwanderung von Westen und von Osten. Auch heute bleiben im allgemeinen die Vereinigten Staaten das Hauptziel der europäischen Auswanderer. Aber es hat ein für die Union bedenklicher Wechsel im Material dieses Auswandererstroms stattgefunden. Bis 1868 standen England und Deutschland mit 85% der Einwanderung an der Spitze der abgebenden Staaten. Seit 1895 ist dieser Prozentsatz aber unausgesetzt herabgegangen. Im Jahre 1900 wanderten ein

84346 Italiener,
60764 galizische Juden,
46938 polnische Juden,
35607 Iren,

demgegenüber nur

32052 Skandinavier und
29682 Deutsche.

Man kann darüber streiten, ob darin eine ernsthafte ethnologische Gefahr liegt. Jedenfalls steckt darin der Keim zu einer wirtschaftlichen und sozialen Gefahr, indem diese Zufuhr russisch-polnischer, italienisch-slavischer, irischer und jüdischer Einwanderer proletarische Elemente ins Land führt, die sich unter den Auswanderern aus den germanischen Staaten viel weniger fanden. Eine immer verschärfte Prohibitiv-Einwanderungsgesetzgebung sucht denn auch nach Möglichkeit, diesen Abschaum der Welt fernzuhalten. Nun aber tritt dazu immer drohender vom Westen die gelbe Gefahr. 1842—44 gewann die Union zuerst Zutritt in chinesische Häfen, 1868 schloß sie mit China einen Vertrag, in dem Art. V besagte: „Beide Staaten erkennen an das natürliche Recht jedes Menschen, Ort und Land zu wechseln, ferner den gegenseitigen Vorteil einer reziproken Freiheit, auszuwandern und in eines der beiden zu irgend welchem Zwecke einzuwandern".[1]) Die Folge war, daß Chinesen scharenweis in die pacifischen Staaten einströmten und besonders Californien und San Francisco bevölkerten. Erst begrüßt, wurden sie in ihrer Eigenschaft als Lohndrücker bald so lästig, daß auf das stürmische Verlangen der Arbeiterschaft schrittweise trotz jener Vertragsverpflichtung die Chineseneinwanderung von 1885 bis 1902 verboten wurde. Nach dem Zensus von 1890 lebten damals nur noch etwa 100000 Chinesen in der Union. Jetzt treten nun aber in Cuba und Puertorico Spanier, Chinesen, Neger, auf den Philippinen Chinesen, Negritos und vollends noch Malaien in die amerikanische Bevölkerung ein. Die Gefahr droht, daß das gelbe Element diese neuen Erwerbungen als Brücke zu der verschlossenen Pforte in die Union benutzen würde. Die republikanische Partei hat dies auch eingesehen und sofort, im Juni 1898, durchgesetzt, daß die Einwanderungsgesetze und -Verbote der Vereinigten Staaten auch für Cuba und die Philippinen gelten sollten. So war der Zufluß der gelben Rasse über die Salomonen in die Union verstopft. Angeblich bleibt freilich, was kann geschehen soll, wenn Teile des chinesischen Reiches unter europäische Kontrole oder Herrschaft kommen und dann die Chinesen Kraft ihres Besitzes als Bürger eines europäischen Landes sich den Eintritt in die Unionstaaten erzwingen? Hier liegt noch eine Quelle von Verwicklungen und Gefahren, und die Frage bleibt offen, ob die Spielart der angelsächsischen

[1]) Nach Jones-Chevalier a. a. O. S. 86 f.

Rasse, die der Yankee vertritt, im Kampf gegen nunmehr 3 Fronten ihre Rassen- und Kultureinheit sich wird wahren können. Nimmt sie aber den Kampf auf — und sie hat es gethan —, so geschieht es auch auf Kosten des demokratischen Prinzips, das gerade in der Rassenfrage am Ende des Sezessionskrieges im reinsten Lichte erstrahlte.

(Fortsetzung folgt).

Epigramme

von Walther Vielhaber.

Du fragst: was ist der Staat von heute?
Die Kinderstube für erwachs'ne Leute.

* * *

Treitschke.

Krank war ich und wollt' gesunden;
Hungrig war ich, heischte Nahrung;
Erst in dir hab' ich gefunden
Echte Mannes-Offenbarung.

* * *

Wo liegt der Zukunft Wunder-Paradies?
Im Hirn und Herzen weniger Genies.

Herbst.

Der Herbst kommt, — die Frühnebel verkünden es, die morgens über den feuchten Wiesen schweben und oft bis zum späten Vormittage auf dem Spiegel des Flusses lagern. Auch die abgeernteten Fluren sind seine Vorboten, die Stoppelfelder, auf denen in den Morgenstunden die thaubenetzten Gespinnste des fliegenden Sommers ein diamantenes Netz ausspannen. Aber ebenso zeigt der Wald die Ankunft des Herbstes an: goldgelbe und rötliche Farbentöne mischen sich ganz vereinzelt schon in das tief dunkle Grün seiner Wipfelmassen, und auf den Wiesen mahnen die Blüten der Herbstzeitlose, die wie bläuliche Flämmchen auf dem grünen Rasen stehen, an das Ende der sommerlichen Blütenpracht. Dazu weht ein eigener Duft über das Land, ein starker, würziger Geruch von frischem Erdreich und welkendem Laube, der im Verein mit der großen Stille, die jetzt die Natur beherrscht, jene Feierabendstimmung, jenes Gefühl der Wehmut weckt, dem kein gemütvoller Mensch im Herbste sich entzieht.

Ein zartes Gewölk überzieht schleierartig den Himmel; aber im übrigen ist die Luft klar und rein. Der Blick dringt von den sonnigen Höhen in weite Fernen und der Fluß zieht durch das Land wie ein blanker, blitzender Silberstreifen. Noch herrscht Leben auf den Fluren drunten im Thale. Die Kartoffelernte hat begonnen. Der blinkende Pflug zieht seine braunen Furchen durch den lockeren Boden des Ackers, auf dem nun die Fülle mehlreicher Knollen offen zu Tage liegt. Frauen

und Kinder eilen gebückten Ganges in den Furchen entlang und ſammeln die reiche Ernte, die bald eine ſtattliche Reihe hochgefüllter Säcke aufnimmt. Dazwiſchen aber qualmen auf den abgeernteten Feldern die Kartoffelfeuer, welche die dürren Stengel verbrennen. In langen weißen Streifen liegt der weißgelbliche Rauch auf den Fluren, aber frohes Kinderjauchzen mildert den wehmütigen Eindruck dieſer herbſtlichen Mahnung. An anderer Stelle arbeitet geräuſchvoll die Dreſchmaſchine. Zwar verleiht ſie ihrer Umgebung keinen poetiſchen Zug; allein um ſo mehr verkündet ihre Thätigkeit den Reichtum der heurigen Ernte. Zwiſchen dem Getriebe und Getöſe der wirbelnden Räder gewahrt man, wie hier die vollen goldgelben Körner wohl geſichtet in die bereitſtehenden Säcke fallen, wie dort die leichte Spreu in wirbelndem Tanze herausgeblaſen wird und am andern Ende das ausgedroſchene Stroh raſchelnd in dicken Büſcheln hervorquillt. An anderen Orten bereiten Pflug und Egge ſchon wieder den Boden zur Aufnahme der Winterſaat und erſt recht herrſcht nun ein freudiges Leben in den Bauernhöfen und Obſtgärten. Die gold- oder rotwangigen Aepfel im dunklen Laube, die Fülle der Birnen, unter deren Laſt ſich die Zweige der alten Bäume biegen, dazu die tiefblauen Zwetſchen, ſie alle ſind jetzt der Ernte entgegen gereift und lohnen hundertfach die aufgewandte Mühe. Auch die Nußbäume ſchütteln jetzt bei jedem Windzuge die gelben Nüſſe aus den zuſammenſchrumpfenden Hüllen und unter dem breiten Wipfeldach der Roßkaſtanie ſammeln ſich die mahagonibraunen glänzenden Früchte, welche die ärmeren Kinder zum Verkaufe als Winterfutter für das Rotwild ſammeln.

Aber auch ſonſt iſt die Menge der Früchte an Bäumen und Sträuchern unerſchöpflich. Brennend rot leuchten aus dem Gehölz des Bergwaldes die dichten Beerenbüſchel der Vogelkirſche oder Ebereſche, eine leckere Speiſe für das vorüberziehende Volk der Droſſeln. Selbſt der ruppige Schlehdorn, ein minderwertiger Verwandter edler Pflaumenarten, hängt jetzt dicht voll blauer Früchte, die freilich erſt ein harter Froſt dem genügſamen Gaumen genießbar macht. Sogar die Himbeere reift noch etliche Nachbeeren, während die Brombeere, die über das Haus-Gemäuer rankt, deren gerade jetzt eine Fülle trägt. Auch das „Männlein im Walde", die Hagebutte, hat ſich ſchön mit ihren knallroten Früchten geſchmückt, Heidel- und Preißelbeeren liefern noch vereinzelte Beeren und im Walde fallen die ölreichen Bucheckern aus ihren Hüllen und die Eicheln aus ihren zierlichen Näpfchen.

Da ſchwelgt denn auch die Tierwelt juſt in Ueberfülle, mäſtet ſich für die lange Zeit des Darbens oder ſammelt, wie der Hamſter, das Eichhorn und die Elſter, ſorglich wohlbewährte Vorräte für den Winter. Und doch ſcheint es, als ob auch die Tiere das allmähliche Vergehen der Sommerpracht und das ſtille Herannahen der Winterszeit wehmütig empfänden; nicht nur zeigen das die Schwalben, die Störche und die vielen anderen Zugvögel, die geheimnisvoll über Nacht zur Reiſe in wärmere Länder aufbrachen, und von einem wunderbaren Triebe geleitet, in Höhen, zu denen ſie ſonſt niemals ihr Flug emporführte, gen Süden zogen, auch die zurückbleibenden ſind ſtiller geworden. Ab und zu ſingt wohl noch eine Lerche oder eine Meiſe, mit lachendem Rufe ſtreicht der Häher und der Specht durch den Wald, aber die meiſten Sänger ſind verſtummt, denn die Zeit der Liebe und der Lebensluſt iſt vorüber. Zu Flügen geſchaart fliegen Zwerg- und Blaumeiſen durch's Gebüſch, Droſſeln ſammeln ſich in Mengen um die beerenbeladenen Ebereſchen

und Feldſperlinge und andere Finken unter dem Schutze der Krähen auf den abgeernteten Fluren.

Auch die anderen Tiere empfinden die Abnahme von Licht und Wärme und richten ſich für den Winter ein. Schlangen, Eidechſen und Fröſche ſuchen ſich einen geſchützten Schlupfwinkel zum Winterſchlaf, und wenn ſie auch noch am Mittage am warmen Sonnenſtrahle ſich laben, mahnen doch die kälteren Nächte dieſe Tiere alle zur Vorſicht. Desgleichen thun die meiſten Inſekten. Unzählige Raupen, die bisher ſich am Verzehren ſaftigen Laubes nicht genug thun konnten, verlieren nun die Freßluſt, ſuchen ſich einen trockenen Ort, ſpinnen ſich ein, hängen ſich auf oder laſſen ſich zur Erde herab, um in der einen oder anderen Art in den Puppenzuſtand einzutreten. Selbſt die wenigen Schmetterlinge, die noch vor Beginn des Winters aus den Puppen auskriechen, thun es nur, um bald nach dem Ausſchlüpfen gleichfalls einen geſchützten Winkel aufzuſuchen und dort den Winter zuzubringen.

Die Blütenfülle auf Wieſen und Fluren iſt inzwiſchen auch dahin. Zwar blühen im Walde noch vereinzelte Glockenblumen und Skabioſen und auf den Rainen die Cichorie, die Kamille, der Klee und die Heuhechel; auch in manchen Frühlingskräutern regt ſich noch einmal ein lebenskräftiger Trieb, und Löwenzahn, Maßliebchen und Veilchen blühen vereinzelt zum zweiten Male, ja, in den Gärten ruft die Blütenfülle der Sonnenblumen, der Aſtern und Chryſanthemen noch den Eindruck friſchen Lebens hervor, — aber im allgemeinen gehen auch die Gewächſe draußen der langen Ruhepauſe entgegen. Wenn der Wind ſich erhebt, brauſt er zwar noch in vollen Laubkronen, aber langſam taumelt ſchon Blatt um Blatt auf das grüne Moospolſter des Bodens, der nun bald ſchon unter dürrem Laub verſchüttet liegt. Raſchelnd oder knickend fallen Eicheln und Bucheckern herab, und der blaue Himmel ſchaut mehr und mehr durch gelichtete Wipfel herab.

Wunderbar iſt jetzt die Färbung auf manchen Blättern, brennend rot leuchtet der wilde Wein von Lauben und Veranden herab; hellgelb färbt ſich das Laub der Birken, die Blätter der Eichen und Buchen bräunen ſich und die Schwarzpappel kleidet ſich in leuchtendes Rot. Zwar beſitzen die Wälder Nordamerikas und ſelbſt ſchon Skandinaviens dieſe herbſtliche Färbung der Wälder in weit glänzenderem Maße; allein auch unſere heimiſchen Forſte und Gebüſche entbehren herrlicher Farbentöne nicht und ſchimmern vereinzelt in ſolcher bunten Pracht, daß man faſt glauben ſollte, der Frühling ſei mit Ginſterblüten und Feuerdorn von neuem eingezogen. Aber trügeriſch ſind dieſe Farbenreize und vergänglich iſt ihr Beſtand, wenige Wochen ſpäter beginnt dann nach der erſten Froſtnacht der große, allgemeine Laubfall, der den Spätherbſt mit ſeinen entblätterten Bäumen verkündet.

Aber nicht nur das gefärbte Laub in ſeiner Geſamtheit feſſelt in ſeinen mannigfachen Schattierungen den Beobachter, ſelbſt im einzelnen Blatt zeigt ſich oft eine ſeltene Farbenpracht und eine reizvolle Zeichnung der ſeltſamen Figuren iſt vielfach die Zerſtörung als Wettgrund vor ſich gegangen und auf gelbem oder rotem Grunde zeichnen ſich grüne Ränder und Linien ab. Bei den Blättern des Ahorns aber iſt die Fläche, abgeſehen von ſchönen gelben und rötlichen Zeichnungen, obendrein noch mit ſchwarzen Flecken, wie von Tinte, beſät, um die ſich allemal ein rotbraunes Rändchen, wie von Säure geätzt, herumzieht.

Remagen am Rhein. Karl Kollbach.

Scherbengericht über die moderne Litteratur.

Dritte Folge.

„Hebbels Judith eine Abnormität."

Zu unserem Leidwesen müssen wir unseren Lesern mitteilen, daß wir hinsichtlich der Kritik des „Berliner Lokal-Anzeigers" über ein Drama König Lear in unserer Nr. 2 d. J. einer Mystifikation zum Opfer gefallen sind. Wir freuen uns, dafür heut eine nicht weniger unterhaltende Kritik hier einrücken zu können, für deren Echtheit wir uns verbürgen. Sie bezieht sich auf eine Première des königlichen Schauspielhauses in Berlin und rührt, nach unserem Gewährsmann, von einem bekannten Berliner Rezensenten her, der eine Reihe größerer Provinz-Blätter bediente.

„Herr Hebbel" — so schreibt der erwähnte Kritikus — „Herr Hebbel ist bekanntlich einer der grasgrünen Dichterlinge der modernen Schule, die die deutsche Tricolore, allenfalls auch die rote über den Kopf schwingt und blos Stücke schreibt, um auch von den Brettern herab Freiheit, Tyrannenhaß und dergleichen Themata zu predigen. Wo sich in diesem „Pamphlet der biblischen Geschichte", wie ein einfacher Mann diese Judith nannte, irgend die Gelegenheit darbietet, die Lehren der Neuzeit eingewickelt in bombastische Redensarten an den Mann zu bringen, ist es geschehen. Abgesehen davon, ist das Stück aber eine Abnormität, in welchem Genre bekanntlich Herr Hebbel rapide Fortschritte gemacht und dies in seinem H . . . .-Drama „Maria Magdalena" hinlänglich bewiesen hat. Von den Schmutzereien seiner Lustspiele, z. B. des „Diamanten", die der gute Mann für Genialität und Originalität ausgiebt und die er dem Publikum gedruckt vorzulegen sogar die Dreistigkeit gehabt, wollen wir gar nicht reden. Alle Charaktere und Situationen in dieser Judith sind nicht mehr mit dem Pinsel gemalt, welche Pinselei noch als Verdienst erscheinen könnte, sondern die Farben sind wie mit der Maurer-Kelle fingerdick aufgekleistert. Es ist kein einziger Charakter, kein einziger Moment im Stück, der wohlthuend auf das Gemüt wirkt. Der dritte Akt namentlich ist ein Garten, in dem die Blüten des grandiosesten Unsinns in ausgiebigstem Reichtum wuchern. Da bekommen wir ein Gewühl israelitischer Staatsbürger vorgeführt, die über die Uebergabe Bethuliens an den höchst grausamlichen Tyrannen Holofernes verhandeln; der jüdische Patriotismus macht einen Stummen redend, läßt ihn aber gleich wieder die Sprache verlieren, wenn er mit seinen Tiraden fertig ist, — dazu eine Steinigung — ferner eine Strangulation und mehr dergleichen Greuel von der ersten Sorte, so daß dem Zuschauer das Uebergeben fast näher liegt, als der von Holofernes belagerten Stadt Bethulien. Allmählich löst sich denn freilich dieser Ekel in Heiterkeit auf, die sich, wenn der Unsinn den höchsten Gipfel erreicht hat, unwillkürlich des Zuschauers bemächtigt, wie in der Polichinelkomödie beim Anblick des zu einem „blutwürstigen Dietrich" umgewandelten „blutdürstigen Wüterich". Und nun dieser besoffene, Gott lästernde Holofernes! Man ist ordentlich froh, wenn ihm Judith — die sehr zart dem Publikum vertraut, daß sie weder Frau noch Jungfrau sei — endlich das Haupt abgesäbelt hat. In dieser Komödie spielt Madame Hebbel nun die Hauptrolle mit der gehorsamsten Hingebung in die Intentionen ihres poetischen Gatten. Hohle Deklamation der hohlen Phrasen, von Modulation im Vortrage

keine Spur, alles in dem ſalbungsvollen Tone eines Kapuzinerpredigers. Dazu einige Armverrenkungen, Marſch mit Gardiſten-Schritten quer übers Theater, — voilà, die Judith der Madame Hebbel. — Es war eine Komödie zum Erbarmen!"

Das unproduktive Boruſſentum.

Die Kunſt kann nie Befehl erhalten,
Muß frei von innen ſich entfalten.
Deutſche, mit euren Herrlichkeiten
Laßt Ihr Euch heut von Sparta leiten?

Moderne Frauenromane.

Und wenn ein Weib Romane ſchreibt,
So thut ſie's gleich ergiebig.
Was auf der Erde liebt und leibt,
Was Brünſte wie die Blaſen treibt,
Wird ein Extrakt von — Liebig.
So wird die rauhe Welt voll Schurf und Schorf
Verwandelt in ein ungeheures — „Weiberdorf" . . .

Georg Hirſchfeld.

Dich, Jüngling, beneid' ich:
Unaufführung leid' ich —
Doch du, der Herrlichſte von allen,
Haſt jährlich Gelegenheit, durchzufallen!

Lakaien-Wege.

(Nomina odiosa . . .)

Mußt Dich verbeugeln,
Auf Preßbällen äugeln,
Vor Heroinen ſcharwenzeln,
Zum „offenen Abend" tänzeln!
Auch mache Conzeſſiönchen,
Zeitgeiſtle in klugen Portiönchen —
Und endlich, endlich, du Held und Mann:
Nimmt man dein Drama zur Aufführung an!

Wilhelm Bölſche.

Auch „Ernſt Haeckel in der Weſtentaſche" genannt. Verkündet in Feuilletons eine neue Kultur, die „Kultur von Friedrichshagen".

Die Kultur von Friedrichshagen.

Nicht an den goldenen Küſten des alten Hellas, oder unter dem blauen Himmel Italiens, ſondern zwiſchen den Sandhügeln und dürren Kiefern eines öſtlichen Berliner Vororts geboren. Nüchtern wie ihr Geburtsort und trübſelig wie der vom Rauch der nahen Großſtadt geſchwärzte Himmel, unter dem ſie erſtanden. Wer über zwei oder drei ihrer bisher feſtgelegten Ziele ſich zu unterrichten wünſcht, möge ſich ſolche aus einem Dutzend Ballen wohlgeſchriebener Feuilletons herausklauben, die in der Ahorn-Allee 22 zu Friedrichshagen ausliegen.

Aus Wilhelm Bölſche: „Die Kultur von Friedrichshagen."

„. . . Wenn wir das fertige Gebilde Wolfgang Goethe mit dem liebevollen Auge des Naturforſchers ſinnig betrachten, ſo entgeht uns

nicht, daß etliche Organe an ihm ausgebildet sind, die der Ichthyosaurus noch nicht besaß. Woher diese Organe? Nichts einfacher als das. Haeckels embryologische Betrachtungen geben uns das Material, nach dem schon Lamarck, Lyell oder der tiefwühlende Lombroso den Weg vom Amphibium zum Genie klar entwickelt haben.

Als das erste Protoplasma sich aus den Finsternissen des Urschleims zwanglos schwänzelnd erhob, geformt aus chemischen Verbindungen des Kohlenstoffs mit Eiweiß, nachdem sich die Zellseelen durch erotischen Geruch gefunden hatten — ein Liebesroman im Plasmatröpfchen — gab es noch kein Friedrichshagen. Die Haut der Erde glich einem schillernden, quabbligen, klebrigen Panzer. Es war der genannte Urschleim. Hie und da tauchte ein geformtes Plasma empor gleich jappenden Schweinsfischen in der abendlichen Nordsee. Diese Plasmen entwickelten sich zusehends, allerdings im Verlaufe von Millionen von Jahren. Bald schwänzelten die Bestentwickelten als Lurche durch den geklärten Schleim. Jetzt streckte sich ein kühner Lurch in die Länge und Breite und ward nach Billionen von Jahren ein Fisch. Aber nun setzte mit Wucht die soziale Frage ein. Die unternehmendsten Familienglieder der Fische, gedrängt vom Kampf um's Dasein, satt der Metzelei unter ihresgleichen, suchten ihr Futter am Lande; ihr Hals verlängerte sich, die Kiemen fielen ab wie dürres Laub, sie wurden in Trillionen von Jahren Amphibien. Aber noch höher drängte es die stärksten Amphibien, die im Kampf für den Magen nicht gefressen worden waren; sie flatterten mit den Vorderfüßen auf die Urbäume, es wuchsen ihnen Flügel: nach Quatrillionen von Jahren flogen Fledermäuse und Vögel in der Luft herum, Affen gab's schon lange. Und jetzt, wieder unter dem Druck der Fragen aller Fragen, der sozialen Frage, zog sich ein kluges Affenpaar trauernd und grübelnd zurück und begann sich zu verinnerlichen. Aus dieser Ehe entstammte der berühmte Pithecanthropos, von dem man auf Java einen kleinen Finger entdeckt hat. Und abermals nach Milliarden Jahren schlug auf Java der erste Mensch die Augen auf, ein Urenkel jenes verinnerlichten Paares.

Und wieder ein Weg von hunderttausend Jahren! Pfahlbauten, Fetischdienst, Menschenfresserei, Sonnenkultus — alles mußte durchentwickelt werden! Endlich, unweit des heutigen Babylons, wie Keilinschriften nachweisen, gelang der Natur die Entwicklung des ersten Religionsstifters. Und so, an Goethe und Weimar *vorbei*, entwickelte sich endlich in der Nähe des Müggelsees die wahre Kultur und die bleibende Religion . . .

Wir sehen also: ein schnurgerader, klarer, lichtvoller Weg führt den liebevollen Betrachter vom Protoplasma des Urschleims bis zum Höhepunkt der bisherigen irdischen Entwicklung: zur Kultur von Friedrichshagen".

Michael Georg Conrad.

Jung bleiben — heil dem Kämpenblut,
Das wie Champagner prickelt!
Doch, Michael, es thut nicht gut,
Wenn man sich *nicht entwickelt*!

Der Mitmensch.

„Ein Bühnenstück, so bedeutend, daß man, wenn man vergleichen wollte, nur den einen Namen finden würde, der dem mächtigsten Dramatiker aller Zeiten angehört, Shakespeare!" „*Gesellschaft*."

Shakespeare ging an des Totenflusses Rand
Und sprach zu Goethe traurig hingewandt:

„Das Einzige, was ich hieher gebracht,
Den Lorbeer, ſtahl mir einer dieſe Nacht!“
Und Goethe dachte an den Neid der Stümper,
Er ſenkte nachdenkſam die ernſte Wimper
Und ſprach: „Derweil Du ſchlieſſt, hat unterdeſſen
Ihn ſicherlich ein Mitmenſch aufgefreſſen!“

Abſchied von der Gewöhnlichkeit.

Nach Wilhelm von Scholz.

Meine dunklen Seelenpferde keuchen
Greulich in des Hauſes toten Ton . . .
Dumpf . . .
Moder quillt vom Fratzenwäſcheſtengel,
Der Tapete ſinnliches Geſchlängel
Kniſtert um den erſtgebor'nen Sohn . . . .
Stumpf . . .
Ha, ſo will ich mit zerkrampften Lippen
Nicht mehr nippen! . . .
Allen Roſt des Herzens ſchabend
Will ich, düſt're Klauen grabend
In die Wände, meine Rippen
Ganz zermagert und zerrieben habend,
Dieſen Sippen
Abſchied ſagen und in's Nichts
Steuern mit dem letzten Reſte
Meines hirnentleerten Leichtgewichts . . .
Das iſt wohl das Beſte! . . .
. . . . . (Fortſetzung folgt).

Arnold Böcklin.[1])

Gedenkworte von Henry Thode.

Der Name Böcklin begreift ein Bereich von Vorſtellungen in ſich, deren Gewalt ſich Niemand auf die Dauer hat entziehen können. Nun, da das Auge des Meiſters ſich geſchloſſen, da die ſeit Jahren zitternde und immer doch ſchaffenskräftige Hand den Pinſel nicht mehr führt, verlangen wir, uns über die Bereicherung, die unſere Seele durch ihn erfuhr, klar zu werden.

Nicht auf eine ſchon oft gegebene Analyſe der ſeiner Kunſt eigentümlichen Elemente in Form, Farbe und Technik kann es uns da ankommen, ſo bedeutungsvoll ſie ſind. Aus ihnen, vor Allem aus der Gewalt der Farben und der Intenſität des Lichtes, in der er die Natur ſah und uns ſehen lehrte, möchten wir vielmehr ſchließen auf Dasjenige, was durch ſolche Faktoren ausgedrückt wird, was ihnen zu Grunde liegt, was ſie bedingte. Denn dieſer große Maler war mehr als ein Schilderer, er war ein Deuter und ein Dichter der Natur, ein Erfinder. Alle Eindrücke, welche ſeine ſtarke Sinnlichkeit empfangend ſchuf, verwandelten ſich in gleich ſtarke Gefühlsſtimmungen, und deren Erklingen

[1]) Aus den Bayreuther Blättern, 4—6 Stück, 1901.

weckte vor dem geistigen Auge seiner Phantasie neue, ungesehene Bilder, die sie schöpferisch gestaltete. Jedes Werk der Ausdruck einer solchen Stimmung, das Bekenntnis psychischer Herrschaft über die Erscheinungswelt, die Verkündigung dichterischer Souveränetät! Nicht ein Sklave, sondern ein Freier tritt er der Natur gegenüber, denn er weiß sich ein Teil von ihr und ihre Schöpferkraft fühlt er in sich. Auch die Hervorbringung seines Geistes ist ein natürliches Produkt und trägt als solches ihre Berechtigung, ja Notwendigkeit in sich. Weil er sich im Einklang weiß mit der Natur, darf er die Möglichkeiten, die in ihr schlummern, weiter entwickeln, ihre Elemente zu neuen Bildungen vereinigen, ihre Erscheinungsformen steigern, dessen sicher, daß er dem Gehalt durch die Form „höchste Gewalt" zu verleihen vermag. Nur der von aller Konvention Losgelöste, welcher als Natur der Natur tiefsinnig verbunden ist, wird mit solcher Freiheit begnadet — keine frevelhafte Willkür ist von ihm zu befürchten, die Heiligkeit der Lebensgesetze wohnt in seinem Busen. So, wie er, steht ein ursprüngliches Volk mitten innen in der Schöpfung, so wie er macht es dichtend und gestaltend seine Menschenrechte auf sie geltend. Und so entsteht bei ihm wie bei dem Volke die Mythenbildung. So erschließt er, der Unabhängige, uns mit sich aus den engen Schranken einer künstlichen Zivilisation und einer ängstlichen Kunstregel fortreißend, die Wunder eines herrlichen vollen Daseins. Mit ihm, der in solchem grenzenlosen Bereiche daheim ist, sollen wir, nicht die zage Sehnsucht, nicht das scheue Entzücken, nicht die sanfte Schwärmerei des Wanderers, welcher der Natur nur an einem Feiertage sich anvertraut, empfinden, nein, in frohlockender Sicherheit unseres eigenen Wesens die feurige Kraft unlöslicher Gemeinschaft mit Himmel und Erde, Wolken und Wasser in uns wirken fühlen.

Nur die seltenste Gluth der Sinne und des Gefühles aber vermag uns in solcher Weise der Natur zu verbinden — dem Schwachen entzündet sich nicht der göttliche Funke zwischen Wesen und Erscheinung in den Sinnen, in denen inneres Sein und äußere Welt mit einander in Berührung treten. Wie eine Flamme aber lodert die Empfindung in dem Auge, das Gefühl in der Seele dieses Künstlers auf, wenn sein Blick die Natur trifft. Eine höchste Bethätigung seines leidenschaftlichen Wesens schafft den Eindruck. Fast gewaltsam erscheint der Akt des Empfangens, als eine Bewältigung des Stärksten, was von der Erscheinung den Sinnen dargeboten werden kann — oder, richtiger gesagt, da das Empfangen ja eben eine Thätigkeit ist, als das Ausstrahlen einer unbändigen Energie in die Außenwelt.

Nun steht die Welt entflammt, von glühendem Lichte durchdrungen, nun leuchten alle Farben in heißem Drange auf, nun thürmen sich in schroffer Starrheit die Felsen empor, nun ballen sich die Wolken zum vernichtenden Angriff, nun bäumt sich drohend die Welle, nun läuft ein Zittern durch die tausend Blätter des Baumes, nun zieht, süße Liebe weckend, der Frühlingswind über die blühenden Fluren, nun atmet die feuchte Erde Kühlung in heimlichen Schatten aus, nun grüßen die Sonnenstrahlen die fernen Höhen, nun senkt sich die Nacht in bangen Schauern — Alles, selbst das Schweigen des Waldes, selbst die Regungslosigkeit ragender Cypressen, selbst die Meeresruhe wird zu einer Handlung der Natur, zu einem Vorgang, dessen Geheimnis in der leidenschaftlichen Seele dieses Dramatikers sich verbirgt. Mit jedem Worte ruft er uns zu: die Natur ist nur, weil ich sie fühle, und sie ist, wie ich sie fühle.

... So liebt der Starke die Starke mit Sinnen- und Seelengewalt. Wenn er im Widerstreit üppig gesättigter Farben deren Wahlverwandschaft entdeckte und sie zum Bunde einander zuführte, wenn er den Kampf zwischen dem auflösenden Licht und dem in sich gefestigten Körper suchte, um ihre Versöhnung in räumlicher Klarheit zu bewirken, wenn er Strenge, ja Herbheit der Form mit Anmuth und Zartheit der Bewegung zum Einklang zwang, wenn er jauchzenden Uebermut und träumerische Versunkenheit zusammentönen ließ, wenn er mit einem Worte gerade das Gegensätzliche in höherer Einheit auflöste, so erscheint er uns wie ein stolzer Werber, welcher sich nur einer Geliebten hingiebt, die seinem Freien mit der gleichen Kühnheit stolzen Selbstbewußtseins und wogender Kraft begegnet. Angesichts der Vereinigung selbst erleben wir schauend noch das Ringen mit, das ihr vorangegangen — die Erregung zittert in uns nach. Wie kann es uns da Wunder nehmen, daß wir häufig, namentlich in den Werken aus der späteren Zeit des Meisters, von dem Gefühl beunruhigt werden, solche Verbinduug sei auf die Dauer nicht denkbar, sie sei nur das Werk eines höchst gesteigerten Augenblickes!

Alle Kraft leidenschaftlichen sinnlichen Empfindens und seelischen Fühlens, wie das in ihr begründete Verhältnis Böcklins zur Natur, gewann Gestaltung nicht minder persönlicher Art in seiner dichtenden Phantasie. Aber die in ihr wachgerufenen Vorstellungen wurden, ein so besonderes Gepräge sie trugen, doch stark bedingt und bestimmt durch Bilder, die nicht aus unmittelbaren anschaulichen Eindrücken, sondern aus der Dichtung vergangener Zeit gewonnen waren. Einem Geist, der wie der Böcklin'sche, die Einheit des Natürlichen und Menschlichen suchte, konnte nur die griechische oder die germanische Mythologie befriedigenden Vorstellungsstoff geben. ... Während er sich den Eindrücken der Natur hingab, füllte sich seine Einbildungskraft mit den Gestalten Homers. Die Dichtungen, in deren Nacherleben er, mehr als in allen anderen, sein ganzes Leben hindurch das tiefste Genüge gewonnen hat, sind die Ilias und die Odyssee gewesen. Hier fand seine Einbildungskraft die Nahrung, aber nicht in dem Sinne, welcher den antikisirenden Künstlern der älteren deutschen Generation vor ihm verhängnisvoll geworden war, nicht in dem Entlehnen bestimmter Stoffe und individueller Gestalten aus der antiken Mythologie und Geschichte, auch nicht in einer Reproduktion der alten Formensprache, sondern in großen Vorstellungen von Natur und Mensch, welche sein Gefühl auf das Erhabene stimmten. Zu ihnen gehörten neben den landschaftlichen die ewig lebendigen Naturpersonifikationen allgemeiner Art: die wildfreudigen Mischgestalten, die auf hoher Meeresflut und in kalter Bergesöde daheim, die zarten Geister von Busch und Hain; Alles, was namenlos und ranglos das freischweifende Leben dem Sitz auf goldenen Thronen und dem Herrschen durch Arbeit und Thaten vorgezogen hat, da es die That nur im Leben selbst findet: Kentauren, Faune, Tritone, Nereiden, Nymphen, aber auch eine leicht wandelnde, nur von durchsichtigen Schleiern umflossene städtefremde Menschenart, ein Priesterthum der Natur, drängte sich vor sein inneres Gesicht und machte sich heimisch in dem Landschaftsreiche seiner Phantasie.

... Von zwei Hauchen ward sein inneres Saitenspiel bewegt: von der lebendigen Natur und vom antiken Dichtergeist, und die Schwingungen flossen in einander zu einer geheimnißvollen Harmonie. —

War es denn aber wirklich eine Harmonie? Ward der Traum

ſo vieler Edlen hier zur künſtleriſchen Wirklichkeit? Man möchte eine ſolche Frage lieber nicht geſtellt wiſſen. Und doch führt nur ihre Beantwortung zur Erkenntnis des Weſens der Böcklin'ſchen Kunſt und ſchließt die Beantwortung unſerer Frage: welche Vorſtellungen von Natur und Menſch er uns geſchenkt, in ſich.

Das ſelbe Problem, das uns ſchon bei Betrachtung ſeiner Naturanſchaunng entgegentrat, das Aufſuchen von Gegenſätzen und das Verbinden begegnet uns wieder. Hier aber ſtellt ſich uns der zu ſchlichtende Widerſpruch dar als einer zwiſchen moderner und antiker Naturanſchauung — in einem ganz weiten Sinne gefaßt, als einer zwiſchen Landſchaft und Menſch, zwiſchen allgemeiner zerfließender Seelenſtimmung und geſammeltem Lebensbewußtſein, zwiſchen dem Unermeſſenen und dem Begrenzten. Durch welche Mittel ward die Ausſöhnung zu erreichen geſucht? Jedes einzelne Werk belehrt uns darüber, ſelbſt ſolche, in denen keine antikiſche, ſondern eine religiöſe Vorſtellung oder eine romantiſche, mochte ſie der mittelalterlicher Dichtung oder der freien Erfindung entſtammen, Geſtaltung gewann, denn das antike Ideal ſpielt auch in ſie hinein.

Als moderner Maler mußte Böcklin vor Allem Landſchaftsmaler ſein. Wohl nahm er die menſchliche Geſtalt in ſeine Konzeption von Vorneherein mit auf, doch ward ſie einem Ganzen der Natur eingefügt und dieſes Ganze beſtimmte ihren Charakter. Sollte aber dem Landſchaftlichen der aus dem griechiſchem Geiſte erfundene Menſch ſich harmoniſch anſchließen, ſo ergab ſich dem genialen Blick Zweierlei ganz von ſelbſt: erſtens die Wahl der ſtrahlenden offenen Natur des Südens und zweitens die klare und beſtimmte Hervorhebung der landſchaftlichen Einzelheiten: der Berg, der Fels, der Baum, die Welle, ja die Blume. Jegliches erhielt durch ſcharfe konſtratirende Abhebung in Form und Farbe von der Umgebung eindrucksvolle Sonderexiſtenz. Durch die Individualitäten, in welche die Landſchaft aufgelöſt wurde, ward dieſe der plaſtiſch bedeutungsvollen menſchlichen Erſcheinung angenähert, durch die Individualiſirung der Uebergang vom Naturganzen zur vereinzelten menſchlichen Geſtalt erzielt. So wird dem Felſen, dem Baum faſt gleicher räumlicher Wert wie dem Menſchen verliehen, ſo erhält alles ſchlank Aufragende und ſich deutlich vom Andern Sondernde: die Cypreſſe, die Pappel, ihre beſondere Aufgabe. So wird im Drange, den antiken Menſchen ſich einzuverleiben, ohne in Widerſtreit mit dem Abgeſchloſſenen, Vollendeten ſeiner Erſcheinung zu gelangen, die Landſchaft bei Böcklin eminent plaſtiſch. Das Licht, von deſſen Fluthen die Einzelgebilde der nordiſchen Stimmungslandſchaft verſchlungen worden waren, dient hier nur zur ſtarken Hervorhebung des Geſonderten, wie zugleich die Farben in ihren Kontraſten dieſe Individualiſierung verſtärken. Das ſo in ſeine Beſtandteile zerlegte Ganze uns dennoch aber wieder als Einheit fühlbar zu machen, konnte dem Meiſter nur gelingen, wenn er den räumlichen Zuſammenhang auf das Klarſte veranſchaulichte und zugleich eine ſtärkſte koloriſtiſche Harmonie erzwang, welche alle Einzelgeſtalten umſpannt. Dieſe mächtige Farbenwirkung iſt es, die am entſchiedenſten die Stimmung in uns hervorbringt, und ſo dürfen wir den zwiſchen Antikem und Modernem im Landſchaftlichen hergeſtellten Kompromiß darin ſehen, daß die antike Auffaſſung den plaſtiſchen, die moderne den farbigen Charakter der Landſchaft beſtimmte, und daß durch ſolches Verhältnis die äußerſte Steigerung einer Koloriſtik, die in Kontraſten wirkt, bedingt wurde. Beides: die wunderbare Erregung, in welche

uns dieſe Naturdarſtellung verſetzt, wie die Härte und Gewaltſamkeit, die ihr häufig eigentümlich iſt, wird uns erklärlich. Was wir in der früheren Betrachtung als die Aeußerung feuriger Sinnlichkeit und leidenſchaftlichen Gefühles erkannten, tritt uns nun, von der anderen Seite der Phantaſiethätigkeit her betrachtet, als das Ergebnis der Durchdringung antiker und moderner Vorſtellungen entgegen.

Lernten wir im Vorausgehenden die Anpaſſung gleichſam der neueren Naturauffaſſung an die helleniſche Menſchenverherrlichung kennen, ſo beſchäftigt uns nun die Frage: wie war der antike Menſch der modernen Landſchaftsſtimmung anzupaſſen? Was hatte er aufzugeben, um zu einem integrirenden Teil des Naturganzen zu werden? Es iſt der entgegengeſetzte Vorgang, der uns hier vor Augen tritt, und wie dort machen ſich zwei Erſcheinungen geltend. Die erſte, wiederum auf ſüdlichem Boden, in Italien, unter Einwirkung von Lebenseindrücken ſich vollziehende iſt die Beſeelung des antiken Menſchen mit modernem Empfinden. Sie zeigt ſich als eine Milderung des Strengen in der griechiſchen Auffaſſung, als eine ſtärkere Verdeutlichung des Gefühlslebens in der Erſcheinung, als eine Steigerung des ſinnlich Reizvollen und des draſtiſch Wirkſamen. Es iſt bezeichnend, daß dieſe Umwandlung ſich im weſentlichen an der Frau und an dem antiken Fabelweſen vollzieht, nicht in gleichem Grade an dem Mann, der nur im Knaben- und früheren Jünglingsalter dem Wunſche des Künſtlers, Stimmung auszudrücken, entgegenkommt. Denn eben die gemütliche Bewegung iſt es, durch welche der ſo beſeelte antike Menſch in die moderne Naturſtimmung einbezogen werden kann. Zweierlei Charakter aber, wenn wir ganz im allgemeinen unterſcheiden und die Uebergänge unberückſichtigt laſſen, kann dieſer zu eigen ſein: Friedlichkeit oder Erregung, Ruhe oder Sturm. Die erſte gewinnt ihre menſchliche Erſcheinung in den zarten weiblichen, den jugendlichen und kindlichen Elementen, das zweite in dem ungeſtüm wilden, dämoniſchen Weſen der Kentauren und Tritonen. Dort Träumerei, Ahnen, Schwermut, aber auch zarte helle Luſt und ſeliges Genießen auf blühenden Matten, in lauſchigen Gründen, an ſanftem Waſſerſpiegel, bei ſprudelnder Quelle, in lautloſen Cypreſſenhainen, auf einſamen Bergeshöhen, in dämmerndem Walde, auf ſpielenden Meereswogen — hier Taumel, Leidenſchaft, Kampf, Verzweiflung in donnernder Wogenbrandung, in brauſendem Sturme, in entflammten Burgen, unter jagenden Wolken.

Da muß das griechiſche Weſen vom Germaniſchen ſich durchdringen laſſen, Helena Fauſtens Sprache lernen. Des Deutſchen Schwärmerei in Sehnſucht und Träumen, des Deutſchen Phantaſtik in Humor und in Leidenſchaft bemächtigen ſich der antiken Schönheit — nur ſo verwandelt konnte ſie in dem Naturbilde, das vom Modernen zum Spiegel der Seele gemacht ward, aufgehen. Welch' wunderſame Miſchung von Naivetät und Empfindſamkeit, von Unbewußtſein und Bewußtſein, von Natürlichkeit und Abſichtlichkeit in dieſen Geſchöpfen, die, nach Jahrtauſenden auferweckt, zugleich in Vergangenem und im Gegenwärtigen zu leben genötigt ſind!

Wie dem Weſen, ſo hatte aber auch der Erſcheinung nach der antike Menſch ſich zu verwandeln, ſollte er nicht von dem modernen Landſchaftsſtimmungsbilde als ein Heterogenes ausgeſchloſſen bleiben. Dies iſt das andere Phänomen, das mit dem ſoeben betrachteten zwar innig verbunden iſt, aber doch beſonders betrachtet ſein will. Erkannten wir früher, daß das Landſchaftliche, um dem antiken Menſchen angenähert

zu werden, plaſtiſch werden mußte, ſo zeigt ſich nun die in Böcklins Ideal begründete Notwendigkeit, das plaſtiſche Weſen der griechiſchen Geſtalt dem Maleriſchen der neueren Naturauffaſſung anzunähern. Hatten, wie die antiken Dichtungen, ſo auch antike Bildwerke die Phantaſie des Künſtlers während ſeines erſten italieniſchen Aufenthaltes inſpiriert, „erkannte", „ergriff" ſein verlangendes Gefühl in ihnen die Schönheit, vor welcher „wie Nebel zerſtiebte trübſinniger Wahn", ſo mußte ſein ſchöpferiſcher Sinn in ihr doch nicht ein ſtarres Unveränderliches, ſondern ein immer neu zu Geſtaltendes gewahren. Er, der Maler, erblickte den ſchönen Menſchen nicht in Vereinzelung, wie der Bildner der Statue, ſondern im Zuſammenhange mit der ſchönen Natur: „im Frühlingsgefolge" ſah er die Schönheit herrlich antreten:

Sie ſteiget hernieder in tauſend Gebilden,
Sie ſchwebet auf Waſſern, ſie ſchreitet auf Gefilden.

Nur eine ihrer Erſcheinungen unter vielen war für ihn der Menſch; mit vielem mußte dieſer ſich zu einem Ganzen verbinden. Wie hätte er ſich da in ſeiner ſcharf abgegrenzten Abgeſondertheit, in ſeiner plaſtiſchen Beſtimmtheit, in dem ganzen Reichtum ſeines Lebensorganismus erhalten können? Die äußerſte Beſtimmtheit und Feſtigkeit der antiken plaſtiſchen Form mußte einer Betonung der maleriſchen Werte weichen; es vollzieht ſich eine Abſchwächung im Knochengefüge, eine Verflüchtigung der ſtarken Linienbegrenzung, eine Erweichung der Formen, eine Verallgemeinerung des organiſchen Zuſammenhanges der Teile. Die Gewandung der Frauen verfeinert und entſtofflicht ſich bis zu durchſichtigen, wie ſanftes Wellenſpiel ſich faltenden zarteſten Geweben, ſinnlicher Reiz umſchimmert ihre Geſtalt, ſtrömt aus dem ſchmelzenden Blicke großer Augen, atmet aus träumeriſchen Gebärden und Minen; wie anderſeits Sinnengewalt, zu animaliſcher Willkür entfeſſelt, in Verlangen, Genießen und Kämpfen das Leben der zottigen, ungeſchlachten, begehrlichen Miſchweſen beherrſcht.

Und was bedeutet denn dieſe Umwandlung des antiken Menſchen und Halbweſens, deren große Erſcheinung in den Böcklin'ſchen Figuren noch wie durch eine Verkleidung hindurch ſich geltend macht, was bedeutet ſie anderes, als eine Zurückführung höchſt entwickelter Organismen näher an die vegetabiliſchen und elementaren Geſtaltungen der Natur. Seiner einfachen Herrſcherſtellung beraubt, wird der Menſch wieder zu einem Geſchöpf der Natur, wie es die anderen auch ſind. Jugend und Weiblichkeit findet in Blumen, Halmen und ſchlanken Bäumen ihre Verwandten, vegetierend wie ſie; ſie vergleicht ſich wiegend der Welle, die ſie trägt. Tieriſche Formen annehmend, das Geiſtige abſtreifend aber nähert ſich männliche Kraft und Begier dem dunklen Drange, der im Wogenſturze, in Gewitterbrunſt, im Beben der Erde ſich äußert. So verliert ſich der Menſch wieder hinein in die Natur. Die Hellenen hatten ihn emporgetragen zu olympiſchen Höhen; germaniſches Sehnen lockt ihn in die Tiefen allgemeinſamen Daſeins zurück.

Der Bund iſt vollbracht: Germaniſches und Griechiſches hat ſich vereinigt. Die moderne Landſchaft hat den antiken Menſchen in ſich aufgenommen. Damit es möglich werde, nahm die Landſchaft, aus den Elementen ſüdlicher Natur gebildet, ſo weit es ihr möglich, plaſtiſche Formung an, ließ der antike Menſch, vom Hauche modernen Empfindens zu Stimmungen bewegt, von ſeinen hohen Rechten und ſchmiegte ſich, dem maleriſchen Stimmungsbedürfnis willfahrend, den niederen Geſchöpfen und den Kräften der Natur an. So erhoben, ſo erreichten

die beiden Welten ihre gegenſeitige Durchdringung. — Haben ſie dieſe wirklich erreicht? Die Frage kehrt wieder.

Wäre dieſer ganze künſtleriſche Akt ein Werk der Reflektion geweſen, ſo bliebe von vorneherein nur eine verneinende Antwort übrig. Was wir uns verſtandesgemäß klar machen mußten, ging in der Phantaſie des Künſtlers aber reflektionslos einzig aus dem Zuſammenwirken von Natureindrücken und dichteriſchen Bildern hervor. Es war das Werk der innigſt verbundenen Bethätigung einer ſtarken Sinnlichkeit, einer leidenſchaftlichen Gefühlskraft und einer ſchöpferiſchen Phantaſie. Aus innerer Notwendigkeit alſo ward das Ideal dieſer Kunſt erzeugt und daher iſt es, als der vollkommene Ausdruck einer bedeutenden Perſönlichkeit, ein in ſich ſelbſt begründetes und abgeſchloſſenes, welches ſeine beſondere Geſetzmäßigkeit beſitzt.

Scene aus dem Schauſpiel „Schleſiſche Brautfahrt[1])“

Von Ernſt Wachler.

Ort: Ein Landſitz in Böhmen. Zeit: Die Gegenwart.

Dritter Aufzug. Erſte Scene.

Garten mit Ausſicht auf das Hochgebirge; rechts anſteigender Wald. Im Vordergrunde links ein Gartentiſch mit Stühlen, rechts unter einer Eiche ein Ringſpiel. Es kommen Herr von Raczlav (im Schnürrock, enganliegenden Hoſen, Reitſtiefeln und Sporen, ein rundes Hütchen auf, mit einer Gerte) und die Freifrau.

v. Raczlav. Das Fräulein nicht daheim?
Freifrau. Sie iſt ſeit Stunden
Fort in den Wald, auf Streife, wie ſie's liebt,
Mit Rotraut und dem Fremden.
v. Raczlav. Mit dem Fremden!
Baronin, wünſcht Ihr die Vertraulichkeit
Des falſchen Schleſiers?
Freifrau. Freund, kann ich's hindern?
Er kommt vom Dorfe jeden Tag herauf,
Und alle Zeit, die ihm mein Gatte läßt,
Nimmt Giſela für ſich.
v. Raczlav. Das Fräulein
Begünſtigt ihn!
Freifrau. Was ſäumtet Ihr ſo lang?
v. Raczlav. Ihr ſpracht von unſrer Abſicht dem Gemahl?
Freifrau. Er will davon nichts hören. Gegen Euch
Scheint er verſtimmt.
v. Raczlav. Glaubt mir: aus einer Laune.
Ihn wurmt der eitle Zwiſt. Nun, ſeinen Starrſinn
Ertrag' ein anderer.
Freifrau. Ihr kennt ihn doch.
Hab' ich's erreicht, als Giſela ein Kind,
Daß ſie aus Frankreich die Erzieherin

[1]) Das Werk iſt im Verlag von Georg Heinrich Meyer, Berlin SW. 46, Bernburger Str., ſoeben erſchienen. Preis: 2 M.

Nach Schicklichkeit erhielt? Das litt er nicht:
Verderblich sei der Brauch. So wuchs sie denn
In unbeschränkter Freiheit auf: was Wunder,
Daß sie die Form mißachtet?

v. Raczlav. Ich beklag' es.
Ist mit dem Blut uns nicht die strenge Sitte
Vererbt? Band nicht französischer Geschmack
Und Lebensart, Baronin, Eurer Eltern
Gesellig Haus?

Freifrau. In Bayern, Freund, nicht hier.
Großvaters Thaten und Erinnerungen
Vom Heer Napoleons sind ausgelöscht
In diesem Heim; hier lebt ein andrer Geist.
Für Eure Werbung fürcht ich. Doch sprecht offen
Mit Gisela und meinem Gatten: besser
Ist Klarheit als dies ungewisse Los.

v. Raczlav. Noch heut' entscheidet sich's.

Freifrau. Kommt, zur Terrasse.

Sie gehen nach links ab. Nach einer Weile kommt Rotraut, im Schmuck grüner Schlangenmoos-Zweige, leise vor sich hinsummend, rechts vom Walde herab, darnach Wolfhart mit Gisela.

Gisela. Du muntres Vögelchen, im Grünen heimisch,
Sing' noch einmal.

Rotraut. Es klingt im Walde nur.

Gisela. Macht Dich das nahe Haus so still? Und doch,
Ich fühl' es auch: die traute Hirtenweise
Braucht freien Hall. — Nun woll'n wir ruhn, nicht wahr?
Nehmt Platz; was zögert Ihr? Kind, geh' hinein:
Hol' uns Erfrischung, Früchte, was Du willst.

Rotraut (ab).

Wolfhart. Zu Ende schon der Weg.

Gisela. Bedauert Ihr's?

Wolfhart. Wie sollt' ich nicht! Im tiefen Wald zu schweifen,
Wie heut, dünkt mich ein unerschöpflich Glück.
So hold spricht nicht die unbewegte See,
Die weite Flur des goldnen Korns zu mir,
Als lichterfüllt der sommerliche Wald.
Den tausend Wundern öffnet sich das Herz,
Die rings lebendig: uns erklingt der Ruf
Des Finken, uns der kleinen Bäche Rauschen,
Versteckt vom Moos, im Sturz durch eisige Schluchten,
Uns duftet überm Fels ein Blütenmeer;
In kühler Bergluft strömt des mächtigen Hochwalds
Ursprünglichkeit in unsre Adern ein.

Gisela. Auch hier ist's schön! Blickt auf: der Tag vertrieb
Die letzten Nebelschleier, und die Gipfel
Sind völlig klar. Seht Ihr am Korkonosch
Den sonnbeschienenen Hang? Der Waldsaum ist's,
Wo wir jüngst weilten.

Wolfhart. Und der Silberquell
Aus einem Becher uns erquickte.

Gisela. Schaut:
Im Doppelzug die Höh'n, die Enden zwiefach

Getürmt zur Keſſelkoppe und dem Brunnberg,
Der fern, hoch über die Felswand der Planur
Zum Himmel das gewaltige Haupt erhebt.
Welch Blick iſt ſchöner wohl auf das Gebirge?
Wolfhart. Des Wandrers nur aus tiefer Einſamkeit.
Giſela. So wär't Ihr lieber droben, fern von uns?
Wolfhart (ſchüttelt das Haupt). Nein, Baroneß. Wohl herrlich ſind die Höh'n,
Wenn uns die Welt im Licht zu Füßen ruht,
Und wenn Gewitterſturm und Wolkenmeer
Mit ungeheurem Schauer uns erfüllen.
Doch wie erträgt der arme Sterbliche
Den Anhauch ewiger Mächte?! — In die Thäler,
Zur Ebene hin drängt's ihn, zu ſeinesgleichen.
Giſela. Die Landſchaft, die nur lieblich, zieh' ich vor.
Wolfhart. So müßt' es Euch in meiner ſchönen Heimat
Gefallen?
Giſela. Niemals war ich dort.
Wolfhart. Ihr ſcherzt!
So nah der Grenze —
Giſela. Kam ich wohl nach Wien,
Zur Adria, den Alpen und dem Rhein,
Nach Schleſien nicht; nur wenig übern Kamm.
Wolfahrt. Ihr kennt den holden Zauber Schleſiens nicht?
Den Blütengarten jenſeit des Gebirgs?
Die üppig grüne Flur, die nur der Segen
Des goldnen Korns durchbricht? Wo weit ins Land
Des Kynaſt altersgraue Veſte ſchaut,
An deſſen Fuß ſich Hermsdorfs Gärten ſchmiegen?
Schloß Erdmannsdorf im ſtillen See ſich ſpiegelt,
Wo Fiſchbachs grüne Wildnis und der Park
Von Buchwald wie ein Märchen uns umfängt?
Der Wanderer, der je zur Sommerzeit
Von Warmbrunns Saume querfeldein geſchritten,
Im Angeſicht das herrliche Gebirg,
Von lauer Luft umſpielt, von tauſend Stimmen
Der Wieſen und der Wälder leis gelockt,
Wer einmal hier die Sonne ſinken ſah
Und dieſer Landſchaft ſeligen Traum genoß:
Den läßt geheime Sehnſucht nimmer los.
Wohl lieb' ich Schleſien; kein andrer Name
Klingt meinem Ohr ſo ſüß.
Rotraut (kommt mit Obſt zurück, geht nachher ab.)
Giſela. Ihr ſchwärmt, mein Freund.
Doch fänd' ich liebenswürdig die Bewohner,
Wenn ſie Euch glichen.
Wolhart. Glaubt, ein Teil von mir
Lebt wohl in jedem: ſind doch Schleſiens Kinder
Sich all verwandt, ein abgeſchloſſ'ner Stamm,
Beſondrer Art und ſchlecht gekannt im Reich.
Giſela. Laßt ſeh'n, was uns das Kind gebracht. (Sie bietet ihm an). Sorgt nicht
So ſchlecht für Euch.

Wolfhart. Nein wahrlich, Ihr verwöhnt mich.
Gisela. Ich muß wohl, daß Ihr nicht uns Frauen flieht.
Ihr liebt die Einsamkeit.
Wolfhart. Weil sie uns sammelt,
Indes Gesellschaft leicht zerstreut. Doch freilich,
Die gleichgestimmte nicht; die läßt des Lebens
Holdesten Reiz genießen, giebt uns heit're Ruh'
Und tiefes Glück — sagt selber, Baroneß:
Wann hätt' ich Euch gefloh'n?
Gisela (den Blick senkend.) Ich wußt' es nicht,
Daß Ihr auch schmeicheln könnt'.
Wolfhart. Sag' ich, was ich empfinde — schmeichl' ich dann?
Entging es Euch, wie wohl ich hier mich fühl'?
Begegnet Ihr mir nicht wie dem Gespielen
Der Kindheit, und ich sollt' nicht dankbar sein? —

Herr v. Raczlav hält um Giselas Hand an, wird aber von ihr abgewiesen. Inzwischen ist der Freiherr, Giselas Vater, erschienen.

v. Raczlav (zum Freiherrn). Freund, auf ein Wort. Baronin, Ihr verzeiht.

(Freifrau, Gisela, Wolfhart ziehen sich zurück.)

Freiherr. Was denn?
v. Raczlav (am Gartentisch Platz nehmend). Setzt Euch.
Freiherr. Warum so feierlich?
v. Raczlav. Anliegen giebts, die ernsthaft. So das meine.
Nun, ich will reden, wie's dem Hausfreund zusteht.
Ihr wißt, ich bin gewillt zu frein, seit langem,
Und dachtet wohl das Eure. Grad heraus:
Ich liebe Gisela. Sie ist verständig
Genug, um einen Mann von Ruf zu schätzen.
Für ihre Zukunft bürg' ich selbst vielleicht.
Mehr als ein Jüngerer. So halt' ich denn
Um sie, wie's Brauch ist, an.
Freiherr (steht auf.) Ihr überrascht mich.
Wahrhaftig, Freund, ich kränkt Euch ungern; glaubt mir's.
Doch kennt Ihr meine Tochter nicht? Sie ist
Euch abgeneigt. Ich will das Kind nicht zwingen.
v. Raczlav (beißt sich auf die Lippe). Ihr überlegt es noch. Dies ist kein letzter
Bescheid.
Freiherr. Ich denk': er ist's. Was nützt es mir,
Euch hinzuhalten?
v. Raczlav (steht auf.) Gut, man weist mich ab.
Ihr denkt Euch mit dem Willen Giselas;
Die Ausflucht spart Ihr besser. Ihr, Baron,
Wollt sie mir selbst nicht geben!
Freiherr. Nicht doch, Freund!
Was fällt Euch ein!
v. Raczlav. Ihr lehnt mich ab als Fremden;
Ihr wollt nicht, daß mein Blut sich Eurem mische,
Daß Böhmens Stämme sich verbrüdern. Trugt
Denn Ihr die Folgen. Dieses Haus, mir teuer
So lang, es sieht mich heut zum letztenmal.
Wir haben nichts gemein mit Euch; wir brauchen

Uns nicht erniedern, wo uns Herrſchaft ziemt.
Wir lieben Frankreich; doch wir haſſen Euch
Und Eure Sprache, die für Hund und Pferde,
Durch Knechtſchaft unſrer Jugend auferlegt.
Wer hat dies Land gepreßt und ausgeſogen
Gleich giftigen Pflanzen, durch Jahrhunderte?
Wer anders denn als Ihr, die Ihr als Fremde
Eindrangt in unſer altehrwürdiges Reich?

Freiherr (kalt.) Ihr irrt Euch; Eure Könige riefen uns.
Den Grund, zu dem des Bauers Schweiß die Wildnis
Gerodet, drauf der Bürger blüh'nde Städte
Gebaut — heut' hätt' er nicht mehr Recht auf ihn?
Wer lehrt Euch die Gewerbe? Bracht Euch Wiſſen
Und Kunſt und alles Lebens höheren Schmuck?
Des Lehrers ſeid Ihr ſatt; nun lohnt ihm ſchändlich
Nichtswürdiger Haß und Habgier uud Gewalt?

v. Raczlav. Die Erde bietet Raum nicht für uns zwei.
Böhmen, mein Heimatland, ſo reich und ſchön
Wie wenige Länder, Perle in Habsburgs Krone,
Den Böhmen!

Freiherr. Maßt Ihr Euch den Namen an,
Der uns gebührt?

v. Raczlav. Verlacht uns, wenn Ihr könnt!
Gedenkt Ihr noch des zweiten Ottokars,
Des Premysliden, der dem Kaiſer Trotz bot?
Die Zeit kehrt wieder: abermals vereint
Der Slave Mährens, Schleſiens und der Lauſitz
Sich dem der Alpen, unterm mächtigen Schutz
Des heiligen Rußland! Wagt nur, uns zu hindern!
Die ungeheure Zukunft hemmt Ihr nicht:
Dann weht vom Erzgebirge abermals
Zur Adria der weiße Löwe Böhmens!

Freiherr. Wer glaubt an Träume? — Und was frommte denn
Eines Ziska Sturm? Wir fürchten ihn nicht mehr.
Und allzu Weiche, aus dem dumpfen Schlaf
Jetzt aufgerüttelt, hat die Not geſtählt.
Und wär' ſelbſt unſer Widerſtand zu ſchwach,
Zerbräche unſer teures Oeſterreich:
Vergeßt Ihr, daß wir Deutſche ſind, ein Glied
Des Volks, das Herrſcher gab der ganzen Welt?

(Der Freiherr erregt ab.)

u. ſ. w.

Morgenröte.

So iſt es alſo Nacht noch um uns her? Und mögen Tauſende mich verlachen, verhöhnen und beſchimpfen, ich rufe es laut hinaus in alle Winde . . . noch iſt es Nacht, noch iſt die ſtrebende Menſchennatur dauernd und beengend gehemmt; mit der ſchweren Laſt altgewohnter, ehrwürdig gewordener Irrtümer ſchleppt ſich die unüberwindliche, immer von neuem emporſtrebende Menſchenſeele einher!

Nichts ist in der ganzen Menschheitsgeschichte zu finden, was einen Fortschritt mehr verhindert hätte, als jene alte Lehre, daß der Menschen Erden-Thun und Treiben für einen Richter nach dem Tode einzurichten sei, daß ihm, dem Herrn jener fernen Welt, des Menschen irdisches Gebahren gefallen und genehm sein müßte. Es war, es blieb und ist noch heute der Richter, der Herrscher jener Welt, der die Richtschnur des Handelns, die Direktion im Menschenleben abgiebt oder doch abgeben soll. Doch mit dem Wechsel in den Zeiten da wechselte auch das Wesen jenes Richters. Was einst ihm entsprochen, es galt nicht mehr; neue Forderungen erstanden für das menschliche Leben, ältere ließ man fallen. Wer aber war im Besitze und der Kenntnis des Wesens jenes Richters, das so bestimmend und mächtig auf menschliches Sein und Werden einwirkte? Die gottbegnadeten Priester, sie allein fanden und wußten, was gut, was böse, was zu fördern, was zu vernichten war. Und heute wie einst liegt die Masse der Menschen unterjocht in ihrem Denken, ihrem Handeln unter der bangen Voraussetzung des einstigen Urteilsspruches.

Unter schwerer Verantwortlichkeit tragen die Religionen ihre Bestimmung, des Menschen Leben nach ihrem Willen einzurichten. Ob sie bisher mehr Nützliches als Schädliches erreicht haben, stehe dahin. Was sie von menschlichen, hochstehenden Empfindungen lehren und anerziehen, es steht wie ein einzelner glänzender Stern an dem dunkeln Nachthimmel allgemeiner menschlicher Unselbständigkeit und Denkfaulheit. Gab es jedoch in allen Zeiten und Ländern unter den bedeutenden Menschen selbstdenkende Köpfe — auch unter nicht Geistlichen — und schufen sich diese eigene Lebensdirektiven, so tritt nunmehr in unserer Zeit das Phänomen auf, wie selbst auf tieferer Geistesstufe stehende Menschen, in ganz Gesellschaftsklassen, sich von jenen religiösen Vorschriften loslösen, welche ihr Thun und Treiben auf dieser Welt bestimmen sollen. Was gut, was recht, was notwendig in jenen Vorschriften enthalten war, sie haben es nicht, sie werfen es fort mit all dem, was ihnen die allmächtige Verband als überwunden, nicht vorhanden gezeigt hat. Mit dem Verluste ihres Gottes haben sie alles verloren, was ihnen richtunggebend war für gut und böse, haben sie allen Halt aufgegeben nach dem schweren Zusammenbruch im Leben, haben sie fortgeworfen die Scheu und Scheu, sich ihren Trieben rücksichtslos hinzugeben, sie schämen sich nicht mehr nur in der Befriedigung eigener Gelüste, sie thun es vor sich selber, wenn's gefällt, sie niederträchtig, wo sich Niederträchtigkeit [illegible] sie es, wo sie schreckt, sie Grobe mit sich, wo sie [illegible] in ihrem eigenen Innern ist alles tot, es schlägt nicht [illegible] jener [illegible] Welt, wo Lohn und Strafe sie erwarten, sie [illegible] und — [illegible] in ihrem Verborgensten — [illegible] was sich nur [illegible] in [illegible] der Menschen zu [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible]

folgen, die ihm sein Wesen auferlegt, hat nicht mehr nötig seiner Nächsten Wohl im Auge zu behalten?

Noch ist es Nacht; die große Menschenmasse, sie zähmt wohl ihre Triebe, doch nicht aus eigenem Willen. Blind über die Notwendigkeit des Zwanges, gehorcht sie einzig nur der Furcht, die jene frühzeitig eingeimpften Religionsforderungen in ihr weckten; es steht und fällt mit jenem Glauben an einstige Vergeltung auch zugleich der Wille, im Leben die Leidenschaften zu beherrschen oder schrankenlos sie walten zu lassen. War einst die Zeit, wo, fromm und gut die Menschheit in der Ueberzahl ihr irdisches Dasein nach ihres Gottes Wille und Wunsch einzurichten suchte, war einst wie jetzt an vielen Stätten der Ausdruck dieses Strebens ein menschlich schönes auf Mit- und Nachwelt rücksichtsvolles Menschenleben, so lernt man hier die beste Seite jener großen Täuschung kennen, welche unser Menschentum jahrtausende lang in Schlaf und Traum gewiegt hat. Nacht ist es und tiefdunkel bleibt es, solange der Menschen Streben und Thun abhängig bleibt von der Furcht vor einem ihm gezeigten und eingeprägten Gott und Richter, dessen Wesen und Wollen, Sein und Können allein bestimmt ist von jenen, welche ihn predigen.

Unreife Menschen nur sind es, die mit dem alten Glauben und der alten Furcht auch die Grenze verlieren, welche ihren Trieben Halt gebot. Es ist nicht wahr, daß alle Menschen die den Glauben verloren haben ohne Weiteres auch die ethischen Lehren, die der Religion einverleibt waren, leugnen. Es forschten und strebten früher wie heute Menschen nach jedem Körnchen, welches menschlich und echt den Glaubenslosen einen moralischen Halt gewähren könnte. Wie oft wohl schon tauchte in einzelnen Köpfen die große Frage auf, ob ein ganzes Volk im Stande wäre, auch ohne den Spuk einer übersinnlichen Welt, ohne die bändigende Angst vor den Folgen des irdischen Daseins friedlich und vorwärtsstrebend sich auszuleben, ob es eine andere Form gäbe, jenen Moralgesetzen allgemeine Gültigkeit zu verschaffen, welche für das enge Zusammenleben der Menschen im Staate erforderlich sind. Immer und immer wieder suchten die Machthaber das beruhigende Schlafmittel der Religionen für ihre Völker, wenn diese sich zu dehnen und zu recken begannen. So kam es zu der Anschauung, daß Staatsformen und Institutionen im Leben eines Volkes unauflöslich verknüpft seien mit jenen die Volksseele beherrschenden Ideen einer übersinnlichen Glaubenswelt. Es erschienen Glaubenszweifler dann auch als Staatsfeinde; mit der zunehmenden Zahl jener wuchs scheinbar auch die Zahl dieser. Die doppelte Verfolgung verringerte nicht die Zunahme an sich, nein, sie schaffte nur Heuchler statt offenkundiger Gegner. Es wuchs die Zahl der Glaubenslosen ins Unzählbare; die wenigsten wagten zu bekennen. Kaum einer wagte auszusprechen, was in so vieler Herzen und Sinne lag. Die wenigen, welche ahnten, wie nötig und schleunigst Ersatz geschaffen werden müßte für den wankenden Halt der glaubenslosen, ihrer Stütze beraubten Menschenklassen, sollten schweigen, selbst wenn sie etwas zu sagen wußten. So erscheint heute neben der altvertrauten, nach Religionssatzungen blind doch willig gerichteten Lebensführung mancher Menschenklassen ein stetig zunehmender Kreis von Menschenkategorieen verschiedenster Art, welche jene auf Religionsforderungen und Anerziehung begründeten Moralgesetze in ihrem Ursprung verspotten, nichts außer sich selbst berücksichtigen und mit ihrer Religionsfurcht alle Rücksichten und jede Besonnenheit verloren haben. Ihr Treiben, ihr Cynismus, welcher alles

Edle leugnet und verhöhnt, welcher nichts auf der Welt achtet als die eigene Person läßt die fromm-religiösen Kreise in so viel vorteilhafterem Lichte erscheinen und weckt einen Abscheu hervor, welcher edleren Naturen verbietet, sich solchen Menschen an die Seite zu stellen. So zeigt uns die Masse jener Glaubenslosen mit der lang erwarteten Reaktion menschlichen Denkens und individueller Denkthätigkeit ein im Augenblick dunkleres Bild noch als das beruhigte wenn gleich unselbständige Menschentum mit seinem blinden folgsamen Hinstreben nach den vorgewiesenen Zielen. Und dennoch taucht weit in der Ferne, im tiefen Dunkel dieser Nacht ein Funke auf, seinen Schimmer von Licht unablässig tief und tiefer in die Finsternis hineinsendend, der wie ein früher Bote der nahen Morgenröte den neuen Tag uns kündet, auf die schlafende Nacht ein belebendes Erwachen verspricht.

Es giebt Ersatz für jene Welt und jene täuschende Idee der einstigen Vergeltung. Nicht länger mehr richte der Mensch sein Thun und Wollen nach dem, was ihm ein zweiter Mensch als von Gott verlangt erzwingt, er handle frei und vollbewußt, die Folgen hier zu tragen, auf dieser Welt für sein Thun auch seinen Lohn zu haben.

Es wird der Mensch zu dem, was er einst ist. Dies wird begriffen werden müssen, wenn es tagen soll. Statt jener Märchenwelt, zeigt ihm in Wort und Beispiel, was aus ihm selbst heraus entstehen kann. Zeigt ihm sein künftiges Ich, lehrt ihn den Kampf und Sieg über sich selbst, lehrt ihn die eigenen Kräfte abschätzen und bereitet ihn vor auf das Bewußtsein, in jedem Augenblick sein zukünftiges Ich in verantwortungsvollen eigenen Händen zu halten. Im Schein einer neuen Welt leuchtet als Aufgabe früher Erziehung, im jungen Menschenleben schon die Idee zu wecken, daß all sein Thun und Lassen, das Denken wie das Wollen sein einstiges Ich heranbilden, daß er schon früh und jung bestimmend sei für sein kommendes Werden. Nicht eine übernatürliche Welt soll mit ihren Drohungen und Versprechungen den Menschen beeinflußen, sondern er wisse, daß er für sein Fähigsein und Werden, für seine eigene Zukunftswelt arbeite und strebe. Die Aufgabe menschlichen Daseins liegt in dem Streben, das gegenwärtige Ich nach Kräften zu vervollkommnen und in dem Selbstanspruch, befriedigt und mit Stolz auf die vergangenen Stufen hinter sich blicken zu können.

Und wozu all das Ringen, warum das Kämpfen, das Versagen; welches Ziel vor Augen? Giebt es wirklich eins, wenn die alte Gotteswelt versinkt? Fürwahr, sähe ich nichts als das leere Nichts am Ende eines Lebens stehen, ich könnte wie jene Tausende mein Dasein sinnlos hintaumeln und leben wie ein Nichts, endlich hinsinken in die öde große Leere!

Mit tönendem Ruf müßte es durch aller Herzen schallen, daß keines aller Menschenleben, ob kurz ob lang, ob ernst und würdig, vollbewußt oder unklar träumend hingebracht, daß keines von allen hingeht ohne seine Wirkungen zu hinterlassen. Wer glaubt denn, sein Leben sei gleich einer Null, sein Streben nutzlos, sein Genuß gleichgültig, sein Kämpfen zwecklos, seine Schlechtigkeiten folgenlos? Licht muß es werden!

Kaum tritt er ein in die irdische Welt, der Mensch, noch hat er nicht das Licht des Tages erblickt und schon beginnt er Wirkungen auszuüben, welche der Mensch auf den Mitmenschen sein Leben lang in tausendfältigen Formen ausstrahlt. Erfülle dich endlich, o Mensch

mit dem vollen Gefühl der Verantwortung, mit der ernsten Ueberzeugung, daß die von dir ausgehenden Einwirkungen auf deine dir nahe und jene dir ferner stehenden Mitmenschen abhängig sind von deinem Sein und deinem Werden, dann hast du ein Ziel deines Lebens gefunden, hast den Zweck deines Daseins begriffen, hast dir den verlorenen Gott neu erschaffen. Strebe dich so zu gestalten, dich so zu entwickeln, daß die Resultate deiner bewußten Wirkungen auf deine Mitmenschen am Abend deines Daseins dir den befriedigenden vollen Inhalt deines Lebens beweisen.

Es ist Zeit, daß an die Stelle tötlicher Negation über den Zweck und Wert des Einzellebens diese Erkenntnis von den unendlichen Wirkungen trete, welche in dem Rahmen eines einzigen Menschenlebens enthalten sind. Nicht die Künstler, nicht Männer der Wissenschaft, nicht solche der That sind es allein, deren Einwirkungen auf die Zeit bedeutungsvoll sind. Wie diese auch weite Kreise, so wirkt der Einzelne in seinem engern Raum.

Was wir durch rastlose Selbstarbeit errungen haben, wird uns zum befriedigenden Lebensinhalte werden, wenn wir unsere Errungenschaften auf andere zu übertragen bestrebt sind. Wie der Freund den Freund, der Mann eine geliebte Frau, die Eltern das Kind bald mehr bald weniger bewußt unausgesetzt beeinflussen, so findet sich keine Beziehung zwischen Menschen, bei welchen nicht Einflüsse seelischer Art bedeutungsvoll wären. Es erwache daher das volle Bewußtsein, daß wir je nach unserem Sein fort und fort auf unseren Nächsten wie auf ferner Stehende unausgesetzt Einwirkungen ausüben. In dem Vollgefühl der eigenen Verantwortlichkeit für die Wirkungen, welche ein jeder von uns auf Nebenmenschen ausübt, liegen die Wurzeln unseres Lebenszwecks, unseres Lebensinhalts. Unverloren bleibt, was wir errungen und in die Seelen anderer übertragen haben; dort harrt es weiterer Entwickelung und neuer Uebertragung in künftige Geschlechter. Unsterblich ist die Einzelseele, wenn sie ihre wesentlichen Teile in andere zu versenken erreicht hat.

Theodor Oek.

Beiblatt.

* Schwäbische Ecke. In dem Beitrag über die Schwäbische Presse, welchen das Schwäbische Heft (Nr. 18 der Dtsch. Ztschr.) enthält, sind die Blätter des Schwäbischen Albvereins, herausgegeben von Professor Nägele-Tübingen, nicht erwähnt worden. Ohne dem Herrn Verfasser des Aufsatzes aus seinem Versehen einen Vorwurf machen zu wollen, möchte ich doch nicht, daß die Blätter des Schwäbischen Albvereins übergangen bleiben, denn sie verdienen nach meiner Meinung ohne allen Zweifel in einem landschaftlichen Heft der Deutschen Zeitschrift nicht nur genannt, sondern hervorgehoben zu werden. Sind sie doch in ihrer Art und wenn auch nur mittelbar gemäß ihrem Zweck bestrebt, an einer Germanisierung des deutschen Lebens zu ihrem Teile mitzuarbeiten und zwar in einer recht be-

grüßenswerten volkstümlichen Weise. Die Blätter bilden das Vereinsorgan des Schwäbischen Albvereins und dienen nebst den Mitteilungen von Vereinsnachrichten in erster Linie zur Unterstützung der Bestrebungen des Vereins. Dieser bezweckt, die Liebe zur heimatlichen Natur insbesondere zur Schwäbischen Alb zu wecken, zu pflegen und zu erhalten. In den Vereinsblättern geschieht dies durch Aufsätze belehrenden und zum Wandern anregenden Inhalts meist mit geschichtlichen Einschlägen. Eine besondere Eigenart der Blätter ist es, daß sie keinen „Stab bewährter Mitarbeiter" haben, sondern ihre Zeilen jedem, namentlich jedem Vereinsglied offen halten. Gelehrten Leuten, zu deutsch Schulmeistern — natürlich solchen höheren Grades und schärferer Brille — hat diese Gewohnheit der Blätter freilich schon manchen verdauungsfördernden Aerger bereitet, sie finden die Beiträge nicht „wissenschaftlich" genug. Gott sei Dank! daß sie das zum größeren Teile gerade nicht sind. Wohl! der Stil ist manchmal nicht gerade reif für ein gut bis rechtgut im deutschen Schulaufsatz. Trotzdem übt die erwähnte löbl. Gewohnheit der Schriftleitung bzw. des Vereins auch in dieser Richtung eine im Laufe der Jahre sicht- und fühlbar gewordene erzieherische Wirkung aus. Die Leute lernen schreiben. So hat der Verein nicht nur viele Wege auf der Schwäb. Alb, sondern auch die Schreibweise manches einfachen Schwaben, der nicht bei Cicero und Demosthenes in die Schule gegangen ist, genehm gemacht. Hat es doch gewiß für manchen Albwanderer seinen eigentümlichen Reiz, wenn er weiß, daß ihm ein Blatt zur Verfügung steht, in welchem er seine Erlebnisse oder Entdeckungen, seine Eindrücke oder Empfindungen auf einsamen oder in Gesellschaft gemachten Wandergängen u. s. w. zu persönlichem Ausdruck bringen kann. Was thut's, wenn auch die Beiträge von verschiedenem Wert sind, was wenn Stil und Ausdrucksweise nicht immer und überall den Anforderungen einer Berufsjournalistik — die ist auch nicht immer haſenrein deutsch — oder eines mit akademischer Bildung durchtränkten Schriftstellertums gerecht werden! Es ist doch Freude dabei und schafft Freude! Die Julinummer z. B. enthält geschmückt durch eine Reihe tadelloser von einem Uracher Arzt und einem dortigen Fabrikanten aufgenommenen Liebhaberphotographieen einen historisch-landschaftlichen Aufsatz Bilder aus Urach und seiner nächsten Umgebung von einem Uracher, eine interessante baugeschichtliche Abhandlung über einige alte und neue Ortskirchen albischer Dörfer, Fundberichte über Grabhügel aus der Bronzezeit, dann eine gelungene allerdings etwas spät gesetzte Sylvesterfeier auf den Lochen (bei Balingen) von vier wanderfertigen Stuttgarter Albvereinlern u. a. m. Auf diese Art sind fast alle Nummern der Blätter des Schwäbischen Albvereins zusammengestellt, natürlich fehlt es auch nicht an der sogenannten gebundenen Rede, die aber oft besser ungebunden bliebe. Um es nochmals zu sagen, die Blätter wollen weniger streng wissenschaftliche Aufsätzen bieten als Anregung zum Wandern und Kennenlernen des heimatlichen Bodens mit seinen mannigfachen Reizen, landschaftlichen Schönheiten und abwechslungsreichen Besonderheiten. Daß diese Art Heimatpflege nicht ohne Erfolg geschieht, weist der stets namenswerte Zuschuß von Mitgliedern auf, welche jede Nummer der Blätter Monat für Monat, Sommer wie Winter zu verzeichnen in der Lage ist.

Theodor Wauch.

Anm. Da ich eben von der Alb bzw. dem Albverein geredet habe, möchte

ich in diesem Zusammenhang auch an dieser Stelle hinweisen auf den Reise- bezw. Wanderführer Unsere Schwäbische Alb von Pfarrer Dr. Theodor Engel-Eislingen. Verlag J. Ebner, Ulm 1900. 4 Mk., welcher in seiner Art und Anlage vielfach dem alten bekannten Wanderbuch: Die Schwäbische Alb von Gustav Schwab gleicht und nicht zu verwechseln ist mit dem Schwäbischen Wanderbuch, das weniger Wanderzielen als modernen Rennzwecken dient. Den Engelischen Wanderführer habe ich seinerzeit eingehend gekennzeichnet in der Heimat (Erstes Juniheft 1900).

*Herr Hauptmann Cogho macht uns auf die „Waldmühle", Blätter des litterarischen Vereins Waldmühle zu Warmbrunn in Schlesien, aufmerksam (bei Johannes Eichhorn, Hirschberg, Wilhelmstr. 3). Diese Blätter würden sich ein Verdienst als litterarischer Sammelpunkt der Gegend erwerben, wenn sie alle echten Begabungen zur Mitarbeit heranzögen und die landschaftliche und volkstümliche Eigenart stark hervorkehrten. Vorläufig sind sie zu farblos. Am meisten hat ein dörfisches „Mädchenlied" von Hedwig Dzcuba-Lange unsere Teilnahme erregt, das ursprüngliche Anlagen verrät; die Verfasserin muß aber suchen, das Herkömmliche abzustreifen und ihre Erfindungen, ihre Sprache ganz aus dem Boden des Volkstums zu ziehen.

Bücherschau.

*Anton Ohorn „Das Deutsche Lied". Eine Geschichte aus den nationalen Verhältnissen Böhmens. 2. Aufl. Weimar, Hans Lüstenöder.

Der Untertitel „eine Geschichte', scheint die Gewähr dafür zu bieten, daß der bekannte Verf. die Empfindung gehabt hat, der Stoff lasse sich nach Art und Anlage nicht wohl in den engen Rahmen der Novelle drängen. Beim Lesen wird der Wunsch mehr als einmal rege, die der Geschichte zu Grunde liegenden örtlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in dem umfassenden Bilde des breitausladenden Romans geschildert zu sehen. Vieles wäre dann weniger skizzenhaft erschienen und manches hätte eine gründlichere Motivierung erfahren. Damit soll nicht gesagt sein, daß es dem Verfasser nicht gelungen wäre, seiner verdienstvollen Arbeit auch so das Gepräge einer in sich abgeschlossenen Schöpfung zu verleihen. Jedenfalls wäre ihr in der Form des Romans bei der Zeitgemäßheit des Stoffes und der trefflichen deutschen Art des Schilderers ein Erfolg zuteil geworden, welcher den der kleinen Geschichte bei weitem überstiegen hätte. Der Idee, das deutsche Lied mit seiner Kraft und Innigkeit als ausschlaggebend für den endlichen Sieg der deutschen Sache über die tschechische darzustellen, weiß der Verf. eine so lebhafte Teilnahme zu zu sichern und die Schreibweise ist eine so gefällige, volkstümliche, daß das kleine Werk namentlich an der Grenze des deutschen und tschechischen Sprachgebiets segensreich zu wirken recht wohl imstande sein könnte, umsomehr als die Tendenz nirgend verletzend zum Ausdruck gelangt. Max Geißler.

Post: Herrn W. . . . sch, Wien. Der von Ihnen beanstandete Aufsatz war bereits vor unserer Vereinigung mit dem Deutschen Wochenblatt von diesem angenommen und mußte gelegentlich verwandt werden. Im Uebrigen scheint uns jene Auffassung mehr eine persönliche Schrulle des Verfassers, der uns sonst als eine national einwandfreie Persönlichkeit bekannt ist. — O. B., Görlitz. Betreffs Verlags ihres Epos sprechen Sie am besten mit einem Buchhändler in G. Senden Sie uns eine Schreibseite als Stichprobe gelegentlich zu. Für den Ausschnitt besten Dank.

Kritiſches Intermezzo.

Wenn ein Mann, der ſich bis über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus in ſtiller Zurückgezogenheit wiſſenſchaftlichen Studien und poetiſchen Arbeiten gewidmet hat, ſich entſchließt, an die Oeffentlichkeit zu treten und als Publiziſt den Kampf mit den Rückſtändigkeiten und Thorheiten der Zeit aufzunehmen, ſo hat er zunächſt wohl einiges Recht zu fordern, daß man ihn ernſt nimmt und ſeine Gedanken und Vorſchläge erſt gewiſſenhaft anhört und prüft, ehe man ſie verwirft.[1])

Er ſelbſt aber wird mit einiger Aufmerkſamkeit horchen, ob ihm von irgendwoher ein Echo entgegentönt.

Ich betrachte es nun als ein gutes Vorzeichen, daß das erſte Wort der Zuſtimmung, das mir mein einleitender Aufſatz „Ueber die Größe und den Charakter unſeres Zeitalters im Zuſammenhange der Menſchheitsentwicklung“ einbrachte, abgeſehen von brieflichen Aeußerungen, von Seiten einer proteſtantiſchen Zeitſchrift gekommen iſt, die nicht zufällig in Bremen erſcheint. Ich betrachte es als ein gutes Vorzeichen, weil ich von keiner Wahrheit tiefer durchdrungen bin als von der, daß keine gedeihliche Fortentwicklung unſerer nationalen Kultur möglich iſt ohne eine Reform und Weiterbildung des deutſchen Proteſtantismus.

Seit den Tagen des Pietismus haben ſich alle großen Proteſtanten immer wieder aus dem Proteſtantismus herausentwickelt und die wenigen, die es in der evangeliſchen Kirche ausgehalten haben — ich nenne nur die großen Namen Herder und Schleiermacher! — ſind doch viel weniger zur Geltung und praktiſchen Wirkung gelangt, als man hätte wünſchen mögen, wenn auch der Geiſt des unſeligen Hengſtenberg ſich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr und mehr verflüchtigt hat. Heute darf das nicht mehr ſo weiter gehen! Heute müſſen gerade alle freien Köpfe ſich mit vollem Bewußtſein als echte Erben Luthers fühlen — wie Goethe in jener letzten wundervollen Unterhaltung mit Eckermann — und wer ein Mann iſt, muß ſeinen Stuhl mitten hinein ſetzen in den deutſchen Proteſtantismus und innerhalb desſelben ſeinen Platz mit Tapferkeit und Leidenſchaft behaupten. Ich begrüße es alſo mit Freuden, wenn das von O. Baak und R. Fende herausgegebene „Deutſche Proteſtantenblatt“ in mir einen Mitſtreiter anerkennt. Es heißt dort (34. Jahrgang Nr. 34) über die „Deutſche Zeitſchrift“

[1]) Der Leſer der „Deutſchen Zeitſchrift“ möge es mir zu gute halten, wenn ich in dieſen polemiſchen Ausführungen einiges Perſönliche einflechte; um ſo mehr, als auch die ſcheinbar objektivſten Darlegungen ja am letzten Ende doch nur Perſönlichkeitsdokumente ſind.

charakteristisch genug: „Der Standpunkt der Zeitschrift ist nicht gerade kirchenfreundlich. Wenn aber diejenigen, die noch an eine Zukunft der protestantischen Kirche glauben, keine selbstbetrügerische Vogel-Strauß-Politik treiben wollen, müssen sie gerade mit den Fortgeschrittensten unserer Zeit sich auseinandersetzen. Das Juliheft 1901 bringt drei höchst interessante Aufsätze: „Ueber die Größe und den Charakter unseres Zeitalters" von Dr. Walther Vielhaber, eine Kritik unseres modernen geistigen Lebens, mit der Rezensent sich völlig einig erklären kann . . . . ."

Sodann hat mir Herr Professor Dr. Lehmann-Hohenberg in Kiel zwei sehr interessante Broschüren und einige Nummern seines „Volksanwalts" zugeschickt und mir dadurch bekundet, daß er zwischen seinen und meinen Ideen und Bestrebungen eine Verwandtschaft entdeckt hat. Längst schätze ich den Begründer des „Deutschen Volksbundes" als den Mann, der als einer der ersten mit voller Klarheit den Gedanken verfocht, daß die Entwickelungslehre auf dem Gebiete der Volkserziehung eine völlige Revolution oder Umgestaltung herbeiführen muß, und wenn Herr Lehmann von Seiten der ultramontanen Presse sich die giftigsten Angriffe zugezogen hat, weil er die Resultate der Naturwissenschaften auch für die Volksschulen nutzbar machen will, so kann ich ihm nur von ganzem Herzen die Hand schütteln.

Und doch — als ich mich in seine Gedankengänge vertiefte — mußte ich mich unwillkürlich fragen, ob er nicht die ungeheuren Konflikte unserer Epoche unterschätzt, ob seine tiefe und leidenschaftliche Sehnsucht nach einer einheitlichen Volkskultur und bewußter Menschheitskulturpolitik ihn nicht hin und wieder über die entscheidenden Probleme hinwegsehen läßt. So stellt er sich doch wohl die Ueberbrückung des Zwiespaltes zwischen Katholizismus und Protestantismus viel zu einfach vor. Hier ist noch in einem geradezu ungeheuren Umfange theoretische und praktische Arbeit zu leisten, und welchen Haß und welche Erbitterung wird der sich aufs Haupt laden, der diesen Kampf systematisch organisiert! Herr Professor Lehmann sagt in seiner Flugschrift „Bismarcks Erbe" (S. 27): „Das Christentum ist die auf den Menschen angewandte Entwicklungslehre!" Es ist nicht gut, wenn in unseren Tagen ein Naturforscher ein Problem, das uns endlich zugänglich zu werden scheint, auch in der besten Absicht wieder in die Sphäre des völlig dunkeln hineinschiebt. Und wie sehr überschätzt der Verfasser den deutschen Professor! Welche gewaltigen Dinge erwartet er von ihm! Erwartet er gar von Kommissionen, in denen rechthaberische und eifersüchtige deutsche Professoren zusammensitzen! Ich unterschätze die bedeutenden Leistungen der deutschen Wissenschaften durchaus nicht und bin ihnen selbst tief verpflichtet; aber die schöpferische Bewegung, die wir ersehnen, die gewaltigen Fortschritte, die wir erarbeiten wollen, werden nicht aus den Sitzungen gelehrter Körperschaften ins Volk hineingetragen werden!

Trotz solcher Differenzpunkte halte ich es aber gar nicht für ausgeschlossen, daß über diese und andere Fragen eine Einigung möglich ist, und ich werde bei anderer Gelegenheit meinen Standpunkt den Lehmannschen Bestrebungen gegenüber mit liebevollstem Eingehen darlegen. Möchte sich dann ein Zusammenwirken ermöglichen lassen!

Neuerdings hat mir denn auch Arthur Schulz einen Jahrgang seiner „Blätter für deutsche Erziehung" zugehen lassen, von denen ich mit hohem Interesse Kenntnis genommen habe. Als ich in der zweiten

Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — ſchon ganz durchdrungen von der Notwendigkeit einer nationalen Erziehungsreform! — zuerſt zu Rouſſeau kam und ſeinen wunderbaren Emile las, ergriff mich ein tiefes Gefühl leidenſchaftlichen Zornes. Nicht daß ich damals in allen Punkten mit dem Naturevangeliſten übereingeſtimmt hätte; als Schüler Treitſchkes war mir vielmehr ſogleich klar, daß unſere Aufgabe nicht iſt, den Menſchen in abstracto, ſondern den deutſchen Menſchen und zwar den einer ganz beſtimmten Epoche zu erziehen, wie ich andrerſeits auch die Nachteile der Einzelerziehung von vornherein nicht überſah.

Rouſſeau erzog allein den Emil . . .
Wer möcht' ihn drum verdammen?
Doch kam er beſſer noch zum Ziel
Nahm er ſechs Buben zuſammen!

Was mich, den einſtmaligen Schüler eines katholiſchen Gymnaſiums, mit ſolchem Zorn und ſo leidenſchaftlicher Entrüſtung erfüllte, war die Erkenntnis, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts das Kapital des großen Genfers nicht nur nicht gemehrt, ſondern vielmehr faſt ganz verſchleudert worden iſt. Wie ſollte es mich da nicht freuen, wenn nun endlich ein Mann mit Energie wieder an Rouſſeau anknüpft und über ihn hinauszubauen ſucht! Auch finde ich hier einen alten Lieblingsgedanken, den ich auf Grund eigener Erfahrungen in meiner Dienſtzeit im Jahre 1890/91 faßte, von Herrn Johannes Nickol mit eindringlichen Worten vertreten, daß nämlich in Zukunft ein einheitliches Erziehungsſyſtem die deutſche Schule und das deutſche Heer organiſch umfaſſen muß. Sehr richtig ſagt Herr Nickol: „Wir hatten behauptet, daß die Schule hinter dem ſich ſtetig entwickelnden Heere zurückgeblieben ſei. Wir fügen hinzu, daß das Bedürfnis, alle Aeußerungen und Einrichtungen unſeres Kulturlebens miteinander in Einklang zu bringen, immer tiefer erkannt wird und immer lauter nach Verwirklichung ruft, ſeitdem im 19. Jahrhundert der Wert eines reichen Volkstums entdeckt und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt voller geſchätzt wird. Wir ſind uns bewußt geworden, daß wir eine deutſche Kultur aus einem Guß brauchen, daß Heer, Schule, Rechtsleben, Kunſt und Beruf uns wahre Befriedigung nur dann geben können, wenn ſie unverfälſcht die deutſchen Raſſenanlagen zu freier Entfaltung kommen laſſen, wenn ſie ganz und gar von deutſchem Weſen erfüllt ſind. So müſſen dann auch Heer und Schule in Uebereinſtimmung gebracht werden."

Das iſt ein Programm, mit dem ich mich völlig einverſtanden erklären kann. Sonſt muß ich allerdings bekennen, daß ich in einigen Punkten weniger radikal denke, als Herr Schulz, in deſſen ſehr beherzigenswertem Aufſatz: „Zur Einführung" (Januar 1901 Nr. 1) ſich unter vielem Trefflichen der meiner Meinung nach recht bedenkliche Satz findet: „Zum erſten müſſen wir von dem zum Teil lächerlichen, zum Teil öden Wiſſenskram, womit unſere Köpfe einmal vollgepfropft worden ſind, möglichſt ſchnell ein vollgerüttelt Maß abwerfen, ſo die Quälereien in der Grammatik der alten und neuen Sprachen, ſo die allzugenaue Kenntnis des für uns unwichtigen Altertums, ſo den religiöſen Gedächtniskram (nicht Religion!)" u. a. m.

Es iſt nicht gut, daß — nachdem die Philologen lange Zeit einen unerhörten Spuk mit Grammatik und „formaler Bildung" getrieben haben — jetzt radikale Pädagogen das Kind mit dem Bade ausſchütten. Damit wir zunächſt überhaupt vorwärts kommen, müſſen wir vorerſt unſere Forderungen mäßigen. Meiner Anſicht nach muß das

Griechiſche als obligatoriſches Unterrichtsfach in abſehbarer Zeit fallen[1]). Dagegen können wir vorerſt das Lateiniſche noch nicht entbehren und zwar nicht nur aus kulturgeſchichtlichen Gründen, ſondern auch vom Geſichtspunkt der formalen Durchbildung aus. Eine andere Frage iſt die, wie es mit unſerer deutſchen Kultur und den pädagogiſchen Methoden in fünfzig oder hundert Jahren ſteht, wenn der Entwicklungsgedanke unſer geſamtes Erziehungs- und Unterrichtsweſen völlig umgeſtaltet haben wird. Wie ich das meine, werde ich im Rahmen meines allgemeinen nationalen Programms des Weiteren ausführen, und nichts ſollte mich dann mehr freuen, als wenn ich mich mit dem Herrn Herausgeber der „Blätter für deutſche Erziehung" nicht nur in den großen Endzielen einig wiſſen könnte, ſondern auch in den erſten Etappen auf dem arbeitreichen Wege der Verwirklichung.

Im Gegenſatze zu dieſen Männern hat mich die „Tägliche Rundſchau" ſehr unfreundlich begrüßt, und da es ſich nicht bei ihr um irgend ein ſchmutziges Winkelblättchen, ſondern um eine unſerer angeſehenſten Zeitungen handelt, ſehe ich mich — ſchon um ihres Leſerkreiſes willen — veranlaßt, kurz auf ihre Auslaſſungen einzugehen.

Die erſte kurze Beſprechung vom 6. Juli 1901 wird mit den geſchmackvollen Sätzen eingeleitet: „Es ſcheint, daß die Zukunftsträumereien von der Sozialdemokratie (!) auf kleinere Gruppen übergehen. Wenigſtens haben wir dafür keinen anderen Namen (der Deutſche muß gleich alles einrubrizieren!), wenn in einem Artikel der Deutſchen Zeitſchrift, Heft 19, worin zu leſen iſt, daß wir an einem unvergleichlichen Wendepunkt unſerer nationalen Geſchichte ſtehen (ich denke, daß ich zunächſt über Menſchheitsentwicklung rede!), unſere Zukunft ſo angeſehen wird . . ." Es folgt nach beliebter Methode ein aus allem Zuſammenhange geriſſenes Zitat.

Dann, nach der Fortſetzung des Aufſatzes, berichtet wahrſcheinlich derſelbe Anonymus, wieder ohne meinen Namen zu nennen: „Ein großes Empfinden von einer großen Zeit in die jungen Seelen zu verpflanzen, wie dies wohl am beſten zu bewerkſtelligen ſei, fragt jener Mann in der „Deutſchen Zeitſchrift", der, wie hier mitgeteilt wurde, das Chriſtentum die furchtbarſte, markdurchwühlende Krankheit der Späteſtgeborenen genannt hatte. Um die Jugend aus den Thälern des Irrtums für immer (?) herauszuführen, giebt er in einer Reihe von knappen Sätzen Anleitung zu neuer Erziehung (wo denn in aller Welt?) und neuem Glauben. Um einen Begriff von ſeinen Vorſtellungen zu geben, führen wir folgende Sätze an." Darauf folgt ganz aus allem Zuſammenhang der Schluß meines Aufſatzes, auf den ich nachher noch zurückkommen werde. Und dann fügt der Anonymus folgende freundlichen Sätze hinzu: „Merkwürdig, wie es ſich manche Leute ſo leicht vorſtellen, die Menſchen glücklich zu machen (woraus ſchließt der geehrte Herr denn das ??), während doch alle Wirklichkeit und Erfahrung ſie darauf hinweiſt, wie ſchwer das anzufangen iſt. (Wie ſehr bin ich dem Anonymus für dieſe ungemein tiefſinnige Belehrung verbunden!)

Aus dieſer Anlage geht die Trunkenheit der Phantaſie hervor, ſonſt aber nichts. („Gott Lob und Dank!" rief ich aus, als ich das las. Ich hatte ſchon gefürchtet, daß der lange, allzulange Aufenthalt auf den eiſigen Gletſchergefilden der Abſtraktion mir die Rückkehr in die lachen-

[1]) Schon in nächſter Zeit werde ich auf dieſe wichtige Frage zurückkommen und mich vor dem Vorwurf des Banauſentums kräftig ſchützen.

den Thäler des Poetiſchen und Phantaſtiſchen für immer abſchneiden könnte!) Redet der Mann (wie höflich iſt Anonymus doch!) von einer deutſchen Kirche (das iſt aber auch in Deutſchland gar zu ſchrecklich und verdient jede Züchtigung. Philiſter über dir!) und ſucht nach Ideen (Herr! wer ſagt Ihnen, daß ich nach Ideen ſuche? Ich ſuche Menſchen von einigem Verſtand und gutem Willen!), die, wie er ſelbſt bemerkt, nur einen kleinen Teil des Volkes, nicht alle Glieder durchdringen können! (Wo in aller Welt hat Anonymus dieſen Unſinn aufgeleſen?) Die beſcheidenſte Anregung für den beſcheidenſten Fortſchritt iſt mehr wert, als dieſes ewige Geleier von einer großen Zukunft, wobei ſich niemand etwas Rechtes denken kann.“[1]) Soweit der Referent der Täglichen Rundſchau.

---

[1]) Tiefbeklagenswerter Weiſe — für den geehrten Herrn Referenten wenigſtens! — tönt uns „dieſes ewige Geleier von einer großen Zukunft“ neuerdings auch aus der „Täglichen Rundſchau“ ſelbſt vernehmlich genug entgegen. An demſelben Tage wurde mir jüngſt von zwei verſchiedenen Seiten der kleine Leitaufſatz vom 31. Oktober dieſes Jahres übermittelt, den Kurt Schindowski zum Reformationsfeſt geſchrieben hat. Beide Male hieß es, daß hier die überraſchendſte Verwandtſchaft mit meinen eigenen Ideen herrſche. Da es ſich um keine gleichgültige Sache handelt, führe ich die weſentlichſten Punkte aus Schindowski's kleiner Arbeit an, nicht ohne die lebhafte Hoffnung auszuſprechen, daß die T. R. dieſem freieren Geiſte etwas häufiger Zutritt bei ſich gewähren möchte. Sch. ſchreibt: „Und liegen denn unſerer Zeit Reformationsgedanken ſo völlig fern? Treibt nicht unſere Kulturentwicklung in einer Richtung, die derjenigen vor 400 Jahren parallel läuft? Eine neue und vertiefte Erkenntnis auf allen Gebieten menſchlichen Forſchens, ein Drang nach Selbſtändigkeit in den unteren ſozialen Schichten, ein Erſtarken des nationalen Ehrgefühls gegenüber den anderen Nationen, der Ausblick über die Meere und der Gedanke einer Weltmachtpolitik, und zuletzt und in tiefſtem Grunde der ſelbſtändige Bildungstrieb der Menſchheit im Kampf gegen die ihm allzeit erbfeindliche klerikale Knechtung und Ausbeutung, das ſind vorreformatoriſche Zeichen damals wie heute.

Und damals wie heute ſehnen ſich Tauſende nach einer zuſammenfaſſenden, einheitlichen Weltanſchauung, nach einer Reformation zu den natürlichen Quellen des Menſchheitsideals hin, aber nur damals fand einer den Mut und die Kraft der bahnbrechenden That: das war Luther.

Darum iſt es wahrhaftige Ehrenpflicht gerade in unſerer Zeit, Luthers Perſönlichkeit wieder dankbar auf den Schild zu heben; dann werden die Schmähungen, die man ob ſeiner menſchlichen Schwächen auf ſeinen Namen gehäuft, ſich ſelber richten, zumal wenn ſie von ſeiten einer Kirche erhoben werden, die ſich mit beſonderem Anſpruch die chriſtlich-katholiſche nennen möchte.

Es iſt eine weitverbreitete thörichte Gewohnheit, die „Reformation“ als eine in ſich abgeſchloſſene That, eine „Geſchichtsperiode“ aufzufaſſen. Wann nahm ſie denn ihr Ende? Mit der Auguſtana oder der Konkordienformel? Iſt ſie nicht vielmehr ein fortlaufendes Bildungsprinzip, als Selbſtbefreiung menſchlichen Denkens und Empfindens durch Luthers Perſönlichkeit vorbildlich in die Weltgeſchichte geſtellt, und ſo einem Strome vergleichbar, der ſtreckenweiſe wohl unter der Wüſte dahinfließt, nur hie und da an Notbrunnen ſein Waſſer abgebend, bis er wieder bei brauchbarem Erdreich als mächtiger Strom an das Tageslicht tritt und die Äcker befruchtet?

Seit Luthers Auftreten zehrt die Weltgeſchichte von ſeinem Reformationswerk, und die grundlegenden Gedanken unſerer Kultur ſind die Nachwirkung ſeines Kulturkampfes. Ob aber Luthers Reformwerk ſelbſt in vollſtändigſter Ausnutzung eine Giltigkeit für die Reformierung unſeres jetztzeitigen Kulturzuſtandes in univerſalem Sinne beanſpruchen kann, ſteht allerdings zur Erörterung. Da lautet die Frage klar und deutlich: Brauchen wir eine neue Reformation?

Wollte ich nun meinem Temperamente folgen, so würde ich der „Täglichen Rundschau", die doch ein Tagesorgan für die Gebildeten unseres Volkes sein will, eine Reihe von ganz ausgewählten Unfreundlichkeiten sagen, aber mich veranlassen sachliche Bedenken, gerade dieser Zeitung gegenüber vorerst mich zurückzuhalten, da ich sie — obwohl sie mir durchaus nicht mehr auf ihrer früheren geistigen Höhe zu stehen scheint — doch wegen ihrer Anständigkeit achte. Auch bin ich überzeugt davon, daß Herr Rippler, den ich als einen kenntnisreichen und sorgfältigen Publizisten schätze, nichts von diesen ungebührlichen Anzapfungen weiß, die wahrscheinlich der Rancüne eines gereizten Pfarrers entstammen. Da ich aber Wert darauf lege, daß meine Ideen und Bestrebungen, die ich fortfahren werde mit dem größten Nachdrucke zu vertreten, gerade dem Leserkreis der „Täglichen Rundschau" unbefangen dargestellt werden, so stelle ich dem Herrn Herausgeber dieses geschätzten Organes folgende Punkte zur freundlichen Erwägung.

Die „Tägliche Rundschau" hat zunächst gar nicht die Pflicht, sich mit meiner Person und mit meinen Ideen zu beschäftigen, da es sich ja hier um eine durchaus noch nicht anerkannte Potenz handelt. Sie kann mich vorläufig völlig ignorieren; wie lange, das bleibt dann ihrem Anstandsgefühle, ihrem Scharfsinn und journalistischen Ehrgeiz überlassen. Hält sie es aber für ihre Sache, auf meine Bestrebungen einzugehen, so bitte ich sie zunächst höflichst, mich nicht mit einem Organe zu identifizieren, und sei es das beste, sondern mich ehrlich bei Namen zu nennen, damit der Leser doch weiß, wer so unsinnige und empörende Dinge zu Markte trägt. Den Titel schenke ich gerne dabei. Ferner fordere ich von ihrer Billigkeit, daß sie mit ihren Referaten einen Mann betraut, der genug Verstand, Wissen und guten Willen besitzt, um, was ich sage, wirklich aufzufassen und einigermaßen objektiv wiederzugeben.

Ich wende mich von der T. R. zum Türmer, der vielgelesenen Monatsschrift für Gemüt und Geist, und ihrem Herausgeber, J. E. Freiherrn von Grotthuß, der meiner Arbeit in Türmers Tagebuch folgende Auslassungen widmet: „Die furchtbarste, markdurchwühlende Krankheit der Spätestgeborenen" (der Türmer mag Gott danken, daß er es noch im Mittelalter aushalten kann!), von der wir uns jetzt „endlich, endlich völlig erlösen" müssen, „nicht nur theoretisch, sondern bis tief hinein in unser Blut und das Mark unserer Knochen" —: diese Krankheit ist, so belehrt uns frei nach Nietzsche (!) ein Aufsatz in der „Deutschen Zeitschrift", — eben das Christentum. „Wir lehnen", erklärt der Verfasser, „das Christentum der verschiedenen Konfessionen und Kirchen ab, nicht als Atheisten und Immoralisten wie Nietzsche (sic!), sondern weil die christliche Gottesvorstellung und Religion, auch die Jesu, uns als zum Teil irrig und völlig unzulänglich erscheint und die christliche Ethik ebenso einseitig wie unvollständig und irreführend. Kierkegaard und Nietzsche als Kritiker des Christentums. Lagarde, Tolstoj, die Lebenstragödie Nietzsches und das Christentum und Kirchentum unserer Tage. Hochentwickelung der Religion und Ethik weit über das Christentum hinaus ist unsere Losung. Die höchsten religiösen

Ein Liebling des deutschen Protestantismus, Willibald Beyschlag, hat vor fünf Jahren dem Landtagsabgeordneten und Pfarrer Hackenberg mit einem Kusse den Lohn gegeben für seine gewaltige Ansprache am Lutherdenkmal zu Worms, die gegen Ende der Sehnsucht nach einem neuen Reformator gedachte und mit den Worten schloß: „Der Vorabend einer neuen Reformation ist im Anbruch."

Entwickelungen der Menschheit liegen nicht in der Vergangenheit, wie die fromme Einfalt wähnt, sondern in Gegenwart und Zukunft. Wir wollen die deutsche Kirche gründen und das rückständige orthodoxe Christentum katholischer und evangelischer Observenz auf die Dörfer zurückdrängen, wie einst das Heidentum vom siegreichen Christentum aufs Dorf zurückgeworfen wurde. Alles aber, was am Christentum — dem katholischen und evangelischen — noch wahrhaft lebendig ist, werden wir hinübernehmen in die neuen Bildungen. In diesem Sinne sind Luther und Goethe unser Vorbild, nicht Nietzsche, zu so unauslöschlichem Danke wir ihm auch verpflichtet sein mögen." Vorher aber hatte ich Goethe den religiösen Genius des deutschen Protestantismus nach Luther genannt. Eine Preisaufgabe übrigens für Theologieprofessoren und Mitglieder der Akademie der Wissenschaften!

Jenen Passus nun versieht der „Türmer" mit den folgenden Randbemerkungen:

„Das Christentum ist also noch „völlig unzulänglich", die „deutsche Kirche" wird uns weit über das Christentum hinausführen, und die Bausteine zu jener Kirche werden Luther, Goethe, Nietzsche, Tolstoi, Lagarde, Kierkegaard liefern. Warum nur diese? Es giebt ja auch noch andere „berühmte Leute". Je bunter, um so besser. Von jedem eine Feder, und das Pfauenrad der „deutschen Kirche" ist fertig: „Made in Germany".

Derartige Seifenblasen ernsthaft anzufassen, wird man mir wohl in Gnaden erlassen. Sie sind auch über jeden Angriff, weit über jede Logik und geschichtliche Erfahrung erhaben. Es ist ihnen absolut nicht beizukommen. Greift man nach ihnen, so greift man in die blaue Luft. Wer nur über den nötigen Phrasenschaum verfügt, kann sie in beliebiger Anzahl und in allen Regenbogenfarben aufsteigen lassen. Daß aber derartige Phantastereien sich öffentlich als tiefsinnige Weisheit geben, allen Ernstes von erwachsenen Menschen diskutiert werden dürfen, beweist mir allerdings, daß die Begriffsverwirrung bereits zu stattlicher „Hochentwicklung" gediehen ist". —

Gut gebrüllt, Löwe! rief ich aus, als ich diese Zeilen überflogen. Dann aber geriet ich doch unwillkürlich in Staunen darüber, daß es möglich ist, so viel Mißverständnisse und Widersinn in wenige Sätze hineinzudrängen.

Da wir es nun hier nicht mit einer schnell arbeitenden Tageszeitung, sondern mit einer „Monatsschrift für Gemüt und Geist" zu thun haben, auch nicht mit einem anonymen Skribenten, sondern mit einem Mitgliede des deutschen Adels, der überall, wo er als Masse auftritt (deutsches Adelsblatt! Konservative Partei in Preußen!) sich mit Leidenschaft darauf kapriziert, jeden gesunden und notwendigen Kulturfortschritt aufzuhalten, und so jenem fanatischen demokratischen Adelshaß, den ich verachte, leider einen gewissen Grad von Berechtigung verleiht; da mit einem Wort Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß der Glossenschreiber ist, so wird man mir gestatten, diesen Auslassungen ein wenig näher zu treten, wenn man mir auch nicht zumuten kann, daß ich mich zu dem Ton und der Ausdrucksweise des freiherrlichen Kritikers herablasse.

Daß man es hier nicht mit einer ernsten Beurteilung einer ernsten Arbeit zu thun hat, sondern mit einer ganz oberflächlichen Citiererei, besagt schon das eine einleitende Wörtchen „frei nach Nietzsche!" Woher weiß denn der geehrte Herr das? Was weiß er von meinen Studien und persönlichen Erlebnissen? Hätte er auch nur meine Aufsätze gründlich

gelesen, statt sie in der Stimmung einer mich sehr komisch berührenden Ueberlegenheit nur zu überfliegen, so würde ihm nicht entgangen sein, daß ich von Nietzsche in den entscheidensten Punkten völlig abweiche und er würde sich die Frage vorgelegt haben: woher kommt dieser Gegensatz? Nun doch wohl von einem neuen Erleben, von einem Erleben über Nietzsche hinaus, das sich in Forschen und Denken umgesetzt hat.

Ich darf hier nicht die Geschichte meines Verhältnisses zu Nietzsche erzählen; denn es ließe sich nur im Umfange eines ziemlich beträchtlichen Bandes thun, der zu seiner Zeit geschrieben werden dürfte. Aber ein für allemal muß ich mich doch aufs kräftigste dagegen verwahren, daß man mich in das Gefolge dieses großen Mannes einreiht, wozu auch nicht der geringste Schein von Berechtigung vorliegt. Wenn ich das Christentum „die furchtbarste, markdurchwühlende Krankheit der Spätestgeborenen" genannt habe, so hoffe ich — wenn ich das für heilsam erachten werde — dieses schreckliche Wort mit geradezu überwältigenden Beweisstücken zu belegen. Vorerst aber handelt es sich um die Frage: Was wir jetzt zu thun, wohin wir zu streben haben, damit die Verwirrung uns nicht eines Tages in ihre verhängnisvollen Strudel ziehe. Und ich werde meine Artillerie erst demaskieren, wenn ich selbst den Zeitpunkt für gekommen halte.

(Schluß folgt).

Aphorismen.

Kosmisches Erbteil. In jedem Manne steckt etwas von der zeugenden, wachrufenden Kraft der Sonne wie im Weibe die entwickelnde, gestaltende Fähigkeit der Erde repräsentiert ist. Wer von den heutigen Menschen ist sich des kosmischen Ursprungs dieses Erbteils bewußt?

* * *

Alle bisher aufgestellten Unterschiede zwischen Tier- und Menschenwelt schrumpfen bei wissenschaftlicher Beleuchtung und Betrachtung zusammen. Statt Wesens-Verschiedenheiten ergeben sich nur Grad-Differenzen.

* * *

Wer die Berechtigung des Egoismus leugnet, der leugnet sich selbst.

* * *

Phantasie! O du kostbarstes Gut der Menschen! Wie arm, wer dich nicht hat! Gleich wie ein Adler, aus dem Käfig befreit, mit noch staubigen Flügeln machtvoll hinauf in die Lüfte sich hebt, tief unter sich lassend, was ihn bedrückt, beengt, gepeinigt und geschmerzt hat — so die holde Phantasie!

* * *

Jede Volksreligion beruht auf der suggestiven Einwirkung des Stifters derselben auf die Phantasie der Massen. Der Ideen-Gehalt ist Wenigen nur zugänglich und deren Beurteilung noch Wenigern möglich.

* * *

Phantasien des Herzens. Nimm nicht für echtes Fühlen, was nur der Augenblick gebar; es giebt auch Phantasien des Herzens.

* * *

Wer weiß nicht, welche Rolle die Suggestibilität der Massen in der Politik wie in der Religion spielt! Worauf sie beruht? Man übersetze das Fremdwort mit Herdeninstinkt.

* * *

Jede Wahrheit hat ihre Jugend, ihr Mannesalter und eine Greisenzeit. Beim schüchternen Erscheinen verlacht wie ein unbeholfener Knabe erstarkt sie allmählich und siegt — bis jedes Kind sie in ihrer Einfachheit und Klarheit faßt und es unbegreiflich erscheint, warum sie so schwer ihre Anerkennung hat erkämpfen müssen. Nach langer, langer Zeit — da kommt ein kühner Geist und wagt zu sagen: auch diese Wahrheit hat sich überlebt.

* * *

Unsere Toten sind lebendig! Wenn du in eines Menschen Seele tief hineingeblickt hast, sie dir ganz zu eigen machtest, jede seiner Handlungen begriffen, ja die kommende schon vorgeahnt hast, sei gewiß, daß dieser Mensch für dich nie sterben kann. Es ist wohl traurig, daß wir seine Körperlichkeit nicht mehr liebend umfassen, nicht mehr aus tausend kleinen Bewegungen die Nüancen seiner Seelenstimmung belauschen können, das Wesentliche bleibt doch unverloren wie Idee und Form eines Kunstwerkes, das wir tief und innig in uns aufgenommen, sich erhalten — auch wenn das Werk selbst unsern Augen entrückt ist.

Theodor Oek.

Formen und Probleme des politischen Lebens in der nordamerikanischen Union.

III.

Die Monroedoktrin und der Imperialismus.

Alle die Probleme aber, die im vorhergehenden berührt sind, wurzeln im tiefsten Grunde in der imperialistischen Politik. Hier stoßen die Gegensätze am härtesten aufeinander, hier wird mit Recht der einen Partei vorgeworfen, daß sie eine alte geschichtliche Tradition verlasse, deren strikte Weiterverfolgung allein die Aufrechterhaltung der reinen Demokratie ermögliche. Freilich übersehen die Demokraten mit dem jedem Liberalismus so leicht anhaftenden Mangel an geschichtlichem Sinn, daß, was vor 80 Jahren galt, heut seine Geltung verlieren muß, gerade deshalb weil sich die Union in diesen 80 Jahren so schnell und allseitig voranentwickelt hat.

Rußland hatte sein Auge auf Alaska geworfen und suchte bis herab nach San Franzisko seine Niederlassungen und Fischerstationen zu begründen. England und Nordamerika traten diesem Begehren gemeinsam entgegen. Und schon damals erklärte der Staatssekretär Adams dem russischen Gesandten: „Wir werden das Recht Rußlands auf jede Niederlassung auf diesem Kontinent bestreiten und werden rund heraus den Grundsatz proklamieren, daß die amerikanischen Kontinente künftig nicht mehr irgend einer neuen kolonialen europäischen Ansiedlung unterworfen werden.“[1]) Als dann die südamerikanischen Staaten sich vom spanischen Mutterlande losrissen, wünschten ebenfalls England wie die Union, die gewaltsame Rückeroberung durch die spanische Monarchie, eventuell mit europäischer Unterstützung, zu verhindern. Zu diesem Zwecke erließ am 2. Dez. 1823 der Präsident Monroe die berühmte Botschaft, in der die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken anerkannt wurde und in der jener von Adams ausgesprochene Gedanke allgemein

[1]) Nach Delarue de Beaumarchais, la doctrine de Monroe. Paris 1898, S. 7.

gefaßt wurde in den berühmt gewordenen Worten (§ 7): „Daß die amerikanischen Kontinente infolge der freien und unabhängigen Lage, die sie eingenommen haben und aufrecht erhalten, nicht zu betrachten sind als Gegenstand für irgendwelche Kolonisation in der Zukunft seitens irgendwelcher europäischen Mächte", unbeschadet der im Augenblick vorhandenen Kolonien europäischer Staaten auf amerikanischem Boden. Dies die Monroedoktrin, die das Schlagwort: Amerika den Amerikanern nur sehr ungenügend wiedergiebt. Sie enthält einmal als erste Konsequenz das Prinzip der Nichtkolonisation. Dies widersprach dem Völkerrecht, da kein Staat den Zustand von Territorien modifizieren kann, über die er gar kein Verfügungsrecht hat. Es ist daher auch von niemand anerkannt worden, und weder in der Steitfrage um Guatemala 1835 noch um Dominica 1861 hat die Union mit dieser Doktrin Erfolg gehabt. Ernsthaft fiel unter dies Prinzip nur der Oregonstreit mit England, in dem Präsident Polk nur proklamierte: daß sich kein europäischer Staat in Nord-Amerika festsetzen dürfe, sich aber gleichwohl den 49. Breitengrad als Grenze gefallen ließ und so in die Abtretung eines beträchtlichen Landgebietes willigte. Der Streit, der sich darum drehte, ob die Grenze gegen Vancouver im Kanal von Rosario oder dem von Haro laufen solle, wurde 1872 vom Kaiser von Deutschland zu Gunsten der Union entschieden. Seitdem ist der nordamerikanische Kontinent verteilt, und für sein Gebiet hat dies Prinzip der Nichtkolonisation nur noch ein historisches Interesse. Die zweite Folgerung aus der Monroedoktrin ist, im direkten Widerspruche gegen die Interventionstheorie Talleyrands und der heiligen Allianz die Stabilierung des Grundsatzes: Die Vereinigten Staaten werden sich nirgends einmischen in europäische Angelegenheiten, aber auch keine politische Intervention in die ganze neue Welt dulden. Auch hier die Prätension, von vornherein zum Schutzherrn ganz Amerikas berufen zu sein. Die erste Hälfte dieser Nichtinterventionstheorie war für die Union im Anfange des 19. Jahrhunderts selbstverständlich und ist darum getreulich eingehalten worden. Die zweite mußte sehr schnell über sich hinausführen, jemehr sich infolge der Suprematie Europas europäische Angelegenheiten mit weltpolitischen gleichsetzten.

Zum ersten Male trat die Monroedoktrin in eine — allerdings sehr platonische — Aktion, als Bolivar, der Befreier Südamerikas, im Dezember 1824 zu einem allgemein amerikanischen Kongreß in Panama einlud. Aber obwohl Henry Clay, damals Staatssekretär des Präsidenten Adams und eine der edelsten und anziehendsten Gestalten unter den Staatsmännern der Union, mit Begeisterung für den gleichen Gedanken eintrat, so scheute man doch im Norden vor den Gefahren einer Verwicklung mit Europa, die sich daraus ergeben könnten, zurück. Darum schränkte man nach einer Idee von Daniel Webster die Monroelehre ein auf die Fälle einer „positiven oder einer mehr oder weniger entfernten Gefahr". Mit dieser Einschränkung erhielten die Delegierten ihre Vollmachten, und der Kongreß verlief im Juni 1826 ohne Ergebnis. Schon damals wurde es klar, daß die Initiative zur Begründung eines Panamerika mit Aussicht auf einen Erfolg nur vom germanischen Norden, niemals von dem parteizerklüfteten, undisziplinierten und machtlosen romanischen Süden ausgehen könne. Folgenreicher war die Annexion von Texas, die man als 2. praktische Anwendung des Monroedoktrin betrachtet. Texas riß sich 1836 von Mexico los, konstituierte sich als

ſelbſtändige Republik und wurde als ſolche von der Union auch anerkannt. Es bietet ſelbſt die Annexion durch die Vereinigten Staaten an, wird aber damit zunächſt abgewieſen. Nun wollen England und Frankreich vermitteln zwiſchen Texas und Mexico, dagegen aber proteſtiert — und mit Erfolg — die Union. Soweit wird die Monroedoktrin getreulich befolgt: der europäiſche Staat iſt mit ſeinem Interventionsverſuche abgewieſen durch den Hüter der Autonomie der neuen Welt, die Union, die an ſich der Streit gar nichts anging. Dahinter ſtand freilich ſchon der Wunſch, Texas unter den Schutz des Sternenbanners zu bringen. Als ſich die Unmöglichkeit, auf gütlichem Wege dies durchzuſetzen, herausſtellte, ließ die Union Texas 1847 einfach durch General Scott beſetzen und als Unionsgebiet proklamieren. So früh ſchon und ſo ſcharf trat der Gedanke aus der Monroelehre hervor, daß man zwar die Intervention Europas in alle Wege ausſchließen, damit aber zugleich dem Norden allein die Vorherrſchaft reſervieren wolle. Der Erfolg des Krieges mit der mexicaniſchen Republik rechtfertigte freilich dies nach Wild-Weſt ſchmeckende Vorgehen, und Texas verblieb im Vertrag von Guadelupe-Hidalgo (1848) der Union.

Zwei rechte Schulparadigmen der Monroelehre dieſer erſten Geſtalt ſind aber die Yucatan- und vor allem die mexikaniſche Angelegenheit. Dort gelang es, auf Grund der Nichtinterventionstheorie mit dem Widerſpruch durchzudringen gegen eine Beſitznahme Yucatans, das ſich ebenfalls von Mexico losgeriſſen hatte, durch England oder Spanien. Hier erkannte die Union den Erzherzog Max nicht an, nach dem Sezeſſionskriege behandelte ſie vielmehr Juarez als rechtmäßigen Präſidenten. Aber erſt als Frankreich Mexico den Monarchen aufdrängen wollte, traten die Vereinigten Staaten aus der Reſerve heraus, ihre offizielle Erklärung für Juarez und die dieſem damit gewährte moraliſche Unterſtützung zwangen Napoleon, ſeine Truppen zurückzuziehen, und beſiegelten Maximilians Fall. So wurde die letzte Anwendung der Monroedoktrin dieſer Form noch zu einem glänzenden Erfolge für die Union.

Denn als die Wunden des Sezeſſionskrieges verheilt waren und der immer ſchneller ſich vollziehende Übergang zum Exportland den Blick über die Grenzen richtete, erfuhr die Monroedoktrin eine Modifikation. Ein Bericht des Staatsſekretärs an den Präſidenten Grant ſprach 1870 ſchon die Hoffnung aus, daß „die Zeit kommen werde, wo durch freiwillige Entfernung der europäiſchen Regierungen vom Kontinent und den benachbarten Inſeln Amerika wieder ganz amerikaniſch werde“. Man gab den Vorbehalt Monroes zu Gunſten der beſtehenden europäiſchen Kolonien auf und dehnte den Begriff Amerika auch aus auf das Inſelgewölk des weſtindiſchen Archipels. Die amerikaniſche Politik ſolle keine Angriffspolitik ſein, hieß es in dem genannten Berichte des Sekretärs Fiſh, aber das Ziel ſei jetzt, ſo drückte es dann die offizielle Botſchaft des Präſidenten Grant aus, ein engerer Zuſammenſchluß der Handelsintereſſen des hiſpaniſchen Amerikas mit dem Norden. Man ſieht, wo das weiter treibende Element in der Union liegt. Damit war aber eine offenſive Politik gegen Europa, auf wirtſchaftlichem Gebiete zunächſt wenigſtens, gegeben. Damit aber leuchtete noch klarer hervor, daß der Ausſchluß Europas nur zum Vorteil des wirtſchaftlich dem Süden weit überlegenen Nordens ausſchlagen konnte und deshalb betrieben wurde. Beſonders wenn er auch von innen heraus durch eine konſequent prohibitive Schutzzollpolitik unterſtützt wurde. Die Fälle aber, in denen dieſe Form der Monroedoktrin, der politiſche Ausdruck des induſtriell mündig und reif

gewordenen Wirtschaftslebens der Union, praktisch wurde, sind in aller Gedächtnis und können deshalb nur obenhin gestreift werden. Im Venezuelastreit von 1895 allerdings warf noch einmal die Doktrin des ältesten Schlages ihren Schatten über die Verwickelungen des Tages. Dem Bemühen Englands, sein Kolonialgebiet um der Gold- und Diamantenfelder am Essequibo willen auf venezolanischem Gebiet auszudehnen, trat die Union entgegen und erzielte, trotzdem ihre Kriegsbegeisterung infolge geschickter englischer Börsenmanöver rasch abflaute, einen vollen Erfolg. Denn England, dem die Hände anderwärts gebunden waren, fügte sich dem Anspruch des Monroesatzes und willigte in das Schiedsgericht. So ist das Eingreifen in den Venezuelastreit kein Ausfluß jener Grantschen Modifikationen in Monroes Programm, wie es Delarue de Beaumarchais[1]) hinzustellen versucht. Sondern es war, wenn man einmal auf diese theoretischen Feststellungen einen Wert legt, das amerikanische Vorgehen im Sinn jenes § 7[2]): „die amerikanischen Kontinente sind nicht als Gegenstand irgendwelcher Kolonisation durch europäische Mächte zu betrachten", der denn 70 Jahre nach seiner Proklamation in Englands Zurückweichen seine volle internationale Anerkennung fand. Ganz anders aber steht es mit den anderen „Fällen", mit der Frage des interozeanischen Kanals, mit Kuba, mit den Antillen.

Hier genügen einige Andeutungen. Zwar ist das Schicksal des Hey-Pauncefotevertrags mit den Amendements Davis, die den Kanal völlig der militärischen Beherrschung durch die amerikanischen Schiffe und Forts ausliefern, so eine Welthandelsstraße von nicht zu ermessender Bedeutung zu einer amerikanischen Dependance machen, noch nicht entschieden. Aber die Fesseln des Clayton-Bulwervertrags, nach dem Schutz und Controlle mit Großbritannien geteilt werden sollten, sind abgeschüttelt, der Plan der Panamalinie ist auch gescheitert. Zwar sprechen die natürlichen Bedingungen für die Panamalinie — auf der Route des Nicaraguakanals[3]) ist die Gefahr vulkanischer Ausbrüche sehr groß, der Ausgangshafen am atlantischen Ozean, Greytown, versandet, die ganze Linie ist länger und kostspieliger. Zwar arbeiten die mächtigen Herren der großen Ueberlandeisenbahnen aus materiellem Interesse gegen einen Kanal. Volksmeinung und Regierungsinteresse sind sich doch zu klar darüber, was hier für die Union auf dem Spiele steht. So wird sicher die lange erträumte Verbindung der Weltmeere bald — man spricht von 10 Jahren — zur Wirklichkeit werden, aber sie wird amerikanisch sein. Dann erhält die Union eine ununterbrochen fortlaufende strategische Küstenlinie von Maine bis Washington. Dann schließt sie Mexico strategisch bereits ein und vermag England die nunmehr kürzeste Verbindung zwischen seinen Kriegshäfen Halifax (in Neuschottland) und Esquimalt (am Eingang der Straße von San Juan de Fuca auf Vancouver) jederzeit zu stören. In konsequenter Durchführung des Grantschen Ideals wird nicht nur der Continent und die benachbarten Inseln amerikanisch, sondern auch das Meer zwischen ihnen und die Verbindungsstraße, die nach der Südsee, nach dem fernen Westen führt.

Denn auch auf dem ersten Wege sind schon Erfolge erzielt. Cuba und Puertorico, lange vom Felsennest Key West aus Ziel der Flibustier-

[1]) a. a. O. 115 ff.
[2]) S. oben S. 21.
[3]) Greytown — der San Juanfluß von der Mündung des San Carlos an — durch den Nicaraguasee bis Boito am Stillen Ozean.

ſtreifſahrten und der amerikaniſchen Wühlarbeit mit dem Dollar, ſind der germaniſchen Macht zugefallen, da das romaniſche Weltkolonialreich ſie nicht mehr in der verdorrenden Hand zu halten vermochte. Auf Santa Cruz, auf San Tomé und San Juan, wo der Danebrog noch einſam weht, gehen die Aſpirationen der Yankees ſchon ſeit 1867, und es wird nicht ſtill von den Kaufplänen. Ueber kurz oder lang werden auch ſie in den Machtkreis der Union einbezogen werden. Es iſt wohl nur ein Traum, daß das deutſche Reich hier Fuß faſſen möchte, wo ſeine Marine Kohlen einnimmt, wo der Knotenpunkt der Hamburger Paketfahrt liegt, und die Einfahrt iſt ins Karibiſche Meer und den Nicaraguakanal. Es hat es wohl aufgegeben, auch hier Teſtamentsvollſtrecker des großen Kurfürſten zu werden, der im Wirbel kleiner und nächſter Sorgen mit genialem Scharfblick hier einen Angelpunkt des Weltverkehrs ſchon erkannte und einen Teil der Antillen von Dänemark pachtete. Im Hintergrund der amerikaniſchen Pläne liegt ſchon Haiti, Holländiſch-Curaçao, das Gewölk der teils franzöſiſchen, teils braſilianiſchen Antillen, ja auch Engliſch-Jamaika. Von überallher ſchießen hier die Strebungen zuſammen auf das Ziel, das Mahan[1]) einmal ſo ausdrückt: „Sind Einfuhr und Ausfuhr auf dem Miſſiſſippi genügend geſchützt, beſitzen die Vereinigten Staaten Vorpoſten und iſt die Verbindung dieſer untereinander und mit der Heimatbaſis geſichert, kurz mit gehöriger militäriſcher Vorbereitung, zu der alle notwendigen Mittel vorhanden ſind, wird das Uebergewicht der Vereinigten Staaten auf dem Karibiſchen Meer und in der Beherrſchung des interozeaniſchen Kanals eine mit mathematiſcher Sicherheit ſich ergebende Folge ihrer geographiſchen Lage und ihrer Macht ſein.“

Weſtindien, um das im 18. Jahrhundert in glänzenden Schlachten England und Frankreich rangen, wo Rodney und de Graſſe die Klingen kreuzten, iſt keinem von beiden dauernd zugefallen. England iſt Sieger gegen Frankreich geblieben, aber ihm beginnt das merkantile Intereſſe an dieſen Inſeln über andern Plänen zu ſchwinden. Die Union wird beider lachender Erbe. In abſehbarer Zeit wird die Monroedoktrin zweiter Geſtalt für Mittelamerika und den weſtindiſchen Archipel zur harten Wirklichkeit geworden ſein.

Mit Cuba ſind auch die Philippinen und Guam amerikaniſch geworden. Nicht nur nach Süden, ſondern auch nach Weſten war der Schritt über die Wellen ſchon gethan, und auch nicht 1898 zum erſten Male. Seit 1870, ſeitdem die Entwicklung über den reif gewordenen Manufakturagrarſtaat (um mit Friedrich Liſt zu reden) mit vollſter Wucht zum Handels- und Manufakturagrarſtaat trieb, ſind Gedanken aufgetaucht, *Colonien* zu erwerben. Man hat ſich in die Samoaangelegenheit verſtrickt, und in der endgiltigen Löſung ſein Teil davon getragen. Auch auf den Zuckerinſeln von Hawaii haben die Wühlereien der Zuckerpflanzer geſiegt, und trotz Japan iſt die Inſelgruppe 1898 in die Union eingetreten. Mit dieſer Expanſion aber über die Wogen des ſtillen Ozeans hat die Union den Boden der Monroedoktrin verlaſſen. Denn auch, wenn ſie ſich weiter nicht einmiſchen wollte in europäiſche Angelegenheiten, hier, wo ſich die Intereſſen *europäiſcher* Staaten im *Weltverkehr* und in der Weltpolitik kreuzten, verſtrickte und verſtrickt ſie die Ausdehnungspolitik in das Gewirr internationaler Fragen und Kämpfe. Das iſt erſt vor kurzer Zeit den Nordamerikanern zu klarem

[1]) Der Einfluß der Seemacht auf die Geſchichte. Deutſche Ausgabe I, 33.

Bewußtsein genommen. Noch 1890 (!) konnte Mr. Reed. als Sprecher des Repräsentantenhauses davon sprechen, daß die Vereinigten Staaten nur wenig mit auswärtigen Angelegenheiten zu thun hätten und um nichts sich das Volk weniger kümmere. 4 Jahre später aber that die republikanische Partei den Schritt schon voll bewußt, „die introspektive Periode ist vorbei, die Aufmerksamkeit und das Interesse des Volkes wenden sich machtvoll nach außen." (Prof. Powers, bei Filk a. a. O. S. 60). Die Republikaner geben heute die Monroelehre nach ihrem politischen Inhalt, der in der unabhängigen Beschränkung auf den nördlichen Kontinent das Heil sah, auf und schieben ihren Staat aus dieser Reserve zur Teilnahme am europäischen Konzert. Aber sie deuten die Monroelehre in ihrem Interesse nach der wirtschaftlichen Seite um, indem sie energisch die Konsequenzen ziehen, die noch undeutlich in Grants Botschaft von 1870 lagen. Amerika soll politisch und wirtschaftlich völlig den Amerikanern gehören, l'Europe chassée du nouveau monde au point de vue politique et au point de vue économique[1]). Heißt aber nouveau monde der ganze Kontinent, so sind die, die ihn sich wirtschaftlich ganz zueigen machen, die Industriellen der Union. Und so ist der Inhalt der Monroedoktrin in ihrer 3. Form politisch: aktivste Theilnahme an der Weltpolitik im Kampf um internationale, überseeische Absatzmächte, wirtschaftlich: die Einigung der 3 Amerika in einen großen prohibitiv geschützten Zollverband.

Zum Wortführer dieser allamerikanischen Ideen machte sich seit 1882 in unermüdlicher Arbeit James Blaine, erst Garfields Staatssekretär, dann Clevelands Gegner in der Präsidentenwahl, am erfolgreichsten als Staatssekretär des kürzlich verstorbenen Präsidenten Harrisson. Die dankbaren Amerikaner ehrten ihn dafür mit dem stolzen Beinamen des amerikanischen Bismarck, was ungefähr ebensoviel innere Berechtigung hatte, wie die zu Tod gehetzte Vergleichung seines Projekts mit dem preußischen Zollverein. Sein Werk war der panamerikanische Kongreß, der nach vieler Mühe 1889 zustande kam. Nachdem die südamerikanischen Deligierten — es waren 17 Staaten mit 120 Mill. Einwohnern vertreten — erst 40 Tage herumgeschleppt und ihnen die Wunder der Union gezeigt worden waren, begannen die Verhandlungen unter Blaines Vorsitz. 4 Punkte waren es, die auf der Tagesordnung standen. Zunächst Maßregeln für die Sicherung des Friedens, die im Vorschlag eines gesamtamerikanischen Schiedsgerichts gipfelten. Dies scheiterte am Widerspruch von Mexico, Chile und Argentinien. Weiter als Kern des ganzen: der Zollverein. Hier kam noch weniger heraus. Es gelang nur, mit Brasilien und einer Reihe kleinerer Staaten Reciprocitätsverträge abzuschließen, die Cleveland dann zum großen Teil wieder fallen ließ. Gleichfalls ins Wasser fielen Versuche, einen allamerikanischen Silberdollar herzustellen. Nur in der Frage der Anbahnung eines stärkeren und gesicherten Verkehr sind damals Projekte ausgesprochen worden, die im Norden des südlichen Kontinents doch teilweis Verwirklichung gefunden haben. So verlief dieser erster Versuch, ganz Amerika in einem großem Bunde zusammenzufassen, ziemlich kläglich im Sande. Ja, er wies mehr als anderes den Süden auf eine Gemeinsamkeit seiner Interessen gegen den Norden hin, und mächtig stieß Emilio Castelar ins Horn, wenn auch ohne Erfolg, eine Gegenbewegung Spanisch-Amerikas in Fluß zu bringen. Aber der Yankee ist nicht der Mann, Gedanken, deren Berech-

[1]) Delarue de B. a. a. O. S. 215.

tigung und Notwendigkeit ihm klar sind, beim ersten Mißlingen zu Boden fallen zu lassen. In seinen Augen ist „das, was nicht ist, nur das, was noch nicht versucht ist". (Tocqueville). So arbeitet diese Bewegung auch nach Blaines Tod im stillen weiter. In Philadelphia ist es das commercial museum[1]), in Washington das Bureau of american republics, die daran arbeiten, den Süden industriell und kommerziell zu erobern. So giebt z. B. das letztgenannte Bureau ein Handelsadreßbuch für alle Staaten des Kontinents heraus, an dem der Export aus dem Norden sich weiter findet. So verfolgt man den Gedanken einer international american bank, die mit ihren Filialen auf dem ganzen Kontinent den Süden vom europäischen Credit loslösen soll. Am 1. Mai ist in Buffalo die Ausstellung eröffnet worden, die ausschließlich amerikanische Produkte, diese aber in der erreichbaren Vollständigkeit aufweist und so doch eine glänzende Generalrevue ist über das, was Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel in den 3 Amerika erreicht haben. Sie muß ohne Zweifel die Annäherung von Nord und Süd befördern, wenn sie natürlich auch vornehmlich die ungeheure Ueberlegenheit der nordamerikanischen Industrie erweist, die ein konsequenter, rigoros und nur von Gesichtspunkten des eigenen Interesses getragener Zollschutz zu einer beinah hypertrophischen Blüthe entwickelt hat. Und die Fäden, die Blaines Hand entglitten sind, wird ein neuer panamerikanischer Kongreß wieder aufnehmen, der demnächst in Mexico tagen wird. Im Fluß dieser Entwicklung steht also jetzt die Union. Eine Fülle von äußeren Verwicklungen und inneren Gefahren ist umschlossen in jenem Traume Blaines, für den bewußt die republikanische Partei arbeitet, gegen den sich die Demokraten mit aller Kraft stemmen. Wird er einst zur Wahrheit, gelingt es, den europäischen Handel zu eliminieren vom amerikanischen Kontinent und wird auch Canada, wie man glaubt, als reife Frucht dem Bunde zufallen, so wird das „Amerika vom Lincolnmeer bis zum Cap Horn" andere Züge innerlich wie äußerlich aufweisen, als einst George Washington es träumte. Ob zum Heile der Union, steht dahin. Zweifellos ist, daß sie vom Wege, den sie heut eingeschlagen, nicht mehr zurück kann. Noch nicht die Uebervölkerung, aber die Ueberproduktion an Gütern treibt mit Gewalt über die traditionellen Grenzen hinaus. Und zu eng müssen Wirtschaft und Politik in der Zeit der Weltmarktskonkurrenz zusammenhängen. Im Grund aber ist es doch das Prinzip alles Lebens, daß wachsen muß, was die Kraft dazu noch in sich trägt. „Der Raum ist die Zukunft". In diesem Sinne betrachtet, steht das geschichtliche Recht auf Seiten der Republikaner. Ihnen malt sich das manifest destiny ihres Vaterlandes heute im panamerikanischen Weltreich, so sehr sie sich tragen lassen von egoistisch-wirtschaftlichen Interessen einzelner Gruppen des Wirtschaftslebens. Der Demokrat sieht die Schäden dieser Entwicklung, die ihm die höchsten und ureigensten Güter seines Volkes bedroht, und übersieht, daß was nicht wächst im Völkerleben, unweigerlich abnehmen muß an äußerem Einfluß wie an innerer Gesundheit und Kraft.

(Schluß folgt).

[1]) Darüber siehe Bosberg-Nekow, die Errichtung einer Zentralstelle zur Förderung des deutschen Außenhandels. (Schriften der Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen Nr. 9).

Wie in Berlin „öffentliche Meinung“ in Kunstsachen gemacht wird.

„...Auch die neuste Entdeckung des Salons, der junge Berliner J. Bossard, der bis vor zwei Jahren Töpfer gewesen sein soll, ist nicht besonders erfreulich. Ein Cyklus von Federzeichnungen, „Die Tragödie des Daseins“ ist ein Kompositum von Klinger und Stassen. Die bemalten Reliefs stellen ein solches von Renaissance-Motiven vor. Positiv erreicht ist gar nichts. Der junge Mensch sollte wirklich erst ordentlich lernen, ehe er sich als „denkender“ Künstler etabliert. In der Kunst ist das Rechte thun viel schwerer, aber auch viel mehr als das hoch Greifen. Leute, die so anfangen wie er, enden meist als verkannte Genies, womit niemandem und am wenigsten der Kunst gedient ist.“

So ist in Nr. 475 des „Tag“ vom 26. Oktober 1901 zu lesen. Also „Herr“ Hans Rosenhagen (der Verfasser) er — kühnt sich einen Künstler vom höchsten künstlerischen Wollen in anmaßender Weise als „junger Mensch“ zu apostrophieren und entsprechend zu behandeln, weil er weiß, daß dieser Künstler früher Töpfer gewesen ist.

„Herr“ Rosenhagen treibt nun schon solange sein Handwerk und gefällt sich in der Rolle des „gefürchteten Kritikers“, daß es höchste Zeit ist, ihm einmal die Maske herunterzureißen. Wer sind Sie denn, „Herr“ Rosenhagen? Sie sind allerdings früher Bankbeamter gewesen und Johannes Bossard war „nur“ Töpfer, aber Bossard hat unter den größten Entbehrungen, weil er den Beruf zur Kunst in sich fühlte, sich dieser gewidmet, mit der größten Energie hat er die Lücken seiner Bildung auszufüllen gewußt, daß er heute auf allen Gebieten der Litteratur, Philosophie und Kunst in einer Weise unterrichtet ist, wie wenige bildende Künstler neben ihm, während Sie, „Herr“ Rosenhagen, sich anmaßen, über Kunstwerke nicht nur privatim zu urteilen, sondern öffentlich zu schreiben, der Sie doch nicht einmal die elementarsten Kenntnisse der Kunst der Vergangenheit und der Schaffensbedingungen des Künstlers haben, der Sie noch heute über Dürers Apokalypse, wenn man Sie ihnen als ein Produkt der Gegenwart zeigte, ohne Dürers Namen zu nennen, ebenso urteilen würden, wie über Bossards Zeichnungen, der Sie lediglich in die Reihe der „elenden Scribenten“ getreten sind, weil Sie — nach eigenem Bekenntnis — das Geschäft, das nach Ihrer Meinung in der von Ihrem Bruder im Stiche gelassenen Zeitschrift „das Atelier“ lag, nicht zu Grunde gehen lassen wollten, der Sie dies thaten, ohne den geringsten Beruf zur Sache in sich zu fühlen. Diese Ursache Ihres Beginnens ist auch die Ursache Ihrer Stellungnahme der modernen Kunst gegenüber, soweit von einer solchen eigenen Stellungnahme überhaupt die Rede sein kann. Das „Atelier“ war das Sprachrohr der Clique um Max Liebermann, diese Tendenz mußte gewahrt werden. Sie machten also pflichtschuldigst Ihre Reverenz bei dem Berliner Kunstpapst und was er Ihnen einblies, haben Sie seitdem getreulich nicht nur im inzwischen entschlafenen Atelier, sondern auch sonst genugsam in phrasenstrotzenden Preßelaboraten von sich gegeben; dankbar haben Sie „in majorem gloriam Liebermanni“ ein Buch geschrieben und haben sich überhaupt in jederweise zum dienstbeflissenen Preßlakaien der Judenschaft in der Kunst und im Kunsthandel (Salon Cassirer) gemacht, Sie, der Sie doch nicht einmal selbst Jude sind. Aus diesem Gesichtspunkte versteht man auch Ihre wütenden Anrempelungen Lenbachs, als

vor Monaten das Gerücht ging, dieser habe die Absicht, nach Berlin überzusiedeln. Fürchtete etwa der, der sich für den ersten Maler Berlins hält, daß, wenn dies geschehe, seine eingebildete Stellung in der Berliner Kunst bedroht sei?!

Mit Hohn reden Sie, „Herr" Rosenhagen, von „denkenden" Künstlern in oben citierten Zeilen. Von Gedanken spürt man allerdings bei Max Liebermann nichts; soviel Instinkt hatten Sie also doch, daß Sie hier den gefährlichen Gegner witterten, daß Sie merkten, mit Liebermanns Ruhm werde es bald vorbei sein, wenn das Publikum erst wieder durch häufige derartige Darbietungen, wie Sie in Bossards Kunst liegen, Gedanken in der Kunst zu suchen sich gewöhne und nicht nur Routine und äußerliche Mache. Daher also dieser wütende, anmaßende Angriff! Max Liebermann muß geschützt werden, indem man alles herunterreißt, was er in der Kunst nicht kann.

Kann nun aber Bossard weniger?

Besitzt Liebermann überhaupt so viel Energie, um allein die Arbeit zu leisten (von den Gedanken ganz abgesehen), die in dem von Ihnen heruntergerissenen Cyklus von Federzeichnungen Johannes Bossards steckt? Kann er überhaupt einen Akt, einen Adler mit solcher Liebe und Sicherheit in Feder zeichnen, wie es Bossard hier gethan hat? Selbst Künstler, die man als Techniker der Federzeichnung zu den ersten in Deutschland rechnet, haben gerade über die rein technische Seite von Bossards Zeichnungen ihrer unverhohlenen Bewunderung Ausdruck gegeben.

Also „Herr" Rosenhagen, ehe Sie über Kunst schreiben, wie Sie solche zu betrachten vorgeben, als reines „Können", lernen Sie erst erkennen, was „Können" ist, und ehe Sie über „denkende" Künstler schreiben, lernen Sie erst denken; mit Arroganz und Phrasen ist es da nicht gethan. Wenn aber solch ein „denkender" Künstler Sie für würdig hält, ihm die Bänder seiner Schuhe zu lösen oder solche Schuhe zu putzen, so betrachten Sie dies für eine große Ehre, im übrigen können Sie ja fortfahren, den Preßlakaien des Judentums in der Kunst zu spielen; nur verständige Leute sollten durch diese Zeilen über Ihr Treiben aufgeklärt werden, damit Sie als Sprachrohr Ihrer Einbläser nicht etwa doch irgend welchen Schaden anrichten. In Ihren Künstlerkreisen, in die Sie sich begeben, „damit Sie doch wissen, was Sie über die Bilder schreiben sollen," wie eine Ihnen nahestehende Dame äußerte, können Sie dabei vielleicht ja immer noch eine gewisse Rolle spielen, wenn man Sie nicht etwa, wie ich vermute, dort hinter Ihrem Rücken obendrein noch auslacht.

Die vorstehenden Zeilen waren geschrieben, als — mir sehr willkommen — im „Tag" ein weiterer Artikel von Hans Rosenhagen erschien, in dem er selbst den Beweis erbringt für meine Behauptung, daß er auch der Preßlakai des Judentums im Kunsthandel sei. Ich hatte oben bereits angedeutet, daß es sich um den Salon Cassirer handelt; ehe ich daher die markantesten Stellen aus dem R.'schen Artikel zitiere, will ich diejenigen in und außer Berlin, die ihn nicht kennen, in einigen Worten über diesen Salon unterrichten. Das Hauptmerkmal des Salons Cassirer besteht darin, daß er nur solche Werke zur Ausstellung bringt, denen man das Prädikat „deutsch" jedenfalls nicht geben kann, bevorzugt werden die abgestandenen Werke der Franzosen, alles, was in Frankreich seiner Minderwertigkeit wegen keinen Käufer gefunden hat, hält man noch

für gut genug, es den Berlinern vorzusetzen. Woher nun diese Vorliebe für Frankreich? Einmal spekuliert Herr Cassierer geschäftsmäßig auf den Nationalfehler der Deutschen, alles ausländische über die Erzeugnisse der Heimat zu setzen, aber dann findet sich vielleicht noch eine weitere Erklärung, wenn man berücksichtigt, was über den Zusammenhang Max Liebermanns mit dem Salon Cassirer gesprochen wird. Man begegnet in Berlin vielfach der Behauptung, daß der Maler Max Liebermann geschäftlich am Salon Cassirer stark betheiligt sei. Ich bin nicht in der Lage zu untersuchen, in wieweit diese Behauptungen den Thatsachen entsprechen, sondern kann höchstens eine Art Indicienbeweis führen. Da scheinen nun manche Umstände für die Wahrheit dieser Behauptung zu sprechen: als z. B. der Salon Cassirer vor Jahren eine Kollektivausstellung des Pariſers Degas veranstaltete, wollten deren aller Grazie entbehrende Balletbilder naturgemäß in Deutschland nicht recht ziehen, da erschien plötzlich aus Max Liebermanns Feder eine Broschüre zum Lobe des Degas. Was drückte wohl dem Maler die Feder in die Hand zum Ruhme gerade dieses bei Cassirer ausgestellten Franzosen? Als die Berliner Sezession, deren Vorstand Max Liebermann ist, ihre Pforte eröffnete, fiel der geschäftliche Teil des Unternehmens und der damit verbundene Gewinn dem Salon Cassirer zu. Weshalb hat Max Liebermann, der Vorstand der Berliner Sezession, wohl den ungewöhnlichen Weg beschritten, die Leitung der Geschäfte der Sezession, soweit es sich um den Verkauf handelt, einem Kunstsalon zu übergeben? Was hat ihn wohl bewogen zuzugeben, daß der Katalog der Sezession, der mit 75 Pfennigen reichlich bezahlt war, mit zwei Mark durch die Gebrüder Cassirer verkauft wurde? Es erregte in Künstlerkreisen vielfach Anstoß, daß auf der letzten Ausstellung eine ganze Anzahl Bilder verstorbener Franzosen den deutschen Malern als Muster vorgeritten wurden, obwohl diese Bilder, wenn auch nicht schlecht, so doch auch nicht besser waren, als viele daneben stehende deutsche Gemälde. Daß Rosenhagen diese von Liebermann als unerreichte Muster hingestellten Bilder über den grünen Klee lobte, war für ihn selbstverständlich, ob sie auf diese Lobeshymnen hin einen Käufer gefunden haben, weiß ich nicht. Merkwürdig aber ist, daß man in Berliner Künstlerkreisen später vielfach der Aeußerung begegnete, diese Bilder seien Besitz der Gebrüder Cassirer. Wenn dem so war, weshalb gestattete Max Liebermann, der Vorstand der Berliner Sezession wohl, daß ein Kunstsalon seinen Besitz auf die Ausstellung einer Künstlervereinigung brachte, die eine Verkaufsgelegenheit für gute Bilder ihrer Mitglieder und gleichstrebender Künstler der Gegenwart mit ihren Mitteln schaffen wollte?

Wenn der Maler Liebermann thatsächlich geschäftlich eng mit dem Salon Cassirer verbunden wäre, so würde sich die Vorliebe dieses Salons für die Franzosen leicht erklären. Max Liebermanns Kunst ist selbst ein Pariſer Pflänzchen, er hat die Plenärmalerei zuerst aus Paris in Deutschland importiert und hätte nun ein Interesse daran, in seinem Salon zu beweisen, daß außer seinen Bildern, die dort immer stark vertreten sind (Cassirer verlegt auch seine Radierungen), nur noch in Paris gute Gemälde entstehen und daß ein deutscher Salon, wenn er gute Bilder zeigen wolle, auf diese angewiesen sei und auf solche Künstler, die neben Liebermann in Deutschland im französischen Geiste arbeiten.

Wenn man diese Verbindung Liebermann-Cassirer annimmt, so ist es natürlich auch nicht wunderbar, daß der Leibkritiker Liebermanns nur das vorzüglich findet, was in diesem Salon geboten wird, und das erklärt

auch das Folgende: Nachdem Roſenhagen in einem Aufſatz, dem die im erſten Teile dieſer Betrachtungen citierter Zeilen über Boſſard entnommen ſind, alle Ausſtellungen der übrigen Berliner Kunſtſalons heruntergeriſſen hat, obwohl dieſelben, beſonders die von Keller und Reiner, bei weitem intereſſanter und wertvoller ſind, als die des Paul Caſſirer, ergeht er ſich in einem weiteren Aufſatz in Nr. 483 des Tag in den unten folgenden ſpeichelleckeriſchen Ergüſſen dem jüdiſchen Händler gegenüber und reißt, um den Geſchmack Paul Caſſirers möglichſt hoch zu erheben, ihm zur Liebe die deutſche Kunſt als Geſamtheit herunter. Beſonders amüſant iſt dabei, daß Roſenhagen auch ſeine geliebten Franzoſen nur gut findet, wenn ſie bei Caſſirer ausgeſtellt ſind, wenn ein franzöſiſcher Künſtler ſich einfallen läßt, etwa bei Keller und Reiner auszuſtellen, ſo taugt er ſchon deshalb nichts. Ja, warum iſt er nicht zu Caſſirer gegangen, da würde er auch Herrn Roſenhagens Beifall gefunden haben. Man leſe:

„Endlich einmal eine Ausſtellung, die etwas ſagt, und über die ſich daher reden läßt! Im Salon Caſſirer bilden ſolche Ausſtellungen freilich die Regel; aber was man an anderen Stellen in dieſem Herbſte bisher zu ſehen bekommen hat, konnte wirklich jeden Enthuſiasmus für die Kunſt dämpfen. Franzöſiſche Bilder und franzöſiſche Bilder ſind ein Unterſchied. Es hat nicht den geringſten Zweck, daß dem Publikum mittelmäßige gezeigt werden. Mittelmäßigkeiten giebt es im Inlande genug, und wenn ſchon ſolche gekauft werden ſollen, ſo haben die einheimiſchen Künſtler unbedingt Anſpruch auf Vorzug. Daran müßten die Salonbeſitzer denken. Es iſt ſicher, daß die deutſchen Künſtler den unmotivierten Bilderimport aus Paris als eine Schädigung ihrer Rechte empfinden. Die franzöſiſchen Bilder dagegen, die bei Caſſirer zu finden ſind, entziehen der deutſchen Kunſt kaum etwas. Wer davon kauft, hat überhaupt nicht die geringſte Neigung für mittelmäßige Arbeiten. Außerdem handelt es ſich meiſtens um ſolche Koſtbarkeiten, daß mehr angeſehen, als gekauft wird. Gute Bilder ſind immer lehrreich, für die Künſtler ſowohl wie für das Publikum. Selbſt wenn dieſes nicht ſtets die Qualität begreift. Etwas bleibt doch haften, und ſei es auch nur das Bewußtſein, ein Stück hiſtoriſch wertvolle Kunſt geſehen zu haben. So neu dem Berliner Publikum auch die im Salon Caſſirer gezeigten Bilder erſcheinen mögen — bis jetzt hat es mit einer Ausnahme (George D'Eſpagnat) dort nur hiſtoriſche franzöſiſche Malerei zu ſehen bekommen. Daß ſie hier modern wirkt, iſt ein Zeichen für die Rückſtändigkeit der deutſchen Kunſt nach einer gewiſſen Richtung" . . .

Beſonders bezeichnend iſt noch der Schluß:

. . . . „gehört ebenfalls zu den Sehenswürdigkeiten dieſer Ausſtellung, mit der Caſſirer zu erkennen giebt, daß es ihm weder an dem guten Willen, noch an der Möglichkeit fehlt, ſich in ſeinen beſten Darbietungen noch zu übertreffen."

So dick aufgetragene Reklame bedarf wohl keines Commentars. Meine nicht eben hohe Meinung über den Inhaber des Salons, ſeinen Kunſtſinn und dergleichen zu entwickeln, will ich, als nicht hierher gehörig, unterlaſſen. Jedenfalls beneide ich Herrn Roſenhagen nicht um ſein Ideal eines deutſchen Kunſthändlers.

Es ließe ſich aus dem übrigen Inhalt des angezogenen Artikels noch manches amüſante zur Charakteriſtik Roſenhagens hervorheben, wie von der Lüſternheit des Franzoſen ſeine Sinne, gleich denen eines Bauernjungen, der etwa ein nacktes Modell ſieht, gefangen genommen ſind, daß er

in Worten förmlich schmatzt, wie er sinnlich hingerissen selbst die Fehler der Franzosen, die er (sprich Liebermann) nicht ableugnen kann, ihnen zum Vorteil zu wenden weiß; so mancherlei ließe sich da noch herausholen, aber ich will schließen, da ich fürchte, daß mir die Redaktion zu allen diesem den Raum nicht bewilligen würde.

Das ist Herr Hans Rosenhagen, der „gefürchtete Kritiker".

F. Grau.

Ein Drama von Gobineau.

Der ernsten, immer wachsenden Gobineau-Gemeinde, die auch unter den Lesern dieser Zeitschrift ihre Mitglieder hat, macht der verdienstvolle Professor Schemann ein Buch aus dem Nachlaß des normännischen Grafen zugänglich. Nicht in Uebersetzung freilich, denn das wäre hier ein schweres Wagestück, da es sich um eine Tragödie in Alexandrinern handelt, um eine eigenartig-schwungvolle, poetisch-beflügelte Sprache, die nicht so leicht in deutschem Vers wiederzugeben wäre. Aber wenigstens ist die Ausgabe des vorliegenden „Alexandre le Macédonien" (Tragédie en cinq actes; Straßburg, Verlag von Carl J. Trübner) so sorgsam, so klar und schön eingeleitet, auch mit etlichen dankenswerten Anmerkungen zum Text versehen, daß wir Deutschen, vermöge unserer höheren Schulbildung, leicht in der Lage sind, das Werk in dieser Umrahmung mit vollem Genuß auf uns wirken zu lassen.

Man tritt zunächst mit einigem Mißtrauen an das Buch heran, Man denkt: nun, dieser hochgebildete „Dilettant" hat sich eben auch einmal im Stil Racines, in gewiß geschmackvollen Alexandrinern, mit gewiß feiner und bedeutsamer Auffassung an einer Tragödie versucht; wird wohl ziemlich „langweilig" sein! Aber man ist bald angenehm enttäuscht: trotz der klassisch-französischen Form und Breite der Diktion, ist in diesem Jugendwerke so viel seelischer Schwung, so viel inneres Leben, ja, Leidenschaft, Kraft und Hoheit, daß wenigstens ich für mein Teil diese „tragédie" in einem Zuge gelesen habe. Und Gobineaus Grundidee von der Einsamkeit des Großen, Gobineaus bedeutende Geisteskraft tritt auch hier, trotz mancher von Gobineau später selber betonter Fehler, dem Freunde dieses vornehmen Mannes und Denkers bezwingend entgegen.

Der Stoff behandelt die letzten Monate des königlichen Alexanders. Die Generäle sind müde; der immer weiter fliegende Eroberer, der sich als Gottgesandter fühlt, wird ihnen geradezu lästig. Babylon und das erschlaffende Persien mögen indirekt das weitere zu dieser Willensermüdung beigetragen haben, obwohl Gobineau von solchem Milieu-Einfluß eigentlich keinen Gebrauch macht und die Vertreter des Persertums mit wenigen Strichen im Hintergrunde läßt. So entsteht nun der Nährboden für Verschwörungen. Der Brausekopf Philotas wird freilich rasch entdeckt und enthauptet; aber die Luft ist mit den Miasmen der Unzufriedenheit, des Neides, der Genußsucht, der Herrschsucht bereits gefüllt und wird nimmer rein. Dazu kommt, daß sich Roxane, Alexanders Gattin, mit den Verschwörern einläßt, tief beleidigt durch Alexanders

Vermählung mit Statira. Und nun zieht sich das Gewebe zusammen. Noch einmal durchbricht der umlagerte, von Ahnungen gequälte, seines treuen Hephästion beraubte König in wildem Anfall die Gemeinheit und Heimtücke seiner Umgebung, indem er den roh höhnenden Clitus in offenem Festsaal niedersticht. Aber das Gift Roxanes thut seine Schuldigkeit. Der letzte Akt ist das fiebernde Hinsterben eines großen, echt königlichen Geistes, der den umlauernden, auf seinen Tod wartenden Generälen auf ihre Frage nach seinem Nachfolger den wehvoll-ironischen Bescheid giebt: „Le plus digne!“ Der „Würdigste“ unter diesen Unwürdigen solle König sein. Dies ist das letzte Wort der Tragödie. Noch eine unmittelbar hinterher laufende Notiz: il meurt — und das Lied von der Umstrickung, Erwürgung eines wahrhaft Großen ist zu Ende.

Alexander gehörte zu den Lieblingshelden Gobineaus; ja dieser Eroberer, in dem das Religiöse den starken Grundton angab, war ihm, wie Schemann sagt, „unter allen geschichtlichen Persönlichkeiten gleichsam der Held aller Helden“. Und in einem Briefe nennt er einmal diese glänzende Zusammenfassung des Griechengeistes, im Gegensatz zu dem nüchterneren Römer, dem genialen, aber „intriganten Cäsar“, einen „göttlichen Menschen“.

Schemann schreibt über das äußere Schicksal des Stückes:

„Der genaue Zeitpunkt der Abfassung unseres Werkes hat bis jetzt nicht ermittelt werden können. Fest steht nur, daß es ein Jugendwerk und vor 1848 entstanden ist. Um die Zeit dieses Schreckensjahres hatte Gobineau es beim Théâtre français eingereicht, ja es war dort bereits zur Aufführung angenommen worden, als die Ereignisse der Revolution dieser entgegentraten und die Hoffnungen des jungen Dichters über den Haufen warfen. Die damalige republikanische Regierung glaubte sich verpflichtet, alle Dinge von ihrer politischen Seite zu betrachten, und so nahm sie den großartigen Heroïsmus des Alexander für Imperialismus und sprach demzufolge ein Veto über das Stück aus, das ihm, wenigstens als lebendigem Bühnenwerke, für immer zum Grabspruche werden sollte, bis wir es denn heute wagen, es zunächst wenigstens als litterarische Erscheinung wieder auferstehen zu lassen.“

Und er bemerkt über Inhalt und Idee:

„Die Grundidee des Stückes ist recht eigentlich eine von Gobineaus leitenden Lebensideen: wie sehr das Große hier auf Erden einsam steht. Der Genius, der Gott im Menschen, kaum von Einem begriffen: die einzig die Größe erfassende Freundestreue durch Neid und Tücke gemeuchelt, Frauenliebe durch Eifersucht vergiftet und selbst zur Giftmischerin geworden — wie ein schriller Schrei des fürchterlichsten Hohnes tönt in eine solche Welt das Schlußwort der Tragödie, das letzte Wort des sterbenden Helden hinein: daß er seine Krone „dem Würdigsten“ unter diesen Kreaturen hinterlasse!

„Aus dem hier Gesagten geht bereits hervor, was, wenn man will, ebenfalls ein Mangel der Tragödie ist, was aber zugleich ihre herrlichsten Vorzüge bedingt: daß Licht und Schatten darin, nicht ganz im Einklang mit den Thatsachen der Geschichte in der Weise verteilt ist, daß ersteres fast ausschließlich auf Alexander fällt, dessen Heldengestalt, überaus groß und schön herausgemeißelt, erschütternd und ergreifend vor uns steht, und dessen geschichtliche Rolle in ihrer ganzen weltumspannenden Bedeutung (in seinen eigenen und Oxyartes Worten) nicht minder meisterlich entwickelt wird. Keine menschliche Schwäche vermag die Erhabenheit

einer Apotheose zu schmälern, die es auch dem blödesten Auge klar aufgehen lassen muß, daß, was hier „vergöttert" wird, nicht das Individuum ist, sondern die Idee, als deren Träger dies erscheint: wie ja denn auch der Held selbst zwar immer ein Kind des Augenblicks in seinen Stimmungen bleibt, und doch in jedem dieser Augenblicke die ganze Ewigkeit in Kopf und Herzen trägt."

Auch über die Form, die Sprache, die Diktion ist der Herausgeber mit Recht der Bewunderung voll; er stellt diesen freilich jugendlichen Alexander weit über Racines bedeutungsloses Jugendwerk. (Bei uns hat übrigens Hans Herrig, nebenbei bemerkt, den Stoff behandelt). Wenn er im Vorwort anregt, man solle mit dieser Tragödie den Versuch machen, im französischen Unterricht Gobineau der deutschen Jugend nahe zu bringen, so ist diese Anregung entschieden der Befürwortung wert. „Auf unseren höheren Lehranstalten", schreibt Schemann, „führen neben so vielen anderen auch Racine und Corneille ein schemenhaftes Dasein: sollten da nicht Gobineau und sein Held in ganz anderer Weise den Weg zu jungen deutschen Herzen finden?" In der That, ein schöner Funke von Gobineaus Gesamtpersönlichkeit findet sich auch in dem gewissermaßen modernisierten und lebendigen Klassizismus dieses Werkes. Und diese Persönlichkeit und ihren stolzen, starken, weitschauenden Geist unserer unstolzen und unstarken Zeit nahe zu bringen, mag sich hier in der That ein wenigstens erwägenswertes Mittel bieten. Nicht um des Namens und der Person Gobineaus willen, sondern um des idealen Geistes willen, der in diesem Normannen Wohnung genommen hat und den wir wahrlich brauchen.

Fritz Lienhard.

Rhein-Dämmerungen.

Gespräche auf dem Lande von Ernst Wachler.

Viertes Gespräch.

Wilfrid. Auf dem Rhein! Wie köstlich kühl die Luft weht! Wie herrlich liegt Rolandseck!

Klothilde. Genießt den Blick, eh der Dampfer uns entführt.

Wilfrid. O Wundergarten! O glücklich Land, mit hundertfältigem Reiz geschmückt!

Klothilde. Seht Ihr mein Heim über uns? Wie hell es aus dem dunklen Laube leuchtet?

Wilfrid. Gleich einer Insel in einem Meer von Grün. Wahrlich, keine Göttin wohnt schöner!

Klothilde. Wie rasch wir gleiten! Schon Nonnenwerth vorüber mit seinem Klosterhof! Droben der Pavillon, wo uns jüngst das Unwetter überraschte, und der Rolandsbogen! Das ist der Rodderberg, den wir umfahren.

Wilfrid. Schäumst du unwillig auf in schneeweißem Gischt, dunkler heiliger Strom, wenn der Mensch mit starkem Schaufelrad jäh deinen Spiegel zerreißt? Zürn uns nicht, die wir fromm deine blühenden Gefilde durchfahren, deine uralten Städte betreten! Wer stets so schauen könnte, über die Brüstung gelehnt, mit offnem Herz und Sinnen der schönen Welt hingegeben!

Klothilde. Wohin verliert Ihr Euch? Kommt nach vorn, mein Freund, eh das breite Bild des Gebirges schwindet. Hier schweift der Blick nach allen Seiten, hier hemmt kein Zeltdach, stört kein Fremder.

Wilfrid. Wollt Ihr Euch setzen?

Klothilde. Ich dank Euch. Das ist mein Lieblingsplatz, hier vor der Ankerwinde. Himmel und Wasser ringsum! Seht Ihr es durch die Luken spritzen? Atmet Ihr nicht freier? Seid Ihr noch auf dem Schiff oder auf einer luftigen Warte?

Wilfrid. Und was zeigt mir meine holde Führerin?

Klothilde. Sagt Euch das Siebengebirge nichts? Diese Weiler am Abhang, die Pflanzungen, die bewaldeten Gipfel? Dies glänzende Land, den Himmlischen teuer? Dies Bild, so reich, so farbenprächtig — wer kann sich davon trennen, davon losreißen? Möcht es nicht trinken mit aller Macht der Sinne, eh' es, allzurasch, vergeht?

Wilfrid. Ihr Heimatberge! Grüne lachende Flur! Wen berauschte nicht Eure Herrlichkeit! Trunken das Auge, trunken vor solcher Fülle. Wohl giebt es schönere Länder; doch was sind sie uns?

Klothilde. Seht, wie der Drachenfels naht, vom Wald bedeckt, von der alten verfallnen Burg bekrönt! Die Höhle drunten, wo Siegfried den Lindwurm tötete und im Blut sich stählte: der Wein dort heißt noch Drachenblut. Der Strom wendet sich! Schon erblickt Ihr Königswinter, schon drüben Godesberg, in weiches Grün gebettet, und fern im Duft unser Ziel: das strahlende Bonn!

Wilfrid. Teure, ehrwürdige Stätten, durch unsrer Väter Glauben und Thun geweiht! O Godesberg, sagenumrauscht, des höchsten Gottes hehre Wohnstatt! Bonn, lichtes Kleinod du, des großen Dietrichs Heldensitz! O heiliger Rhein, du Straße unseres Ruhms!

Klothilde. Sind es nicht Märchen, wovon Ihr schwärmt? Der verständige Mann achtet dessen kaum. Was weiß das Volk noch davon? Hat man ihm nicht allen Glauben genommen? Allen Schmuck der Einbildungskraft, daran es Freude fand? Schöner bunter Schmetterling, welchen Schmelz hätten trockne Gelehrte nicht von deinen Flügeln gestreift?

Wilfrid. O Thorheit der nüchternen Vernunft! O Afterwissenschaft, die uns verdirbt! Ist denn die hohe Sage unseres Volkes ein müßiges Spiel der Erfindung? Seicht und ärmlich, gleich dem Flickwerk modischer Köpfe? Ist sie nicht unsere Geschichte, tiefer erfaßt und mächtiger geprägt, als es Gelehrsamkeit je vermag? Ist sie der Spiegel nicht unseres Glaubens und Denkens, unserer Sitte und Art? Ein Schatzhalter des Heiligsten, was wir besitzen? Ein goldnes Band, das uns mit der Vorzeit verknüpft? Das alle Glieder unsres Volkes umschlingt?

Klothilde. Lehrt man uns denn nur dazu, die Schönheit der Welt zu zerstören? Den offnen heitren Sinn verschlossen, den begeisterten dumpf und zweifelnd zu machen?

Wilfrid. Hoher, gewaltiger Fels! Dem gemeinen Kopf bist du freilich nur eine Masse von Stein, ein Gegenstand des Nutzens; mit welch anderm Auge aber betrachtet dich Kind und Volk! Hier ist der Schauplatz des Drachenkampfes; hier, in dieser finstren Waldung, schritten Götter und Helden, flammte Zornmut auf, geschahen unvergeßliche Thaten. Von ihnen melden die Jahrhunderte; wer, armselige Kärrner, wird von euch melden?

Klothilde. Wie doch in Natur und Kunſt alles zur Einheit verwoben iſt! Wie doch Landſchaft, Glaube und Sage ein lebendiges Ganze bilden! Und welche Stücke giebt uns heut die Wiſſenſchaft dafür, zerbrochen und zerſtreut, niemandem zur Freude!

Wilfrid. Wann hat das Getriebe der Tüftler je Leben gezeugt? Iſt je aus der Dürre ein Quell entſprungen? Aus dem Staub eine Blume? Doch dringt ſchon hinter jenen armen Gelehrten, die über Körnchen erblindet ſind, ein neues Geſchlecht heran. Sie verſchließen ſich nicht — Fremdlinge im Vaterland — mönchiſch in einſamer Klauſe, ſondern gehen hinaus in die bunte Welt. Sie graben Schätze ſtill aus den Tiefen, doch nur, um ſie ihrem ſehnſüchtig harrenden Volke zu ſpenden. Edle warmherzige Bereicherer unſeres Lebens! Die nicht in leerem Wuſt uns erſticken, ſondern mit friſcher Koſt uns laben! Nicht mit tauſend Einzelheiten uns verwirren, nein, unſern Blick aufs Ganze lenken! Uns zum Verſuch, zur Erfindung, zum Schaffen ermuntern! Wenn wir die Kräfte der Natur uns dienſtbar machen, wenn heut der Dampf die Schiffe ſchleppt, die ihre reiche Fracht von Hollands Häfen zu Berg führen, — beleidigen wir die dunklen Waſſer mehr als der Segler, der in ſchneller Fahrt ſie durchſchneidet? Mit welch ſtaunender Andacht erfüllt uns nicht die Kenntnis der Natur mehr und mehr! Ruhmwürdige Geiſter, denen wir ſie verdanken! Welche Fördernis, welchen Anſporn gaben ſie! Und jene kühnen Forſcher, die ferne Länder und Meere entdecken und erſchließen: wer bewunderte nicht ihren Hochſinn, ihre Wageluſt, ihren Heldenmut? Nicht ſie entſtellen das ſchöne Antlitz der Erde; vielmehr jene häßlichen Spinnen, die alle Pracht mit ihrem grauen Gewebe verdecken.

Klothilde. Und wie entreißen wir unſere Heiligtümer dem Schleier, der ſie verbirgt?

Wilfrid. Unſer Blick iſt hell und rein, unſer Gefühl iſt warm: lehren wir das Volk, mit unſern Augen zu ſehn, mit unſrer Glut zu empfinden! Die Thorenweisheit, womit man es erfüllt hat — ſie wird verwehen wie Spreu im Winde.

Klothilde. Heut aber herrſchen Kaltſinn und Zweifel, nie ruht der ätzende Verſtand und vor nichts ſchreckt zudringliche Gier zurück — wer ſoll da die hohen Güter vor den Gefahren ſchützen, die ihnen drohen?

Wilfrid. Wozu leben Künſtler und Dichter? Kein edler Amt für ſie, als Hüter des Heiligſten zu ſein. Aber was ſage ich! Aus ſich ſelbſt wird die Wiſſenſchaft den Retter erzeugen: und ſie, die ſo lang auflöſte und zerſetzte, wird lernen, mit uns gemeinſam zu bauen. O ſchöner Bund, wenn die geiſtesgewaltigen Mächte das Leben der Völker geſtalten! Wenn der Zauber ihrer Wirkung alle Seelen durchdringt! Der Niederſte, von ihrem Strahl getroffen, zur Ahnung des Höchſten ſich erhebt!

Klothilde. Wird er jemals ſolchen Führern folgen?

Wilfrid. Wenn es Denker ſind mit dem Auge des Künſtlers, Künſtler mit dem Tiefſinn des Denkers — ſicherlich! Ordner und Deuter unſeres Daſeins — bedürfen wir heut ihrer weniger als vormals? Die Einheit der Welt, die lang verlorne: ſie ſind es, die ſie uns wiederſchenken!

Klothilde. Dämmerung umfängt den Strom. Seht, wie ſich Licht um Licht entzündet! Wie's an den Maſten, an den Ufern aufleuchtet!

Wilfrid. Der Wind weht ſtark; Euch ſchauert. Nehmt meinen Mantel!

Klothilde. Auf daß Ihr fröret!

Wilfrid. Was thut es mir? Aber Euch! — Ich bitt Euch von Herzen.

Klothilde. So gebt. — Wer hat mich ſonſt ſo verwöhnt?

Wilfrid. Gewiß, wer Euch liebte. Doch wie raſch verging uns die Zeit! Was dort aus dem Dunkel emportaucht —

Klothilde. Iſt Bonn mit ſeinen Landhäuſern und hängenden Gärten am Strom!

Wilfrid. O märchenhaftes Bild! Tauſend blitzende Lichter in Nacht und Wind! In welchen Zauberkreis traten wir ein?

Klothilde. Drüben flimmern die Fenſter der Stadthalle, dran wir vorüberfahren!

Wilfrid. Und jene Schnur, weithin im Bogen gleich einer feurigen Schlange gedehnt —

Klothilde. Iſt die Rheinallee, die den Feſtort mit der Stadt verbindet.

Wilfrid. Himmel und Erde in Eins! Nur des Stroms Silber funkelt in der Finſternis. Geſpenſtern gleich gleiten Dampfer mit rotem und grünem Licht, gleiten die ſchwarzen Rumpfe der Schiffe an uns vorbei. Wie der Schein ſich auf den Waſſern wiegt! O traumhafte Maiennacht! Daß ich ſie mit Euch verleben darf!

Klothilde. Lockt Euch dies Schauſpiel nicht, am Rhein zu bleiben?

Wilfrid. Immer ſtärker das Glutenmeer! Immer näher die Brücke, hoch überm Strom geſpannt, von Lichtern ſchimmernd! Gleich Ungetümen ſteigen die dunklen Schatten der Parks vor uns auf! Weißglänzende Villen in tiefem Grün! Baſtei und Türme der altersgrauen Stadt!

Klothilde. Die Schiffsglocke tönt. An Land, wo treue Herzen unſrer warten!

Deutſche Götter und Helden.

Unſere Vorzeit I. Nordiſch-germaniſche Götter und Helden. In Schilderungen für Jugend und Volk. Von Dr. Wilhelm Wägner. 7. Auflage. Leipzig, 1901. Otto Spamer. geb. 8.50 Mk. — Das deutſche Götter- und Heldenbuch. I. Amelungenſage. Erneuert von Richard v. Kralik. Stuttgart u. Wien. Joſ. Roth'ſche Verlagshandlung. geh. 1 Mk.

In neuer, ſiebenter Auflage liegt uns ein Werk vor, das zur bevorſtehenden Weihnachtszeit beſondere Beachtung verdient: „Nordiſch-germaniſche Götter und Helden" von Dr. Wilhelm Wägner. Viele Tauſende werden ſich dieſes ſchönen Buches mit Freude und Dankbarkeit erinnern, das ihnen in der Jugend die Kenntnis unſerer Vorzeit erſchloſſen hat und zum erſtenmale einen Begriff davon gab, welch herrliche, unabſehbare Schätze das deutſche Volk in den ſo ſchmählich verſchütteten Tiefen ſeiner Vergangenheit barg.

Schon vielerorts iſt in Erfüllung gegangen, was der Verfaſſer ſich zur Aufgabe ſtellte: die Samenkörner zur Kräftigung des deutſchen

Nationalgefühls sind fröhlich aufgegangen, wenn auch wohl leider noch gar viel davon auf steinigen Boden gefallen ist. „Quillt doch aus den Mythen und Sagen der ureigne Geist des Germanentums oft gar wundersam hervor; erkennt man doch in dem Grauen einer wilden Zeit herrliche Züge deutscher Liebe und Treue, deutscher Redlichkeit und deutschen Heldensinns. Zweifellos stellen sich, was Tiefe des Inhalts und Schönheit der Form angeht, die uns überlieferten nordisch-germanischen Mythen und Heldensagen den Dichtungen des klassischen Altertums ebenbürtig zur Seite, und gar manche dunkle Seite des Aberglaubens und der Volksüberlieferung wird erhellt, wenn unser geistiges Auge in die Bedeutung ehrwürdiger Volkssitten eindringt und wenn ihm dann das Wesen eigenartiger Gebräuche, sowie der Ursprung derselben klar wird."

Das Fortleben der alten Sitten in den Volksbräuchen unserer Tage schildert der Verfasser in einem Anhang, auch hier, wie in der Erzählung, aufs glücklichste den Volkston treffend und in stetem Hinweis auf die immer wachsende Bedeutung unseres Altertums für die heutige bildende Kunst und Dichtung, deren wahren Meistern — wie Richard Wagner — allen Zweiflern zum Trotze gelingt, das heilige, verkannte Erbgut in frisch erschimmerndes Geschmeide umzuformen.

Auch die neuen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sind an dem Buche nicht spurlos vorübergegangen und in der Darstellung der Sagen ist es gelungen, die Verbindung der einzelnen Teile immer enger zu schließen. Auf diesem Bestreben ruht die Weihe alter dichterischer Gepflogenheit. Die Sagen der Völker verherrlichen *ihre* Thaten, *ihr* Geblüt. Was fremden Blutes ist, das ist nicht echt und gehört da nicht hinein. So erklärt sich auch Richard von Kraliks Bemerkung: „Die Sage macht eben aus aller Welthistorie Familiengeschichten." Dieser Gedanke hat sich ihm aufgedrängt bei der Abfassung eines großangelegten Werkes, des „Deutschen Götter- und Heldenbuches", dessen erster Teil, die Amelungensage, bereits erschienen ist. Nichts geringeres soll es bieten als eine umfassende Neubearbeitung des ganzen gewaltigen Sagenkreises, welcher das jugendfrische, siegreiche Auftreten des Germanentums auf der Weltbühne verklärt. Wohl überschaute Wilhelm Grimm zum erstenmal den ganzen Stoff in seiner deutschen Heldensage, 1829. Seitdem hat die Gelehrsamkeit ihre Arbeit rastlos fortgesetzt, haben bildende Kunst, Dichtung und Musik die entfremdeten Gestalten wieder belebt. „Trotz allem macht die deutsche Heldensage noch stets den Eindruck eines riesigen Trümmerfeldes, aus dem einige köstliche Turmbauten hervorragen, die aber auch immer mehr durch die Arbeit der wißbegierigen Ausgraber in Gefahr geraten, einzustürzen. Da scheint es nun wünschenswert, nach so vielen Versuchen, nach einem durch zweimal siebenhundert Jahre fortgesetzten Bauen und Zerstören, ein Werk zu besitzen, das mit der größten Treue und Vollständigkeit, allerdings ohne überflüssige Weitschweifigkeit, in bester Ordnung, in lesbarer Form das ganze Gebiet umfaßt, die ganze nationale Arbeit möglichst abschließt, weder romanhaft dichtend, noch gelehrt deutelnd.

„Dies Werk sei denn hier gegeben nach der Vorarbeit eines ganzen Volkes, freilich mit dem Gefühl der Unzulänglichkeit im einzelnen, zögernd und mit dem Bewußtsein der schier unüberwindlichen Schwierigkeiten. — Es war notwendig, eine einheitliche Form zu wählen. Am natürlichsten schien sich die Strophe des Heldenbuchs und des Hildebrandliedes darzubieten, doch wurde der Strophencharakter durch Aufgeben der Vier-

zeiligkeit absichtlich verwischt." So ist alles dem Stile der mittelhochdeutschen Gedichte genähert.

„Von der echten Sage aber gilt das Wahrwort des Aristoteles, daß sie philosophischer sei als die Historie, das heißt, daß sie der inneren Wahrheit näher kommt als die historische Forschung. Die Sage verhält sich zur Wirklichkeit, wie das Idealbild des Bildhauers zur Natur. Es handelt sich dabei nicht um eine Verschönerung, Verzierung, sondern um eine Verdeutlichung, Typisierung. Nur in der Form der Sage kann die Geschichte volkstümliches Gemeingut werden."

J. N.

Empfehlenswerte Weihnachtsbücher.

Für das kommende Weihnachtsfest verweisen wir unsere Leser auf die im vorigen Jahrgang der „Deutschen Zeitschrift" (Heft 5,1900) veröffentlichte Litterarische Weihnachtsliste, sowie auf den im gleichen Heft veröffentlichten Aufsatz „Deutsche Jugendbücher."

Von neueren Erscheinungen des Büchermarktes empfehlen wir besonders:

H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (18 M.) — Albrecht Wirth, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte (4,50 M.) — Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit (der Band circa 6 M.) — Graf Hoensbroech, Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit (14 M.) — Gourgaud, Napoleons Gedanken und Erinnerungen (3 M.) — Nietzsches Werke Bd. 13 (circa 7 M.) — Gurlitt, Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts (12,50 M.) — Schick, Böcklin-Tagebuch (12 M.) — Kralik, Deutsches Götter- und Heldenbuch I (1 M.) und Kunstbüchlein (2,40 M.) — L. v. Kunowski, Ein Volk von Genies; Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens (je 4 M.) — Schultze-Naumburg, Häusliche Kunstpflege (3 M.); Studium und Ziele der Malerei (5 M.) — Lienhard, Gesammelte Schriften (25 M.). —

Beiblatt.

* Siebenbürgische Ecke. Mit erschreckenden Riesenschritten nimmt in jüngster Zeit in gewissen sächsischen Kreisen der Abfall vom angestammten Volke und dem alten Glauben überhand. Die Sachsen, die der Magyarisirung bisher mit aller Entschiedenheit entgegengetreten waren, scheinen in ihrer eisernen Beharrlichkeit nachglassen zu haben. Allenthalben werden Nachrichten kund, daß selbst angesehene Sachsen sich von ihren Stammesgenossen abgewendet und nicht nur den guten deutschen Namen gegen einen magyarischen eingetauscht haben, ja selbst vom Glauben abgefallen sind, um zum Katholizismus oder dem reformierten Glauben überzutreten. Keineswegs fehlt es in dieser traurigen Zeit auch an besonnenen, mahnenden Stimmen, die mit Ernst und Feuereifer auf das ehrwürdig alte Deutschtum des Volkes hin-

weisen und den Nationalgeist wieder zu stärken suchen. Entschlossenes gemeinsames Vorgehen Aller ist in diesem Falle die beste Abwehr gegen derartigen Verrat am eigenen Volke, wie ihn die redlich Deutschgesinnten nicht genug ächten können. Neuerdings wurde der schöne Vers Fr. W. Schusters mannigfach zitiert, der in seiner schlichten und volkstümlichen Art den Abfall vom Mutterstamme seelenergreifend zu strafen weiß:

„O, seit er die Muttersprache verriet,
Den fremden Namen erworben,
Und seit er von seinem Volke sich schied, —
Er ist mir gestorben, verdorben."

Nicht herzerschütternder kann man das machtlose Weh eines bedrängten Völkchens ausdrücken, als es dem Dichter in diesem Verse gelungen ist. Doch nicht immer begnügt sich das Volksbewußtsein der siebenbürger Sachsen mit dem dumpfen Ertragen des Ungemaches, es kommt nicht selten zu heftigen, leidenschaftlichen Scenen, bei welchen es lauter und tumultartiger zuzugehen pflegt. So gab es heuer im Hermannstädter Theater — einem der wenigen noch verbliebenen deutschen Bühnen Ungarns — einen lebhaften Skandal, der mit dem Niederzischen eines magyarischen Gastspiels begann und fast zu einem Handgemenge ausartete. Lebhafte Polemiken in den Journalen waren die nächste Folge dieses Vorfalls, und es war in der That eine zeitlang in Frage gestellt, ob das deutsche Theater in Hermannstadt nicht gänzlich geschlossen werden würde. Glücklicherweise wurde die Angelegenheit nach einer Reihe von Interpelationen und gerichtlichen Nachspielen friedlich beigelegt.

Allgemeine Anerkennung verdient die hiesige sächsische Dilettantenbühne, welche mit zwei dramatischen Aufführungen, „Der Her der Hann" und „Viola" — beide von einem jungen siebenb. sächsischen Dichter — zwei großartige Erfolge errang, auf die ich noch besonders in der „Volksbühne" einzugehen beabsichtige.

Bietet die politische und gesellschaftliche Lage des Landes nicht viel Erquickliches, so erweist sich dagegen die herrliche Natur Siebenbürgens viel freundlicher und wohlwollender. Zwar hatte im heurigen Jahre auch die Landwirtschaft gegen den Himmel zu manchen Klagen genugsam Ursache gehabt. Ein sich doppelt wiederholender Maischnee, der nach herrlichen Frühlingstagen die ganze Hochebene in ein Schneefeld verwandelte, verursachte ganz bedeutenden Schaden an den in frischer Blüte stehenden Obstkulturen. Daher ist auch die Obsternte heuer im Verhältnisse zu andern Jahren viel spärlicher geraten und manche Obstarten wie Kirschen und Aprikosen sind fast gänzlich ausgeblieben. Dafür aber gab es zum Ersatz Erdbeeren, Himbeeren und Frühbirnen die schwere Menge. Die Frühkartoffeln erscheinen hier ziemlich spät und sind von sehr mittelmäßiger Sorte. Ein ausgiebiger Regen in der sich pünktlich einstellenden Medardusperiode ließ in Ueberfluß die trefflichen Gattungen genießbarer Pilze, wie „Bärentatzen", „Nagelschwämme" Champione u. a. m. aus dem nassen Erdboden hervorwuchern.

Leider hat auch die Bodenkultur durch verheerende Hagelschläge Schäden genommen, die jedoch durch eine Reihe andauernd günstiger Tage halbwegs ausgewetzt wurden. Der Schnitt, der hier etwas spät seinen Anfang nimmt, steht knapp bevor. — Die Weingärten auf den südlichen Abhängen versprechen heuer — von Zufällen abgesehen — eine überaus reiche Lese. Die Trauben sind im Herbste in Masse zu den niedrigsten Preisen zu erlangen und dabei von einer ganz genußfähigen Sorte, so daß sich eine Ausfuhr äußerst verlohnen würde.

Die Sennen und Bauden im Hochgebirge erfreuen sich schon seit

dem Frühling des regſten Lebens. Saftiges Grün, buntfarbige Blumen und duftige Karpatenkräuter bedecken die weiten Wieſen und Matten, auf denen das Vieh eine nimmer ſich erſchöpfende Weide findet. Käſe und kondenſierte Milch wird auf jenen Almen in den verſchiedenſten Variationen verarbeitet, um im Herbſte exportiert zu werden.

Der Karpatenklub, der um die Erſchließung dieſer gottvollen Gebirgsſcenerien eine rege Thätigkeit entfaltet, veranlaßte heuer eine ganze Reihe bequemer Aufſtiege in die einzelnen Gebirgspartien, von denen die „hohe Rinne" mit der Paſterze als Luftkurort allgemein bevorzugt wird, und es wäre daher nur zu wünſchen, daß der Fremdenzuzug durch dieſe neuen Erleichterungen veranlaßt, einen um ſo triftigeren Grund zum Beſuche dieſer exqiſiten Gebirgspartien finden möchte.

Marcel Arpad.

* Niedriger zu hängen. Seit einiger Zeit wird in einzelnen Großſtädten von jüdiſch-litterariſcher Seite ein verſteckter Kampf gegen die ſogenannte Heimatkunſt geführt, deren Zuſammenhang mit der nationalen Strömung gewiſſen Leuten äußerſt unbequem iſt. Sie wittern, daß beim Aufkommen einer bodenwüchſigen, volkstümlichen und auf das Große gerichteten Kunſt ihr Weizen nicht mehr blühen würde. Insbeſondere richteten ſich neuerdings in Breslau mehrere Angriffe gegen den Unterzeichneten; ſeine „Schleſiſche Brautfahrt" fand nämlich auch in Schleſien eine z. T. glänzende Aufnahme durch die Kritik (Schleſiſche Zeitung vom 17. X., Breslauer Generalanzeiger vom 29. VIII., Wanderer im Rieſengebirge, Sept. Nr.), was jene Herren völlig aus dem Häuschen gebracht zu haben ſcheint. Anders iſt die maßloſe Erbitterung und boshafte Gehäſſigkeit ihrer Auslaſſungen nicht zu erklären. Der eine Rezenſent ſagt im „Oſten" dem Organ der famoſen „Breslauer Dichterſchule": „Einwandsfreie Verſe voll unentwegt allteutſcher [sic!] Geſinnung, voll und ganz, gegen Römlinge und Tſchechen [!], Leitartikel [!] in fünffüßigen Jamben — auf Poeſie, Charakteriſirung und dramatiſches Leben willig verzichtend." [!] Der Mann (L. S.) heißt Ludwig Sittenfeld . . . Der andere Th—r — vermutlich ein zur ſelben Clique gehöriger Joſef Theodor — der des Naturaliſten Hermann Stehr urſprüngliches Talent gegen den Unterzeichneten ausſpielt, verſteigt ſich in der jüdiſch-freiſinnigen „Breslauer Zeitung" vom 12. X. zu folgenden Frechheiten: „Aber Charakter hat der Mann, alle Achtung! Er fleußt über von nationalem Stolze; den deutſchen Brüdern im Böhmerland reicht er gerne die milde, die rettende Hand. Das ganze Teutſchland ſoll es ſein! Die Czechen fahren natürlich ſchlecht dabei. Dieſen Kerlen giebt er es tüchtig, denn alles Böſe kommt von ihnen [!] Dieſes Pack iſt ihm, von ſeiner ſtolzen und edelteutſchen Warte geſehen, die Incarnation aller menſchlichen Verworfenheit. [!] In 120 Seiten hat ſich noch nie ſo viel Enge, Kleinlichkeit, Verbohrtheit dokumentieren können."

Es iſt eine Ehre, von dieſer Sippſchaft, die nur ſoziale oder ſexuelle Abnormitäten in platter nüchterner Zergliederung ſchätzt, derartig beſchimpft zu werden. Im übrigen fordern wir dieſe zwei Muſter-Rezenſenten hierdurch öffentlich auf, in den ſelben Blättern 20 zuſammenhängende Verſe der „Schleſiſchen Brautfahrt" abzudrucken und daneben eine Probe ihrer eigenen litterariſchen Arbeiten, damit jeder Leſer ſieht, auf welcher Seite Poeſie und Charakteriſtik, und auf welcher Unbegabtheit und Borniertheit zu finden ſind!

Ernſt Wachler.

Bücherschau.

Lyrik.

* Karl Klings, „Liebeswonne", Gedichte (Leipzig, Claußner.) und „Bunte Reihe", Gedichte (Dresden, Pierson).

Zwei Veröffentlichungen älteren Datums des oberschlesischen Dichters, von denen namentlich die letztgenannte nicht in Vergessenheit geraten sollte. Mit schwerer Gedankenfracht pflegt Klings seine Verse nicht zu belasten, die dafür aber reich an schalkhaftem Humor sind und in gefälliger, glatter Form eine bunte Reihe trefflich geschauter Genrebilder bieten. Volkstümlich, von gesunder Kürze, erinnern die Lieder zwar nicht selten an Baumbach, ohne jedoch wie die jenes mit einer Menge von Vorstellungen zu arbeiten, die einer andern Zeit angehören. Das kleine Bändchen Liebeswonne ist anscheinend Erstlingswerk und steht noch im Zeichen Heinrich Heine's. Während hier die Zierlichkeit der Verse anmutet, ohne über den Mangel an Gefühlswärme hinwegzutäuschen, fällt in der zweiten Sammlung ein hoher dichterischer Wohllaut nicht selten ins Ohr und kaum eins dieser Gedichte läßt im Gegensatz zu den ersteren die innere Nötigung vermissen. M. G.

* Egon Hugo Straßburger, „Von der Lieb", Gedichte. (Straßburg, Josef Singer.)

Straßburger's Kinderlieder sind von einem Teile der Presse mit den bekannten Phrasen als ganz außerordentlich gerühmt worden. Wir sind der Ansicht: völlig zu Unrecht, denn in Kinderliedern kann nichts verkehrter sein, als erkünstelte Naivetät, woran auch die Gedichte des vorliegenden Bandes reich sind. Zu wenig bescheidene, schlichte Innigkeit, zuviel Mache; zu wenig Natur, zuviel Kunst. Ab und zu „trifft" St. den Volkston, so weit dies dem Dichter möglich, der trotz allen Bestrebens nichts weiter ist, als ein dem echten Volkstum aufgepfropftes Reis; wo der wirkliche Volksdichter mit schlichten Worten die stärksten Wirkungen erzielt, verfällt der andere, der Nachahmer, in Tändelei. Davor wird sich der Verf. am meisten zu hüten haben; der gewandte Verstechniker soll vor dem Dichter Straßburger bescheiden zurücktreten. Daß auch diesem dann bei straffer Selbstzucht in zwei Jahrzehnten manch erfreuliches Lied gelingen könnte, scheint nicht ausgeschlossen. M. G.

*FrederiMistral, „Gedichte", aus dem Provençalischen übertragen von F. Steinitz (Verlag v. Otto Hendel, Halle a. S.)

Die verdienstvolle „Bibliothek der Gesamtliteratur", die gegenwärtig auf ungefähr 1400 Nummern angewachsen ist, veröffentlicht auch diese Gedichte, in denen sich M. als ein Volksdichter im edelsten Sinne des Wortes offenbart. Einer der Wecker der klangvollen Sprache der Troubadours ist er der begeistertste Förderer ihrer Wiedergeburt und sein beredter Mund, sein feingestimmtes Saitenspiel sind berufen, das Volk der Provence an seine erlauchte Vergangenheit zu gemahnen. Die Uebersetzung selbst leidet formell an mancher Härte und Ungelenkigkeit, die man angesichts der Fülle des wirklich Gelungenen gern in Kauf nehmen kann. M. G.

Post: E. L. Nürnberg. Sie schreiben: „Die letzte Nummer der Deutschen Zeitschrift habe ich mit wahrer Befriedigung gelesen." Es freut uns, daß nach und nach die Erkenntnis unserer Kulturideale sich immer mehr Bahn bricht. Rezensionsbelege erhalten Sie seinerzeit. Wollen Sie uns nicht gelegentlich etwas über fränkisches Volkstum und Geistesleben schreiben? Umfang etwa 3 Druckseiten.

Zuſchrift an die Leitung*).

—, den 30. Oktober 01.

Hochgeehrter Herr!

Bei dem beiliegenden Dialog hat mich die Entrüſtung inſpiriert, die immer größer werdende Entrüſtung über unſere inneren politiſchen Zuſtände. Nicht nur, daß hier jedes Syſtem geſunder politiſcher Beſtrebungen und jegliche Konſequenz fehlt; neuerdings beginnt man auch ſchon mit der größten Rückſichtsloſigkeit von der bewährten ſachlichen Praxis früherer Tage abzuweichen in Fragen, wo es garnicht auf Ideen ankommt, die man im preußiſchen Kultusminiſterium ja vergebens ſucht.

So hat man in Bonn vor einigen Jahren den Profeſſor Meinhold — den ich nur aus wiſſenſchaftlichen Arbeiten, aber nicht perſönlich kenne — nicht zum ordentlichen Profeſſor gemacht, weil er das ungeheure Verbrechen gegen Thron und Altar, gegen Religion, Sitte und Ordnung begangen hat, den Erzvater Abraham für eine mythologiſche Figur zu halten, und man hat ſich — gegen den Wunſch der Fakultät — einen orthodoxen Herrn aus Roſtock verſchrieben. Andere Fälle grober Rückſichtsloſigkeit ſind gefolgt, und nun kommt dieſe abſurde und empörende Spahngeſchichte, die ſich doch ſchon einem Halbblinden als ein plumper politiſcher Schachzug erweiſt, um das übermächtige Zentrum zu ködern, das — Gott Lob und Dank! — an der Peripherie ſeiner Machtentfaltung angelangt zu ſein ſcheint, wie die ſchlauen Jeſuiten ja ſelbſt mit heimlichem Grauen empfanden. Der Dialog iſt natürlich völlig erfunden; d. h. er hat ſich bei dem liebevollen Studium des geſamten, mir zugänglichen Spahnmaterials gleichſam von ſelbſt gebildet. Manchmal iſt ja die Tragödie philoſophiſcher als die Geſchichte!

Der Geheimrat und der Dr. phil. ſind freie dichteriſche Geſtalten, aber ſolche, wie ſie bei unſerem jetzigen politiſchen Syſtem emporkommen müſſen. Dieſe Thatſache giebt ihnen leider eine gewiſſe Realität!

Sollten Sie geneigt ſein, den Dialog zu veröffentlichen, ſo ſoll es vorläufig unter dem Pſeudonym Momus geſchehen.

Vielleicht treffen Sie dann auch in einer Anmerkung oder ſonſtwie Vorkehrung, daß man nicht in den beiden Charakteren beſtimmte Perſonen ſucht, wie das ja die Neigung beim Publikum iſt. Z. B.: „Wir erklären ausdrücklich, daß es ſich hier nicht um beſtimmte Perſonen, etwa um die des Herrn Prof. Dr. Martin Spahn handelt“.

In nächſter Zeit werde ich Ihnen bei Ueberlaſtung mit anderen Geſchäften wohl keine Arbeiten liefern können, oder doch nur Kleinigkeiten.

Hochachtungsvoll und ergebenſt X. X.

---

*) Nachdem Herr Profeſſor Mommſen und Herr Profeſſor Michaelis in Straßburg in Sachen Spahn laut ihre Stimme erhoben haben gegen das preußiſche Kultusminiſterium, ſcheint es uns nicht überflüſſig zu ſein, unſeren Leſern den kurzen Brief zugänglich zu machen, mit dem Momus ſeinen Dialog „Im Kultusminiſterium“ ſeiner Zeit uns eingeſandt hat. Der Herausgeber.

Los von Rom.

So ging es vergeblich durch unsere ganze Geschichte. Wir kamen nicht los.

Die Blütezeit des Minnedienstes auf unseren Schlössern und Burgen kennzeichnet bis zum 13. Jahrhundert noch die rein deutsche Entwickelung. Sinnig und innig, wie nur Deutsche es sind, war unsere Dichtkunst, und doch keine Kunst, sie war aus dem Leben geflossen gleich einem reinen Quell und war doch weit entfernt vom Romantik! Doch war das Aufblühen der Städte mit ihrem Handel und Gewerbe, mit ihrem Kampf um materielle Interessen der Minne nicht günstig. Auch das Lied, das aus dem Busen quoll, wurde im Meistergesang in den Schulen bereits zum Erwerbsgeschäft. Aber was den Minnegesang erstickte und den Meistergesang zur Formel verknöcherte, war doch einzig und allein die Scholastik vaterlandsloser römischer Pfaffen! Und das, was von deutscher Poesie im Volksliede sich gerettet hatte und ein frisches Dasein noch fristete, wurde dann endgültig auf der großen Wende, dem Hereinbruch des Humanismus ertötet. Wir schämten uns unserer Muttersprache und keiner wußte mehr was vom deutschen Minnelied oder gar von der deutschen Heldensage! Und nun gar noch politisch: der Spanier als Karl V. auf dem deutschen Kaiserthrone! Der Deutsche wurde spanischer Schleppenträger und im Nachäffen spanischer Grandezza stolperten die kleinen deutschen Fürsten und Herren über ihre eigene Tölpelhaftigkeit! Das deutsche Volksgefühl war vernichtet. Dann kam noch die französische Nachäffungsperiode, dann kamen die Subsidien des vierzehnten Ludwig an seine deutschen „Vasallen". Das war eigentlich schon der Tiefstand! Napoleon Bonaparte war nur die letzte Phase desselben. Und eigentlich beginnt schon in der Zeit von Auerstedt und Jena bis Waterloo die Erhebung, d. h. das deutsche Volk fängt wieder an, sich auf sich selbst zu besinnen. Aber über den Berg sind wir deswegen selbst 1870 noch lange nicht gekommen. Wie nach der großen Erhebungszeit von 1813 Heine und Börne noch über „Deutschtümelei" spotten durften und wir mitlachen zu müssen glaubten, so lacht das heutige Judentum über Alldeutschtum, und unsere maßgebenden Deutschen lächeln wieder verschämt dazu. Ein Glück, daß dem heutigen Judentum die Kraft zum Singen ausgegangen ist und es ein gewisses Sehnen nach Zion verspürt!

Aber woher unser nichtswürdiger Verfall? Die Juden und Rom! Ja, aber wir selbst? Warum ließen wir uns verderben! Von Rom als von einer älteren Kultur mußten wir lernen, konnten wir viel lernen. Mußten wir deswegen unser Eigenstes hingeben? Einer unserer größten Literarhistoriker[1]) sagt mit Bezug auf die einseitige Herrschaft des Klassizismus: „Niemals ist ein Volk von einem anderen unterjocht worden, wenn es nicht schon vorher der Gesinnung nach von ihm überwunden war." Das ist richtig. Aber in unserem Fall doch nur zum Teil. Unser Volk hatte keine Spur römischer Gesinnung und römischer Verderbtheit, als die Scholastik von Rom zu uns kam und als die „Aufklärung" aus Rom über uns hereinbrach. Es war noch rein und unverdorben und es hat sich gesträubt gegen die fremde Sprache, gegen die fremden Gedanken und noch mehr gegen die fremden, unverstandenen Formen! Aber es wurden die Formen ihm künstlich aufgepflanzt, den

[1]) Vilmar.

Geist hat es niemals verdaut und dabei ging der eigene Lebensinhalt verloren! Die äußerliche Dressur war es, die den eigenen Geist vernichtet hat. Die Dressur aber kam von oben! Das Volk sträubte sich und wand sich unter dem Zwange klassischer Gelehrsamkeit von Staatswegen!

Alles Deutsche war doch verachtet, verlacht von oben her! Man muß sich die Folgen vergegenwärtigen. Im Gegensatz zum wirklichen Leben entstand eine Bücherweisheit und das Volk wurde durch eine gewaltige Kluft getrennt in Wissende und Unwissende. Das Volk versumpfte in Roheit. Es sang aber zum wenigsten noch seine frohen Lieder, als die Gebildeten affenartig lateinische Verse nachbildeten. Aber das deutsche Leben nicht nur in der Poesie und Literatur, sondern auch in Staat, Kirche, Gesellschaft, oder wo es sei, wurde immer weniger verstanden, je mehr man sich abmühte, die Denk-, Gefühls- und Anschauungsweise der Griechen und Römer zum Lebensinhalt unseres Volkes zu machen. Wer weiß, welche Sprache unsere Gebildeten heute reden würden, wenn Luther uns nicht unser Neuhochdeutsch in der Bibel gegeben hätte?

Die Vernichtung unserer geistigen Eigenart und unserer geistigen Lebenskraft auf dem Gebiet der Literatur und Kunst ist ein an unserem Volkstum begangenes Verbrechen, das heute noch nicht gesühnt ist. Aber was in derselben Richtung in der Politik und Gesetzgebung gesündigt worden ist, ist uns zum Fluch bis auf den heutigen Tag geworden und wird es noch lange bleiben. Man braucht nur eines anzuführen: im Zeitalter der Renaissance, des Humanismus, der Aufklärung entwickelte sich die deutsche Hörigkeit und Leibeigenschaft zu größter Blüte als allgemeines Rechtsinstitut. Einer unserer gründlichsten Agrarforscher, August Meitzen,[1]) sagt, wie das kam. Die Herstellung des modernen Staatswesens schuf allerdings Ordnung in den durch Kriege und Gewaltherrschaft zerrütteten Bauernstand. In Folge der Kriege waren die Bauerstellen verlassen und verödet, es handelte sich darum, die Leute wieder an den Grundbesitz zu fesseln. Es waren aber auch Streitigkeiten und Prozesse infolge der Rechtsunsicherheit hinsichtlich der auf dem Grundbesitz ruhenden Reallasten eingerissen. Das gelehrte Beamtentum, welches den Kampf gegen die „Regellosigkeit und Gewaltthätigkeit der verflossenen Zeit durchführen sollte, sah die öffentliche Ordnung unter den Gesichtspunkten Justinians. Geleitet von der Idee des römischen Rechts und bald geschreckt durch die Gefahren des Bauernkrieges war es zwar einem gewissen Gleichmaß und den Rechten des Eigentums günstig, gab aber der Unfreiheit und Unterthänigkeit eine streng theoretische Form, die als eine unsichtbare und ungeahnte Fessel dem Landmanne erst im Streitfall den Ernst der feinen Unterscheidungen fühlbar machte." Juristische Spitzfindigkeiten der justinianischen Gesetzgebung, durchkreuzt von römisch-jüdischem Geist, das war es, was unser Volk vom gelehrten Beamtentum der omnipotenten Staatsbüreaukratie aufgepfropft wurde. Aber es kam noch besser: die Befreiung! Die ging wieder von demselben grünen Tisch aus. Dieselbe römische Gelehrsamkeit, die die Menschen zur Sache gemacht hatte, war nun mit einem Male durch jene gallische Entdeckung von Menschenrechten dahinter gekommen, daß die Sachen wieder zu Menschen gemacht werden müßten. Dabei unterlief wiederum die römisch-jüdische Auffassung von radikaler Beseitigung aller germanisch-„mittel-

[1]) Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates. I. Bd. ältere Ausgabe 1868. Seite 369 ff.

alterlichen" Auffassungen von dem besonderen Charakter des Grundbesitzes und indem dieser zum Kapitalsobjekt erhoben wurde, das beliebig verschachert und verschuldet werden konnte — wurde der Bauer gleichzeitig von der Scholle losgelöst, befreit, so gründlich, daß acht Zehntel der Masse unseres Volkes vogelfrei wurden. Das Odium bei dieser sinnlosen Vergewaltigung unserer volkstümlichen Agrarverfassung durch das gelehrte Beamtentum des modernen Staats aber blieb an den Gutsbesitzern haften und haftet ihnen noch heute an, obgleich ihnen unter dem aufgeklärten und unaufgeklärten Absolutismus von demselben Staatsbeamtentum der letzte Rest deutscher Volksrechte entzogen und sie der Ausbeutung des Kapitalismus überliefert wurden. Um die vogelfreien Massen hat sich aber keine Staatsweisheit mehr gekümmert, bis unser Osten entvölkert war durch Auswanderung und bis aus den Vogelfreien Sozialdemokraten geworden waren, die man alsdann abwechselnd von demselben Staatsbeamtentum bald durch Gesetze vernichten, bald durch billiges Brot zu gewinnen trachtet. Auch die reine Panis et circences-Politik! Wir sind heute noch die Knechte Roms!

Von der ganzen germanischen Rasse haben sich nur die Angelsachsen und die Skandinavier am wenigsten durch Rom verderben lassen. Es ist nicht ihr Verdienst, sie sind in gewissem Sinne die Rückständigen dabei geblieben, vielleicht nur, weil sie am weitesten vom Schuß sich befanden. Aber das ist ihr Glück gewesen. Sie haben weder die Leibeigenschaft gehabt, noch haben sie heute eine solche Sozialdemokratie wie wir. Sie sind weder irreligiös noch verstaatlicht! Keine gelehrte Büreaukratie hat den Volkszusammenhang auch in der sozialen Stufenleiter gestört. Darum besitzt der gemeine Mann denselben Nationalstolz wie der König, während bei uns eine tiefe Kluft das Volk von seinen „Herren" trennt und es aus dem Stumpfsinn, in den es versunken war, nur noch durch die Sozialdemokratie herausgezogen worden ist, aber um welchen Preis? Um den Preis des Nationalstolzes und des deutschen Volksbewußtseins, von dem ein internationales Proletariat keine Ahnung haben kann und darf. Die angelsächsische Rasse hat sich besonders in der politischen Verfassung die Selbstregierung erhalten, die Selbstzucht stets geübt und keinen Polizeistaat aufkommen lassen. Wenn die Engländer vom Kapitalismus und Mammonismus auch nicht minder angefressen sind wie wir, so haben sie doch den Vorzug, ein freies Volk gegenüber uns Knechten zu sein. Diese Freiheit besteht aber zunächst in der Heilighaltung des Familienherdes, was bei uns bereits zum überwundenen Standpunkt gehört, und in der absoluten Selbstverwaltung in der Gemeinde. Der Mensch wurzelt eben zunächst und unmittelbar in diesen kleinen Kreisen, in Familie und Gemeinde, und findet in ihnen Glück und Zufriedenheit. Bei uns sind diese germanischen Begriffe der Volkseigentümlichkeit so gut wie geschwunden. Die Gemeinde ist uns vollends Hekuba! Wir sind dem römisch-gallischen Beispiel gefolgt und finden Gefallen am prahlerischen öffentlichen Leben und an unmittelbarer Beteiligung an der Staatspolitik und den Staatsinteressen. Dabei haben wir thatsächlich im Staat weniger zu sagen, wie der letzte Engländer und Amerikaner. Für uns denkt der Staat in der Wissenschaft und handelt der Staat in der Politik. In der Staatsschule werden unsere Kinder dressiert und in der Kunst bestimmt der Staat unsern Geschmack! Und die Entartung auf allen diesen Gebieten gilt für ein Zeichen der Freiheit. Narren zerreißen aber keine Sklavenketten!

Halensee bei Berlin. Fr. v. Loewenthal.

Kritisches Intermezzo.*)

Um aber den Lesern der Deutschen Zeitschrift einen vorläufigen Begriff von meinem Verhältnis zu Nietzsche zu geben, halte ich es für nötig, eine Reihe von Stellen anzuführen, die ich in den letzten Jahren über diesen unglücklichen Dichter-Denker geschrieben habe; deswegen für nötig, weil man doch heute jeden ernsthaften Autor auf sein Verhältnis zu Nietzsche prüfen muß. Steht er in seiner ganzen Weltbetrachtung noch vor Nietzsche? Ringt er noch mit ihm und seiner Gedankenwelt, oder ist er bereits mit klaren Erkenntnissen über ihn hinausgelangt? —

Unmittelbar nach Nietzsches Tod im August 1900 schrieb ich in einem ziemlich aphoristischen Nekrolog im „Deutschen Wochenblatt":

„Was man auch heute und in späteren Zeiten über Nietzsche sagen mag, nie wird man leugnen können, daß er an schweren Konflikten gescheitert ist, gescheitert mit der ganzen bewunderungswürdigen Tapferkeit einer heroischen Seele, und daß das eherne Schicksal ihm nicht vergönnte, wie dem vor unseren Augen immer gewaltiger emporwachsenden Genius Goethes, sich auszuleben, oder wie ein Geistesverwandter Nietzsches, wie Jacobsen einmal tiefsinnig sagt: sich zusammenzuleben! . . .

„Das Denken und Dichten dieses leidenschaftlichen Kämpen klingt aus in schreienden Dissonanzen. Nicht nur in seiner Geschichtsphilosophie erheben sich zuletzt mehr und mehr unüberbrückbare Widersprüche — der Haß gegen einen überlegenen Feind macht ihn blind — sondern auch in ihm selbst klafft ein Zwiespalt, der ihn schließlich zugrunde richten mußte, der Zwiespalt zwischen seiner theoretischen Erkenntnis und der praktischen Gestaltung seines Daseins. Hier haben wir vor allem von ihm zu lernen! Seine Lebenstragödie belehrt uns besser noch und gründlicher als alle seine an Ideen und Ahnungen so überschwenglich reichen Schriften. Alle problematischen Naturen, alle nach Wahrheit, Schönheit und Lebensfülle ringenden Geister wissen es nun, wissen es für immer, daß der Mensch durch Denken allein sich nimmer erlösen, nicht gesund und stark werden kann, sondern daß die Erkenntnis nichts weiter ist, als die Grundlage, als die unumgängliche Voraussetzung für eine vita nuova, für eine kraftvolle und stetige Genesungs- und Lebenspolitik . . ."

Und weiter. „Vor dem Gestirne Goethes verbleicht selbst der Stern Friedrich Nietzsches. Aber es würde ein großes Unrecht und eine unverzeihliche Ungerechtigkeit sein, wenn man leugnen wollte, daß Nietzsche in entscheidenden Fragen über Goethe hinaus einen gewaltigen Fortschritt bedeutet; denn auch dieser ist doch nie fertig geworden weder mit dem Dogma vom klassischen Altertum noch mit dem Problem des Christentums. Er hat nur eine höchst geniale individuelle Lösung gefunden. Aber das Größte an Goethe hat Nietzsche so wenig als Richard Wagner begriffen . . . ."

Und an einer andern Stelle . . . „Nietzsche würde in den süßen und geheimnisvollen Wonnen der Genesung den Mut zu seinen tiefen, nie verlöschenden religiösen Bedürfnissen gefunden haben, und dann würde Goethe, würde vielleicht auch Emerson, der ihm nicht zufällig innerlich so sympathisch war und dem er soviel verdankte, ihm Führer geworden sein; freilich nur Führer; denn in dem Herzen eines jeden neuen Menschheitgenius ist die Krippe eines Gottes!

Das ist eine über alle Maßen wichtige Wahrheit. Langsam ist sie dem Menschengeschlechte aufgegangen; darüber auch nur andeutend

*) Vgl. Heft 5 S. 131.

hier zu reden, ist unmöglich. Das aber ist mir erhaben über jeden Zweifel: je gewaltiger und tiefer wir die Ideale und Aufgaben des Menschengeschlechtes fassen, um so herrlicher wird sich uns auch das Bild der Gottheit enthüllen, und je mächtiger und reiner wir das Göttliche in den Tiefen unserer Brust in heiligen Schauern erleben, um so glänzender, freier und kühner werden wir die Ideale unseres Lebens formen, werden wir unsere ganze Persönlichkeit einsetzen im Kampf um das Glück und den Fortschritt der Menschheit. Hier aber wird uns Nietzsche für alle Zeit ein leuchtendes Vorbild bleiben. Sein Leben, seine tragische Vereinsamung gemahnt uns immer aufs Neue an die Worte dessen, der von sich sagen konnte: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlegt."

In diesen am 28. August 1900 vollendeten Ausführungen findet der Leser wenigstens Andeutung über mein Verhältnis zu Nietzsche und über die Art, wie ich mich „berühmten Männern" gegenüber stelle, und wenn sie selbst die geweihten Namen Jesus oder Goethe tragen sollten.

Was nun gar den Aufsatz betrifft, der in so hohem Maße den Zorn und die Entrüstung des Freiherrn Jeannot Emil von Grotthuß hervorgerufen hat, so bedeutet er doch selbst in seiner epigrammatischen Kürze recht eigentlich eine kritische Auseinandersetzung mit Nietzsche. Auch zum Beweise dafür will ich einige, wenn auch ganz kurze Anführungen machen.

„... von dem Standpunkte aus, den der heute lebende Geschichtsphilosoph einnehmen muß, wenn er der Menschheitsgeschichte gerecht werden will, erscheint die ganze unendlich reiche Epoche, die wir von der italienischen Renaissance und der deutschen Reformation bis zu dem Lebenswerke Friedrich Nietzsches und Tolstois rechnen können, doch nur wie ein tastendes und experimentierendes Uebergangszeitalter, das sich jetzt endlich, endlich seinem Ende zuneigt. Erst heute soll das Mittelalter endgültig überwunden werden . . ."

Ich spreche dann von den nach 1870/71 wieder langsam einsetzenden Kämpfen um die neue Weltanschauung und um neue Lebensziele. „Hier ist an erster Stelle mit hoher Auszeichnung Nietzsche zu nennen, obwohl auch er — ein neuer Moses — das Land der Verheißung von den Höhen reifster Lebenserfahrung aus mit sehnsuchttrunkenen Blicken nur in der Ferne geschaut hat, ohne daß sein Fuß es hätte betreten dürfen."

Und weiter über mein Verhältnis zum Christentum im Gegensatz zu Nietzsche. Es wird von einem Vergleich zwischen dem Zeitalter Jesu und unserer Epoche gesprochen: „. . nur daß, was sich heute vorbereitet, vielleicht noch unendlich viel großartiger und fruchtbarer ist, als die Entstehung des Christentums, von deren universalhistorischer Notwendigkeit ich aufs allertiefste durchdrungen bin. . . . . Und gerade der wird die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit der christlichen Menschheitsepoche in der Vergangenheit am unbefangensten und bereitwilligsten zugestehen, der in unseren Tagen einen gewaltigen, nie verlöschenden Strich unter diese Entwicklungsstufe unseres Geschlechtes zu ziehen sich unterfängt." —

Später umfasse ich die ganze spiritualistisch-asketische Menschheitsepoche im Orient und Occident — die ganze Entwickelung des Christentums mit eingeschlossen — als Emanzipationsbewegung der Seele, der dann die „Emanzipation des Fleisches" als Reaktion entspricht: „Unterströmung während des ganzen Prozesses der Emanzi-

pation der Seele, als einer (auf einer völlig irrigen Phyſiologie und Pſychologie beruhenden) beſtändigen Mißhandlung des Leibes. Höhepunkt dieſes Prozeſſes in der italieniſchen Renaiſſance; aber auch Fortwirken dieſer Tendenzen bis auf den heutigen Tag.“ Auch hier wird dann Nietzſche unter den Vertretern einer weſentlich einſeitigen Richtung genannt. Und dann ſetzt die tiefeinſchneidende Kritik — wenn auch in aphoriſtiſcher Form — ſogleich fort bei einer ſummariſchen Würdigung der deutſchen Reformation. „Verſuch einer Herſtellung des Gleichgewichts (gegenüber den einſeitigen Emanzipationstendenzen der Spiritualiſten und Naturaliſten) beſonders durch die Kulturarbeit der Germanen. Luthers welthiſtoriſche Größe (ich hätte hinzufügen können, daß er ſchon in gewiſſem Sinn der „Anti-Chriſt“ iſt — natürlich nur für Leſer mit feinen Ohren!). Mißverſtändniſſe Lagardes und Nietzſches, die deutſche Reformation bedeutet den erſten gewaltigen Verſuch zwiſchen Gott und Natur, oder Gott und Welt und zwiſchen Seele und Leib (ich füge hinzu: und zwiſchen Diesſeits und Jenſeits) die Harmonie herzuſtellen. Goethe als Fortſetzer des Lutherwerkes. Beethovens projektierte zehnte Symphonie. Richard Wagner. Der theoretiſchen Ueberwindung der welthiſtoriſchen Antitheſen muß die praktiſche folgen. Die menſchliche Vernunft auf ihrer höchſten Stufe ſtellt die Einheit und Harmonie her, die ſie während ihres unendlich langen Entſtehungsprozeſſes ſelbſt aufhob. Schon Schiller kam in ſeiner Geſchichtsphiloſophie der Wahrheit ſo nahe, als es vor Darwin möglich war. (Schon ſeine Doktorarbeit beginnt mit einer Polemik gegen Platons Leib- und Seelentheorie!)

Und dann kommt zum Schluſſe meiner Arbeit die völlig aus dem Zuſammenhang geriſſene Stelle, die den freiherrlichen Tagebuchſchreiber in ſolchen geſundheitſchädlichen Zorn verſetzt hat. Ehe ich ſie interpretiere und dem Verſtändniſſe des Herrn Barons näher zu bringen ſuche, ſei mir eine allgemeine Bemerkung geſtattet.

Mein Aufſatz ſchließt mit einer kurzen Skizze, die zunächſt nur für den Herrn Herausgeber der Deutſchen Zeitſchrift beſtimmt war, um ihm den Gedankengang weiterer Arbeiten in aller Kürze anzudeuten. Nicht ohne Zögern ließ ich dieſe Ausführungen drucken, weil ich mir vorausſagte, daß beſchränkte und unwiſſende, eilfertige und böswillige Leſer ſie mißdeuten könnten.

Ich muß die einleitende Stelle anführen: „Fünf Gedankengänge aber ſcheinen mir da zunächſt von der allergrößten Wichtigkeit zu ſein als Einführung in das Verſtändnis unſerer Epoche im Zuſammenhange mit der geſamten Entwicklung der Menſchheit. So gewiß jeder einzelne von ihnen an ſich wichtig genug iſt, ſo können ſie doch erſt in gegenſeitiger Ergänzung und Wechſelwirkung ein eindrucksvolles Bild von dem Charakter unſeres Zeitalters geben und die Aufſtellung von praktiſchen Aufgaben und Forderungen vorbereiten.

Zunächſt will ich dieſe fünf Gedankengänge nur mit wenigen Worten andeuten, um ſie ſpäter eingehender darzulegen und zu begründen.“ — Und nun folgt eine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit im Umriß, die man auf eine Handfläche ſchreiben könnte. Faſt jedes Wort nur ein Stichwort für eine Abhandlung! Dieſe Thatſachen charakteriſieren die Art, wie der Tagebuchſchreiber zitiert, wenn er aus einem ſolchen Extrakt eine Stelle herausreißt, um ſie mit ſeinen ungeziemlichen Gloſſen zu verſehen. —

Das Chriſtentum iſt alſo noch „völlig unzulänglich“! ruft er ironiſch aus, gleich als wenn ich die Ehre hätte, dieſe große Wahrheit

der Kulturmenschheit zum ersten Male zu verkündigen. Wo lebt denn der gepriesene Herr? Hat der „Türmer" auf seiner hohen Warte bald zweitausend Jahre geschlafen? Weiß er nichts von der Geschichte der antichristlichen Ketzereien im Mittelalter, die infolge des unerhörten Vernichtungskampfes und geradezu beispielloser Geschichtsfälschungen von Seiten der Christen so schwer zu rekonstruieren ist? Weiß er nichts von dem Befreiungskampfe der Menschheit besonders seit den Tagen Machiavellis und des Erasmus bis zu Friedrich Nietzsche? Heute hat man ja gar nicht mehr nötig, die großen antikirchlichen und antichristlichen Ketzer zu zitieren, heute sind die großen ketzerischen Wahrheiten vorgedrungen bis zu den theologischen Kathedern, zu den christlichen Lehrstühlen, ja bis zu den Kanzeln — bis zu den Kanzeln! und das nicht nur in den Vereinigten Staaten, wo die gewaltige Redlichkeitsbewegung des Unitarianismus bis zu einer völligen Versöhnung von Wissen und Glauben, von Entwicklungslehre und Religion geführt hat, sondern selbst in Deutschland, in dem in allen Fragen höher und höchster Kultur so schmachvoll zurückgebliebenen Deutschland! Natürlich nicht in Preußen, aber doch in der freien Reichsstadt Bremen.

Hier widerstehe ich nur schwer der Versuchung, mich mit Harnack auseinanderzusetzen und seinem „Wesen des Christentums", diesem unerquicklichen Zwitter aus Apologetik und Historik, dem die alexandrinische Theologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts — hoffentlich nicht mit allzu gutem Gewissen! — so voreilig und laut zugejubelt hat. Und doch muß man sagen, daß schon das Thema an sich ein ganz und gar Unmögliches verspricht. Hat nicht Herr Harnack Jesu den sehr üblen Dienst erwiesen, das Eschatologische in seinen Lehren zu eskamotieren — das einzige, was die nihilistischen Elemente der christlichen Ethik erklärt und rechtfertigt — um jenen fischblütigen, überlegenen, heiter-ironischen Christus herauszubringen, den sublimierten königlich preußischen Theologieprofessor, so wie Herr Göhre uns einen sublimierten Göhre, Herr Naumann einen sublimierten Naumann, Johannes Müller einen sublimierten Salon-Jesus für unbeschäftigte Damen der höheren Stände und Peter Rosegger einen sublimierten Rosegger präsentiert hat, einen Jesus, der ein rüstiger Esser und Trinker gewesen ist![1]) Das alles regt die Spottlust auch eines sehr ernsten Mannes an, es erregt aber auch Galle und Bitterkeit, wenn man bedenkt, wie tief notwendig jetzt eine Bewältigung dieser welthistorischen Probleme für uns ist.

Ich sagte, daß selbst in die deutsche Theologie die gefährlichen Ketzereien eingedrungen sind, und zitiere — nicht ohne guten Grund! — einen Aufsatz von Willy Veit „Religionsgeschichte und Frömmigkeit", der in der „Christlichen Welt" (Nr. 42, 1899) veröffentlicht worden ist. Veit sagt dort geradezu:

„Es muß ausgesprochen werden klar und deutlich: Auf so und so viele Fragen, auf die unsere Frömmigkeit eine Antwort fordert, eine Antwort, die erfolgen muß, soll unsere christliche Frömmigkeit nicht immer größere Schädigung erleiden, giebt uns weder Dogma noch Kanon

[1]) Psychologen, die Sinn für weltgeschichtlichen Humor haben, erinnere ich hier im Vorbeigehen an den wundervollen Brief, den der junge Goethe am 10. Juli 1781 an Lavater geschrieben hat. Wann werden unsere theologischen Wissenschaften in ihrer geistigen Entwicklung so weit sein, daß sie einem solchen Briefe ein ähnliches Maß von Geist und Scharfsinn widmen, wie einer Epistel St. Petri oder St. Pauli?

Antwort, ſchweigen die Evangelien und ſchweigt der geſchichtliche Jeſus. Die chriſtliche Frömmigkeit iſt dadurch in einer verzweiflungsvollen Lage. Soweit ich ſehe, kann uns daraus nur Eins retten: Wir brauchen neben dem Dogma und dem Kanon, neben dem Chriſtus der Kirchenlehre und neben dem Jeſus der Evangelien lebendige, friſch fließende Offenbarung für die Fragen unſerer Zeit. Man ſchrecke vor dem Wort „neue Offenbarung" nicht zurück und verurteile dieſen Standpunkt nicht gleich als „Schwarmgeiſterei". Denn dann wäre auch Joh. 14, 26, dann wäre Paulus und das ganze bewunderte Urchriſtentum „Schwarmgeiſterei". Ich denke, es iſt nicht Phraſe geweſen, wenn unſere evangeliſche Chriſtenheit Pfingſten gefeiert und geſungen hat: „O heiliger Geiſt, kehr bei uns ein!" Den heiligen Geiſt des Dogmas von 381 verſtehen wir zum guten Teil nicht mehr. Aber wir ſollten doch noch ein Verſtändnis haben für den Geiſt Gottes, der ſowohl im iſraelitiſchen Prophetismus wie im Urchriſtentum wirkſam war und die Frömmigkeit in ihrem Thun und Laſſen leitete. Die lebendige Gottesoffenbarung in Iſrael hörte auf, als man einen papierenen Kanon machte, die lebendige Gottesoffenbarung im Urchriſtentum erloſch, als das Dogma ſich bildete. Heute ſind Dogma und Kanon gefallen. Das iſt eine Gottesthat. Gott ſelbſt hat die Geſchichte ſo geleitet, daß wieder Platz geworden iſt für eine lebendige Offenbarung von Gottes Geiſt, Platz für den Geiſt des Prophetismus und des Urchriſtentums. Darum, wer Ohren hat, dieſe Stimme Gottes aus dem Gang der Geſchichte heraus zu hören, der höre! Die chriſtliche Frömmigkeit dankt es der religionsgeſchichtlichen Betrachtung, daß ſie ihr den Dienſt geleiſtet hat, ihr die Ohren und Augen zu öffnen. Es iſt kein leeres Wähnen, ſondern unſer feſt gegründeter und durch die Geſchichte beſtätigter Chriſtenglaube, daß wir der Zeit entgegenharren, wo Gott wieder vernehmlich durch ſeinen Geiſt zu uns redet in der Sprache unſerer Zeit für die Löſung der Aufgaben unſerer Zeit."[1])

Wenn Veit nicht die religionsgeſchichtliche Forſchung, deren Bedeutung man allerdings auch heute noch in Deutſchland gar nicht genug betonen kann, ganz gewaltig überſchätzte, wenn er erkannt hätte, daß nicht der theologiſche Gelehrte in behaglicher Studierſtube am Schreibtiſch es geweſen iſt und heute noch iſt, der zuerſt die neue Wahrheit entdeckt und erlebt, ſondern mächtig ringende, in die Tiefe hinein lebende Genien, Männer wie Pascal und Rouſſeau, Goethe und Emerſon, Carlyle und Kierkegaard, Heine und Nietzſche — dann würde er nicht erſt in Zukunft eine neue Offenbarung erwarten, ſondern erkennen, daß ſich die Gottheit zu allen Zeiten in der ſich entwickelnden Vernunft des Menſchen, welche Natur und Geſchichte ſich dienſtbar macht, von Tag zu Tag aufs neue offenbart, ja daß er ſich auch in Veit ſelbſt offenbarte, als er ſeinen ſchönen Aufſatz ſchrieb, den abgedruckt zu haben, dem Mut und der Einſicht des Herausgebers der Chriſtlichen Welt zur höchſten Ehre gereicht.

Mir aber fiel, als ich Veits Aufſatz las, ein wundervolles Wort meines Evangeliſten Goethe ein: „Keppler ſagte: «Mein höchſter Wunſch iſt, den Gott, den ich im Aeußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichermaßen gewahr zu werden.» Der edle Mann fühlte

[1]) Veits Aufſatz enthält noch viele merkwürdige Stellen und iſt nicht zufällig ſtark beeinflußt von Friedr. Naumanns „Aſia."

ſich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen im Univerſum in genaueſter Verbindung ſtand."

Ich verweiſe hinſichtlich der „Offenbarung" den Leſer auch auf die wundervolle letzte Unterhaltung Goethes mit Eckermann vom 11. März 1832 und Herrn Harnack, der in ſeiner Einleitung zum Weſen des Chriſtentums Goethe zitiert, auf das, was Goethe am 26. Februar 1832 zum Kanzler Friedrich von Müller geſagt hat: „Die Bewegung der Erde um die Sonne — was kann dem Augenſchein nach abſurder ſein? Und doch iſt es die größte, erhabenſte, folgenreichſte Entdeckung, die je der Menſch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel."

Wann wird die Zeit kommen, wo deutſche Theologieprofeſſoren es für nötig erachten — diesſeits der bibliſchen Antiquitäten — vierſtündige Vorleſungen zu halten über Goethes religiöſe Entwickelung im Zuſammenhange ſeiner Perſönlichkeitsentwickelung und im Rahmen der Univerſalgeſchichte der Menſchheit? Wann kommt einmal wieder ein Mann, ein Hutten, ein Leſſing, der die Perrücken ſtäubt und die Zöpfe abſchneidet!

Aber es regt ſich doch in den Lüften, und der Geiſt einer neuen Zeit weht uns an.

Es war urſprünglich meine Abſicht, an dieſer Stelle über ein kleines Buch von Friedrich Steudel, dem Paſtor an St. Remberti zu Bremen zu ſprechen, das den charakteriſtiſchen Titel führt „Lebensfreude", religiöſe Reden für Denkende und Suchende. Aber dieſe religiöſen Reden halte ich als Zeitſymptom für derart wichtig, daß ich ihnen in nächſter Zeit eine eigene Arbeit widmen werde. Nicht daß Steudel ſich in dieſem Buche als ein überragender Geiſt mit neuen glänzenden Konzeptionen bewieſe, aber in ſeinen Reden ſteckt mehr echtwiſſenſchaftliches Leben und geſunde Naivetät der Seele und Sinne, als in den dickleibigen Folianten der meiſten Profeſſoren, die mit völlig unzureichenden wiſſenſchaftlichen Waffen und Methoden — und mit welch' beneidenswertem Selbſtvertrauen! — die letzten, feinſten und tiefſten religionsgeſchichtlichen und -pſychologiſchen Probleme in Angriff nehmen. Wahrlich, man bedarf keines ungewöhnlichen Maßes von Scharfſinn, um den Beweis zu erbringen, daß die zeitgenöſſiſche proteſtantiſche Theologie trotz allen Fleißes, aller Gelehrſamkeit und Spitzfindigkeit und trotz vieler wertvoller Einzeluntersuchungen noch tief und unheilvoll in Scholaſtik und Alexandrinertum befangen iſt; man kann aber auch andererſeits heute ſchon mit voller Deutlichkeit vorausſagen, durch welche Mittel und Wege dieſes Alexandrinertum überwunden werden wird. Eine eminent wichtige Frage! Denn ohne eine Reform der proteſtantiſchen Theologie iſt keine Reform der Studienordnung der evangeliſchen Theologen und ohne eine Erneuerung des deutſch-proteſtantiſchen Pfarrerſtandes iſt keine Geſamtreform und Fortentwickelung des deutſchen Proteſtantismus möglich, die wir mit unſerer ganzen Kraft und Ausdauer anſtreben müſſen.

Auch dieſem zentralen Probleme werden wir im neuen Jahre die ernſteſte Aufmerkſamkeit widmen, nachdem wir uns durch den Verſuch einer realiſtiſchen Jeſuspſychologie auf phyſiologiſcher Grundlage die unumgängliche Vorausſetzung für die Behandlung dieſer Fragen geſchaffen haben.

Vorläufig aber möchte ich dem Freiherrn von Grotthuß die Lektüre von Steudels Reden aufs angelegentlichſte empfehlen, damit

er, der auf ſeinem Türmerſtübchen von der Verbindung mit Welt und Leben leider ziemlich abgeſchnitten zu ſein ſcheint, erkennt, daß es heute nicht nur in Nordamerika und England, ſondern auch in Deutſchland ſogar ſchon Geiſtliche giebt, denen der abſolute Wert des Chriſtentums bereits äußerſt fragwürdig geworden iſt.

Wenn aber erſt einmal auf hundert oder tauſend Kanzeln ähnliche Reden und Predigten gehalten werden, wie ſie uns Steudel hier darbietet, dann werden die großen, heißerſehnten Tage nicht mehr fern ſein, wo eine neue Reformation uns den Vormarſch zu einer neuen herrlichen germaniſchen Kulturblüte ermöglicht, die einmal die Bewunderung und den edeln Neid der Völker erregen wird.

Auch der Herausgeber der „Zeitſchrift für Gemüt und Geiſt“ erboſt ſich über meine Forderung einer „deutſchen Kirche“, und um dieſen Gedanken auf eine billige, allzubillige Weiſe lächerlich zu machen, ſagt er: „die Bauſteine zu jener Kirche werden Luther, Goethe, Nietzſche, Tolſtoj, Kierkegaard liefern. Warum nur dieſe? Es giebt ja auch noch andere „berühmte Leute.“ Je bunter, um ſo beſſer.“ — Ich frage Herrn von Grotthuß, was die „berühmten Leute“ in Gänſefüßchen ſollen? Will er etwa den Ruhm dieſer Männer antaſten? Will er ſagen, daß die Genannten nur in meinem kritikloſen Geiſte berühmt ſind? Will er mir eine knechtſelige Unterordnung unter Autoritäten imputieren? Nun ich glaube, daß es heute nur wenige Männer in Deutſchland giebt, die den erlauchten Genien der Menſchheit ſich ſelbſtändiger und doch zugleich ehrerbietiger gegenüberſtellen, als es nun einmal in meiner Art liegt, und es gehört ſchon ein ungewöhnliches Maß von Beſchränktheit, Böswilligkeit oder journaliſtiſcher Eilfertigkeit und Schnellfingrigkeit dazu, meine Ausführungen in der Weiſe des Herrn von Grotthuß zu interpretieren.

Wenn ich im Telegrammſtil ſchreibe: „Kierkegaard und Nietzſche als Kritiker des Chriſtentums. Lagarde, Tolſtoj . . .“ ſo beſagt das für den unbefangenen Leſer folgendes: Der Verfaſſer jener Geſchichtsphiloſophie in nuce wird, wenn er zu dieſem Punkte ſeiner Ausführungen kommt, zunächſt eingehend über Kierkegaard und Nietzſche reden. Er wird ihre Kritik des Chriſtentums auf die phyſiologiſche und pſychologiſche Entwicklung dieſer fragmentariſchen Genies zurückführen und zeigen, wie über Kierkegaard hinaus keine weitere Entwicklung der chriſtlichen Idee im ſpiritualiſtiſch-asketiſchen Sinne mehr möglich war. Denn dieſer zwar große, aber wie Pascal durch und durch kranke und dekadente echtchriſtliche Denker gelangte ſchließlich dazu, Chriſtus noch zu überchriſtlichen. So aber bereitete er für ein durchaus wahlverwandtes Genie, wie Nietzſche es doch geweſen iſt, jene radikale Umwertung der chriſtlichen Lebenswerte in ganz ähnlicher Weiſe vor, wie im ſiebzehnten Jahrhundert der große kranke Pascal mit ſeiner tiefeinſchneidenden Kritik des Dogmas vom klaſſiſchen Altertum vom Standpunkte des Chriſtentums aus, die Kritik und Skepſis den alt- und neuteſtamentlichen Autoren ſelbſt gegenüber einleitete. Man könnte ſo in gewiſſem Sinne Voltaire und die Enzyklopädiſten nach Analogie der Linkshegelianer einfach als Linkspascalianer bezeichnen, weil ſie ja Pascals Kritik an den griechiſch-römiſchen Autoren nur einfach auf die bibliſchen Schriftſteller zu übertragen brauchten, um zu ihren radikalen Schlüſſen zu gelangen.

Nietzſche und Kierkegaard aber ſind trotz der völlig entgegengeſetzten Wertung des Chriſtentums beide doch nichts weiter als große pro-

teſtantiſche Mönche; ſie ſind beide zugleich eminent lehrreich als Opfer des Chriſtentums und der chriſtlich-ſpiritualiſtiſchen Menſchheitsepoche, wie vorher Paſcal und noch früher der in ſeiner Art bewunderungswürdige Thomas von Kempen, der höchſt ſeltſamer Weiſe in ſeinen kultivierten evangeliſchen Pfarrhäuſern als Erbauungsbuch noch heute benutzt wird!

Wer aber bei jenen genialen Denkern in die letzten phyſiologiſchen und pſychologiſchen Tiefen ihrer Perſönlichkeitsentwicklung einzudringen und auseinanderzulegen weiß, was nicht nur ſie ſelbſt, ſondern auch ſchon ihre Vorfahren in langer Reihe unter dem Kreuze erlebt und gelitten haben, der wird mich vielleicht verſtehen und mir mit lebhafter und tiefer Bewegung beipflichten, wenn ich das Chriſtentum „die furchtbarſte, markdurchwühlende Krankheit der Späteſtgeborenen" genannt habe, „von der wir uns jetzt endlich, endlich völlig erlöſen müſſen."

Wenn wir aber zu den feinen und ſtarken Geiſtern unſerer Epoche zu reden uns unterfangen, natürlich müſſen wir dann dem Philiſter zum Geſpött und Aergernis werden; denn was kann es für ihn Empörenderes geben, als wenn er gezwungen werden ſoll, *umzudenken und umzulernen*!

Aber mögen die Herrn Philiſter und Orthodoxen ſchreien ſo laut ſie wollen: ich werde mir in Zukunft die Ohren verſtopfen und fortfahren mit dem allergrößten Nachdruck eine „*deutſche Kirche*" zu fordern, zunächſt für die zu wiſſenſchaftlicher Redlichkeit fortgeſchrittenen Schichten unſeres Volkes, die es bei den veralteten Inſtitutionen und ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten nicht mehr aushalten. Und ich hoffe es noch zu erleben, daß ſich im In- und Ausland überall *deutſche Gemeinden* bilden und in organiſchen Zuſammenhang treten, wo nur geiſtig regſame und ſelbſtbewußte Deutſche wohnen. Solche Gemeinden aber können und ſollen zugleich auch langſam hervorwachſen aus den freier gerichteten proteſtantiſchen Gemeinden, aus dem Deutſch- und Altkatholizismus, dem Freimaurerorden und anderen moderndeutſchen Gemeindebildungen. Auf den Katholizismus iſt natürlich zunächſt nicht zu rechnen, was man aber mit dem größten Gleichmut betrachten kann. Denn zu ſeiner Zeit wird die große Revolution der Geiſter, die ſich doch auch in den Maſſen der Induſtriearbeiter bereits bemerkbar macht, auch das katholiſche Deutſchland ergreifen. Dann „müſſen ſie nach" — wie Goethe unmittelbar vor ſeinem Tode vorausſagte! — „ſie mögen ſich ſtellen wie ſie wollen, *und es wird dahinkommen, daß alles nur eins iſt*."

Die unumgängliche Notwendigkeit aber einer „deutſchen Kirche" und „deutſcher Gemeinden" werde ich in einer weiteren Arbeit eingehend darlegen und dann auch über Charakter und Organiſation aufs deutlichſte reden.

Vorläufig aber gilt es überhaupt einmal wieder Bewegung und Leben in dieſe verworrene und ſchläfrige Epoche zu bringen, in dieſes Zeitalter piepſender Kaſtraten und müder, ſelbſtverliebter Dekadents. Und da werde ich dem deutſchen Michel nächſtens ein Horniſſenneſt von einigen tauſend Epigrammen ins Geſicht werfen, und ich will abwarten, ob er nicht von ſeiner Bärenhaut auffahren und ſich an die Naſe greifen, ob er nicht ſpringen und tanzen wird.

Schmach und Hohn über dieſes faule und feige Geſchlecht, das ſchwatzt und träumt und unfähig iſt, einen tapferen Entſchluß zu faſſen und ſich aufzuraffen zu großen, leuchtenden Thaten, wert und eben-

bürtig denen unserer Väter, die für Deutschlands Einheit und Größe auf so vielen Schlachtfeldern gekämpft und geblutet haben!

In wenig mehr als zehn Jahren werden wir den zweihundertsten Geburtstag des großen Friedrich und fünf Jahre später das vierhundertjährige Bestehen der deutschen Reformation feiern. Wollen wir uns angesichts dieser vaterländischen Festtage nicht endlich einmal wieder regen? Wollen wir uns nicht endlich, endlich einmal wieder aufraffen zu einer großen That, oder doch wenigstens zu einem mächtigen und heldenhaften Ringen nach neuen stolzen, alle Gutgesinnten mit sich fortreißenden Idealen und Zielen? Oder wollen wir ein Volk von weibischen Schauspielern werden, von feigen Genüßlingen und von großmäuligen Schwätzern, die lärmende Feste feiern, sich in einem wichtigthuerischen Geberdenspiel gefallen und reden und immer wieder reden, wenn jeder Muskel sich spannen und die Faust zum Schwerte fahren müßte!

Walther Vielhaber.

Formen und Probleme des politischen Lebens in der nordamerikanischen Union.

IV.

Die Aussichten und die Bedeutung der imperialistischen Politik.

Der Imperialismus, wenn man diese Etikette gebrauchen darf für die Gesamtheit der Strebungen, die oben dargestellt wurden, wird heute getragen von der Großindustrie, dem Exporthandel, den Banken, Trusts, auch von der Arbeiterschaft. Bekämpft wird er von den Silberbaronen, den Baumwollexporteuren im Süden, den Farmern im Norden. Das Volk hat sich ja in der letzten Wahl für den imperialistischen Kandidaten ausgesprochen. Aber es ist unleugbar, daß auch heute noch ein starker Gegensatz aus der Union selbst heraus gegen die Expansionspolitik vorstößt. Dem Farmer, wie dem Baumwollexporteur nützt nur eine liberale Handelspolitik, die die Exportländer offen zu halten vermag. Die Politik eines geeinten Panamerika müßte zunächst in der alten Bahn des hohen Schutzzolls weiterschreiten. Und der mächtige, im Innern sich öffnende Markt kann dem Getreideexporteur und Farmer des Nordens nicht nutzen, da die aufzuschließenden Länder Agrarländer sind, er mit seinem Getreide auf dem argentinischen, brasilianischen, chilenischen Markt schon aus Transportkosten nicht zu konkurrieren vermöchte. Das Gleiche gilt für Vieh und für Baumwolle. Hat doch sogar schon gegen die wirtschaftliche Angliederung Puerto Ricos und der Philippinen der Zucker- wie der Tabaktrust in der Union lebhaften Widerspruch erhoben.

Demnächst ist es — was vielfach übersehen wird — das fiskalische Interesse, das sich den Gedanken der Zolleinigung entgegenstellt. Wird im ganzen Gebiet der Freihandel durchgeführt, so zieht das den Ausfall der im zollgeschützten Verkehr gewonnenen Einnahmen nach sich, auf die die Budgets der südamerikanischen Staaten ganz gestellt sind. Der wird auch nicht wett gemacht, wenn entsprechend erhöhte Schutzzölle das ganze Reich umschließen, da ja ausgesprochenermaßen im Gedanken des Zollbundes zugleich der der wirtschaftlichen Autarkie liegt. Die entstehende Lücke können die Vereinigten Staaten durch Erhöhung direkter

Steuern u. dgl. decken. Die südlichen Staaten sind dazu gänzlich außer stande.

Wirtschaftlich ist ja heute der Einfluß Nordamerikas in den südlichen Republiken nicht bedeutend. Überall wiegt europäisches, namentlich englisches und deutsches Kapital vor, der Handel liegt vielfach ganz in der Hand dieser beiden Welthandelsmächte. Und naturgemäß betrachtet, wo eine Art nationaler Industrie sich langsam aus den Kinderschuhen emporarbeitet, diese jede Konkurrenzmöglichkeit des amerikanischen Nordens mit äußerstem Mißtrauen und Abneigung. Gestützt aber wird dies Gefühl noch sehr durch den konfessionellen wie nationalen Gegensatz, in dem sich der ganze Süden gegenüber dem Norden fühlt. Man hat in Mexiko kein Hehl aus den Sympathien mit Spanien gelegentlich des spanisch-amerikanischen Krieges gemacht, Chile, das sich als Vormacht des lateinischen Südens fühlt, hat schon auf dem Washingtoner Kongreß gegen Nordamerika lebhaft und mit Erfolg agitiert. Noch vor kurzem hat unter der Ägide des päpstlichen Nuntius in Madrid ein „congresso social y economico Ibero-Americano" stattgefunden, an dem sämtliche Staaten von Mexiko bis Uruguay teilnahmen, der ein engeres Verhältnis der Staaten Central- und Südamerikas untereinander und demnächst — man höre und staune — mit den alten Mutterländern Spanien und Portugal anbahnen sollte. Die treibende Kraft scheint dabei die hohe katholische Geistlichkeit zu sein, der die drohende Überflutung durch die protestantische Macht des Nordens vornehmlich ein horreur ist. Frankreich, das sich als Vorort der lateinischen Rasse fühlt, begleitet diese Anscheinungen mit einer wenigstens theoretischen Sympathie. Aus vielen tönenden Worten von allen Seiten ist natürlich praktisch rein nichts herausgekommen. So prächtig es klingt: ein päpstlich-romanischer Vorstoß gegen die Weltherrschaft der germanischen Rasse, dazu gehört aber Kraft und Zucht, die beide dem zersetzten Romanentum im Süden Amerikas fehlen.

Hier liegt denn auch ein Einfallsthor, durch das der Yankee eindringen kann. Der Süden vermag sich offenbar nicht aus eigener Kraft aus dem verhängnisvollen Zirkel von Revolution — Diktatur — Bankerott und abermals Revolution emporzuarbeiten, dessen Ursache Alfred Weber[1]) — wenigstens für einen Teil — in dem Charakter als tropische Kultivationen und in der daraus hervorgegangenen sozialen Zusammensetzung seiner Bevölkerung sucht. „Amerika ist für meine Rasse nicht zu regieren", hat Bolivar noch kurz vor seinem Tode schmerzlich ausgerufen. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts scheint ihm nur Recht zu geben. Sollen die Südstaaten daraus heraus gerissen werden, so muß der Grund zu einer nationalen Industrie, zur Erziehung der farbigen Elemente zur Arbeit gelegt, die Korruption der Regentenspielenden politisierenden Kreolenbevölkerung ausgerottet, durch Begründung eines ausgeglicheneren Wirtschaftslebens die Valuta sicher gestellt und so die finanzielle Abhängigkeit von fremden Staaten und die Interventionsgefahr mit ihrem Verlust an politischer Selbständigkeit beseitigt werden. Die Möglichkeit und Voraussetzung dazu sieht auch A. Weber nur in einer Verstärung des europäischen zunächst Siedlerelements. Wir hoffen für manche der Südstaaten, die dies selbst wünschen, daß davon das deutsche prävalieren möge. Warum aber soll

[1]) In den sehr einleuchtenden Ausführungen in Schmollers Jahrbuch XXV,1.

nicht auch der Überschuß im Norden hierhin abströmen? Es ist dort nicht, wie man träumt, „plenty for 500 Millions“, sondern höchstens für 150 Millionen bequem Platz. Warum soll es dort, wenn es zu eng wird und das Proletariat steigt, statt des alten: go west, young man! nicht heißen: go south, young man? Dazu nehme man, wie unaufhaltsam und mit welcher expansiven Kraft der wirtschaftliche Einfluß Nordamerikas auf der ganzen Linie vordrängt. Es macht sich zusehends frei von europäischer Einfuhr und es braucht ja Absatzmärkte. Vor dem Wagnis aber ist auch in wirtschaftlicher Beziehung der Yankee nie zurückgebebt. In Paasche's Bericht über seine Reise in Westindien und im Norden von Südamerika liest man es häufig, mit welcher Wucht und in welchem Maßstabe gerade die amerikanische Unternehmungs- und Kapitalskraft hier überall eindringt, gefördert durch eine unausgesetzte Steigerung der Verkehrsmöglichkeiten. Auf diesem Wege, durch ein von der Union geschaffenes, an sie angeschlossenes Eisenbahnnetz, wird Mexiko langsam und unmerklich in ihren Bannkreis hereingezogen. Und darüber hinaus gehen die Fühler in der Panamaeisenbahn, in den Andenlinien, in den großen Bahnprojekten, die von Cartagena am karaibischen Meere aus den südlichen Erdteil anschließen sollen bis zur patagonischen Grenze. Vor allem aber tritt hier der Kanal in seine volle Bedeutung. Man wird sich nicht der Überschätzung anschließen, mit der der Nordamerikaner dies Projekt betrachtet, in der er von ihm schon die Ablenkung des ganzen Verkehrs durch den Suezkanal nach Ostasien erhofft. Die Bedeutung des Nicaraguakanals für den internationalen Handelsverkehr wird bei weitem nicht so groß sein wie die des Suezkanals es war. Von Hamburg aus gerechnet, giebt es z. B. nur 2 Länder, die durch den Nicaraguakanal schneller zu erreichen wären als über Suez. Das sind Japan und Neuseeland. Für den Warenverkehr zwischen Europa und seinen großen Mächten, China, Australien, Indien braucht ein Kanal, der den stillen Ozean und atlantischen Ozean verbindet, nicht zu existieren. Ganz anders aber ist seine Bedeutung für den Norden in seinem Verkehr zwischen seinen Küsten und mit der Westküste des Südens. Der Seeweg von New York nach San Francisco wird um volle $^7/_8$, ca. 10000 Seemeilen verkürzt. Und während bisher das Schiff um das Kap der guten Hoffnung herum den Verkehr der industriellen Ostküste des Nordens mit dem Westen Südamerikas vermittelte, wird nach Vollendung des Kanals der Dampfer von New York nach Valparaiso nicht länger Zeit brauchen als nach Pernambuco. Der Kanal fügt sofort als weitere Absatzgebiete hinzu Columbia, Ecuador, Bolivia, Peru, Chile, alles noch unentwickelte Länder, und hier hat der Nordamerikaner einen ungeheuren Vorsprung vor dem europäischen Handel. Hier knüpft er die Fäden, an denen er später die Länder in seine politische Machtsphäre zieht, an denen er dann auch den Osten angreift. Hier bereitet sich ein starker Umschwung vor. Wohl vermittelt noch heute die deutsche Rhederei einen großen Theil des amerikanischen Frachtgeschäftes. Aber wie in der Fracht in Centralamerika das amerikanische Fabrikat das europäische schon verdrängt, so wird auch die fieberhafte Thätigkeit auf den amerikanischen Werften für die Handelsflotte und die zielbewußte staatliche Förderung der Rhederei langsam und sicher der fremden Rhederei das Geschäft aus der Hand nehmen. Sie wird die Aufgabe der Verkehrsvermittlung an den mittel- und südamerikanischen Küsten und durch den Kanal übernehmen. So bildet alles ein Verkehrsnetz, „an deren starken Fäden nach unabänderlichen Gesetzen der politische

Einfluß nach allen Teilen Mittel- und Südamerikas seinen Weg finden wird." (Ratzel.) Die wirtschaftliche Ueberlegenheit, die das große Territorium verleiht, muß mit der Zeit auch zur politischen Übermacht und Vorherrschaft führen.

So ist die kühne Hoffnung des Nordamerikaners, der sich als Auslese fühlt aller energischen Elemente Englands, Deutschlands, Irlands, der gewöhnt ist, mit großem Maßstab zu messen und Großes zu wagen, vielleicht berechtigt, daß der Traum seines idealistischen Staatsmannes zur Wahrheit wird, weil er sich zugleich deckt, mit hervorgegangen ist aus den Bedürfnissen der emporgeschossenen Industrie. Hofft man doch heut, die Franzosen noch vor Ablauf des nächsten Jahres, Deutschland in 10 Jahren und England in 25 Jahren auf dem Weltmarkt zu überflügeln. Und die Eroberungslust, die jedem Kolonialvolke im Blute liegt, hat der Sieg über das alternde Spanien mächtig gesteigert. „Der Herrscherinstinkt, der Instinkt zuzugreifen und zu unterwerfen und zu kontrollieren, ist durch den Krieg aufgestachelt worden"[1]). Was im tiefsten Grunde der Idee des Panamerikanismus Aussicht auf Erfolg verspricht, ist, daß ein jugendliches Volk hinter sie getreten ist. Es schlottert ihm wohl das Gewand der Weltpolitik noch etwas um die Glieder, und aus seiner halb lächerlichen, halb unangenehmen Renommisterei schaut immer noch die Frage heraus:

ob uns diese weiten Falten
zu Gesicht stehen, wie den Alten?

Aber der Wille zur Weltmacht ist da im nordamerikanischen Volke und da ist auch die Kraft.

Es gab eine Zeit in Deutschland, da man in den freien Institutionen des demokratischen Westens ein Ideal sah, dem auch die Entwicklung des Vaterlandes nachzustreben habe. Sie ist wohl ganz vorbei. Auch jener ganz unpolitische Liberalismus sieht ein, daß im Völkerleben sich eines nicht für alle schickt. In der unbedingten Gleichheit und Nivellierung, die zwar eine hohe Durchschnittsbildung gestattet, aber das Entstehen einer spezifisch amerikanischen Kultur so sehr erschwert, in der Verwaltung durch ungelehrte und oft einseitig interessierte, in der Nachlässigkeit in Heer- und Marineverwaltung kann das deutsche Ideal nicht liegen. Und jeder schärfere Einblick in das Treiben jenseits des Ozeans zeigt auch, was es teilweise mit der „liberty" drüben auf sich hat. Dann hat man wohl gemeint, daß beide Staaten als verschieden geartete Produkte germanischen Geistes und Rasse schiedlich und friedlich nebeneinander leben könnten. Jahrzehnte lang hat Deutschland viele seiner besten Kräfte nach dem Westen abströmen und dort versinken lassen im angelsächsischen Wesen. Noch heute teilt es dem jüngsten Staatswesen in Fülle von seiner Kultur, seiner Wissenschaft und Kunst mit. Es hat damit lediglich einen Konkurrenten, vielleicht einen Feind gestärkt. Das zeigt der Haß, mit dem der Nordamerikaner besonders gern Deutschland bedenkt, weil er in ihm Äußerungen einer Lebenskraft sieht, die vielleicht einmal dauernd sich der Eroberung der Welt durch seinen Gewerbefleiß in den Weg stellt. Darüber aber darf man sich nicht täuschen, daß auf dem Weltmarkt der gefährlichste Gegner Deutschlands die Union werden

[1]) Prof. Powers, Quarterly journal of Economies (zitiert von Sering, in Handels- und Machtpolitik 2, S. 21).

wird. Sie ist das einzige unter den Industrieländern der Welt, daß sich von der Notwendigkeit, Erz zu importieren befreien kann, ohne etwas von seiner Leistungsfähigkeit einzubüßen. Und sie vermag nicht nur eine gewerbliche Thätigkeit mit eigenen Rohstoffen zu entwickeln, sie ist auch unabhängig in der Versorgung ihrer Bevölkerung mit landwirtschaftlichen Produkten. Sie kann sich am ehesten ausbilden zum selbstgenügenden Wirtschaftsgebiet, was nur geschehen kann auf Kosten der fremden Einfuhren. Und sie muß schon heute mit vollster Kraft über die Grenzen streben, um Abzugskanäle ihrer industriellen Produktion zu suchen. Indem sie aber so Reichtümer auf Reichtümer häuft, gleitet sie langsam hinüber in die Rolle des Gläubigerstaates, knüpft schon da und dort die Fäden, die so dünn gespannt sind und doch so viel Einfluß sichern, weil sie auf den Nerv gehen. Als Tocqueville in Nordamerika war, traf er auf die erste Periode des Aufschwunges, und das mächtige Knospen und Sprießen ringsum auf dem jungen Kolonialboden in diesen ersten Jahrzehnten nach dem englischen Kriege führte ihn zu der Prophezeiung: „Die anderen Völker scheinen die Grenzen erreicht zu haben, die ihnen die Natur zog. Aber beide (Russen und Amerikaner) scheinen durch einen geheimen Plan der Vorsehung bestimmt, eines Tages in der Hand zu halten die Geschichte der Welt.“ So einfach hat sich die Geschichte nicht gestaltet, und es ist auch damals nur der unmittelbaren Begeisterung des Schriftstellers zuzuschreiben, daß er die Lebenskraft Englands übersah, während er die Entwickelungsmöglichkeiten Deutschlands noch gar nicht ahnen konnte. Aber die erkannte er richtig, die im Keime in jener ersten Ruhezeit der Union steckten.

Der Kampf zwischen Republikanern und Demokraten wird weiter toben, die Organisationen werden sich erhalten, weil sie biegsam genug und aufnahmefähig genug für neuen Inhalt sind. Der Kampf kann im einzelnen schwanken, die Offensive kann sich mäßigen. Im ganzen ist die Entscheidung mit 1898 und dem Pariser Frieden gefallen. Wie 1865 die unionistischen Tendenzen siegten und ein selbständiges Sonderdasein der Einzelstaaten für immer unmöglich machten, so war es nur in Konsequenz dieses Sieges, daß der innerlich erstarkte und einheitlich zusammengefaßte Staat, nachdem er die Naturgrenzen seines Machtbereiches politisch und wirtschaftlich erreicht, über sie hinaustrat. Er gab damit auf die Selbstbeschränkung, die ihm Monroe vorgezeichnet hatte, und er hat damit den Anstoß gegeben zu einer Entwickelung im Innern, deren Ziel noch nicht zu erkennen ist, deren Bedeutung vielleicht auch den Republikanern im ganzen noch nicht klar ist. Die europäischen Mächte haben im 20. Jahrhundert mit einem neuen Gliede ihres Konzerts zu rechnen, das ihnen allen wirtschaftlich und weltpolitisch gefährlich werden kann. Für die jüngste Großmacht aber in Europa, die gleich der Union und trotz ihr, noch im vollsten Aufstreben begriffen ist, für Deutschland gilt das Wort, das dem einzelnen Nordamerikaner die Überlegenheit verleiht und die Union groß gemacht hat: look about and help your self!

Berlin. Otto Hötzsch.

Erklärung der Berliner Sezession und Entgegnung.

Zu dem Artikel „Wie in Berlin öffentliche Meinung in Kunstsachen gemacht wird" von F. Grau, vgl. Heft 5.

Der Vorstand der Berliner Sezession bittet uns um Aufnahme einer Berichtigung. Es liegt zwar eine Berichtigung im Sinne des Gesetzes, welches zur Richtigstellung behaupteter Thatsachen verpflichtet, nicht vor, denn einesteils wendet sich diese Berichtigung nicht gegen behauptete Thatsachen, sondern gegen Dinge, die in dem angezogenen Artikel ausdrücklich und unverbindlich als Gerüchte bezeichnet wurden, andererseits aber, soweit es sich wirklich um Thatsachen handelt, werden solche durch diese Berichtigung nicht richtig gestellt, sondern ausdrücklich bestätigt. Wir lassen trotzdem die Erklärung der Berliner Sezession hier folgen, damit das eventuelle Unterlassen des Abdruckes nicht als eine Unfreundlichkeit gegen diese Körperschaft aufgefaßt werden könnte. Im übrigen geben wir zur Sache selbst dem Verfasser des oben genannten Aufsatzes das Wort. Leitung der Deutschen Zeitschrift.

Die Berliner Sezession schreibt:

1) Es ist unwahr, daß die Berliner Sezession in irgend einer anderen geschäftlichen Verbindung mit der Firma Paul Cassierer steht, außer daß Herr Paul Cassierer gegen bestimmte Bezüge zugleich ihr Geschäftsführer ist.

2) Es ist unwahr, daß der Gewinn aus dem Verkauf des Kataloges, der übrigens nicht 2 Mark sondern 1,50 Mk. kostet, der Firma Cassierer zufließt. Nach dem der Generalversammlung vorgelegten Berichte hat die Berliner Sezession im Jahre 1899 aus dem Kataloge gewonnen Mk. 8750, im Jahre 1900 Mk. 8075. —

3) Es ist unwahr, daß die in der Berliner Sezession ausgestellt gewesenen Bilder französischer Künstler Eigentum der Firma Cassierer waren.

4) Es ist unwahr, daß die in der Berliner Sezession ausgestellt gewesenen Bilder von bereits verstorbenen Künstlern herrühren.

Max Liebermann, Oskar Frenzel, Walter Leistikow,
Otto H. Engel, Fritz Klimsch, Curt Herrmann, F. Skarbina.

Durch die Leitung der „Deutschen Zeitschrift" wurde mir die Erklärung des Vorstandes der Berliner Sezession zur Rückäußerung vorgelegt. Von befreundeter Seite wurde mir unter Hinweis auf das Sprichwort von dem Sack, den man schlägt, verschiedentlich die Meinung geäußert, daß es den Eindruck mache, als wenn ich mit diesen, auf den Kunstkritiker Rosenhagen bezüglichen Zeilen einen anderen habe treffen wollen als den genannten. Dem ist durchaus nicht so. Wenn ich der Sache wegen den Maler Max Liebermann verschiedentlich nennen mußte, so geschah dies nur, um dadurch begreiflich machen zu wollen, weshalb Rosenhagen auch für den Salon Cassierer so mächtig ins Horn der Reklame stößt, ich meinte also thatsächlich nur den Sack.

Es ist mir angenehm, daß ich durch die Erklärung der B. S. in dii Lage versetzt wurde, dies auch öfentlich festzustellen.

Dem Vorstand der Berliner Sezession habe ich zu entgegnen:

ad 1. Wo ist in meinem Aufsatz denn behauptet worden, daß die Berliner Sezession in anderer geschäftlicher Verbindung mit dem Salon Cassierer stehe, als daß deren Inhaber Geschäftsführer der Berliner Sezession sei, und daraus Nutzen ziehe? Diese Thatsache wird also durch die Erklärung der B. S. nicht aufgehoben, sondern bestätigt.

ad 2. In den Katalogen der Berliner Sezession sind als Verleger Bruno und Paul Cassierer (neuerdings nur letzterer) genannt.

Wem anders als dem Verleger eines Buches pflegt nun der Nutzen aus demselben zuzufließen, abgesehen davon, daß selbstverständlich auch der Autor, als welcher in diesem Falle die B. S. anzusehen ist, immer angemessenen Nutzen daran hat. Die genannten Zahlen allein sagen garnichts, solange ihnen nicht die verkaufte Auflage des Kataloges gegenüber gestellt ist. Wenn die Firma Cassierer auf dem Titelblatt nur eine Deckadresse ist, diese Firma einen Verlegernutzen am Katalog nicht hat, der Verlag vielmehr lediglich der B. S. zusteht, so ist diese für die Irreführung, die dadurch entsteht, nur selbst verantwortlich und kann sich nicht darüber beschweren, wenn aus den, jeden Uneingeweihten erkennbaren Thatsachen die einzig zulässigen Schlüsse gezogen werden. Die B. S. wendet in sichtbar gereizter Stimmung in ihrer Erklärung des öfteren das Wort „unwahr" an, wenn von einer Unwahrheit (die ich als bewußte Behauptung einer Unrichtigkeit definiere) überhaupt die Rede sein kann, so wäre diese unter obigen Voraussetzungen durch die Titelblätter des Kataloges der B. S. viel tausendfach verbreitet worden.

ad 3 u. 4. Hier muß ich zunächst zugeben, daß mir ein wohl nicht sehr schwer wiegender kunstgeschichtlicher Irrtum passiert ist, indem ich annahm, daß einige von den französischen Künstlern, deren Werke im vergangenen Sommer im Sezessionsgebäude ausgestellt waren, nicht mehr am Leben seien. Im vorliegenden Falle ist dies aber belanglos, denn es wird doch niemand bestreiten wollen, daß die, jedem der die Ausstellung besuchte gegenwärtigen von mir gemeinten Bilder teilweis Jahrzehnte alt waren. Es ist nun wohl kaum anzunehmen, daß Künstler, welche in ihrem Vaterlande einen so großen Ruf genießen, wie Monet, derartige Bilder jahrzehntelang unverkauft in ihrem Atelier behielten. Da man sich nun fragte, wer hat diese Bilder ausgestellt, so mag sich die Meinung, es handele sich um Besitz oder Kommissionsgut des Salon Cassierer, gebildet haben. Durch die intime Verknüpfung des Inhabers genannten Salons mit der Leitung der Sezessionsausstellung gewann diese Meinung an Wahrscheinlichkeit, und daß sie, wie vom Schreiber, dieser Zeilen, auch sonst überall geglaubt wurde, beweist nur, daß man bei sothanen Umständen dies allgemein für durchaus möglich hielt. Von wem und durch wessen Vermittelung diese älteren Bilder ausgestellt wurden, darüber unterrichtet auch die „Erklärung" nicht, die doch in Sachen des Kataloges so eingehend mit Zahlen aufwartet.

Was ist nun im Grunde durch die Erklärung des Vorstandes der B. S. berichtigt?!

Außer obiger Erklärung hat auch Herr Max Liebermann im „Tag" und anderen Zeitungen, die mir wohl nicht alle bekannt geworden sind, Erklärungen erlassen. Herr Max Liebermann scheint das Bedürfnis zu haben, des Oefteren einmal in der Presse von sich reden zu machen. Er hat das Pech, gelegentlich solche Erklärungen erlassen zu müssen, man entsinnt sich wohl, daß er schon vor Jahren in ähnlicher Lage war. Unverständlich ist mir allerdings, weshalb Herr Liebermann die großen Leserkreise der Tageszeitungen mit einer Angelegenheit befaßt, von der sie garnichts wissen, und die doch nur dem Leserkreise der „Deutschen Zeitschrift" bekannt war, der Herr L. seine Erklärung nicht sandte. Ich verzichte darauf, Herrn L. in dem ausfälligen Tone zu antworten, in dem seine Erklärung abgefaßt ist, nur frage ich ihn, wo habe ich, wie er sagt, „behauptet", daß er am Salon Cassierer geschäftlich stark beteiligt sei, ich habe ausdrücklich hervor-

gehoben, daß ich dies nicht behaupten könne, daß allerdings verschiedene Wahrnehmungen, die ich anführte, dafür sprächen, daß die dahingehende Meinung nicht unbegründet sei. Wenn nun Herr Liebermann diese doch thatsächlich viel verbreitete Meinung als für ihn nachteilig betrachtete, so hätte er den Umstand, hier einmal Gelegenheit zu haben, diese Meinung öffentlich zu berichtigen, doch freudig begrüßen müssen, und war keine Ursache vorhanden, gerade darüber so gereizt zu sein. Ich konstatiere nach dieser Erklärung des Herrn Liebermann nun gern, daß er geschäftlich nicht stark am Salon Cassierer beteiligt ist, und daß somit die Protektion, die er dem Inhaber des Salons angedeihen läßt, nur durch das Verhältnis des Autors zum Verleger und sonstige persönliche und Stammessympathien begründet sein mag.

Ferner erklärt Herr Liebermann, daß sein Degas-Artikel schon am 15. Februar 1899 im „Pan" erschien. Dies wußte ich nicht, es ist aber auch unerheblich, denn in Broschürenform erschien sie erst kurz nach Eröffnung dieser Ausstellung im Verlage von Bruno und Paul Cassierer. Man bemerke den großen Unterschied!

Dann sagt Herr Liebermann noch, „die dritte Behauptung des Herrn Grau, ich dirigierte Herrn Hans Rosenhagens Kritik zu meinen Gunsten und zu anderer Schaden ist zu albern, als daß ich darauf antwortete". Wo in aller Welt habe ich denn dies behauptet? Ein derartiges bewußtes Dirigieren zum eigenen Nutzen und anderer Schaden würde ich direkt für unanständig halten, und wenn ich auch Herrn L.'s bescheiden kunsthistorisches Verdienst und seine künstlerische Thätigkeit nicht so hoch einschätze wie Herr Rosenhagen und mich ihm gegenüber mehr auf den Standpunkt Böcklins (vergleiche Flörkes Buch) stelle, so bin ich doch weit entfernt, Herrn L. eine Unanständigkeit bewußt und öffentlich vorwerfen zu wollen. Da Herr Liebermann doch wohl selbst die Ueberzeugung hat, daß seine Kunstweise und seine Auffassung von der Aufgabe der Kunst, die auch für Deutschland richtige wäre, so hat er auch das begreifliche Bestreben, diesen Anschauungen in der Oeffentlichkeit Geltung zu verschaffen. Trotzdem nun meine Auffassung in dieser Beziehung derjenigen des Herrn Liebermann nicht entspricht, so bin doch weit entfernt, ihm aus der Thatsache, daß er seine Meinung durch einen Journalisten in die Oeffentlichkeit bringen läßt, einen Vorwurf zu machen, wohl aber mache ich Herrn Rosenhagen einen Vorwurf daraus, daß er mangels eigenen Urteils halb verstanden und unverstanden in phrasenhafter Weise solche Meinungen, die er in Interviews aufgelesen hat, veröffentlicht und durch Herunterreißen ehrlicher künstlerischer Arbeit, ohne auch nur den Versuch zu machen, seine abfälligen Meinungen zu begründen, schwer ringende und redlich strebende Künstler zu schädigen sucht. Ich habe mich in meinem ersten Aufsatz für die Unselbständigkeit der Rosenhagenschen Kritik auf einen Zeugen berufen. Diese Berufung ist vielleicht nicht vielen, aber sicherlich Herrn Liebermann verständlich gewesen, und wenn ich hier keine näheren Erläuterungen dazu gebe, so hoffe ich, daß Herr Rosenhagen diese Schonung zu schätzen wissen wird. Ich möchte nichts in die Debatte bringen, was einen gehässigen persönlichen Eindruck machen könnte, denn ich wollte und will mich nicht mit der Person des Herrn Rosenhagen sondern nur mit seiner Eigenschaft als Kunstkritiker befassen.

Also, Herr Liebermann, ein ander mal nehmen Sie, da Sie nun einmal in Deutschland wohnen, vielleicht auch eine Tugend der alten Deutschen an, die einen gefaßten Ratschluß niemals am selben Tage zur Ausführung brachten, sondern ihn stets noch einmal beschliefen. Beschlafen

auch Sie ſich's in Zukunft nochmals, ehe Sie derartige Erklärungen abgeben, ſo werden Sie nicht in Gefahr kommen, wie der edle Ritter von der Mancha gegen Windmühlenflügel zu kämpfen.

F. Grau.

Chriſtian Dietrich Grabbe.

Geb. 11. Dezember 1801 in Detmold, geſtorben ebenda d. 12. September 1836. Litteratur: Dramatiſche Dichtungen, 2 Bde. 1827. Frankfurt a. Main. Herrmann'ſche Bchhdlg. Don Juan und Fauſt, 1829 ebenda. Hohenſtaufen: Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, 1829 ebenda. Kaiſer Heinrich VI., 1830 ebenda. Napoleon, 1831 ebenda. Hannibal. Aſchenbrödel, Düſſeldorf, Schreiner 1835. Das Theater in Düſſeldorf, 1835 ebenda. Die Hermannsſchlacht. Mit Einleitung von Eduard Duller, ebenda 1838. Ernſt Willkomm: Grabbe 1837. (Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater). Karl Immermann: Grabbe 1838 (in Franks Taſchenbuch Dramatiſcher Originalien). Karl Ziegler: Grabbes Leben und Charakter. Hamburg, Hoffmann u. Campe 1855. Johannes Scherr: Grabbe in „Dämonen", 1807 Rudolf von Gottſchall: Grabbe's ſämtliche Werke. 2 Bde. Leipzig, Reklam, 1870. 5. Aufl. 1901. Oskar Blumenthal: Chr. D. Grabbe's ſämtliche Werke. 4 Bde. Berlin. G. Grote (Vergriffen). 1874 Oskar Blumenthal: Nachträge zur Kenntnis Grabbe's. 1875 ebenda. Carl Anton Piper: Beiträge zum Studium Grabbe's. Diſſ. München, Carl Haushalter 1898. Rud. v. Gottſchall: Chriſt. D. Grabbe. Leipzig, Reklam 1901. Paul Friedrich: Grabbe. Monographie. 1902.

Deutſchland hat in Chriſtian Dietrich Grabbe, deſſen 100. Geburtstag den äußeren Anlaß giebt, noch einmal dieſen düſtern Schatten zu beſchwören, einen ſeiner größten, vielleicht ſeinen nationalſten Dichter zu beklagen. Zu beklagen: denn die Zeit und ſein eigner innerer Dämon haben ihm keine ruhige Reife vergönnt. In Nacht und Elend iſt er wie ſo mancher andre große Dichter — ich erinnere bloß an Heinrich von Kleiſt — zu Grunde gegangen. Der letzte Grund ſeines Elends war noch dazu ein Laſter, das ihn in den Augen noch vieler Jetztlebenden wie mit einem „Kainsſtempel" behaftet hat. Dieſer traurige Umſtand, für alle Zeit als Trinker gebrandmarkt zu ſein, wird ihm nie ein wirkliches Fortleben im Herzen der Nation ermöglichen. Er wird wie bisher von einigen tieferen Naturen geliebt und bewundert, von jungen Talenten eine Zeit lang glorifiziert und im allgemeinen — vergeſſen werden. Der Tag, der ihn uns ins Gedächtnis ruft, ſoll aber nicht dazu benutzt werden, abermals zu klagen und zu richten. Wir wollen auf das hinweiſen, was licht und geſund in dieſem Unglücklichen war. Grabbe war von Natur aus einer der knorrigſten und zäheſten Dichter, die wir haben. Er war Weſtfale von niederer Herkunft: die bäuriſche Derbheit und Urwüchſigkeit hat er ſpäter in den ſchweren Stunden ſeines Lebens mit allerhand bewußter Bizarrerie ausſtaffiert und durch ſein trotzköpfiges Aufbäumen gegen jede gute Form und jede geſellſchaftliche Pflicht hat er ſich als Menſch unmöglich gemacht. Aber auch als Dichter ſchadete es ihm, daß er in der abſoluten Formloſigkeit ein Zeichen ungeſchminkter Natur zu ſehen glaubte. Er iſt ein genialer Caliban ſein Lebtag geblieben. Aber genial war er immer. Und alles das, was man verachtet, wenn es gemacht und geſchraubt zu Tage tritt, wird durch das Walten genialer Kraft verzeihlich. Und was für eine Kraft hat in dieſem Berſerker geſteckt. Aber er hat ſie nicht zu brauchen verſtanden. Allerdings laſtete die Zeit ſchwer auf ihm. Gleich ſehr

gehoben, daß ich dies nicht behaupten könne, daß allerdings verschiedene Wahrnehmungen, die ich anführte, dafür sprächen, daß die dahingehende Meinung nicht unbegründet sei. Wenn nun Herr Liebermann diese doch thatsächlich viel verbreitete Meinung als für ihn nachteilig betrachtete, so hätte er den Umstand, hier einmal Gelegenheit zu haben, diese Meinung öffentlich zu berichtigen, doch freudig begrüßen müssen, und war keine Ursache vorhanden, gerade darüber so gereizt zu sein. Ich konstatiere nach dieser Erklärung des Herrn Liebermann nun gern, daß er geschäftlich nicht stark am Salon Cassierer beteiligt ist, und daß somit die Protektion, die er dem Inhaber des Salons angedeihen läßt, nur durch das Verhältnis des Autors zum Verleger und sonstige persönliche und Stammessympathien begründet sein mag.

Ferner erklärt Herr Liebermann, daß sein Degas-Artikel schon am 15. Februar 1899 im „Pan" erschien. Dies wußte ich nicht, es ist aber auch unerheblich, denn in Broschürenform erschien sie erst kurz nach Eröffnung dieser Ausstellung im Verlage von Bruno und Paul Cassierer. Man bemerke den großen Unterschied!

Dann sagt Herr Liebermann noch, „die dritte Behauptung des Herrn Grau, ich dirigierte Herrn Hans Rosenhagens Kritik zu meinen Gunsten und zu anderer Schaden ist zu albern, als daß ich darauf antwortete". Wo in aller Welt habe ich denn dies behauptet? Ein derartiges bewußtes Dirigieren zum eigenen Nutzen und anderer Schaden würde ich direkt für unanständig halten, und wenn ich auch Herrn L.'s bescheiden kunsthistorisches Verdienst und seine künstlerische Thätigkeit nicht so hoch einschätze wie Herr Rosenhagen und mich ihm gegenüber mehr auf den Standpunkt Böcklins (vergleiche Flörkes Buch) stelle, so bin ich doch weit entfernt, Herrn L. eine Unanständigkeit bewußt und öffentlich vorwerfen zu wollen. Da Herr Liebermann doch wohl selbst die Ueberzeugung hat, daß seine Kunstweise und seine Auffassung von der Aufgabe der Kunst, die auch für Deutschland richtige wäre, so hat er auch das begreifliche Bestreben, diesen Anschauungen in der Oeffentlichkeit Geltung zu verschaffen. Trotzdem nun meine Auffassung in dieser Beziehung derjenigen des Herrn Liebermann nicht entspricht, so bin doch weit entfernt, ihm aus der Thatsache, daß er seine Meinung durch einen Journalisten in die Oeffentlichkeit bringen läßt, einen Vorwurf zu machen, wohl aber mache ich Herrn Rosenhagen einen Vorwurf daraus, daß er mangels eigenen Urteils halb verstanden und unverstanden in phrasenhafter Weise solche Meinungen, die er in Interviews aufgelesen hat, veröffentlicht und durch Herunterreißen ehrlicher künstlerischer Arbeit, ohne auch nur den Versuch zu machen, seine abfälligen Meinungen zu begründen, schwer ringende und redlich strebende Künstler zu schädigen sucht. Ich habe mich in meinem ersten Aufsatz für die Unselbständigkeit der Rosenhagenschen Kritik auf einen Zeugen berufen. Diese Berufung ist vielleicht nicht vielen, aber sicherlich Herrn Liebermann verständlich gewesen, und wenn ich hier keine näheren Erläuterungen dazu gebe, so hoffe ich, daß Herr Rosenhagen diese Schonung zu schätzen wissen wird. Ich möchte nichts in die Debatte bringen, was einen gehässigen persönlichen Eindruck machen könnte, denn ich wollte und will mich nicht mit der Person des Herrn Rosenhagen sondern nur mit seiner Eigenschaft als Kunstkritiker befassen.

Also, Herr Liebermann, ein ander mal nehmen Sie, da Sie nun einmal in Deutschland wohnen, vielleicht auch eine Tugend der alten Deutschen an, die einen gefaßten Ratschluß niemals am selben Tage zur Ausführung brachten, sondern ihn stets noch einmal beschliefen. Beschlafen

auch Sie sich's in Zukunft nochmals, ehe Sie derartige Erklärungen abgeben, so werden Sie nicht in Gefahr kommen, wie der edle Ritter von der Mancha gegen Windmühlenflügel zu kämpfen.

F. Grau.

Christian Dietrich Grabbe.

Geb. 11. Dezember 1801 in Detmold, gestorben ebenda d. 12. September 1836. Litteratur: Dramatische Dichtungen, 2 Bde. 1827. Frankfurt a. Main. Herrmann'sche Bchhdlg. Don Juan und Faust, 1829 ebenda. Hohenstaufen: Kaiser Friedrich Barbarossa, 1829 ebenda. Kaiser Heinrich VI., 1830 ebenda. Napoleon, 1831 ebenda. Hannibal. Aschenbrödel, Düsseldorf, Schreiner 1835. Das Theater in Düsseldorf, 1835 ebenda. Die Hermannsschlacht. Mit Einleitung von Eduard Duller, ebenda 1838. Ernst Willkomm: Grabbe 1837. (Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater). Karl Immermann: Grabbe 1838 (in Franks Taschenbuch Dramatischer Originalien). Karl Ziegler: Grabbes Leben und Charakter. Hamburg, Hoffmann u. Campe 1855. Johannes Scherr: Grabbe in „Dämonen", 1807 Rudolf von Gottschall: Grabbe's sämtliche Werke. 2 Bde. Leipzig, Reklam, 1870. 5. Aufl. 1901. Oskar Blumenthal: Chr. D. Grabbe's sämtliche Werke. 4 Bde. Berlin. G. Grote (Vergriffen). 1874 Oskar Blumenthal: Nachträge zur Kenntnis Grabbe's. 187b ebenda. Carl Anton Piper: Beiträge zum Studium Grabbe's. Diss. München, Carl Haushalter 1898. Rud. v. Gottschall: Christ. D. Grabbe. Leipzig, Reklam 1901. Paul Friedrich: Grabbe. Monographie. 1902.

Deutschland hat in Christian Dietrich Grabbe, dessen 100. Geburtstag den äußeren Anlaß giebt, noch einmal diesen düstern Schatten zu beschwören, einen seiner größten, vielleicht seinen nationalsten Dichter zu beklagen. Zu beklagen: denn die Zeit und sein eigner innerer Dämon haben ihm keine ruhige Reife vergönnt. In Nacht und Elend ist er wie so mancher andre große Dichter — ich erinnere bloß an Heinrich von Kleist — zu Grunde gegangen. Der letzte Grund seines Elends war noch dazu ein Laster, das ihn in den Augen noch vieler Jetztlebenden wie mit einem „Kainsstempel" behaftet hat. Dieser traurige Umstand, für alle Zeit als Trinker gebrandmarkt zu sein, wird ihm nie ein wirkliches Fortleben im Herzen der Nation ermöglichen. Er wird wie bisher von einigen tieferen Naturen geliebt und bewundert, von jungen Talenten eine Zeit lang glorifiziert und im allgemeinen — vergessen werden. Der Tag, der ihn uns ins Gedächtnis ruft, soll aber nicht dazu benutzt werden, abermals zu klagen und zu richten. Wir wollen auf das hinweisen, was licht und gesund in diesem Unglücklichen war. Grabbe war von Natur aus einer der knorrigsten und zähesten Dichter, die wir haben. Er war Westfale von niederer Herkunft: die bäurische Derbheit und Urwüchsigkeit hat er später in den schweren Stunden seines Lebens mit allerhand bewußter Bizarrerie ausstaffiert und durch sein trotzköpfiges Aufbäumen gegen jede gute Form und jede gesellschaftliche Pflicht hat er sich als Mensch unmöglich gemacht. Aber auch als Dichter schadete es ihm, daß er in der absoluten Formlosigkeit ein Zeichen ungeschminkter Natur zu sehen glaubte. Er ist ein genialer Caliban sein Lebtag geblieben. Aber genial war er immer. Und alles das, was man verachtet, wenn es gemacht und geschraubt zu Tage tritt, wird durch das Walten genialer Kraft verzeihlich. Und was für eine Kraft hat in diesem Berserker gesteckt. Aber er hat sie nicht zu brauchen verstanden. Allerdings lastete die Zeit schwer auf ihm. Gleich sehr

empörte ihn das erdrückende Genie Goethes, deſſen ariſtokratiſche Glätte ihm von Natur aus mißfallen mußte. Ferner das laute Treiben einer romantiſchen Geſellſchaft ſchwächlicher Poeten, die ſich in ein ſchöneres Mittelalter zurückſehnten, um dort fern von der erdrückend rauhen Wirklichkeit die blaue Blume in tiefen Wäldern zu ſuchen. Grabbe war zu klar, zu ehrlich, zu klug, als daß ihn nicht dieſe geſchraubte Myſtik angewidert hätte. Hauptſächlich aber lag auf ihm, deſſen Jugend in die Zeiten des napoleoniſchen Triumphzuges fiel, die kleinliche und erbärmliche Reſtaurationsepoche wie ein ſchwerer Alp, und er mag ſchon früh das Gefühl gehabt haben, daß all ſein titaniſcher Sturmlauf gegen die Zeit fruchtlos ſein, und er mit ſeinen großen Träumen von einer Zeit der gewaltigſten Manneskraft an dem Elend jener grauen, ſtagnierenden Jahre zu Grunde gehen werde. So griff er zur Flaſche . . Trotzdem ließ es ihm keine Ruhe, hatte er in ſeinen erſten Dramen mit Hohnlachen und Spott gegen ſeine Zeit geeifert, ſo trieb es ihn nun, ihr durch das Schaffen poſitiver Leitbilder die träge Ruhe zu nehmen und ſie zur Erfüllung deutſchnationaler Träume aufzuſtacheln. Dieſe poſitive Arbeit ſetzt ein mit den Hohenſtaufen und endigt mit ihm ſelbſt. So widerlich ihm auch die Mitwelt war, ſo war ſie doch erfüllt von hiſtoriſchen Erinnerungen an die alte deutſche Kaiſerherrlichkeit, die dereinſt ihre Adlerflügel von der Nordſee bis zum Aetna ſpannte. Unaufhörlich predigte er 70 Jahre vor Nietzſche den Uebermenſchen, aber nicht den romaniſchen, ſondern im Grunde ſtets den nationalen. Er beſaß den großartigſten Blick für die tiefen Ideeengänge der Geſchichte, wie das ſchon die Wahl ſeiner antiken Stoffe des „Hannibal“ und des „Marius und Sulla“ beweiſt, die Carl Bleibtreu mit Recht die nahezu einzig für uns noch in Frage kommenden antik-dramatiſchen Stoffe nennt, wenn wir vom Mythos und ſeinen Rieſenſchöpfungen abſehen.

Drei Fragen ſind es vor allem, die dem modernen Menſchen nahe treten: das Weib, der nationale Gedanke, die Religion. Mit all dieſen Fragen hat ſich Grabbe groß und eigenartig beſchäftigt. Wenn er auch zu ſehr heroiſcher Menſch war, um dem Weib eine präponderierende Stelle einzuräumen, ſo hebt er doch einmal rühmend hervor, daß ſeine Frauengeſtalten ſtets rein und immakulat dahingehen — ein Zeichen urgermaniſcher Verehrung des Höheren und Geheimnisvollen in der Frau, deſſen Typus für die Germanen die prophetiſche Veleda war. Modern muten außerdem viele tiefe und geiſtvolle — nicht geiſtreichelnde — Sentenzen an, die den Unterſchied zwiſchen Mann und Frau ſchlagend zeigen: So die ſchöne Stelle im Heinrich VI.: Der Mann ſieht weit, die Frau ſieht tief, dem Manne iſt die Welt ſein Herz, dem Weibe iſt das Herz die Welt. — Das religiöſe Gefühl Grabbe's war weder vom Chriſtentum noch von allerhand grauen Philoſophemen angekränkelt. Es äußerte ſich frei und weit, urgermaniſch. Er ſog ſeine dunklen Ahnungen aus dem Rauſchen dunkler Wälder. Immermann hat das mit ſeinem Blick erkannt. Er ſchreibt in ſeinem oben genannten Aufſatz: Ich mußte an die Worte des Tacitus denken: „Caeterum nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem assimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur. Lucos ac nemora consecrant. Deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident.“ (Tac. Germania, c. 9). Trotzdem hat er vor der Geſtalt und Würde des Meſſias ſtets heilige Bewunderung empfunden, wollte er doch zuletzt noch die große Golgatha-Tragödie ſchreiben. Aber ſeine Bewunderung war frei von Kirchlichkeit, ſie war mehr entſtanden aus

historischen Gedanken, daß Christen- und Germanentum vereint die überlebte Antike zertrümmert hatten.

Weitaus am stärksten war sein nationales Empfinden. Wo er nur irgend konnte, hat er es ergreifend zum Ausdruck gebracht: Nie schöner und hinreißender, als im Monolog seines Faust. Nachdem er ihn hat sagen lassen, daß all das Transzendente nicht die Festigkeit der Erde ersetzen kann, heißt es:

Nah!
Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verräterei die Fremde vorzuziehn!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre!
O Deutschland! Vaterland! Die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen — kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad'
So stolz und kühn als Deutschland's Ströme! —
Schau
Hoch über dem eiszackigen Gebirg
Tirols erhebt der Adler sich zur Sonne,
Als wäre da sein heimatlicher Horst, —
Die Berge schrumpfen unter seinem Blick
Zu Stäubchen ein — tief unter aber in
Tirols beengten Thälern schlägt für Kaiser
Und für Ehre manches Herz weit höher als
Der Adler wagt zu steigen.
Selbst dies Rom
Wer war's, der diesen Käfig brach, in dem
Die Nationen römisch erst, und dann
Papistisch siegen lernten? Ha, hier war es,
Wo Alarichs, des gothischen, wo Karls,
Des fränkischen Landsmanns, wo der Hohenstaufen
Siegesrauschende Paniere flatterten,
Geliebkost von der heißen Luft, die einst
Die Könige tödtete! Hier ist es, wo
Sanct Peters Kuppel sich emporgewölbt,
Den Blick der Menschheit ins Endlose auf-
Zufangen — schmählich jetzt geborsten vor
Dem Donnerrufe, der aus Wittenberg,
Aus meiner Vaterstadt, aus Luthers Munde,
All' meiner Zeitgenossen größten, über
Die Alpen furchtbar herklang!
Und doch, o doch! —
Auch Luther! Du! Den Wahn hast du verjagt,
Zermalmt, zernichtet hast du wie der Blitz,
Nur etwas Andres, Wahrheit, die besteht,
Beruhigt, hast du nicht gegeben. Offner
Als je thut sich vor dem enttäuschten Auge
Die Tiefe auf.

Und in dieser trüben Erkenntnis ruft er dann aus:

Deutschland! Deutschland! — Und nicht einmal
Im Schlachtfeld konnt' ich für dich kämpfend fallen —
Du bist Europa's Herz — ja ja, zerrissen,
Wie nur ein Herz es sein kann.

Es legt von einer großen Persönlichkeit Zeugnis ab, wenn ein breiterer Raum, als der, der diesen Ausführungen eingeräumt ist, nicht reichen würde, all die charakteristischen Seiten eines Mannes, wie Grabbe es war, zu beleuchten. Soviel steht fest: groß, bedeutend, tiefsinnig, ernst, gedankenreich war dieser deutsche Dichter wie wenige. Aber ihm fehlte eins, was unumgänglich notwendig ist, um Dichtwerke für Jahrhunderte ganz lebendig zu erhalten: die sanfte, erwärmende Liebe einer starken Menschlichkeit. Sie ist dem unglücklichen genialen Mann versagt geblieben durch die Umstände sowohl, wie durch seine eigene Schuld. Aber es wäre ungerecht, über dem Fehlen einer Sache, das Vorhandensein solcher Reichtümer zu vergessen. Darum wird, des bin ich heut sicherer denn je, Grabbe zwar nicht in eigenen Werken dauernd weiterleben, aber die großen Gedanken dieses Bahnbrechers werden Früchte tragen, Früchte zum Segen und Heil des großen, von uns heißersehnten deutschen Dramas der Zukunft. Paul Friedrich.

Die heilige Natur.

(Weihnachtslied.)

Hast du, heil'ge Natur,
eine göttlich erlösende Kraft?
Bist du erschaffen nur,
oder ein Wesen, das wirkt und schafft?
Heilig heiß' ich dich gern,
weil du heilest und Ehrfurcht weckst.
Heilest du kraft des Herrn?
Ehr' ich dich, weil du mir Gott entdeckst?
Tief verschleiert bleibt Er
hinter der Welten Unendlichkeit.
Alles Schöne umher
wandelt und flieht in der weichenden Zeit.
Wärest ein Schatten nur
ewig schaffender Gottheit du?
Unerlöste Natur,
trägst mir keinen Erlöser zu? —
Dennoch, aus deinem Schoß
sproßt' auf Erden das göttlichste Reis:
mütterlich heilig und groß
bist du mir zeugender Gottesbeweis!
Ewig weiß ich nur Eins —
nicht die Natur, die unbewußt
schön im Reiche des Scheins —:
die gut geworden in fühlender Brust!
Wunder der Wunder! Wer war,
der dich geschaffen, der hehrste Held?
Er, den die Mutter gebar,
ew'ger Vollender, Heiland der Welt!
Schaffenden Vaters Spur
verweht auf Gräbern der herbstliche Wind.
Dank dir, heil'ge Natur,
für das erlösende Gotteskind!

Bayreuth. Hans von Wolzogen.

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Fünftes Geſpräch.

Wilfrid. Hier hindurch!

Klothilde. Endet der Steig?

Wilfrid. Folgt mir nur! Das Dunkel öffnet ſich. Nein, der Rhein iſt uns noch im Rücken. Wir kommen auf einer Lichtung heraus.

Klothilde. Was ſeht Ihr?

Wilfrid. Wir ſind am Waldſaum. Vor uns liegt das Siebengebirge!

Klothilde. O wie ſchön! Welch lauſchiger Platz!

Wilfrid. Laßt Euch auf dieſer Raſenbank nieder; Ihr werdet müde ſein.

Klothilde. Tiefe Stille ringsum! Wie ruhen Thäler und Berge in ſchweigender Einſamkeit! — Hört Ihr das leiſe Rauſchen uns zu Häupten?

Wilfrid. Den Wind, der in den dichten Laubkronen ſpielt?

Klothilde. Es iſt mein Wiegenlied. Die Stimmen und Laute der Einſamkeit — wie ſind ſie uns auf dem Lande, auf den Gutshöfen von Kindheit an lieb und vertraut! Das grüne Waldmeer mit ſeinem Rauſchen — iſt es nicht meine wahre Heimat?

Wilfrid. So möchtet Ihr nie in der Stadt wohnen?

Klothilde. Ich würde ſtets meine Freiheit vermiſſen. Wie eng war es in Bonn, in den lärmenden Gaſſen der Stadt! Geht Euch nicht hier erſt das Herz auf?

Wilfrid. Wenn ich mit Euch ſpreche, auf unſern gewohnten Abendgängen — fühlt ich mich jemals bedrückt? Doppelt freilich ſtählt uns die Einſamkeit. Welcher tiefere Sinn lauſchte nicht auf ihre Stimmen! Sie geben noch immer, wie einſt die Waldvögel Jung-Siegfried, wunderbare Kunde.

Klothilde. Und was haben ſie Euch verraten, mein Freund?

Wilfrid. Daß wir einkehren ſollen in unſerm wahren Heim, wenn wir Weisheit ernten wollen. Was kann ein Menſch ſpenden neben dem unerſchöpflichen Reichtum der Natur!

Klothilde. Wer aber mag heut leben wie ein frommer Waldbruder, wie ein Klausner, der ſeinen Körper kaſteit?

Wilfrid. Rühmt ich das? Es giebt auch Einſiedler ohne dies, beſchauliche Leute in Stadt und Land, bei denen Lebensführung und Denken eins ſind. Freilich, ſie ſind ſelten; und wer heut einen Philoſophen finden will, der mag wohl mit der Laterne ausziehn.

Klothilde. Und jene Männer, die an den hohen Schulen Weltweisheit lehren?

Wilfrid. Das ſind Schattenkönige, auf die niemand mehr hört, wenn der echte König erſcheint.

Klothilde. Wie ſonderbar! Doch dünkt es mich ſchwer, einen König zu erkennen.

Wilfrid. Gewiß, weil das Geräuſch der Schattenkönige die Aufmerkſamkeit ablenkt. Wie wichtig nehmen ſie ſich und ihr kleines Amt! Und ſind doch nur Buchgelehrte, wie einſt die Mönche im Kloſter, ein wunderlich Geſchlecht, gar fremd der Welt da draußen, ihr zum Geſpött. Wenn aber der echte König kommt: welch' ein Ziſchen, welch'

ein Brauſen! Das Feuer der Wirkung flammt unter ſeinen Füßen empor, jäh trennend, weithin ſichtbar, zum Jubel den einen, zum Entſetzen den andern. Nichts iſt ſicher vor dieſen Gluten: Wiſſen und Glaube, Vorrechte und Sitten ſchmelzen und ändern ſich; Helden und Schurken, Stände und Völker ſchreckt die ungeheure Bewegung auf.

Klothilde. Und treibt nicht ihre Macht alle Welt vorwärts? Zwingt ſie zur Entſcheidung? Was ſind Lehren, denen kein Leben entſpricht?

Wilfrid. Allzuviel davon iſt noch unter uns: dürres Laub, das den Flammen zum Opfer fällt. Der Gluthauch neuer Wahrheiten durchdringt uns, und neue Menſchen treten aus dem Schatten der Zeiten hervor. Ihnen iſt die Weisheit kein Fach des Wiſſens und Unterrichts, das mit der Stunde kommt und geht; ſie lieben ſie als wahre Freunde und leben in ihr. Welcher Anblick, welche Hoffnungen! Soll nach ſo langer Nacht uns wieder ein Morgen tagen, ähnlich dem Glanze von Athen und Florenz? Strahlende Geſchwiſter, welch' drittes Geſchlecht reiht ſich eurem hohen Bunde an? Wohl ſchritten einzelne unſern Zeiten voraus, einſamen Weges, unverſtanden und verläſtert von der Menge, Lichtgeſtalten in tiefer Finſternis; doch wie lang dauert es, bis ihre Fackeln das Dunkel des Thals erhellen?

Klothilde. Ihr müßt Nachſicht haben mit den Armen, deren Auge nie das holde Licht geſehn, auf die es ſchmerzend und verwirrend fällt. Was tragen ſie für Schuld an ſo ſchwerem Schickſal? Wartet ein wenig und geht ſanft mit ihnen um, daß ſie ſich an das Wunder des Tages gewöhnen: ſie werden einſt noch ihre Wohlthäter preiſen.

Wilfrid. O linderndes Frauenherz! Wo das Eiſen des Mannes Wunden reißt, träufelt es köſtlichen Balſam auf. Was ſind wir Ungeſtümen ohne Euch! Zu erobern verſtehen wir wohl und einzunehmen, aber nicht feſtzuhalten und zu bezwingen.

Klothilde. Können wir denn in dieſen Kämpfen nützen? Mit Mädchen und jungen Frauen ſteht die Weisheit ſchlecht, gleich einer alten grämlichen Schwiegermutter: uns liegt die Schalkheit eher im Blut, und alle Gunſt des Augenblicks verführt uns.

Wilfrid. Sollt ich das ſchelten? Der holden Schelmerei, der Thorenweisheit braucht es gerade in einer Zeit des Frohns und der Vernünftler. Muß denn alle Weisheit grau und grämlich ſein? Die wir ſuchen, iſt jung und heiter, in Luſt und Schönheit atmend, gleich den ſeligen Göttern.

Klothilde. Wie, denkt Ihr, mag ſie ſich zu uns geſellen?

Wilfrid. Wenn wir ihr Muße gönnen und ſie zu Gaſt laden, in unſre Gärten und Parks, in unſren Hallen und Gemächer! Können unſre Geſpräche nicht fein und koſtbar werden durch ihren Schmuck? Unſre Freude nicht tief durch ihre Weihe? Unſre Feſte nicht reich durch ihren Anteil? Iſt es eines Staatsmanns, eines Feldherrn unwürdig, ſich mit ihr zu befaſſen? So wenig fürwahr, daß niemand für gebildet gelten ſollte, dem Neigung zu ihr mangelt.

Klothilde. Unſre Geſelligkeit iſt arm und häßlich; was kennt ſie anders als Speiſe und Trank und die Unterhaltung der Töne!

Wilfrid. Sie wird ſich veredeln, wird bunt und reich werden! Iſt es nicht beſſer, Kunſt und Wiſſenſchaft zu genießen als über Staatsgeſchäfte zu ſchwätzen? Was helfen uns Meiſterwerke in den Sammlungen, wenn die lebendige Teilnahme des einzelnen fehlt! Hier iſt der Boden, hier die Stätte, wo den hohen Gütern des Lebens ein Heim be-

reitet werden soll; bei sich und seinem Haus muß ein jeglicher beginnen, damit ein ganzes Volk zur Gesittung emporsteige.

Klothilde. Wenn nur an jedem Ort die Besten vorangingen! Bald würde man aufmerken, bald nachfolgen; und leicht wäre eine feinere Bildung überallhin verbreitet.

Wilfrid. Wen erfreut denn die Gegenwart? Mit ihrem kümmerlichen Verkehr, ohne Inhalt und Anmut! Wie weit sind wir zurückgeblieben! Wir Engherzigen, kleinlich Hadernden! Die wir noch heut den freien Geist ächten und kein offnes Wort auf Kanzeln und Lehrstühlen dulden! Und doch wandelte einst ein König und Philosoph im Parke von Sanssouci mit den erlesensten Geistern der Zeit, doch verbanden einst unsre Staatsmänner das Amt des Gesandten mit dem des Forschers und Denkers! Ein Jahrhundert verging, seit wir so den Zeitgenossen des Perikles und Phidias nacheiferten; wann werden wir uns aus der Nacht der Beschränktheit völlig befreien?

Klothilde. Wenn wir den Mut finden, uns selbst anzugehören! Diese Buchen, diese Ulmen — welcher von all den Bäumen, dem nicht ein fremdes Reis aufgepfropft ist, folgte nicht dem Gesetz der eignen Natur? Triebe nicht Blüten und Sprossen nach seiner Art? O wollten wir endlich nur dem innersten Gefühl, der Stimme des Blutes folgen, unbekümmert um fremde Satzung: wie glänzend würde sich unser Volk entfalten!

Wilfrid. Dann wird nicht nur eine heitre Geselligkeit das Haus des Edlen beleben; Gärten und Wandelgänge sollen, wie einst in Griechenland, die Liebhaber der Weisheit freundlich empfangen, und Staat und Gemeinde widerhallen von ihren Worten. Wenn dann ein Gedanke alle erregt, eine Entdeckung alle ergreift, ein Kunstwerk alle begeistert, wenn am Schaffen der Besten alle innigen Anteil nehmen: dann erst fühlt ein Volk seinen Wert, dann eilt es zur Sonnenhöhe des Ruhms herrlich empor! —

Klothilde. In Dämmerung sinken die Thäler, der Wald dunkelt. Laßt uns zum Strome hinabsteigen.

Wilfrid. So kommt. Hier den Weg entlang, wo der Bach in dunkler Tiefe rauscht und raunt.

Klothilde. Es ist weit bis Königswinter; der Fährmann wird unsrer warten. Erzählt etwas!

Wilfrid. Was wollt Ihr hören? Wie Odin, der sinnende Himmelsvater, in grauer Vorzeit hinabstieg zu Mimirs Born, um die Rätsel der Vergangenheit und Zukunft zu ergründen?

Klothilde. Was wißt Ihr davon?

Wilfrid. Dort murmelt im stillen Thal, in duftende Blumen gebettet, immerdar das Quellhaupt uralte Weisheit. Der Gott forderte einen Trunk aus der heiligen Flut und ließ dafür sein leuchtendes Auge als Pfand. Das ruht nun in der Tiefe des Brunnens, und jeden Morgen schöpft Mimir aus dem köstlichen Pfand. Wißt Ihrs zu deuten?

Klothilde. Woher sollt ich? Man lehrte uns Kindern die Sagen der Fremde, nicht die der Heimat.

Wilfrid. Ein Auge nur hat der Himmelsgott: die strahlende Sonne; das andre ruht in Mimirs Born verpfändet. So viel galt Weisheit dem Gott, dessen Atem die Welt durchdringt, der Helden und Sängern Begeisterung einhaucht; so viel galt Weisheit dem Volke, dessen Heim diese dunklen Wälder sind. Vor welchem andern braucht es zu weichen?

Empfehlenswerte Jugendschriften.

(Bezüglich eines ausführlicheren Verzeichnisses verweisen wir auf das vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß, Max Lehnert, Hamburg, kl. Reichenstr. 19, herausgegebene Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre).

Theodor Storm, Pole Poppenspäler, geb. 0.50 M. — Peter Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub war. Teil 1 und 2; geb. je 0.90 M. — D. v. Liliencron, Kriegsnovellen. Auswahl für die Jugend, geb. 1.— M. Gedichte, Auswahl für die Jugend, geb. 0.75 M. — P. Hebel, Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. Neue Folge des „Schatzkästleins" (Hendel) 0,75 M. — Märchenbuch des Jungbrunnen (Auswahl des Kölner Ausschusses), (Fischer und Franke), geb. 2. M. — Uhland, Gedichte, Auswahl (Hendel), geb. 0.50 M.

Außerdem nennen wir: W. Wägner, Unsere Vorzeit, Bd. 1—3, einzeln käuflich, je 7 M. (giebt eine Darstellung aller deutschen Götter- und Heldensagen). — Volz, Geographische Charakterbilder: Deutschland M. 5. — Leo Frobenius, Aus den Flegeljahren der Menschheit (Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden, mit über 400 Abbildungen), geb. M. 7,50.

Beiblatt.

* Banater Ecke. Ein reges deutschnationales Volksbewußtsein macht sich nun etwa seit Jahresfrist auch bei den Banater-Deutschen (vulgo: Schwaben) in Ungarn bemerkbar, die an Kopfzahl bekanntermaßen fast viermal so stark als die Sachsen in Siebenbürgen sind. Und trotz dieser Majorität waren sie im Gegensatze zu den Sachsen, dem Magyarismus jahrzehnte lang willenlos unterthan gewesen. Dennoch läßt sich diese für den Uneingeweihten sicherlich unerklärliche nationale Indolenz zu Gunsten der Schwaben rechtfertigen. Im Gegensatze zu den Siebenbürger Sachsen, bewohnen die erst viel später nach Ungarn eingewanderten Schwaben (magyarisch Schwöben, welcher Begriff im verächtlichen Sinne auf alle Deutschen übergegangen ist) ein ringsum vom magyarischen Elemente umflutetes offenes Gebiet. Daher kam es, daß sie mehr und mehr ihre eigene Nationalität und deutsche Ursprünglichkeit einbüßten, ja selbst oft ihren deutschen Namen aufgaben und dem Landesvolke sich assimilierten. Deutsche Schulen besitzen die Banater Schwaben, zum Unterschiede von den Siebenbürger Sachsen, an höheren Lehranstalten fast keine und so war die jüngere Generation frühzeitig auf die Frequenz der ungarischen Schulen hingewiesen, wodurch es geschah, daß die magyarische Unterrichtssprache bei der Jugend im Laufe der Zeit die deutsche Muttersprache, die übrigens nie rein in ihrer edlen Form gesprochen wurde, einfach verdrängte. Dazu kamen noch politische und soziale Zwangsmittel, denen die Schwaben, die viel jüngere und unverbriefte Rechte auf das neue Heimatland hatten, als die Sachsen, durchaus nicht Widerstand zu leisten vermochten. So geschah es, daß im Verlaufe von wenigen Jahrzehnten, ehedem vorwiegend deutsche Städte ihres nationalen Charakters verlustig wurden

und der magyarischen Kultur Thür und Thor öffneten. Es ist daher nicht Wunder zu nehmen, wenn die Kampfesmüden und vorwiegend friedliebenden Schwaben den Kampf um ihr Deutschtum aufgaben. Bei ihrer Machtlosigkeit, eine einsame deutsche Insel im ungarischen Meere, war den Schwaben des Banats eine exklusive Stellung einfach unhaltbar, indem sie der Einwirkung des Magyarentums allenthalben ausgesetzt, ja in Handel und Wandel auf solchen direkt hingewiesen erscheinen.

Jeder deutsche Bauer des Banats redet heute außer seiner deutschen Mundart (schwäbisch) auch noch die Landessprache. Nun gut, Sprachkenntnisse sind immer recht schön und zweckmäßig und in Siebenbürgen spricht jeder Sachse außer deutsch noch ungarisch und rumänisch, nur darf das Volksbewußtsein und die deutsche Nationalität nicht darunter leiden, oder gar in Brüche gehen.

Als ein anderer schwerwiegender Grund für das Fortschreiten der Magyarisierung ergiebt sich, daß der Schwabe unter den Ungarn als Katholik unter Katholiken wohnte, also, daß der gemeinsame Kirchenbesuch an vielen Orten bei ungarischer Predigt, auf den Bauer mächtig einwirken mußte und ferner, daß der biedere schwäbische Bauer den derben, aber gutmütigen Ungar, der von einem großen ungarischen Vaterlande seit jeher mit glühender Phantasie schwärmt, im tiefsten Herzen insgeheim als ehrlichsimple Bauernnatur dennoch nicht Feind sein konnte und daher nicht imstande war, sich gegen dessen Einfluß energisch zu ermannen, vielmehr geschah es, daß er sich selbst mit Befriedigung als Magyaren ausgespielt sah.

So war es möglich geworden, daß am Ende des abgelaufenen Jahrhunderts die meisten großen, ehemals vorwiegend deutschen Städte des Banates, wie Temesvar, Weißkirchen, Werschetz, Groß-Kikinda, Lugosch, Persamosch, Deutsch-Jschanad nnd Maria-Theresiopel, nicht minder aber zahlreiche ansehnliche Markt- und Dorfgemeinden dem Deutschtume gänzlich entsagten, und daß der ungarische Einfluß daselbst die Oberhand gewinnen konnte.

(Schluß folgt).

* Der nationale Volksdichter Georg Hirschfeld. Es klingt seltsam, aber in einer fast innig zu nennenden Kritik in einem sonst sehr von uns geschätzten Berliner Blatte, der nationalen „Täglichen Rundschau", ist der junge Naturalist Hirschfeld als Nationaldichter entdeckt worden. Wir lesen da:

„Hirschfelds „Mütter" gehören seit gestern dem Volk. (!) Es war nicht nur verdienstvoll vom Schiller-Theater, es liegt durchaus im Fach seiner Aufgaben, dies Drama wiederaufzuwecken, dem Volke als gute Hausmannskost zu geben, was ehemals die Konditoren der Feinkunst sorgsam auf ihrem Ladentisch hüteten ... Die Lärmer von damals haben Hirschfeld viel geschadet. Die Ungeduldigen haben sein junges Talent gleichsam über die Lampe gehalten (!), damit es schneller reifen sollte, aber das vertragen gute Früchte nicht. Sie haben ihm seine Mütter so lieb gemacht, daß er nun noch immer bei seinen Müttern weilt, daß er beim Genre geblieben ist. Das Große will durch Widerstand wachsen. „Trotz und Vorsicht" ist allem Werdenden not und beide lernt man nur im Kampf. Wenn heftiger Widerstand in diesem großen dichterischen Talent Entschlüsse geweckt, den Willen gestählt, den Blick geweitet hätten, wenn er nicht zu früh in die Formen des konsequenten Naturalismus gepreßt worden wäre — sicherlich würde

er uns heute mehr geben können. Hätte man, anstatt ihn sogleich gewaltsam auf den Parnaß zu setzen, ihn ein wenig herzlich geschüttelt und ihm gesagt: Du feiner Kopf, besinne Dich doch und suche es nicht gerade immer in den Hauptsachen anders zu machen als Shakespeare! (!) Du siehst mit dem Auge des Lyrikers. Nun lerne mit dem Auge des Dramatikers sehen!" Hätte man so frühzeitig zu ihm gesprochen, anstatt ihm jahrelang brausende Lobeshymnen in die Ohren zu blasen, es wäre sicherlich Höheres aus ihm geworden. Auch so bleibt er freilich noch immer ein Dichter. Die rührende Schwermut eines edlen, feingebildeten, künstlerisch empfindenden Juden giebt allem, was Hirschfeld schreibt das eigenartige Gepräge. Nur selten blitzt bei ihm, so in der Charakterzeichnung des Jordan, zorniger Haß hinter den Thränen seiner Jugend, wie hinter Edelsteinen hervor. (!) Möchte ihn das Leben in seine Schule nehmen, noch ist er jung genug, und ihn höhere Pfade, als die des Naturalismus weisen. Die Gaben sind ihm in die Wiege gelegt.

Karl Strecker."

O Berliner Theater! O Berliner Theaterkritik!

* Rache eines Kritikasters. Folgende Nachricht wird unsern Lesern Spaß machen. Wie uns mitgeteilt wird, ist der giftige Rezensent der „Schlesischen Brautfahrt", der sich hinter dem Pseudonym Josef Theodor verbirgt und den wir in Nr. 5 Seite 159 gebührend gekennzeichnet haben, niemand anders, als ein gewisser uns wohl bekannter Josef Glaser. Derselbe hat vor Jahren einige lokale Breslauer Theater-Berichte für unsere Zeitschrift geliefert, bis wir dieselben, weil ungenügend, nicht mehr druckten. Hinc illae lacrimae! Es geht eben nichts über den richtigen Revolver-Journalismus!

Bücherschau.

* Die wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugi von Burdigal. Wiedererzählt von Richard von Kralik, München. Allg. Verlags-Gesellschaft G. m. b. H.

Die altberühmte Oberonsage ist hier in fesselnder, dem Geschmacke neuzeitlicher Jugend gemäßer Weise von Richard von Kralik wiedererzählt, und in schönster Ausstattung mit reichem Bildschmucke versehen. Das prächtige sehr preiswerte Werk empfiehlt sich für die Jugend als Weihnachtsgabe. Wir werden noch ausführlicher auf dasselbe zurückkommen.

Zur gefl. Beachtung.

Mit diesem Hefte schließt das erste Quartal des laufenden Jahrgangs. Wir bitten unsere Leser, den Bezug bei ihrer Buchhandlung bezw. der Post umgehend erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt.

Die Weltlage.

Alle Staaten der Gegenwart sind jung. Auf die größte Zahl von Jahren blickt England zurück. In seiner jetzigen Verfassung und staatlichen Lebensführung besteht es seit 1688. Darnach kommt Rußland, dessen großstaatliche Anfänge durch die Gründung von Petersburg 1706 bezeichnet werden. Das heutige Oesterreich und die übrigen Staaten verdanken ihr Dasein der nachnapoleonischen Zeit. Auch das heutige Persien kann man erst seit 1812 datieren. Die Türkei beginnt mit 1828, die Vereinigten Staaten mit der Beendigung des Bürgerkrieges, die Balkanstaaten mit Ereignissen, die zwischen 1828 und 1878 sich abspielten. Die neue Entwicklung Mexikos und Abessiniens hebt 1868 an; ins gleiche Jahr fällt die Restauration Japans. Das Jahr 1871 sah das Erstehen des deutschen Reiches und Neu-Italiens. Die Jahre 1871 und 1884 wurden epochemachend für die Staatenbildung Südafrikas. Der erste Zeitraum südamerikanischer Staatengründung ist mit dem Entstehen der brasilianischen Republik abgeschlossen. Bei kleinen Staaten ist die gleiche Erscheinung zu betrachten. Auch die heutige Schweiz ist nicht älter als 1815 und Holland und Belgien nicht älter als 1831. Höchstens Korea und Siam machen eine Ausnahme.

Geht aus dieser Zusammenstellung hervor, daß schon die entfernteren Wurzeln der Gegenwart in politischer Hinsicht keineswegs weiter als ein bis zwei Jahrhundert zurückliegen, so sind vollends die näheren Wurzeln nur eine geringfügige Strecke hinter uns; um nur wenige Jahre. Wir brauchen daher, um die jetzigen Zeitläufte zu verstehen, nicht sonderlich weit zurückzugreifen, andrerseits aber erschwert sich die Möglichkeit des Verständnisses dadurch, daß es an Beispielen, an Analogieen fehlt, daß der bisher durchmessene Weg zu kurz, die bisher gemachte Erfahrung zu unzulänglich ist, um uns für die Zukunft etwas Brauchbares zu lehren. Die Lage von heute ist in der ganzen Weltgeschichte noch nicht dagewesen. Nach dem türkischen Krieg von 1877 und dem kurz darauf beendigten zwischen Chile, Bolivia und Peru war der Krieg von 1894 der erste von einiger Bedeutung. Die damals gelieferten Schlachten waren ja, außer der am Jalu, alle ziemlich unbedeutend, aber die Wirkung des Krieges war ungeheuer. Der gewaltige Stoß, den so die Weltgeschichte erhalten hatte, führte bald zu weiteren Thaten und Leiden. Rußland erhielt die Erlaubnis zur mandschurischen Bahn. In Kansu brach der große Mohammedaner-Aufstand aus. England unternahm den Jamesonzug und begann die Wiedereroberung des Sudan. Hierauf der griechisch-türkische Krieg. Deutschland setzt sich in Kiaotschau fest, Rußland pachtet die Mandschurei, Frankreich gewinnt größeren Einfluß in Siam und

Südchina. Es folgen die parlamentarischen Wirren in Oesterreich und die kriegerischen an der indischen Nordwestgrenze, folgt der spanisch-amerikanische Krieg und der Erwerb der Karolinen durch Deutschland, die Reise des Kaisers nach Jerusalem. Zuletzt, in kaleidoskopischer Raschheit, Khartum und Faschoda, Maskat, Transvaal und der Völkerkrieg in China. Zu allerletzt die Wirren in Venezuela und Kolumbia und der Tod Abdurrahmans. In sieben Jahren ist mehr geschehen, als in ruhigen Zeiten während eines ganzen Jahrhunderts. Das politische Angesicht der Erde ist völlig verändert worden.

Die erste Rolle bei diesen Veränderungen hat Ostasien eingenommen. Selbst in Afrika ist nicht mehr Blut geflossen, wenn man bedenkt, daß allein der bewegte Mohammedaneraufstand, der von 1895 bis 97 währte, ¼ Mill. Ostasiaten das Leben gekostet hat. Und die Bilanz der jüngsten Unruhen in China und der Mandschurei wird nicht viel darunter sein. Allein, weit wichtiger als die kriegerischen Ereignisse ist die innere Entwicklung, die Wechselwirkung von Handel und Kultur, die dadurch eingeleitet wurde, und für diese Wechselwirkung ist, seit Anbeginn der Geschichte Ostasien das bedeutendste Land der Erde gewesen. Nie aber mehr, als heute.

Albrecht Wirth.

Der Zolltarif im Reichstag.

Die Verhandlungen über den Zolltarif im Reichstag lassen es angebracht erscheinen, noch einmal grundsätzlich die Forderungen zum Schutze der nationalen Arbeit festzulegen, ohne die rein technische Frage der einzelnen Zollsätze zu erörtern. Bekanntlich ist der Niedergang unserer heute so blühenden Eisenindustrie der Ausgangspunkt für die Abkehr vom damals allgemein üblichen Freihandel nach englischem Muster gewesen. Selbst der alte Kaiser hat in einem soeben im Briefanhang zu den Bismarck'schen Gedanken und Erinnerungen veröffentlichten Handschreiben an seinen Kanzler die Schutzzollfrage für das notleidende Eisengewerbe behandelt. Die Landwirtschaft wurde anfangs nur stiefmütterlich mit Schutzmaßregeln bedacht; auch war hauptsächlich die Forstwirtschaft gegen die Ueberflutung fremden Holzes aus Rußland und Schweden zu schirmen. Hinter diesem Zollschutzwalle hat sich unsere Industrie zur höchsten Blüte entwickelt, die auch die jeweiligen Rückschläge wie der heuerige, nicht dauernd zu knicken vermögen. Trotz des ersichtlichen Vorteils für das heimische Gewerbe und des fortgesetzten Niederganges der Landwirtschaft ermäßigte der Handelsvertrags-Graf Caprivi gerade die Schutzzölle für Getreide und Vieh, während dem heimischen Großgewerbe im wesentlichen die bisherige Höhe der Zollsätze erhalten blieb. Höchstverderblich wirkte nur die mangelhafte Ausbildung unseres Tarifschemas, ein Armutszeugnis für unsere Zöllner, die sich an ihren amerikanischen Amtsgenossen ein Beispiel hätten nehmen können. Freilich wurden auch einige Industriesätze herabgesetzt, weil man das heimische Gewerbe für wettbewerbsfähig hielt, obwohl die übrigen Vertragsstaaten ihrer Industrie höhere Sätze bewilligt hatten. Der Ruin der Fahrradindustrie z. B. beruht auf dieser mangelnden Tarifierung und der Unkenntnis unserer Unterhändler von den geradezu einem Einfuhrverbote gleichwirkenden ausländischen Zollsätzen für Fahrräder.

Der vorliegende Zolltarif hat mit dem bisherigen System gründlich gebrochen und bietet ein wohlgeordnetes Schema dar, daß den Ansprüchen der Landwirtschaft notdürftig und der Industrie im allgemeinen genügt. Der Kampf dreht sich auch weniger um diese technische Seite trotz ihrer hervorragenden Bedeutung für den Schutz der nationalen Arbeit und den Abschluß künftiger Handelsverträge, als vielmehr um die Höhe der Getreidezölle und deren Bindung nach unten. Der autonome Zolltarif hat grundsätzlich eine Bewegungsfreiheit zwischen Höchst- und Mindestsätzen vermieden, wie eine solche der französische aufweist. Nur bei den Getreidezöllen ist ein doppelter Zolltarif aufgestellt. Die schlechten Erfahrungen, die die Landwirtschaft mit den Handelsverträgen auf ihre Kosten gemacht hat, haben die Regierungen anscheinend bewogen, das Mindestmaß der Zugeständnisse für die Getreideeinfuhr gesetzlich festzulegen. Obwohl zur Zeit die Landwirtschaft das feste Vertrauen zu der gegenwärtigen Regierung haben kann, daß sie gewillt ist, der Landwirtschaft einen ausreichenden Zollschutz zu gewähren, so sind doch die heutigen Staatsmänner nicht ewig und auf Befehl des Kaisers können andere an ihre Stelle treten, denen nach Caprivischen Lorbeern gelüstet. Ob es einen besonderen Ueberschwang an Vaterlandsliebe verriet, daß die Freihandelspresse ständig mit dem Unwillen des grollenden Auslandes drohte, lassen wir dahingestellt sein. Dieser eigenartige Feldzug zu Gunsten des Auslandes, das in der Person eines russischen und eines italienischen Ministers in unsere inneren Zollkämpfe eingriff, scheint nunmehr vom internationalen Händlertum deutschen und jüdischen Gepräges aufgegeben worden zu sein, um den Heerbann der Verbraucher gegen die angebliche Lebensmittelverteuerung aufzubieten. Da der städtische Arbeiter und kleine Beamte jedoch nicht das rohe Getreide des Bauern verzehren, sondern das wohlschmeckende Brot des Bäckers, auch nicht zu ihrem Fleischgenuß den Ochsen oder das Schwein selbst auf dem Lande kaufen, sondern pfundweise vom Kleinschlächter ihren Bedarf beziehen, so dürfte auf dem Wege von der Erzeugungsstätte bis zu dem städtischen Laden schwer festzustellen sein, ob thatsächlich der erhöhte Schutzzoll oder nicht vielmehr der Zwischenhandel die Waren am meisten verteuert. Naturgemäß sollen die Schutzzölle einen höheren Preis der ländlichen Erzeugnisse gewährleisten, um die stets steigenden Gestehungskosten unserer Landwirtschaft auszugleichen. Der Unterschied der Kosten der Verarbeitung des Getreides und der tierischen Erzeugnisse zwischen Stadt und Land ist so groß, daß von dem Standpunkte der Billigkeit aus jeder städtische Fabrikarbeiter aufs Land ziehen müßte, um von den niedrigen ländlichen Preisen Vorteil zu ziehen. Wir haben dagegen das Bild von dem wasserkopfartigen Anschwellen der Großstädte und alle Mittel, die Industrie und die Arbeiterschaft aufs Land zurückzuführen, sind bisher fehlgeschlagen, obschon die großstädtische Selbstverwaltung gern ihr Proletariat aufs platte Land abschieben würde. Das häßliche Brotwuchergeschrei und die Verdächtigung der ländlichen sogen. Lebensmittelverteuerer beruhen auf den üblichen Uebertreibungen, auf künstlicher Mache und absichtlicher Verdrehung der Thatsachen zu Gunsten eines zur Zeit überwundenen volkswirtschaftlichen Prinzips, dessen theoretische Giltigkeit natürlich nicht bestritten werden soll. Eine starke und ausführende Landwirtschaft und Industrie bedürfen keiner Schutzzölle, obschon das Zusammentreffen beider günstiger Umstände bei der heutigen Entwicklung der Volkswirtschaft nicht zu finden ist. Die großartige und auch jetzt noch das deutsche Großgewerbe

überflügelnde Induſtrie Englands hat die dortige Landwirtſchaft vernichtet und iſt ſomit teuer genug erkauft. Aber auch jenſeits des Kanals regen ſich bereits Stimmen zum Schutze der auf dem Weltmarkt bedrohten heimiſchen Induſtrie, trotz des ausſchlaggebenden Uebergewichts der britiſchen Handelsflotte, gegen die die unſerige trotz aller Anſtrengungen und Flottenbegeiſterung nur ein ſchwaches Kind iſt. Bezeichnenderweiſe fürchtet ſich ſchon heute die im eigenen Intereſſe ganz berechtigterweiſe freihändleriſche deutſche Schifffahrt vor der Vergewaltigung des amerikaniſchen Kapitals, das thatſächlich Anſtrengungen gemacht hat, die deutſchen Anteile der großen Rhedereien einfach auszukaufen. Schlagender kann das Schlagwort vom freien Weltverkehr und vom freien Spiel der Kräfte nicht widerlegt werden. Es giebt eben gar keine Weltwirtſchaft, ſondern lediglich nationale Volkswirtſchaften, die auf dem Weltmarkte in Wettbewerb treten. Das übermächtige England bedurfte eben des Freihandels auf dem europäiſchen Feſtlande, um die ausländiſche Induſtrie niederzuhalten und die Fremde mit ſeinen Waren zu überſchwemmen. Der Kobden-Klub wurde lediglich im nationalen Intereſſe Englands gegründet, wie deſſen Stifter auch ſtets offen ausgeſprochen hat, ſoweit es nicht darauf ankam, dumme Gimpel im Auslande durch eitles Phraſengeklingel zu gewinnen. Es wirkt auch erheiternd, daß die Männer dieſes Klubs bei ihren Agitationsreiſen im Auslande ſtets noch vorteilhafte Privatgeſchäfte abſchloſſen und damit reichlich die Koſten ihrer weltbeglückenden Bewegung decken. Trotzdem ſind die deutſchen Freihandelsvereine bis auf den heutigen Handelsvertragsverein des verſtorbenen Hrrn. v. Liemens lediglich engliſche Ableger des engliſchnationalen Klubs im deutſchen Gewande, alſo Vertreter der engliſchen Intereſſenpolitik, obſchon naturgemäß die deutſchen Mitglieder dieſer Vereinigungen keineswegs die Abſicht haben, ihr eigenes Vaterland zu Gunſten Englands zu ſchädigen. Auch iſt vielfach an die Stelle Englands das internationale Händler- und Bankentum mit jüdiſcher Spitze getreten. Doch liegt der Schwerpunkt des Welthandels noch immer in London. Bismarck hat uns gelehrt, daß die politiſchen Beziehungen nicht mit wirtſchaftlichen Vorteilen verquickt werden dürfen, was im Einzelfalle Ausnahmen nach dem Vorgang des deutſchen Zollvereins nicht ausſchließt. Bei einer engeren wirtſchaftlichen Verbindung mit Oeſterreich-Ungarn wäre eine ſolche Ausnahme zu rechtfertigen, während Rußland gegenüber noch das alte Bismarck'ſche Wort gilt, da der große Kanzler ſelbſt trotz engſter politiſcher Freundſchaft jahrelang mit dem ruſſiſchen Bären in erbittertem Zollkriege lebte. Es müßten ſchon unſere höchſten Intereſſen auf dem Spiele ſtehen, wenn wir Rußland gegenüber eine ſolche Ausnahme gut heißen könnten.

Uebrigens handelt es ſich zur Zeit noch gar nicht um den Abſchluß neuer Handelsverträge, ſondern lediglich um einen autonomen Zolltarif, der ſelbſtverſtändlich vertragliche Handelsbeziehungen mit dem Auslande nicht hindern ſoll. Jedoch müßten wir jetzt den Grundſatz befolgen, daß ſelbſt die beſten Handelsbeziehungen die Opferung irgend eines einheimiſchen Erwerbszweiges nicht herbei führen dürfen. Glaubt das Ausland in dieſer Beziehung unſere Wünſche nicht zu erfüllen, muß es eben auf Verträge verzichten. Der gegenſeitige Vorteil der auf ſich untereinander im Weltverkehr angewieſenen Staaten wird jedoch ſtets zum Abſchluß von Handelsverträgen führen, da ſogar die Prohibitivzölle Nordamerikas die amerikaniſche Ausfuhr nicht nur gemindert, ſondern mächtig empor geſchwellt und zugleich im Inlande eine In-

dustrie geschaffen haben, die schon jetzt den Wettbewerb mit Europa nicht ohne Erfolg aufnimmt. Dieses stolze amerikanische Beispiel müßte doch unsere Freihändler, die stets für die amerikanische Skrupellosigkeit geschwärmt haben, davon überzeugen, daß es in der Volkswirtschaft niemals feststehende Grundsätze geben kann, sondern daß alle Maßnahmen zollpolitischer Natur sich nach der jeweiligen Entwicklung des einzelnen Staates und seiner Beziehungen zu den Nachbargebieten richten müssen. Hoffen wir, daß die Beratungen im Reichstag in diesem Sinne zu einem guten Ende geführt werden.

Der Reichskanzler und die beteiligten Staatssekretäre des Innern und des Schatzes haben in überzeugender und nicht mißzuverstehender Weise bei Beginn der Beratungen die Absichten der verbündeten Regierungen dargelegt und keinen Zweifel über deren grundsätzliche Stellung gelassen. Es wirkte auch beruhigend, daß Graf Bülow sich auf die ja selbstverständliche kaiserliche Ermächtigung zur Einbringung dieser Vorlage berief, da gerade jetzt die Wühlarbeit des internationalen Großhandels sich verdoppelt und auch erneute Versuche von Leuten, wie Herr Ballin, die Gunst des Kaisers für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen, nicht ausgeschlossen sind. Natürlich ist es das gute Recht schrankenloser Freihändler, die dabei zugleich ihren Berufsverdienst finden, sich auch der höchsten Stelle zu versichern, wenn sie deren Ohr zu besitzen vermeinen. Nur sollten sie offen auch ihr eigenes Interesse zugeben und nicht nur den Landwirt vorwerfen, daß sie sich auf Kosten des darbenden Arbeiters bereichern wollten. Leider lebt der deutsche Bauer wesentlich schlechter, als der Industriearbeiter, was den reichen Banquiers und den weltfremden Professoren des Freihandels freilich wohl kaum aus eigener Erfahrung bekannt ist.

Zum Schluß eine Kennzeichnung der Interessenvertretung der agrarischen Schutzzöllner und ihrer freihändlerischen Gegner, die auch bedeutungsvolle Schlaglichter auf den Anspruch beider Teile zur Beachtung ihrer Forderungen wirft. Der Bund der Landwirte besteht aus der Vereinigung von mehr als 200000 Bauern, unter denen die größeren Gutsbesitzer ziemlich verschwinden, wenn sie auch die geborenen Führer sind. Wirkliche Großgrundbesitzer sind wenig im Bunde vorhanden, ja die vielgescholtenen ostelbischen Magnaten sind zum Teil Widersacher dieser Vereinigung. Der bayerische, westfälische und rheinische Bauernbund ergänzen den größeren Verein in den überwiegend katholischen Gegenden des Südens und Westens. Trotzdem hausiert der Handelsvertragsverein mit der Behauptung, daß der Bund der Landwirte lediglich aus ostelbischen Junkern und Rittergutsbesitzern sich zusammensetze. Die ungenügende Zahl der Gutsbesitzer in diesem Bunde ist aber für den Freund der landwirtschaftlichen Bewegung bedauerlich, weil dadurch die Mittel des Bundes nur beschränkt sein können. Die Beiträge werden nach der Bodenfläche des Besitzes der Mitglieder erhoben und gerade die Eigentümer großer Herrschaften würden bei diesem Maßstabe ihren kleinen Berufsgenossen aus dem Bauern- und Besitzerstande wesentliche Dienste leisten. Das Zusammengehörigkeitsgefühl ist aber bei den großen Besitzern noch nicht genügend zum Durchbruch gekommen, obwohl gerade die Gegner dieser Thatsache zuwider von dem Gegensatz zwischen Gutsbesitzer und anderen sprechen. Andererseits erhellt daraus, daß die Not gerade beim Bauern am größten ist. Sonst hätte er sich nicht unter der Leitung gebildeter Landwirte mit seinen Standesgenossen zusammengeschlossen und dieser wirtschafts-

politischen Organisation Opfer gebracht. Der Gutsbesitzer kann bei einigem beweglichen Besitz den Notstand auch leichter aushalten und sich schließlich einem andern Gewerbe nach Verkauf seiner Scholle widmen. Dem Bauern droht das besitzlose Proletariat, die menschliche Maschine, der ungelernte Fabrikarbeiter. Dies will er aber nicht werden, obschon die Förderer des reinen Industriealismus und des Freihandels ihm dieses Los so eindringlich und reizvoll schildern. Auf der einen Seite die großen Bankherren und Schlotbarone, auf der Gegenseite der Proletarier, die reinste Augenweide der Sozialdemokraten und die schönste Frucht des schrankenlosen und selbstsüchtigen Kapitalismus, dessen Ansätze wir schon im jüdischen Jobbertum und dessen Macht über die Industrie deutlich sehen und fühlen können.

Das Händlertum hat sich nunmehr trotz seiner gefährlichen Geldmacht auch noch bewogen befunden, sein Vereinssystem wirtschafts-politisch zuzuspitzen und sich im Handelsvertragsverein eine geschickte Kampforganisation gegeben. Der Name ist eine absichtliche Irreführung, da er nur dann gerechtfertigt wäre, wenn die agrarischen Widersacher jeder Vertragspolitik abhold wären. Die ländlichen und gewerblichen Schutzzöllner wünschen aber bei den langfristigen Handelsverträgen nur einen schirmenden, selbständigen Zolltarif, der eigentlich mit dem Abschluß oder der Fortsetzung von Handelsverträgen grundsätzlich nichts zu thun hat. Hier schaut eben der freihändlerische Pferdefuß heraus, wie die fast nur von Juden geschriebene „Nation" des Herrn Barth deutlich zeigt. Nur notgedrungen bequemt sich der Handelsvertragsmann auch zum Zugeständnis von Zöllen, ja sogar von Viehzöllen, da der internationale Handel mit der Einfuhr lebenden Viehes schlechte Geschäfte gemacht hat und die Gefährdung der Volksgesundheit durch das Büchsenfleisch doch zu offenkundig ist. Freilich wird die Zurückweisung des Büchsenfleisches trotz aller Beweise der Schädlichkeit noch als Lebensmittelverteuerung verschrieen, also dem deutschen Arbeiter ein gesundheitsschädliches Nahrungsmittel zugemutet, und um dadurch die Produktionskosten auf Kosten der Gesundheit dieser Armen herabzudrücken.

Der Volksmund nennt die äußerst rührige und über reiche mittelgebietende Vereinigung den Verein der satten Kommerzienräte. Richtig ist jedenfalls daran, daß die praktischen Mitglieder vom internationalen Handel leben und dessen Interessen fördern wollen, auch unter ihnen kein Notstand, wie bei ihren wirtschaftspolitischen Gegnern, herrscht. Natürlich ist es ihr gutes Recht, ihr Interessen kräftig zu vertreten und hierfür Anhänger zu gewinnen. Es ist nun die Frage, ob ihre Interessen einen solchen Wert für die Volkswohlfahrt haben, daß ihr die landwirtschaftlichen untergeordnet werden müßten. Die Getreidehändler und Mühlenbesitzer, die russisches und amerikanisches Brotkorn einfuhren, und die Rheder, die Roggen und Weizen auf ihren Schiffen befördern, sind die wirtschaftlichen Träger des Handelsvertragsvereins. Der Getreidehandel und die Großmühlen sind fast ausschließlich in jüdischer und reicher Hand. Nach den eigenen Mitteilungen unserer beiden größten Schifffahrtsgesellschaften drängt sich amerikanisches Kapital durch Aktienerwerb in dieselben uud werden schon Maßregeln erwogen, um für den Vorstand und den Aufsichtsrat die Reichsangehörigkeit der Leitung zu verlangen. Also zur Vermehrung der Dividende amerikanischer Spekulanten sollen wir die Getreidezölle ermäßigen und den Notstand in der Hälfte der Bevölkerung fortdauern lassen. Mit mehr Berechtigung wird auf unser Ausfuhrgewerbe hingewiesen. Aber die

gegenwärtige Krise zeigt, daß der Inlandsmarkt der beste ist und wie jeder Zeit durch Zollschranken nach amerikanischen Muster unsere Ausfuhr unterbunden werden kann.

Die Theoretiker dieses Vereins, liberale Professoren ohne gerade hervorragende praktische Kenntnisse schwärmen für die höchst nützliche und notwendige innere Kolonisation und spielen sie gegen den Großgrundbesitz aus, der übrigens selbst gern Bauern ansetzen würde und durch eigene Anwesen seine Tagelöhner festzuhalten versucht. In Wirklichkeit kaufen aber die reichen Mitglieder und Förderer des Handelsvertragsvereins recht gern die billig und in großer Zahl zum Verkauf stehenden Güter im Osten auf, stiften Fideicommisse und denken nicht an Bauernansiedlung. Ja sie sind sogar die kapitalkräftigen Stützen der modernen Latifundienbildung, denen aber die Ueberlieferung der altverdienten Geschlechter fehlt. Die bedenkliche Güterschlächterei der Landbank segelt unter der Finanzflagge des Hrn. v. Hansemann und seiner Diskontogesellschaft Die Großgrundbesitzer aus dem Handelsstande, die im Berliner Tiergartenviertel wohnen, bauen natürlich auch teures Getreide, das ihre Berufsgenossen von der Börse doch billiger über die Grenze einführen. Die Herren wissen aber, daß der Grundbesitz trotz der schmalen Rente von 2—3 % eine bessere Anlage als die Börsenvermögen sind, und wollen ihrem Besitz eine dauernde Zukunft sichern. Freilich leben sie nicht von ihrer landwirtschaftlichen Rente und legen auf deren billige Erhöhung keinen Wert. Indessen dürften sie aber als Luxusagrarier darüber unterrichtet sein, daß der kleinste Bauer zum Erlös für Steuern und Kleidung, sowie sonstige Lebensbedürfnisse, wie Licht und Feuerung Getreide verkaufen muß und daher wie der reiche Magnet an Roggenpreis mit seinem Geldbeutel beteiligt ist. Trotzdem schreiben die Gelehrten des Vereins, daß die ungeheure Mehrzahl der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe bis 20 Morgen (4,252000 von insgesamt 5½ Mill.) kein Getreide verkaufen und rechnen den größeren Besitzern einfach die Zollerhöhung als ungerechtfertigten Gewinn zu. Begnügen sich etwa die Herren mit einer solchen niedrigen Rente aus ihrer Erwerbsthätigkeit und ihrem Besitze als Aktionäre und Aufsichtsräte? Wir gönnen jedem Stand sein redliches Einkommen und hoffen, daß dem Bankgewerbe und Großhandel auch bessere Zeiten, als jetzt, blühen. Aber wir verlangen auch Licht und Luft für das wichtigste Gewerbe, die notleidende Landwirtschaft. Kurd von Strantz.

K. H. Wolf.

J. Die Angelegenheit des Abgeordneten Wolf des österreichischen Abgeordnetenhauses hat natürlich im Deutschen Reich und da vornehmlich in alldeutschen Kreisen das größte Aufsehen gemacht.

Niemand konnte sich dem Gedanken verschließen, daß in Wolf die wertvollste Kraft der alldeutschen Sache in Oesterreich brach gelegt wird, wenn nicht Mittel gefunden werden, diesen ebenso thätigen wie mutigen Mann aktiv zu erhalten. Die große Sorge der deutschen Oeffentlichkeit war, daß Wolf von seinen Klubgenossen herausgedrängt wurde. Denn unmöglich durfte einer, obendrein veralteten Liebesaffäre solcher Einfluß auf die Entschließungen der Partei in Bezug auf ihren besten Kämpfen zugemutet werden. Nachrichten, die wir aus Oesterreich

bekommen, ſtellen jedoch ſolchen Vorgang ganz in Abrede. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß zwiſchen Wolf und Schönerer eine gewiſſe Rivalität beſteht. Immer aber hat ſich Wolf in anerkennenswerter Weiſe dem Vorgehen des alten Führers unterordnet, ſo jedem Gegenſatz die Spitze abbiegend. Es beſtand denn auch eine vollſtändige Harmonie zwiſchen beiden Politikern, als jene Angelegenheit zutage trat. Wolf hätte dieſe für ſich abthun können, er zog aber vor, in loyaler Weiſe dem Klub ſie zur Beurteilung zu unterbreiten.

Schönerer ſelbſt war es, der einen Ausweg vorſchlug, den aber Wolf nicht mehr gehen konnte, da es dazu zu ſpät war. Nun wurde in allſeitigem Einverſtändnis die Mandatsniederlegung beſchloſſen, wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß die Richtigkeit des betreffenden Grundgedankens mehrſeitig beſtritten wird. Namentlich die Wähler Wolfs wollen ſich nicht fügen und verlangen, daß dieſer unter allen Umſtänden wieder ſein Mandat von ihnen entgegennehme.[1])

Wenn er ein Mandat diesmal ablehnt, ſo hat er dafür ganz andere, als die Gründe jener Liebesgeſchichte. Wolf hat eine überaus aufreibende Thätigkeit durch Jahre entfaltet. Dieſelbe hat ihn manchen ſeiner Obliegenheiten abwendig gemacht, die gleichwohl ſehr dringend ſind und mindeſtens ebenſo wichtig für die alldeutſche Sache wie die Ausübung ſeines Mandates. Hauptſächlich gilt es bezüglich der Zeitung, deren Herausgeber er iſt. Wolf möchte gerne den äußeren Anlaß benützen, um der „Oſtdeutſchen Rundſchau" ſich eine Zeit hindurch ganz zu widmen. Er würde zugleich Gelegenheit haben, ſeinen thatſächlich arg mitgenommenen Geſundheitszuſtand wieder in Ordnung zu bringen und neue geiſtige Impulſe zu ſammeln. Bei der Eigenart der agitatoriſchen Thätigkeit Wolfs iſt es doch nur natürlich, wenn ihm für nichts anderes Zeit und Gedanken blieb als für ſie. Das muß einen Politiker mälig konſumieren. Wie immer jedoch in dieſer Angelegenheit entſchieden werde, ſo ſei hier nur feſtgeſtellt, daß Wolf durchaus nicht fallen gelaſſen wurde von ſeiner Partei, daß er in jeder Hinſicht gentlemanlike gehandelt hat (wie ja auch er es war, der auf einen beleidigenden Brief hin Prof. Seidel zum Duell gefordert hat) und daß ſeiner Wiedergeburt als Politiker gar nichts im Wege ſteht, außerhalb des eigenen Empfindens für das Notwendige. Auf ſeinen ferneren Wegen begleiten ihn die heißen Wünſche aller Geſinnungsgenoſſen des In- und Auslandes. Wolf iſt und wird ſein einer der vornehmſten Träger des alldeutſchen Gedankens und deſſen erfolgreichſter Vorkämpfer.

Gegen römiſch Recht.

Die Mündlichkeit des Zivilverfahrens iſt in einigen Staaten Europa's auf Grundlage des römiſchen Rechtes durchgeführt worden, und hat nach mehrjähriger Praxis einen Ueberblick über das ermöglicht, was wir uns mit römiſchem Recht eingewirtſchaftet haben. Das römiſche Recht iſt ein Formalrecht. Der die Juriſten unſerer Zeit kennt, weiß, daß ſchon während der Studienzeit ihnen der Hang zum Formellen, die Abkehr von der materiellen Bedeutung einer Sache vermöge der Dreſſur in Fleiſch und Blut übergeht. Der Juriſt von heute iſt in

[1]) Wolf hat ſich mittlerweile entſchloſſen, ein Mandat anzunehmen, wenn ihm ſeine Wähler das Vertrauen bewahrt haben.

den meisten Fällen geneigt, der Form den Inhalt zu opfern. Das ist etwas, was ganz einfach klingt, aber die schwersten Gefahren für das lebendige Rechtsgefühl des Volkes nach sich zieht. Der Mann aus dem Volke, der zum Gerichte seine Zuflucht nimmt, ist kein Jurist, er weiß von den Gesetzen, die über ihm hängen, überhaupt nichts. Er bringt im besten Falle ins Leben nichts mit, als das lebendige Rechtsgefühl des ehrlichen Menschen, der seinen Weg sucht und auch finden zu müssen glaubt, ohne Detailkenntnis der Gesetze, einfach mit dem Bewußtsein, niemanden in seinem Rechte kränken zu wollen, seine Rechte aber auch von niemandem kränken zu lassen. Bei Gericht macht er die traurigsten Erfahrungen. Er sieht, daß sein Gefühl für Gut und Böse ihm gar nichts geholfen hat. In seinen geschäftlichen Absprachen in event. schriftlichen Uebereinkommen mit seinem Partner, hat er die Rechtsform ganz vernachlässigt, während sein Gegenüber z. B., gut wußte, wie weit man, innerhalb der Rechtsformen sich bewegend, gehen kann in materiellen Unrecht. Und so wird dieser Mann sachfällig. Das bildet für ihn eine Enttäuschung ohne Gleichen und er wird erfüllt mit grimmem Haß oder Verachtung unseres Gerichts- oder Rechtswesens. Je ehrlicher der Mann, desto furchtbarer und verwüstender die Wirkung. Bringt es der Zufall oder eine ungewollte Verwickelung gar mit sich, daß der Betreffende noch einmal oder gar zweimal gleiche Erfahrungen macht, so ist er fertig mit allem, was der moderne Staat an angeblichen Wohlthaten bietet. „Keine Gerechtsame, kein Rechtsschutz des ehrlichen Mannes, also kein fester Gesellschaftsgrund und keine annehmbare staatliche Organisation."

Das gilt aber nicht nur von dem gemeinen Manne. Den zu kränken ist unsere Gesellschaft so gewöhnt, daß sie sich ob seiner Empfindungen gar keine Skrupeln mehr macht. Schlechtweg kommt man darüber hinaus, indem man diesen Bildungslümmel als solchen kennzeichnet und ihm jedes Verständnis für die Notwendigkeiten von Staat und Gesellschaft abspricht. Das ist verfehlt. Denn „der Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt," ganz ohne höhere Bildung. Die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes ist am Rande gefährlicher, als die des gebildeten. Aber auch der gebildete Nichtjurist kommt beständig mit dem römischen Formenrecht in Zwiespalt. Der ehrliche Kaufmann, der Techniker, der Mediziner oder wer immer aus unseren gebildeten Ständen, kommt früher oder später in seinem Leben dazu, an das Gericht zu appellieren. Dann macht er, ebenso unkundig der Gesetze wie irgend ein Landmann, die gleichen traurigen Erfahrungen. Das wirkt auf solchen Mann jedoch noch anders, als auf den Landmann. Letzterer läßt eine solche Erfahrung doch meist nur selber sich dienen, sie wirkt auf die Entwickelung seiner Instinkte, auf seine künftige Gebahrung und auf seine Wohlmeinung über die Qualität der „besten aller Welten." Der Gebildete aber sucht seine persönlichen Erfahrungen zu verallgemeinern, andere damit zu durchtränken und Stimmung in seinem Sinne zu machen. Ein in seinem aufrechten Rechtsgefühl gekränkter gebildeter Mann macht viele Ungläubige am Gesetz, schafft Unzufriedenheit um sich herum. Das greift in die Familie über, vergiftet den Geist der nächsten Generation und unterwühlt mälig aber sicher die Grundlagen, auf denen unser moderner Rechtsstaat ruht. Es werden Anarchisten gezogen. Nicht rabiate Anarchisten gleich, aber Anarchisten theoretisch, indem sie die Selbsthilfe als das einzige anerkennen, was zum Ziele führt und dem

Staate jedes Mißtrauen entgegenbringen. Immer muß man sich vor Augen halten, daß die wesentliche Grundlage des modernen Staates das Bewußtsein der Rechtssicherheit ist und sein muß.

Das römische, das kanonische Recht, ist kein Recht, es sind Rechtsformen. Korrumpiertem Volk, schlechten Richtern gegenüber hat es einen gewissen Wert. Die festgestellte Form nötigt den Richter, sich innerhalb derselben zu bewegen und ermöglicht der Apellinstanz ein Urteil über die Motive des Rechtsspruches. Und auch der unzufriedene Teil hat Mittel darin, seinem Revisionsansuchen die Unterlage zu sichern. Für deutsches Volk aber paßt es nicht und paßt überhaupt für kein Volk, das aufrecht steht in seinen Sitten und ein lebendiges Rechtsgefühl sein Eigen nennt. Bei solchem Volk wirkt römisch Recht verheerend auf das Rechtsbewußtsein der Menge, einschläfend auf die Wachsamkeit des richterlichen Gewissens.

Ein mündliches Zivilverfahren auf Boden des römischen Rechtes ist vollends ein Unsinn. Römisches Recht scheint als nötiges Korrelat das schriftliche Verfahren zu erfordern. Denn nur vermöge des ausführlichen schriftlichen Verfahrens ist man in der Lage, die wirkliche, die materielle Rechtsseite des Falles nach und nach herauszuarbeiten, während im mündlichen Verfahren die Oberflächlichkeit an Stelle der Gründlichkeit tritt und der Richter sich bald nur darauf beschränkt von den Advokaten sich darlegen zu lassen, in welche Paragrafe der Gesetze der Fall sich einreihen läßt. Der Paragraf, immer der Paragraf. Sitzt der Betroffene dabei, „ihm wird bei alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum." Da streiten sich die Rechtsanwälte und da mischt sich der Richter ein und stundenlang geht es hinüber und herüber und keiner weiß eigentlich, worum es sich handelt oder scheint wenigstens nichts davon zu wissen. Der geschädigte Teil merkt nicht die Spur von wirklicher Teilnahme an der Rechtsthatsache. Und wird er endlich gefragt, so hat er auf bestimmte Fragen präzise Antworten zu geben und diese Fragen sind häufig Fußfallen für den ungeschulten Rechtsverstand des Rechtswerbers, denn er weiß ja nicht, daß er durch die wahrheitsgemäße Beantwortung einer Frage, oft einen mühselig herausgearbeiteten Paragrafen (die Mühe seines Anwaltes) tollpatschig aus dem Treffen schlägt. Deshalb fürchten auch die Rechtsanwälte die Vernehmung der Partei. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein Mann geklagt wurde, weil er sich weigerte, eine Summe zu bezahlen, nachdem sich herausstellte, daß der Haupt-Teil derselben für einen Gegenstand zu entrichten war, der dem Verkäufer gar nicht gehörte. Er konnte also nicht in Besitz treten. Unter dem Schutze des kurzen mündlichen Verfahrens (wo das Risiko eines Prozesses klein ist) klagte also der Betrüger und sein Anwalt stützte die Klage darauf, daß der Geklagte einen Pauschalvertrag unterzeichnet hatte, in dem wohl alle gekauften Gegenstände spezifiziert, nicht aber mit Einzel-Summe ausgeworfen waren. Der Richter herrschte den Geklagten an: „auf Grund welcher Erwägung haben Sie sich denn weigern wollen, zu bezahlen?" „Nun, weil man mir etwas verkaufte, was dem Betreffenden nicht gehörte." „Ja, haben Sie denn keinen Rechtsanwalt (der Rechtsanwalt war verhindert zu erscheinen) und hat Ihnen derselbe nichts von einem Pauschalvertrag gesagt? Hat Ihnen derselbe nicht klar gemacht, daß Sie derart in allen Instanzen durchfallen müssen?"

Auf die schüchterne Antwort des Geklagten: „Das sagte er wohl nicht, er meinte, ich würde wegen des ungehörigen Verkaufes nicht eigentümlichen Gegenstandes wohl freikommen," erwiderte er fast

ſchnaubend: „Da ſind Sie ſchlecht berichtet worden. Sie haben einen Pauſchalvertrag unterſchrieben, die Summen ſind nicht ſpezifiziert worden. Wenn Sie ſich benachteiligt fühlen, ſo machen Sie einen Strafrechtsfall anhängig, im Zivilverfahren aber ſind Sie ſachfällig, der Fall liegt ſonnenklar. Gleichen Sie ſich aus um jeden Preis.“ Und er glich ſich aus mit weſentlichen Mehrkoſten. Natürlich hat unſer Beklagter nach dieſer Erfahrung ſich wohl gehütet den Strafrechtsweg zu betreten. Er hätte dabei auch ſachfällig werden und obendrein eine Ehrenbeleidigungsklage und Perſonalhaft riskieren können. Und ſo blieb es bei dem Betrug, der in Rechtskraft erwuchs.

Dies eine Blüte vom Baume des mündlichen Verfahrens römiſcher Grundlage und es hängen viele darauf. Wie geſunken muß der Geiſt des Richterſtandes ſein, daß ſich ſolch' ein Richter nicht auflehnt gegen die Zwangslage, einem offenbaren Betrüger die Leiter zu halten? Oder wenigſtens: wie muß das Formenweſen und die juriſtiſche Dreſſur das lebendige Rechtsgefühl des Juriſten ertötet haben, wenn er nicht fühlt, daß er mit ſolchem Akte eine revolutionäre Handlung begeht und dem Aufruhr agitatoriſch vorarbeitet.

Das mündliche Zivilrechtsverfahren auf römiſcher Grundlage iſt im Ganzen dem Unehrlichen günſtig und ſchädigt den harmloſen, braven Mann. Ein Rechtsfall iſt für letzteren gewöhnlich ein Ueberfall, für erſteren ein Geſchäft. Demgemäß iſt erſterer wohl vorbereitet und er tritt in die Prozeßaktion mit allem Scharfſinn, den er geſchäftlichen Handlungen zuzuwenden pflegt. Mit Scharfſinn, mit Geld und Zeit. Der Harmloſe glaubt an ſein Recht und denkt, das werde ihm durchhelfen. Er vernachläſſigt demgemäß jegliches Studium des Falles, ſucht mit möglichſt wenig Zeitaufwand aus der Sache herauszukommen und ſein Rechtsanwalt iſt meiſt nicht der beſte. Wahrhaft Schuldige ſuchen ſich aber ſchon den Rechtsanwalt aus, der am beſten eine ungerechte Sache durchzubringen vermag. Sie ſind gewöhnlich gut vertreten. Die Mängel des Verfahrens auf der einen Seite machen den Richter nervös, die Präziſion auf der anderen Seite nimmt ihn gefangen. Und ſo fällt das Urteil oft ungünſtig aus für den, der im Recht iſt. Nun bliebe das Rekursverfahren. Da vergeſſe man aber nicht, wie deprimiert ein unſchuldig Gekränkter den Gerichtsſaal verläßt. Er verzweifelt an der Gerechtigkeit, eben im Bewußtſein ſeines Rechtes. Der Andere aber, fällt der Spruch gegen ihn, iſt zur Verfolgung des Falles entſchloſſen. Gar nicht gekränkt, nicht nervös, ſieht er die Sache auch weiterhin an wie einen Geſchäftsfall, der ſich kompliziert. Und ſo dringt er aufwärts und oft noch ſpäter kommt er zu günſtigem Ende.

(Schluß folgt.) Isco.

Ueber Reform und Fortentwicklung des deutſchen Proteſtantismus im zwanzigſten Jahrhundert.

Nun geht erſt das Urteil an;
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verſtand allein zu retten,
Dem du ſchon Verzicht gethan.
Weſt-Öſtlicher Diwan.

Das neunzehnte Jahrhundert iſt für uns Deutſche im weſentlichen ein Zeitalter der Politik und der Waffenthaten, der wirtſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen Arbeit geweſen. In allen höchſten

Fragen der Philosophie, Kunst und Religion hat es fast ganz versagt[1]).

Zwar haben schon bald nach den drei siegreichen Kriegen Männer von hohem geistigen Range — ich nenne nur Paul de Lagarde und Nietzsche! — mit ungeduldiger Leidenschaft und männlicher Entrüstung ihre Stimme erhoben und zur Einkehr und zu Reformen gemahnt, aber sie sind damals kaum gehört und nur von ganz wenigen verstanden worden.

Erst im Laufe der achtziger Jahre tritt allmählich eine Wendung zum Besseren ein. Die kritische Thätigkeit geht von jenem großen Einsamen auf mehr journalistisch geartete Talente über, die sich in kleinere Gruppen zusammenschlossen und einen nicht geringen Lärm erregten. Es beginnt der durchaus nicht unwichtige Kampf um den ästhetischen Naturalismus, um eine neue Richtung in Kunst und Litteratur und bald auch in dem, von England und Frankreich, ja vom fernen Orient befruchteten Kunstgewerbe. Und auch die Philosophie kommt nicht zufällig plötzlich wieder zu neuer Bedeutung. Die Historie ist der geistlos entarteten politisch-deskriptiven Richtung und des übertriebenen Spezialismus müde geworden und wendet sich unter herzerquickenden Kämpfen der Soziologie, der Gobineauschen Rassentheorie und einer neuen evolutionistischen Methode zu und wagt sich wieder an große zusammenfassende Versuche, und andererseits auch die Naturwissenschaften erkennen immer deutlicher, daß das sogenannte exakte Forschen und der rohe Empirismus — wie der alte Schopenhauer sich Darwin gegenüber ausdrückte — nicht vor den gröbsten Irrtümern und Trugschlüssen schützt. Die Zeit des platten Materialismus und Spezialismus ist vorbei und man tastet wieder hin zur Geschichtsphilosophie und Naturphilosophie, die die Generation unserer Väter für immer abgestorben währte.

Dieser Wendung in dem Fühlen und Denken der Psyche unseres Volkes entspricht auch eine neue Bewegung in der Sphäre des Religiösen und Metaphysischen. Beide Extreme sind hier vorhanden, und ich möchte hinzufügen, auch notwendig. Auf der einen Seite tritt ein *atheistischer Agnostizismus* hervor, der mit einer selten in der Geschichte dagewesenen Leidenschaftlichkeit alles Metaphysische, vor allem aber alle christliche Scholastik bekämpft, und auf der anderen Seite gewinnen Spiritismus, Occultismus und Theosophie — tief beeinflußt durch altindische Weisheit — einen breiten Boden nicht nur unter den Ungebildeten und Halbgebildeten, sondern oft gerade unter den feinsten, sensibelsten Geistern und — zum nicht geringen Aerger orthodoxer Pastoren! — auch unter den Reichen und Mächtigen dieser Erde, deren edelste Sehnsucht durch christlichen Formelkram, durch die Absurdität der christlichen Dogmen und die ungesunde und phantastische Ueberspanntheit der christlichen Sittenlehre nicht mehr befriedigt wird. Ueberall wird plötzlich vom Uebermenschen geredet! Zum Uebermenschen streben mit hohem Pathos die atheistischen Agnostiker, sofern sie sich nicht vornehm auf eine müde Skepsis zurückziehen; der Uebermensch aber ist auch die Losung der occultistischen Himmelsstürmer, die die Schranken des Sinnlichen und Uebersinnlichen niederlegen und in unmittelbaren Verkehr mit einer Welt von Geistern treten möchten. Auch das ist eine Bewegung, für die ein ernsthafter Beurteiler — trotz aller zum Teil ab-

[1]) Vergleiche Deutsche Zeitschrift Seite 1, 65, 131, 167.

geschmackten, zum Teil ekelhaften Auswüchse — doch nicht nur oberflächlichen Spott haben darf. Die Occultisten weisen mit hocherhobener Hand auf die Gebiete, auf die wunderbaren physiologischen und psychologischen Phänomene hin, die die zünftige Wissenschaft, besonders in unserem Vaterlande, heute noch übersieht und vernachlässigt, vielleicht noch vernachlässigen muß, und mit demselben Nachdruck bekämpfen sie mit oft glänzender Beweisführung die Rückständigkeiten der christlichen Religion und Sittenlehre. Der Occultismus reagiert also zugleich gegen den Materialismus und das verknöcherte kirchliche Christentum und darüber hinaus noch gegen die Unzulänglichkeit der modernen Wissenschaft, und darin liegt seine große Bedeutung.

Im Vorbeigehen will ich den Leser hier noch auf eine interessante Thatsache aufmerksam machen. Es ist bekannt, wie Herr Haeckel — ein tüchtiger Naturforscher, aber schlechter, ja sehr schlechter Philosoph! — sich immer wieder auf Goethe beruft. Mit viel größerem Rechte nehmen meiner Meinung nach die Occultisten und Spiritualisten — wenn auch sie natürlich einseitig! — Goethe für sich in Anspruch. Ihr Hauptinteresse dreht sich immer wieder um das eine Problem, das gerade Haeckel so in innerster Seele zuwider ist — um die Frage des persönlichen Fortlebens nach dem Tode. Und da muß doch zugegeben werden, daß eine überraschende Verwandtschaft zwischen Goethes Glauben und Ahnungen und den Theorien der Spiritualisten besteht — mag auch in beiden Fällen der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein.

Unwillkürlich fragt man sich nun hier: welche Entwicklung nahm bei dieser allgemeinen großen Wandlung des Empfindens und wissenschaftlichen Denkens die christliche Kirche? Bemerkt man auf katholischer und evangelischer Seite irgend welche fortschreitende Bewegung?

Ehe aber diese Frage beantwortet werden kann, muß nun zunächst einer weiteren Tendenz von der allergrößten Bedeutung Erwähnung geschehen, die auch in den letzten Jahrzehnten, besonders aber seit dem Sturz des Fürsten Bismarck wieder stark und beherrschend hervorgetreten ist; ich meine den Nationalismus. Er ist bei uns entstanden im Gegensatz zum Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts und infolge der furchtbar harten nationalen Demütigung in der napoleonischen Zeit. Es giebt einen wunderbar interessanten Aufsatz von dem großen Kriegstheoretiker Clausewitz, in dem er schon früh die Notwendigkeit des Nationalismus (ja fast des Chauvinismus!) theoretisch begründet, und bald folgen die Jahn, Ernst Moritz Arndt und Fichte u. a. mit ihrem leidenschaftlichen nationalen Pathos. Langsam breitet sich dann diese Gesinnung über immer größere Massen aus. Aber wie immer — ich stelle mich in diesem Punkte zu Carlyle und Treitschke! — sind es auch hier die Einzelnen, in denen die großen neuen Ideen gleich seltenen Sternen zuerst aufblitzen, mögen diese selbst auch — wie die hochaufspritzenden Wellen im weiten Meere — von dem großen Elemente des Volksganzen getragen und gehalten sein.

Aus dieser vaterländischen Begeisterung und dem Hochgefühle glänzender Siege ist dann in und nach den Freiheitskriegen der Gedanke der deutschen Einheit und das leidenschaftliche Streben nach Erneuerung des alten deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde herausgeboren worden, das nach immer neuen Anläufen und den bittersten Enttäuschungen dann doch schließlich in unseren Tagen über so viele sieg- und ruhmreiche Schlachtfelder zum Ziele geführt hat.

Es ist in jedermanns Gedächtnis, wie dann nach 1871 in den Tagen des Gründertums und des Kulturkampfes, als die stolzen Siegesfanfaren unserer eichenlaubbekränzten Regimenter den lüstern-leichtfertigen Melodien Offenbachscher Operetten weichen mußten, eine Erschlaffung eintrat, von der wir trotz mancher Anzeichen neuen Aufschwunges uns doch noch nicht wieder zu einer Hochentwicklung nationaler Begeisterung und Kraftanspannung erhoben haben.

Dennoch tritt der nationale Gedanke aus seiner Verdunkelung heute wieder heller und beherrschender hervor, und er durchdringt neuerdings auch kraftspendend wieder den deutschen Protestantismus.

Als der Verfasser dieses summarischen Ueberblicks zu Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts — nicht ohne starken Widerspruch im einzelnen, aber doch mit lebhafter Freude — Friedrich Langes Aufsätze über „Reines Deutschtum" in der „Täglichen Rundschau," die seitdem viel von ihrem frischen und freien Geiste eingebüßt hat, las, studierte er zugleich Friedrich Nippolds Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Da wird von dem verdienstvollen Historiker höchst einleuchtend nachgewiesen, wie immer im Verlaufe der Geschichte einer neuen Idee und Tendenz auf protestantischer Seite eine verwandte im katholischen Lager entspricht, und sogleich sagte ich mir und schrieb es auch damals nieder: Wohlan! so muß früher oder später auch unter den Katholiken ein neuer Wessenberg auftreten, der die germanische Richtung im deutschen Katholizismus gegenüber der römisch-ultramontanen Vergewaltigung einmal wieder energisch vertritt. Und wenige Jahre später kam der Uebertritt des Grafen Hoensbroech, las man die deutschen Ketzereien des katholischen Stadtpfarrers Hansjakob in Freiburg und mit viel größerem Interesse Professor Schells Broschüre: „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts." Aber ich erwartete von Schell zunächst nicht viel und schrieb bei einer Stelle in seiner Broschüre an den Rand: Schell scheint mir kein Reformator zu sein; ein fischblütiger Professor, der es aushält, ein Priester zu bleiben! Bald nachher kroch dann Schell thatsächlich zu Kreuze, oder noch schlimmer zur Kurie! — Aber diese große nationalreligiöse Tendenz wird sich immer neue Verkörperungen suchen, und der Polonismus sorgt dafür, daß der große Kampf um die nationale Kultur nicht versumpft.

Wahrlich, der Ultramontanismus ist heute trotz aller äußeren Machtentfaltung, trotz aller schmählichen Liebedienerei des Staates in eine traurige Zwickmühle geraten, und es wird ein Vergnügen sein zu beobachten, wie sich die schlauen Jesuiten aus der Schlinge ziehen werden. Vor der österreichischen Uebertrittsbewegung konnte man ja mit den Polen brüderlich und unbekümmert Hand in Hand gehen; denn noch war der polnische Uebermut in Schranken gehalten, noch war das warnende Beispiel nicht gegeben, was geschieht, wenn man dem deutschen Michel die Mütze mit brutalem Ruck allzutief über die Ohren ziehen will. Giebt man heute den Polen zu sehr nach, so werden die deutschen Katholiken aufsässig und die Konsequenzen sind nicht abzusehen; spielt man sich aber zu patriotisch auf, so fühlt sich die Kurie in den Kombinationen ihrer internationalen Politik behindert und man bekommt von Rampolla einen Schlag aufs Haupt, wie jetzt im Falle Spahn. Lo scandalo Spahn! wie es in der voce della verità so hübsch heißt. Und besteht nicht eine ähnliche Zwickmühle auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete? Treibt man nämlich von seiten der römisch-katholischen Kirche nicht ganz energisch Sozialpolitik, so schwenken die katholischen

Massen ab ins sozialdemokratische Lager; nimmt man aber systematisch Teil an der wirtschaftlichen Hebung des Arbeiterstandes, so hilft man — o bittre Ironie! — selbst mit, in den Massen jenen Gemütshabitus herauszubilden, der auf Emanzipation von den Fesseln römischer Scholastik und Geistesknechtung hindrängt.

Diese großen Wandlungen vollziehen sich ja nun, wie alle entscheidenden Entwicklungen im Leben der Völker, nur langsam, und die führenden Kreise des Ultramontanismus — scharfsichtig und hellhörig genug! — thun alles, um immer neue Dämme und Deiche gegen die heranrollenden Wogen einer neuen gewaltigen Reformation aufzurichten. Ein herrliches Schauspiel von Wachtturm einer souveränen Geschichtsphilosophie aus! Und schon kann man auch sagen, auf welcher Arena der große Kampf zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis, des Fortschrittes und der Reaktion ausgefochten werden wird. Auf dem Gebiete des nationalen Schul- und Erziehungswesens wird der Entscheidungskampf entbrennen[1]; er wird aber nur dann mit dem Siege der guten Sache, mit dem Siege der nationalen und modernen Bestrebungen endigen können, wenn sich vorher der deutsche Protestantismus neu reformiert, und, sich losreißend von den Resten mittelalterlicher Scholastik, mit fliegenden Fahnen übergeht zu neuen volkstümlichen und modernen Idealen.

Und hier fragt man sich unwillkürlich: wie entwickelte sich mittlerweile der Protestantismus und die evangelische Kirche? That sich auch hier eine neue Bewegung hervor in der Richtung auf nationale und moderne Ideale? Denn vom Evangelium wird man doch weder sagen können, daß es national, noch daß es modern, noch daß es seiner ursprünglichen Tendenz nach Kultur aufbauend ist, wie auch der nationale und in mancher Hinsicht echt moderne Pfarrer Friedrich Naumann erkannt hat.

In diesem Zusammenhange muß man nun zunächst an den großen deutschen Theologen Paul de Lagarde und an seine tiefeinschneidende Kritik des deutschen Protestantismus erinnern, die dem welthistorischen Phänomen der deutschen Reformation zwar sehr wenig gerecht wird, die aber doch mit überwältigender Klarheit und Schärfe nachweist, daß wir — uns allzusehr an Luthers Gedanken und Thaten bindend! — in der evangelischen Kirche völlig in Halbheiten stecken geblieben sind und durchgreifende Reformen nötig haben, wenn der Protestantismus ein schöpferisches Element in unserer nationalen Kultur bleiben will. Uebrigens trat die sich immer mehr stärkende deutsche Gesinnung und Tendenz schon von der Mitte der achtziger Jahre an bei der Gründung und dann bei der ganzen Entwicklung des Evangelischen Bundes zum Aerger der Römlinge beherrschend hervor; auch suchten die fortgeschrittenen Richtungen innerhalb des Protestantismus allmählich wieder engere Fühlung mit der Wissenschaft und mit den, von den Ergebnissen neuer Forschungen befruchteten praktischen Bestrebungen. Auch die wissenschaftliche Theologie begann sich unter den Entwicklungsgedanken zu beugen, wenn man auch noch kaum eine Ahnung hatte von jener wundervollen Redlichkeitsbewegung, die in den Vereinigten Staaten von den ersten Unitariern über Emerson zu einem konsequenten evolutionistischen Unitarianismus oder unitarischen Evolutionismus geführt hat.

[1]) Wie wir das meinen, soll im Zusammenhang mit unserem nationalen Programm in nächster Zeit eingehend dargelegt werden. Dann werden wir auch die Bestrebungen des Herrn Professors Lehmann-Hohenberg in Kiel würdigen, auf die wir bereits gelegentlich hingewiesen haben.

Im evangelisch-sozialen Kongreß suchte der deutsche Protestantismus den so notwendigen Anschluß an die Nationalökonomie und Sozialpolitik, und ein neuer Typus des deutschen Pastorentums beginnt sich zu bilden, tief beeinflußt von Männern wie Göhre und Naumann.

Wie charakteristisch-modern heben sich diese Gestalten trotz aller menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten doch ab von den Männern einer vergangenen Generation, von den Vätern der innern Mission, den Wichern und Fliedner, denen eine unbefangene und in die Tiefe dringende, kulturgeschichtliche Betrachtung trotz aller stärksten Einwendungen ihr Verdienst nicht bestreiten darf. Außerdem erinnere ich an die überaus wichtige Mäßigkeitsbewegung, die erst durch die ernsten und erfolgreichen Untersuchungen großer Naturforscher und Aerzte vom christlichen cant befreit und auf ein unverrückbares wissenschaftliches Fundament gestellt worden ist. Und merkwürdig — wo der deutsche Protestantismus sich wieder nationalen und modernen Gedanken und Bestrebungen energisch näherte, gewann er sogleich wieder sympathischere Züge, fing er an, unerträgliche Geschmacklosigkeiten langsam abzustreifen und zog auf diese Weise leise wieder die Kreise der Gebildeten an sich heran. Die „Sprache Kanaans" ist heute selbst unter den evangelischen Geistlichen von einigem Geschmack und Bildungsbedürfnis in Acht und Bann gethan, und man gewöhnt sich allmählich, freilich nicht ohne harte Mühe und böse Rückfälle, zu modernen Deutschen deutsch und modern zu reden.

Erinnert sei hier — wenn auch vorläufig nur im Vorbeigehen — noch an jene, besonders von dem verstorbenen Willibald Beyschlag und Herrn Professor Kahl in Berlin mit Eifer betriebenen Bestrebungen zur Abstellung der geradezu ungeheuerlichen Rechtsverhältnisse und Verfassungszustände der deutsch-evangelischen Landeskirchen, die allerdings — was jene trefflichen Männer bis jetzt übersehen zu haben scheinen! — ohne eine mächtige Laienbewegung, die unseren Theologen das oft, ach, so schwache Rückgrat steift, nicht zum guten Ziele führen können.

Vorläufig aber blieb trotz all dieser Reformanläufe und verheißungsvollen Vorzeichen die eigentliche Bewegung noch aus, wenn auch die kritische Stimmung immer stärker und zugespitzter wurde. Und nicht nur, daß die prinzipiellen Feinde der Kirche, die Gegner jeglicher Religion ihre giftigsten Pfeile gegen alles evangelisch-protestantische Wesen schleuderten, selbst aus den kirchlichen Kreisen heraus hörte man oft geradezu erstaunliche Urteile über fast alle Glaubenssätze, kirchlichen Einrichtungen und Zustände. Auf diesen Punkt kommen wir gelegentlich wieder zurück.

Und einen Moment schien es, als wenn aus den allerwärts sprühenden Funken eine mächtige Flamme sich entfachen müßte, als Adolf Harnack seinen Vorstoß gegen das Apostolische Glaubensbekenntnis machte. Das schien der Anfang einer in den Folgen und Wirkungen unabsehbaren Redlichkeitsbewegung und neuen Reformation zu sein. Aber die gewaltige Resonanz blieb aus! Unser Volk, in den gebildeteren Kreisen vom Anteil an kirchlichen Fragen längst entwöhnt, hielt die ganze Sache nur für Pfaffenkram und albernes Theologengezänk, das einen gebildeten Menschen nicht mehr interessieren kann, über das man mit einem aufgeklärten Lächeln zur Tagesordnung übergeht. Wer wird sich noch weiter über die Dreieinigkeit und die Gottessohnschaft Jesu aufhalten? — Und doch hatte Harnack thatsächlich den Stier bei den Hörnern ergriffen; aber als der Stier zornig aufblickte, sank dem

fleißigen und verdienſtvollen Gelehrten ſogleich das Herz in den Schuh und er ließ eine große Sache mit einer beiſpielloſen Feigherzigkeit in Stich. Und doch hat er vielleicht recht daran gethan. Denn er empfand wohl — von der übermäßigen Sitzarbeit und Gelehrtengrübelei entnervt und der männlichen Thatkraft beraubt — daß er kein Luther ſei, kein welthiſtoriſcher Held, ſtark genug, die Edelſten der Nation zu entflammen, die Maſſe in Bewegung ſetzen und das Antlitz der Erde wandeln.

Und ſo ward dieſer gewaltige Kampf hinausgeſchoben auf eine günſtigere Zeit, wo die fortſchreitende Forſchung und Erkenntnis und die ungeſtüm wachſende Sehnſucht nach beſſeren und reinlicheren Zuſtänden — vielleicht verbunden mit ſchweren aufpeitſchenden Schickſalsſchlägen, wie ſie uns eines Tages äußere und innere Feinde bereiten können! — eine mächtige Laienbewegung in unſerem Volke entfachen wird, der dann auch unſere Theologen ſich nicht werden entziehen können noch wollen.

Denn eines Tages müſſen kühne und tapfere Geiſter erkennen und dieſe Wahrheit den aufhorchenden Volksgenoſſen mit Feuerzungen predigen, daß man in den deutſchen Proteſtantismus alles Herrliche, alles nur Wünſchbare hineinbauen kann, was die freieſten Denker und leidenſchaftlichſten Patrioten heute mit Inbrunſt erſehnen. Dann werden die die beſten Lutheraner ſein, die am kühnſten und weiteſten hinausfliegen über den deutſchen Reformator, dieſen nordiſchen Renaiſſanceheros, der, ein echter deutſcher Held, in einer jugendlicheren und unreiferen Epoche doch auch mit ſeiner Vernunft und ſeinem ganz individuellen Gewiſſen für ſeine innerlich erlebte Wahrheit eintrat (die heute unſere Wahrheit doch nicht mehr ſein kann!), und für alles, was ihm natürlich und darum göttlich erſchien. Und daß wir uns dieſer großen Bewegung, dieſer neuen Reformation, die die Vollendung des Lutherwerkes ſein wird, mit Sturmſchritten nähern, dafür ſprechen immer deutlicher viele Zeichen der Zeit[1]). Walther Vielhaber.

Offener Brief an Herrn Otto Julius Bierbaum.

Geehrter Herr!

Der ſcheidende Platon wurde dereinſt von Dionyſius gebeten, er möge ſeinen Freunden in Athen nichts Schlechtes von ihm berichten. Da ſchüttelte der Weiſe lächelnd das Haupt und ſprach: Die Götter mögen verhüten, daß uns jemals der Geſprächsſtoff dermaßen ausgehe, daß wir gezwungen wären, uns über Dich zu unterhalten. Daran dacht' ich, als ich vor einigen Wochen meinen Artikel „Volkstum und Dichtung" (Deutſche Zeitſchrift, 15. Jahrgang, Nr. 1 u. 2) ſchrieb, und glaubte darum aus Ihrem Ueberbrettl-Liederbuch keine charakteriſtiſche Probe als Beweis Ihrer Spekulation auf die niedrigſten Inſtinkte des Volkes bringen zu ſollen — in Rückſicht auf Raum und Leſer, aus Ueberfluß an fruchtbarem Unterhaltungsſtoff und in der Hoffnung, daß

[1]) Der folgende, in ſich ſelbſtändige Teil des Aufſatzes wird ſich hauptſächlich mit dem kleinen Buch: „Lebensfreude, Religiöſe Reden für Denkende und Suchende" von Fr. Steudel, Paſtor zu St. Remberti zu Bremen, beſchäftigen, das wir den Leſern der „Deutſchen Zeitſchrift" warm empfehlen.

unmittelbar nach dieser Ihrer Herausgabe der „Deutschen Chansons" die Zeit kommen müsse, welche alles, was unter Ihrer Flagge segelt, als verächtliche Muster einer Kunst (!) brandmarken würde, in der jeder volkstümliche Gehalt und damit alle Lebenskraft erschöpft sei. Der Herausgeber der „D. Z." stimmt nun zwar mit mir darin überein, daß der Frühlingssturm, der Ihre und Ihrer Genossen Bücherpyramiden zusammenschlägt, unmöglich lange auf sich warten lassen könne, sind im übrigen jedoch der Ueberzeugung, man müsse den Geschmack an der unter Ihrem Zeichen stehenden Ueberbrettl-Litteratur ungesäumt so gründlich als möglich verderben, das andere aber dem gesunden Sinne des deutschen Volkes überlassen. Das könne nicht umfassender geschehen, als durch Proben aus einem Ihrer Bücher, die Sie nachstehend finden.

Und was halten Sie von diesen Proben? Sie halten diese Art von Poesie für jene Kunst, mit der das ganze Leben vom Brettl herunter versetzt werden muß, glauben, daß diese Gedichte — nicht zum Lesen im stillen Kämmerlein geschrieben — von einer „erheiterungslustigen" (!) Menge gesungen werden oder diese Menge unterhalten und prägen für so was das Schlagwort „Angewandte Lyrik", wohl gemerkt, zum Unterschiede von den Niederschlägen roher Unkunst, die dem Volke bisher versetzt wurden. Mit anderen Worten: Sie halten so etwas für „offenbares Bedürfnis des modernen Menschen" und beabsichtigen damit das Variété der Kunst zu gewinnen.

Die Annahme, daß das Volk, an welches Sie sich wenden, eigenes künstlerisches Urteil nicht besitze und die Wahrnehmung, daß eben diesem Volke die Weisheit seines Morgenkaffeeblättchens Evangelium sei, brachte Sie auf den originellen Gedanken, auch Ihrem Leser, sofern er die Lektüre der „Deutschen Chansons" mit erklärlichem entrüsteten Kopfschütteln begleiten sollte, einfach den Standpunkt klar zu machen, indem Sie ihm in der Einleitung ins Ohr sagen: Teurer Freund, das verstehst Du nicht. Sieh', die Zeit Geibel's, den Du vor Jahren vielleicht einmal kennen gelernt, ist jetzt vorbei. Die Gegenwart gehört uns: mir, Liliencron, Falke, Holz und Dehmel, samt und sonders Leuten, die sich ihre dichterischen Sporen längst verdient haben, deren Autorität Du Dich also nolens volens zu beugen hast. Verstanden? — „Ja — — aber das andere halbe Dutzend, die Finckh, Heymel, Schroeder? . . ." wagt der also Belehrte schüchtern einzuwerfen. „Ach was," sagen Sie, „der Wedekind, das ist ein Prachtkerl, der Finckh ist unser reizender, graziöser Page, der Heymel ist ein liebenswürdiger Ausbund von Lebenslust, Munterkeit und üppiger Jugend, und Schroeder — o, das ist der vir juvenis sapiens, der ewige Aesthet — kurz, ein geradezu phänomenaler Nachwuchs, an den Du unbedingt zu glauben hast."

Aber, Herr Bierbaum, der naive Leser glaubt Ihnen nicht! Ja, er glaubt Ihnen, im Vertrauen gesagt, nicht einmal die Auflageziffer Ihrer „Deutschen Chansons", die er bisher noch bei keinem Buche in Zweifel zu ziehen wagte. Er hält das Manöver, was Sie unter der Ueberschrift „Zum 11. bis 20. Tausend" entrieren, für so plump und durchsichtig und er lacht so herzhaft bei Ihrer kindlichen Behauptung, die ersten zehntausend Hefte der Brettl-Lieder seien mit so märchenhafter Schnelligkeit verkauft worden, daß Sie bei den verschiedenen Auflagedrucken nicht einmal Zeit gefunden hätten, die beim Erstdruck untergelaufenen Fehler zu verbessern, daß er über der Narrenjacke, in der Sie sich so wunderlich gebärden und in seltsamer Koketterie gefallen, garnicht daran denkt, den Inhalt des Buches auch nur einen Moment

ernſt zu nehmen. Den Anſchlag auf ſeine geiſtige Geſundheit und die Thatſache, daß in der Zumutung, ſo etwas für Kunſt zu halten, eine perſönliche Beleidigung liegt, verzeiht er Ihnen über dem herzhaften Lachen auch.

Und noch eins, Herr Otto Julius Bierbaum! Würden Sie vielleicht an dieſer Stelle auf die Frage Antwort geben, ob alle Dichter, deren Verſe Sie unter dem Titel „Deutſche Chanſons" vereinigten wußten, was Sie vorhatten, oder ob ſie ahnungslos in eine Falle gingen? Wußte es Falke? Es thut mir lang' ſchon weh, daß ich ihn in dieſer Geſellſchaft ſeh'! Wußte es Dehmel, der ſich — freilich vielleicht erſt eine Folge dieſes Brettl-Liederbuches — dieſer Tage erfreulicherweiſe ſehr nachdrücklich gegen die ſyſtematiſche Ausbeutung ſeiner Bücher zu derartigen Zwecken verwahrt? Und wie ſteht's: Würden Sie ſich mit Erfolg getrauen, Ihre Verleger an dieſer Stelle ehrenwörtlich erklären zu laſſen, daß von Ihrem Brettl-Liederbuche zwanzigtauſend Stück gedruckt worden ſind?

Kurz und gut, Herr Bierbaum, Sie beabſichtigen im Vertrauen auf eine indifferente Preſſe, die dieſem Skandal ruhſam zuſieht, nichts geringeres, als den ahnungsloſen Bürger zu betrügen, zu betrügen um den kargen Reſt des Bewußtſeins lebenskräftigen Volkstums, der noch in ihm wohnt. Sie reden der Welt vor: Wir gehen mit dem Volke. Aber Sie gehen mit dem Pöbel. Sie ſuchen das Volk und finden es in einer gewiſſen Sorte von Handlungsreiſenden, denen Weiberkneipe und Tingeltangelatmoſphäre ſchnödeſter Art Lebensbedürfnis geworden. Sie erniedrigen ſich zum Führer einer ſinn- und ſeelenloſen Harlekinade und gefallen ſich in der Narrenjacke. Und Sie ſollten als Dichter dem Volksleben die intimſten Herzſchläge abfühlen! Sie wollen die Poeſie dem Volke nahe bringen, „das Volk mit Kunſt durchſetzen" und tragen, indem Sie ſeine Bedürfniſſe von Grund aus verkennen, zur Verkümmerung des Geſchmacks an dem kargen Schatze edler Lieder und Weiſen bei, der noch den ganzen künſtleriſchen Reichtum des Volkes ausmacht. Sie warten ihm auf mit den dekadenten Ausgeburten Ihres großſtädtiſchen Janhagelwitzes und verleiden dem Volke die keuſche Liebe zu einer naiven Kunſt, die er in Geſtalt des ernſthaften ſangbaren Liedes als ein Stück ehrwürdigen Hausrats zu betrachten ſich gewöhnt hat. Auch wir ſchauen nicht rührſelig auf die Zeiten Wuotans, Walthers oder Luthers zurück, ſondern wollen eine Kunſt, die den Anſchauungen und Geſittungsſtufen des Deutſchlands *unſerer* Zeit entſpricht; aber dieſe Kunſt muß gedeihen auf dem ewig jungfräulichen Boden echten Volkstums, das nicht wandelbar iſt, wie dieſes ſelbſt — ſo wie der Urwald wandelbar, nimmer aber der Grund, aus dem die jungen Schoſſe dieſes Waldes ihre Kräfte ſaugen. *Sie* prägten das Schlagwort „Angewandte Lyrik", wir — im Gegenſatz zu dem damit verbundenen Begriffe der Dekadenz — das der Regeneration der deutſchen Poeſie. Während andere die Dekadenz als Durchgangsmoment betrachteten, ſind Sie, Herr Bierbaum, darin ſtecken geblieben. Das Volk läßt ſich nicht in den Schmutz treten, Ihre Spekulation auf die Beſtie im Menſchen iſt zu kurzſichtig und das Volk wird ſich Ihrer ſchämen und wird Sie auspfeifen, wenn es erkannt hat, für wie lächerlich Sie es halten. Nicht dadurch verleihen Sie Ihrer Kunſt Lebensfähigkeit, daß Sie dieſe zum Ausdrucke Ihrer eigenſinnigſten und perverſeſten Schrullen machen, ſondern daß Sie Ewigkeitswerte aus ihr münzen, zu denen Sie das Gold aus dem tiefen, wenn auch beinahe

gänzlich verschütteten Schachte des Volkstums graben, von dem Sie heute eine schier unüberbrückbare Kluft trennt. Indem ich Sie schließlich auf meinen programmatischen Artikel „Volkstum und Dichtung" verweise, bin ich im übrigen Ihr ergebenster Max Geißler.

Dresden, Oktober 1901.

Überbrettl-Poesie.

Anmerkung der Leitung: Im Anschluß an diesen „Offenen Brief" veröffentlichen wir nachstehend unter Beifügung der Namen der Verfasser eine Reihe charakteristischer Proben aus dem mehrfach erwähnten Brettl-Liederbuche „Deutsche Chansons", um unseren Lesern einen Einblick in jene Ueberbrettl-Litteratur zu gewähren, durch welche man dem Volke den Geschmack an der deutschen Dichtung von neuem anzuerziehen gedenkt.

Otto Julius Bierbaum.

Maikaterlied.

Maikater singt die ganze Nacht:
Der Frühling ist erwacht, erwacht,
Der Frühling ist erwacht!

Gleich einem Reif trägt er den Schwanz;
Wär'n Blätter dran, so wär's ein Kranz;
Er flötet:
Oh holde Mimamausamei,
Wer dich zu lieben wagt, der sei
Getötet!
Ich ganz alli — alla — allein,
Nur ich darf dein Gespusi sein,
Bis daß es morgenrötet.

Im Mai sind alle Blätter grün,
Im Mai sind alle Kater kühn
Und alle Jüngelinge.
Und wer ein Herz hat, faßt sich eins,
Und wer sich keins faßt, hat auch keins;
Singe, mein Kater, singe!

Richard Dehmel.

Der Frühlingskasper.

Weil nun wieder Frühling ist,
Leute,
Streu ich butterblumengelber Kasper
Lachend
Lauter lilablaue Asternblüten
Hei ins helle Feld!

Lilablaue Astern, liebe Leute,
Astern
Blühn im deutschen Vaterland bekanntlich
Blos im Herbst.

Aber ich, ich butterblumengelber Kaſper,
Streue,
Weil nun wieder heller Frühling iſt,
Tanzend
Tauſend dunkelblaue Aſternblüten
Hei in alle Welt!

Rudolf Alexander Schroeder.

Herr Bombardil.

Es war ein Herr von Bombardil,
Der aß ganz ungewöhnlich viel,
Drum ward er täglich dicker.

Jedoch dem Herrn von Bombardil
Dies Dickerwerden ſehr gefiel:
Er ward mit Freuden dicker.

Einſt ſprach der Arzt: „Herr Bombardil,
Sie dürfen wirklich nicht mehr viel
Noch fürder werden dicker."

Da lachte Herr von Bombardil
Und aß nun grad noch mal ſo viel:
„Ich werde doch noch dicker."

Da platzte Herr von Bombardil.
Und als er in die Grube fiel:
Die Maden wurden dicker.

Frank Wedekind.

Der Tantenmörder.

Ich hab' meine Tante geſchlachtet,
Meine Tante war alt und ſchwach;
Ich hatte bei ihr übernachtet
Und grub in den Kiſten-Kaſten nach.

Da fand ich goldene Haufen,
Fand auch an Papieren gar viel
Und hörte die alte Tante ſchnaufen
Ohn' Mitleid und Zartgefühl.

Was nutzt es, daß ſie ſich noch härme —
Nacht war es rings um mich her —
Ich ſtieß ihr den Dolch in die Därme,
Die Tante ſchnaufte nicht mehr.

Das Geld war ſchwer zu tragen,
Viel ſchwerer die Tante noch.
Ich faßte ſie bebend am Kragen
Und ſtieß ſie ins tiefe Kellerloch. —

Ich hab' meine Tante geſchlachtet,
Meine Tante war alt und ſchwach;
Ihr aber, o Richter, ihr trachtet
Meiner blühenden Jugend — Jugend nach.

(Schluß dieſer Proben im nächſten Heft).

Aus dem Taschenbuch eines Dramaturgen.

Vorbemerkung: Unter diesem Titel sollen allerhand kritische Streiflichter auf unsere Theater-Zustände hier in zwangloser Folge veröffentlicht werden. Sie betreffen drei Gebiete: die äußern und sozialen Verhältnisse, die Reform der Bühne und Scene und die ideellen Fragen. Der Verfasser unterbreitet sie in buntem Durcheinander dem Publikum; er behält sich vor, sie späterhin in eine gewisse Ordnung zu bringen.

Unterhaltungen mit Bühnen-Angehörigen. Als Gerhart Hauptmanns Märchendrama ‚Die versunkene Glocke' über hundert Aufführungen erlebt hatte, äußerte der Direktor eines unserer ersten Berliner Theater mir gegenüber:

‚Begreifen Sie den dauernden Erfolg dieses unklaren, verworrenen Stückes? Ich würde es abgelehnt haben, wenn es mir ohne den Namen des Verfassers eingereicht worden wäre.'

Daran zweifle ich keineswegs!

* * *

Ein solches Geständnis zeigt nur, daß unsere Direktoren, im Banne des Pariser Geschmacks, nachgerade kein Verständnis mehr für dramatische Dichtung besitzen. Der künstlerische Stil ist völlig verschieden vom blos unterhaltenden, der von Phantasie, Gemüt, Geist überquellende Dialag eines Shakespeare, Lope oder Goethe völlig verschieden von dem armen, verstandesmäßigen und bestenfalls witzigen Dialog eines Scribe und Bauernfeld, Sardou und Sudermann. Josef Kainz weigert sich, wie ich höre, Ibsen zu spielen, weil seine Sittenstücke keinen Stil besäßen: dies vermehrt meine Achtung vor diesem Künstler. Wenn dagegen heut nervenerregende Zeitstücke wie Ibsens ‚Gespenster' und Björnsons ‚Ueber unsre Kraft' allgemein als große Dichtungen bewundert werden: was beweist es andres, als daß man das Gefühl für echte Poesie völlig verloren hat?

* * *

Wilhelm Raabe über Ibsen. „Schon in wenigen Jahren, günstigenfalls Jahrzehnten wird Ibsen verdammt muffig und verquollen riechen — einer wurmstichigen alten Kommode gleich — das ist meine Ueberzeugung, von der ich nicht abgehe." (Litt. Echo IV 1, Sp. 42).

* * *

Einer unsrer bedeutendsten Schauspieler versichert mich, daß der Direktor des Deutschen Theaters, Herr Dr. Brahm, nur die neuen Stücke von Hauptmann, Sudermann und — Georg Hirschfeld läse. Sämtliche andre Eingänge erledige der Dramaturg des Theaters. Nach den Erstaufführungen dieser unsrer hervorragendsten Bühne zu urteilen, klingt die Nachricht nicht gerade unwahrscheinlich. Aber braucht man Litterarhistoriker zu sein, um seine Pflichten so einzuschränken? Ich wünschte, daß Herr Direktor Brahm sich zu einer öffentlichen Auskunft entschlösse.

* * *

Heute unterhielt ich mich mit dem Beamten eines großen Hoftheaters. Was wollen Sie? rief er aus. Ein deutsches Theater — giebt es das überhaupt? Die Agenten, die Schauspieler, die Direktoren, die Tagesschriftsteller, die Zeitungskritiker, das Publikum: es sind Juden! Der Deutsche geht nicht ins Theater, er hat keinen Sinn und keine Begabung für Schauspielkunst, seine Presse kümmert sich blutwenig darum

Hat der Mann Unrecht?

* * *

In der That, die Deutschen besitzen kein nationales Theater. Die Gründe dafür sind sehr mannigfach.

Die neuern Privat-Theater sind reine Geschäfts-Unternehmungen. Was Wunder, daß das Judentum sich ihrer, ebenso wie des Agentenwesens, bemächtigt hat? Ein ähnlicher Trieb dürfte die massenhafte Alltagsware gewisser seichter Bühnenschriftsteller hervorbringen. Daß das Theaterpublikum einiger Großstädte, z. B. Berlins und Breslaus, ein vorwiegend jüdisches ist, erklärt sich aus der Höhe der Eintrittspreise, die für den Mittelstand viel zu teuer sind. Der niedere Geschmack der maßgebenden Direktoren und ihres Publikums bedingt den Spielplan, dieser Spielplan den der Provinzen; und somit sind wir hier von einem der Eigenart des deutschen Volkes entsprechenden Theater weiter als jemals entfernt.

* * *

Urteilslosigkeit von Direktoren. Sudermanns ‚Ehre' wurde, wenn ich gut unterrichtet bin, von drei großen Berliner Bühnen abgelehnt, ehe Oskar Blumenthal das Stück für das Lessing-Theater annahm. Auch dieser Direktor soll sich keineswegs etwas Sonderliches davon versprochen haben. Der Erfolg des Sittenstückes in allen Ländern war beispiellos.

* * *

Heinrich Heine schreibt in seinem ersten Berliner Brief (1822) über den Zustand des Theaters: „Der Hofschauspieler Walter aus Karlsruhe ist eben angekommen und wird in ‚Staberle's Reiseabenteuer' (einer Posse Karl Bernbrunn's) auftreten. Die Neumann soll im März wieder herkommen, und Stich alsdann auf Reisen gehen. Julius von Voß hat wiederein Stück geschrieben: ‚Der neue Markt.' Sein Lustspiel ‚Quintin Messys' wird nächste Woche gegeben. Heinrich von Kleists ‚Prinz von Homburg' wird nicht gegeben werden. An Grillparzer ist das Manuskript seiner Trilogie ‚Die Argonauten', welches er unserer Intendanz geschickt hatte, wieder zurückgesandt worden. Markör, ein Glas Wasser!"

* * *

Verborgne Schätze in Theater-Archiven. Wenn es heut überhaupt dramatische Dichtungen von Wert giebt, die man nicht kennt wie seiner Zeit die Kleists — wo sind sie zu finden? Sicherlich doch am ehesten in den Archiven der Theater. Denn man komme mir nicht mit der einfältigen Bemerkung, daß eben nichts Gutes da sei. Glaubt man etwa, der Dichter warte, bis sich die Urteilskraft und der Wagemut der Direktoren genügend gehoben hätten? Der Arme, da könnte er leicht bis zu seinem Tode warten! Es war immer etwas Bedeutendes da, sei es von Kleist, sei es von Hebbel oder Grabbe, Ludwig oder Grillparzer: die Direktoren waren nur zu bequem, es zu lesen, zu beschränkt, es zu erkennen, zu zaghaft, es aufzuführen! Ich mache mich anheischig, in den Manuskript-Eingängen der vier großen Schauspielbühnen Berlins wahre Schätze zu entdecken. Würden diese, auch nur in Proben, gedruckt dem Publikum und den Kennern vorgelegt, so möchte ich den sehen, der die Stirn hat zu behaupten, die Machwerke eines Lubliner und Consorten verdienten alljährlich die Aufführung, jene Stücke aber nicht!

Gerhart Hauptmanns Tragikomödie Der rote Hahn.

Gerhart Hauptmann hat sich eine führende Stellung unter den modernen Schriftstellern zu erobern gewußt. Mit ungeheurem Fleiß hat er uns in verhältnismäßig kurzer Zeit mit den verschiedenartigsten Produkten überschüttet. Mit zu vielen fast, denn oft muten uns seine Stücke als nicht genügend durchreift an.

Eines aber müssen ihm selbst seine Gegner lassen: Hauptmann ist ehrlich. Er verschmäht krasse Effekte, verabscheut Schönrednerei und giebt uns in jedem Werke etwas Echtes. Mich dünkt, das ist nicht wenig. Und wenn der liebe Oskar Blumenthal daher kommt, und ihn uns verspottet — wie es erst jüngst geschah — dann muß man ob solcher Frechheit baß erstaunen.

Also Achtung vor dem Manne, der ehrlich ringt!

Sein jüngstes Werk, Der rote Hahn, erlebte seine Erstaufführung kürzlich im Deutschen Theater zu Berlin.

Kritik und Publikum verhielten sich zum großen Teile ablehnend. Das ficht uns nicht an. Vor allem nicht das Wehgeschrei über den unmotivierten Schluß. Man wird sich allmählig damit befreunden müssen und einsehen lernen, daß das am Ende garnicht so ungereimt und unmotiviert ist.

Bezeugen wir also, daß es Hauptmann auch im roten Hahn gelungen ist, eine Reihe höchst echter Szenen zu geben, daß besonders der erste Akt eine starke Probe seines reifen Könnens ist. Ich weiß nicht, was man hier an Geschlossenheit und Energie des Ausdruckes aussetzen könnte.

Im ferneren Verlauf seiner Arbeit ist er aber der Gefahr nicht entgangen, die diese neue, ungebundene Form des Gestaltens mit sich bringt, und die ihr, so scheint es, ewig anhaften wird. Da wird Nebensächliches hereingebracht, das Beiwerk überwuchert den Grundbau, das Werk hört auf, Kunst, ein Organismus zu sein, wir stehen vor einer, immerhin staunenswerten, Skizze, aber eben nur vor einer Skizze. Da ist alles erstaunlich intensiv aufgefaßt und wiedergegeben, zeitweise zeigt sich auch etwas, das nach Komposition aussieht, immer doch wieder werden wir durch Nebensächliches abgelenkt und haben das unangenehme Gefühl der Unordnung. Nun wird man einwenden können, daß es garnicht die Absicht des Verfassers war, etwas Geordnetes zu geben, daß es ihm nur darauf ankam, Menschen zu zeichnen, in allen möglichen, teils mehr oder weniger zusammenhängenden Situationen.

Gut. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber dann muß auch mit dem Unfug aufgeräumt werden, daß man einen derartigen Menschendarsteller „Dichter" und seinem Werke gegenüber von einem „Kunstwerk" spricht.

Die Ueberfülle des Beiwerkes, das Durchbrechen der Komposition kann aus Ueberfülle oder aus Armut entspringen (bei Grabbe ist es Fülle, bei Hauptmann meist Armut); immer aber ist es Mangel an Durcharbeitung oder Schwäche der Gestaltungskraft.

In einem wirklichen Kunstwerk entspringt eins aus dem anderen, ist, je nach der Wichtigkeit des einzelnen, eins dem anderen untergeordnet, hier etwas herausgestrichen, dort etwas beschränkt. Ein Künstler bringt in das Chaos Ordnung.

Wir wissen aus den früheren Werken Hauptmanns, daß die Komposition nicht gerade seine Stärke ist. Auch will ich nicht behaupten,

daß ſie im „roten Hahn" gänzlich fehle. Die Geſtalt der Wolffen beherrſcht im großen und ganzen doch das ganze Stück; aber eben nur im großen und ganzen; Epiſoden, für den Vorgang unweſentliche Nebenperſonen drängen ſich ſtörend dazwiſchen. Was hilft es uns, wenn wir wirklich erfahren, daß Dr. Boxer wirklich exiſtiert hat, ein Freund Hauptmanns war, und daß dieſer ihm in ſeinem Stück ein Denkmal ſetzen wollte. Deshalb bleibt er doch unweſentlich zu der Entwickelung des Vorganges, ſtört alſo.

Ueberſehen wir alſo noch einmal, was das neue Stück uns brachte. Erſtens einmal die Einſicht, daß wir etwas echtes vor uns haben, und das iſt viel, wenn auch noch lange nicht alles. Dann zeigt es uns das erſtaunliche Können Hauptmanns, zu charakteriſieren. Es zeigt uns weiter ein Stück ſeiner Perſönlichkeit, eine durch und durch geſunde Ironie und es läßt uns ſchließlich empfinden, daß der Dichter in ihm gegenwärtig wieder ſchlummert.

Geſpielt wurde, wie immer, ausgezeichnet.

Hans Foerſter.

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Sechſtes Geſpräch.

Wilfrid. Wie köſtlich dieſe ſchattenkühlen Waldgänge des Rodderberges! Auf und ab, kreuz und quer ſich windend, durch Dickicht und Schluchten! Wieder und wieder, hoch vom Steilhang des Ufers, durch das ſchwankende Laub auf den bläulich glänzenden Strom zu blicken! Immer neu das Bild, ewig wechſelnd! O glückliche Bewohner dieſes Himmelſtrichs!

Klothilde. Ich gab das Verſprechen, auf unſern Wanderungen Euch ſtets neue Schönheiten zu zeigen. Hab ich es gehalten?

Wilfrid. Sicherlich. Aber womit überraſcht Ihr mich heut?

Klothilde. Blickt auf; wir ſind am Rolandsbogen!

Wilfrid. So ſchnell am Ziele? — Rieſiges Fenſter, ſteingetürmt, von üppigem Epheu umwuchert! Ihr Trümmer vergangner Pracht! Dies alte Gemäuer, wie viel könnt es erzählen! Und doch, liegt nicht auch hier die Welt im Frühlingsſchmuck uns zu Füßen? Das dunkelwogende Meer von Grün, die Wipfel der Eichen und Akazien, der Blütenduft, den ein linder Wind über Thal und Hügel uns heraufträgt — wen erfüllten ſie nicht mit wonnigem Entzücken! Wie traulich ruht drunten das Dorf mit roten Dächern, wie gewaltig tritt jenſeit des Rheins der Drachenfels vor und des Gebirges langgeſtreckte Kette! Welch ein Rundblick über Strom und Land!

Klothilde. Wollen wir hier verweilen? Hier den Abend zubringen? Es giebt wenig ſchönere Stätten in dieſer Gegend.

Wilfrid. So bleiben wir! Tiſch und Stühle laden zur Raſt, und für Wein und Imbiß wird die freundliche Schenkin ſorgen.

Klothilde. Iſt die Luft nicht herrlich? Rings blitzt es wie Gold auf Klippen und Flur. Solche Stunden, ſolche Tage — ſind ſie mit allem Schmerz des Lebens zu teuer erkauft?

Wilfrid. Nimmermehr! In einem Götterlande zu Gaſt — wer ſollte nicht auf dieſer Höhe wie ein Gott ſich fühlen, wie ein König, der über all die Schätze gebietet!

Klothilde. Wo ſind heut Könige, die vom Ueberfluß ſpenden? Die Armſeligen, denen die Erde häßlich und leer dünkt, füllen den Markt; wie ſollten ſie, blind für ihren Reichtum, von ihm ſchenken?

Wilfrid. Doch giebt es heimliche Könige, die früh nach der Krone greifen und unbemerkt, ein Leben hindurch, ſie tragen! Der gewaltige Meiſter, deſſen Haus auf den Hügeln der Arnoſtadt nun verwaiſt ſteht — hat er nicht verſchwenderiſch ſeine Gaben ausgeſtreut? Künſtler und Dichter — ſo fühlt ihr euch nicht zur Herrſchaft berufen? Seid nicht fähig, mit neuen Augen die Welt zu ſchauen? Nicht fähig, die Schleier zu zerreißen, die das Land der Zukunft verbergen? Gleich Göttern mit allen Erdendingen zu ſchalten? Euch drängt es nicht, den Ueberſchwang des Lebens in eure Gebilde zu bannen, daß ſein Ausdruck Tauſende ergreift und erhebt?

Klothilde. Wer fühlt denn heut frei und kühn! Iſt ſtark genug, andrer Feſſeln zu ſprengen, andrer Laſten zu heben? Ihre Beſchwerde, ihren Jammer gönnen ſie uns, doch Lebensfreude wiſſen ſie nicht zu ſpenden.

Wilfrid. Gedenkt Ihr des Morgens jüngſt in Bonn? Wie der Sonnenglanz auf dem Strom lag und ein feiner Dunſt darüber wogte? Huſaren zogen, Trupp auf Trupp, über die leichtgeſchwungne Rheinbrücke: wie klang ihr Spiel, wie blitzten ihre Waffen, wie flatterten ihre Fähnlein an den Lanzenſpitzen! Roß und Reiter im goldnen Frühlicht: das lachende Leben — iſt es nicht ſelbſt Poeſie?

Klothilde. Armes Geſchlecht, verbildet und verkehrt, das bittre Anklagen, düſtre Sittenbilder für Kunſt nimmt! Dem nur die niederſte Wirklichkeit oder die ausſchweifendſten Träume geboten werden! Armes Volk, was ſoll dir die Koſt der Ueberreizten und Kranken? Du bedarfſt nicht des Schlamms der Großſtädte, nicht des leeren Spiels witziger Köpfe, ſondern einer edlen und hohen Kunſt, darin ſich dein Weſen lauter ſpiegelt wie drüben der Fels im tiefen Rhein.

Wilfrid. Was wiſſen ſie davon, die Schwätzer und Wichte! Die uns verdorben, uns uns ſelbſt entfremdet haben! Den Quell der Poeſie — wer kennt ihn noch? Das Reich der Poeſie — wer ſieht es noch? Sie tappen im Dunkel und taſten und verſuchen: doch nicht einer beſitzt die Wünſchelrute, die den Schatz uns zeigt.

Klothilde. So iſt er verloren, uns auf immer entrückt?

Wilfrid. Ich will Euch ein Geheimnis verraten. Seht dies herrliche Land, mit ſeinen zahlloſen denkwürdigen Stätten! Dort Godesberg, da der Drachenfels, hier Rolandseck, das blütenſchimmernde, vom Silberbande des Rheins umfaßt: ihre Sagen, ihre Geſchichten — atmen ſie nicht reinſte Poeſie? Und wie hier, ſo rühmt jedes Land, ob Sachſen, ob Steiermark oder Böhmen, ſeine geweihten Stätten, ſeine ſtolzen Erinnerungen. Aber lebt denn dies alles im Bewußtſein der Deutſchen? Bei hoch und niedrig, ein teures gemeinſames Gut? Wie es im Bewußtſein der Griechen, der Spanier lebte?

Klothilde. Mich dünkt: nein. Heut wiſſen ſie nichts mehr vom alten Deutſchland; faſt all die Wurzeln, die ſie damit verbanden, haben ſie thöricht zerſchnitten.

Wilfrid. Wenige ſind noch übrig; laßt ſie uns deſto eifriger hegen! Dies glänzende Land — iſt es nicht viele Jahrhunderte von

Fremden, von Prieſtern, Gelehrten und Höflingen, wie mit einem dichten Schleier verhüllt worden, daß wir es nur undeutlich ſahen, es nie recht erkannten? Heilige Muttererde, ſollen deine verratnen Kinder dich nie mehr wiederfinden? Die ewig junge Königin nie aus ihrer Verzauberung erlöſen? Auf, ihr Sänger und Dichter! An euch iſt es, die Nebelſchleier zu zerreißen, die Hecke zu durchdringen und das ſchlummernde Dornröschen zu befreien!

Klothilde. Wie könnte das geſchehen?

Wilfrid. Was verborgen war: kann man es nicht ans Licht ziehen? Was verſchüttet war: kann man es nicht aufdecken? Wo der alte Sinn verloren ging: kann man ihn nicht wiederherſtellen? Berge und Flüſſe, Felſen und Städte zeugen von unſerm echten Glauben, unſrer echten Denkart: hieran knüpft eure Kunſt, ihr Dichter, wenn ihr erſtarken wollt! Gebt eurem Volke das leuchtende Ziel ſeiner Wiedergeburt, ſo wird es euch willig als Führern folgen. Erſchließt ihm wieder ſeinen köſtlichen Beſitz, tränkt es mit den Stahlquellen ſeiner Vorzeit, laßt die Sturmnacht unſrer Wälder durch eure Schöpfungen brauſen! Vom Himmel ſtammt eure Kunſt: was zerrt ihr ſie kläglich in den Staub nieder?

Klothilde. So meint Ihr, wir müßten das wahre Deutſchland neu entdecken?

Wilfrid. Nichts weniger! Wo alles zerſprungen, getrennt, vergeſſen iſt, gilt es zu verbinden, zu einen, zu erneuern. An jedem Berg, jedem Stein, jedem Ort haftet eine Erinnerung, haftet Sage und Mär, ein Schwank oder Schelmenbild, ein Spruch oder Kinderreim: ſammelt es nur in eure Scheunen; doch nicht, um es vor dem Volke zu verſtecken, ſondern es ihm wieder und wieder zu zeigen! Das Heimiſche, das allen Vertraute — warum mißachten wir es? Die Thaten unſres Volkes, die Schönheit unſrer Gaue — ſtehn ſie andern nach? Sind unſre Stämme nicht mannigfach, ſtark und hochbegabt wie nirgends welche auf dem Erdenrund? Unſrer Sitten nicht bunt und anmutig? Wo anders iſt der Grund, auf dem wir bauen können? Welche Reichtümer hat man uns verborgen! Von Geſchlechtern gehäuft, unabſehbar, unerſchöpflich! Schlägt uns ein Wahn mit Blindheit? Hier iſt der Schatz, von dem wir zehren, hier der Jungbrunnen, daraus wir trinken ſollen.

Klothilde. Sie kennen wohl die Märchenblume, die abſeits im Stillen blüht; aber ſie fürchten die Enge des Winkels, die Kleinheit des Geſichtsfeldes. Das genügſame Behagen — ſtünd es einem Geſchlecht von Weltfahrern an?

Wilfrid. Wer verlangt das? Mögen ſie ihren Fuß in ferne Länder und Meere ſetzen, mögen ſie ihren Blick ſelbſt auf die Sterne richten: wenn nur der feſte Boden der Heimat ihnen nicht verloren geht! In ihn ief die Wurzeln geſenkt, warum könnte der ſtolze Baum unſrer Dichtung, breitäſtig, nicht weithin das Erdreich beſchatten, nicht hoch zum Himmel ſeine Krone heben? Dann wird er aufs neue die Bewunderung der Völker erregen; ſo ſchwankt er haltlos, arg gefährdet, im Winde.

Klothilde. Sie ſind zu ſchwach, zu unſtet, um Land und Leute noch mit klarem Auge zu ſehen. Sollten ſie ſich, gleich jenen abenteuerlichen Schwärmern, in eine dunkle Vergangenheit zurückträumen?

Wilfrid. Wohin denkt Ihr! Geht es nicht an, Vorzeit und Gegenwart, Land und Leute mit hellem Blick zu umſpannen? Dem

einen wie dem andern gerecht zu werden? Sie ſcharf in ihrer Eigenart zu erfaſſen? Freilich, darſtellen kann auch der Handwerker; Glut und Rauſch erſt zeugen vom echten Künſtler. Der platte ſelbſtgefällige Sinn — warum ſpotten wir ſeiner nicht? Wenn erſt wieder die Freude an Farben und Geſtalten, an Erfindung und Launen ſich verbreitet, wenn eine glückliche Empfänglichkeit allgemein wird: dann iſt uns der Dichter kein Fremdling mehr, kein Wahnwitziger wie heut. Die Wunderwerke der Kunſt — hat ſie der kühle Verſtand geſchaffen? Oder das brauſende Gefühl, die pochende Leidenſchaft, die heilige Begeiſterung? Wer iſt dies Geſchlecht, daß es ſo gewaltiger Kräfte entraten kann? Welches Leben iſt wert gelebt zu werden, wenn ihm kein Sänger Unſterblichkeit verleiht? —

Klothilde. Seht die glühende Sonne! Den purpurroten Feuerball, wie er langſam zum Rand des Himmels hinabſinkt!

Wilfrid. Ewiges wunderbares Schauſpiel! Die Berge dunkeln, tiefgrün ruhen die Wälder, da ergießt ſich ein Flammenſtrom über Himmel und Erde und färbt ihren Saum mit prächtiger Glut! Welchen Zauber, welche Märchenſpiele malt er uns nicht? Gleich ſchimmerndem Elfengewande leuchten ſeine Wellen und Adern auf, die wandelbaren, herrlich funkelnden, die keines Malers Pinſel je bezwingt.

— Wie ſtill es ward, ringsum! Nachtigallen und Finken ſchlagen im Wald; einſame Boote gleiten auf dem Strom: o rätſelhafter Traum des Abends!

Klothilde. Die Waldtreppe liegt verlaſſen: heut kommt kein Wandrer mehr zum Rolandsbogen herauf. Leicht verſpätet uns der Abſtieg im Grün der Dämmerung: wollen wir aufbrechen?

Wilfrid. Wie es Euch gefällt. Aber ſeht: wie jenes himmliſche Geſtirn noch im Untergang unſere Welt in Gold und Purpur kleidet, ſo ſoll ſie auch die Poeſie verklären, ſoll mit himmliſchem Auge über uns Menſchen leuchten! Seher dienen ihr und Prieſter: in Nacht wandeln wir ohne ihre Gaben. Was wird einſt bleiben von allen Herrlichkeiten auch unſres Volkes, wenn nicht der Nachruhm unverwelklicher Geſänge?

Vorkämpfer neuer deutſcher Kultur.

2) Robert Mielke.

(Volkskunſt, Magdeburg, Walter Niemann. — Der Einzelne und ſeine Kunſt, Berlin, G. H. Meyer.)

Wir haben in unſerer vorigen Studie[1]) geſehen, wie der Deutſche der Gegenwart zwar noch immer aufs höchſte die künſtleriſche Kultur Italiens bewundert, wie ihm aber ſofort daraus eine Forderung für das eigene Volk und für die eigene Zeit erwächſt, indem er den Bedingungen nachſinnt, unter denen eine gleich große deutſche Kultur erſtehen könne.

In München erblicken wir eine Nachbildung der Loggia dei Lanzi in Florenz, als Denkmal einer Zeit, die völlig unvolkstümlich, ungeſchichtlich und oberflächlich empfand, ſie ſelbſt behauptete „äſthetiſch" zu empfinden. Wir Heutigen glauben an die Notwendigkeit der Entwicklung.

[1]) 1. Okt. Heft. 1901.

Wir verachten es immer mehr, die fertigen Formen und Fassaden der andern Völker, so schön sie an sich sind, abzuschreiben. Das geht gegen unsern Stolz und unser Bedürfnis, die Umwelt nach unserm Bilde zu gestalten. Sondern, wie jene hohen Schöpfungen aus den einfachen Formelementen und den Geistesarten jener Völker allmählich hervorgegangen sind, so wollen wir fortentwickeln, was an ursprünglichem Wesen noch unter uns erhalten ist. Nur so kommen wir zu einem nationalen Stil. Die Einheit der Kultur der alten Völker weckt in uns nicht die sklavische Nachahmung mehr, sondern den Wetteifer.

Auch Robert Mielke ist gereist, von dem Drontheimer Fjord bis zum Rande der Sahara und von den Säulen des Herkules bis zu den Gebirgen Altphrygiens. Doch was er da draußen geschaut, das hat seine Ueberzeugungen von dem, was der deutschen Kunst not thut, nur gekräftigt. „Denn eine Kunst", so leitet er sein Werk ein, „soll sie zum Herzen dringen, bedarf einer Sprache, die, einfach und ungekünstelt, in ihrer schlichten Klarheit das auszudrücken vermag, was den einzelnen wie die große Masse seit den Tagen der Kindheit bewegt. Und je mehr sie Bruchteile jenes Lebenshorizontes enthält, den die Erzählungen der Mutter oder die Lieder der Geschwister vor dem Kinde aufgerollt haben, je mehr sie die Ausdrücke verwertet, welche Volk, Land und Geschichte der Heimat in ihrem Zusammenwirken erzeugt haben, um so eindringlicher und allgemeiner wird ihre Wirkung auf das gesamte Volk sein. Denn eine Kunst, die nicht für alle verständlich ist, wirkt wie ein leiser Zephir, der die längsten und in der Regel unfruchtbarsten Aehren streift, während der kräftige Wirbelwind einer wahren Volkskunst auch die untersten Schichten der Bevölkerung mit seinem erfrischenden Hauche bewegt. Eine solche Kunst, aus dem derben Volkstum erwachsend, wird jahrhundertelang die Sprößlinge nationalen Könnens beschatten, auch dann, wenn einer Zeit üppigen Gedeihens eine solche magerer Unfruchtbarkeit folgt."

Blicken wir um uns, so stehen wir vor der wenig erfreulichen Thatsache, daß wir von einer solchen Volkskunst trotz aller Aufwendungen und Bestrebungen noch weit entfernt sind. Zwar ist in den Städten, wo die Furcht, als Ungebildeter zu erscheinen, den Einzelnen zwingt, sich hin und wieder um ein bischen Kunst zu bekümmern, der Geschmack nach einer bestimmten Seite hin geläutert, aber weder gelang es die Geschmacksbildung zu vertiefen, noch zu verallgemeinern, nur ein einseitiges Kunstraffinement ist erreicht.

Das Volk steht der Kunst interesselos gegenüber, Politik und Erwerb nehmen es ganz in Anspruch. Die Mittel, die man dagegen empfohlen hat, sind wirkungslos geblieben, denn einmal sind sie zu äußerlich, dann aber wird es nie gelingen, einer ihrem Wesen nach unvolkstümlichen Kunst Eingang im Volke zu verschaffen. Die modernen Bestrebungen zur Hebung des Kunstgewerbes sind hauptsächlich von der Industrie ausgenutzt worden, welche noch dazu ihres Geschäftes wegen begierig ist, alle Augenblick einen neuen Stil zu erfinden. Unheilvoll war hier der französische Einfluß, der durch die Modelle der Ecole des beaux arts das gesamte Gewerbe schablonisierte und dadurch die eigentliche Industriekunst schuf. Diese Industriekunst mag immerhin dem formalen Kunst- und Prunkgeschmack des Romanen genüge thun, einem innerlichen deutschen Kunstempfinden wird sie ewig fremd bleiben. In unseren Städten hat sie dennoch ihren siegreichen Einzug gehalten. Wollen wir uns auf uns selbst besinnen und die deutsche Kunst an ihrem Urquell aufsuchen, so müssen wir zu den Bauern gehen und die Zeiten

vor dem unſeligen dreißigjährigen Kriege und der Ueberſchwemmung mit fremden Bildungswehen an uns vorüberziehen laſſen.

Es iſt ſomit vor allem das Kunſthandwerk einſchließlich der Baukunſt, das in ſeinen volkstümlichen Urſprüngen aufgedeckt wird. Es iſt die liebevolle, bodenſtändige Kunſtbethätigung des Einzelnen und der Familie, alſo Haus- und Heimatkunſt, die uns über das eigenſte Weſen deutſchen Kunſtempfindens Aufſchlüſſe geben ſollen. Dabei müſſen wir von jedem gelehrten Kanon der „Schönheit" abſehen.

Der Verfaſſer geht alſo von der Grundanſicht aus, daß eine Höhenkunſt der Wenigen nie eine Volkskunſt werden kann. Das Volk ſucht zuerſt ſeine einfache Kunſtempfindung zu übertragen auf ſeine nächſte Umgebung: Haus, Wohnung, Kleidung. Hier hätte demnach auch eine wahre Volkskunſtpflege einzuſetzen. Die Gründung von Gallerien, Akademien, Ausſtellungen thut es nicht.

Wie machen wir das Volk wieder kunſtempfänglich und die Kunſt wieder volkstümlich, das ſind zwei Fragen, die eng zuſammen gehören. Mielke ſucht ſie in dem Buch „Der Einzelne und ſeine Kunſt" zu beantworten.

Wir leiden an der Verwechſelung von Kunſt- und Geſchmacksbildung. Die Kunſt iſt wie die Religion eine Offenbarung unſeres Innenlebens. Die Kunſt der Oeffentlichkeit iſt wirkungslos, weil ihr die Vorausſetzung eines allgemeinen Kunſtgefühls abgeht und weil ſie nicht vom Hauſe nach außen ſtrebt, ſondern in dieſes hineingedrängt werden ſoll. Die heutige Kunſt zeigt ein Vorwalten der Berufskünſtler und geht von beſtimmten Kunſtbegriffen aus. Wir haben einen Stand von Berufskünſtlern und ihnen gegenüber ein Publikum, das nicht harmlos aufnimmt, ſondern kritiſiert.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts gab es noch keine Kunſt für Künſtler, vielmehr die letzten Ausläufer einer Volkskunſt. Dann kamen die Staatsmanufakturen, die mit ihren Fabrikaten den Markt überſchwemmen. Die thätige Mitwirkung des Volkes iſt damit unterdrückt. Mode und Konvention vernichten alle Innerlichkeit. Das perſönliche Kunſtbegehren verflüchtigt ſich. Dieſer Zuſtand iſt verderblich und unnatürlich. Noch aber haben wir keine Veranlaſſung, die aus einer mehrtauſendjährigen Entwicklung des Geiſtes und der Arbeit gewonnenen Erfahrungen zu verlaſſen zu Gunſten einer neuartigen Zeiterſcheinung. Man hat eben verkannt, daß die Arbeit der Maſchine ein *weſentlich* anderes Erzeugnis hervorbringen mußte. Im Maſſenverbrauch liegt allein ſchon etwas der Kunſt vollſtändig fremdes. Dem gegenüber müſſen wir die Kunſt erwerben, um ſie zu beſitzen, wir müſſen uns, den Einzelnen wie die Maſſe erſt dazu heranziehen und heranbilden. Es bedarf alſo einer neuen Kunſtpolitik. Die bisherige beſtand in einer Proletariſierung der Kunſt: Alles für Alle. Wir dürfen nicht eine fertige, abgeſchloſſene Kunſt nach unten tragen, ſondern müſſen die unten vorhandenen Anſätze für eine Kunſtentwicklung aufſuchen und entwickeln.

Der Hauptgrundſatz iſt dabei: Das Kunſtverſtändnis muß wachſen, ſobald zwiſchen Gegenſtand und Beſitzer ein perſönliches Verhältnis entſteht. Eine Volkskunſt iſt zum Teil eine Volkskunde. Die zielbewußte Erziehung des Volkes hat in der Kinderſtube zu beginnen und iſt in der Schule fortzuſetzen.

Hausfleiß und Handwerk müſſen die Induſtrie dort aus dem Felde ſchlagen, wo ſie nichts zu thun hat, nämlich auf dem Gebiete der Kunſt. Die Hauskunſt (auch die Hausmuſik) kann äußere Erfolge nicht

erwarten, sie soll aber die Freude an der Kunst pflegen. Wie viel tüchtige Talente für die Hauskunst gehen heute verloren, durch die Bildermalerei der Dilettanten! Wir sind von dem natürlichen Entwicklungsgedanken einer volklichen Kunstfreude soweit abgekommen, daß wir bei den Durchschnittsleistungen der Laien sogar den Maßstab höchsten Könnens anlegen Die große Menge soll das Naturvorbild stilisieren, da sie mit ihrem geringen Können einfach bleiben muß. Sie bringt dazu aber ein Neues mit: Phantasie. Das ist volkstümliche Kunst. Wir sollen also eine solche Laienkunst anstreben. Die Voraussetzung dazu ist, daß wir lernen all unser Thun nach künstlerischen Grundsätzen zu leiten. Dem Staat erwächst die Aufgabe, künstlerische Grundsätze in die Erziehung aufzunehmen.

Die Kunstpolitik aber bedarf der Organisation. Der Verfasser will anknüpfen an die bereits bestehenden volkstümlichen Sammlungen, an die örtlichen Geschichts-Vereine, an die Vereine für Volkskunde und die für Denkmalspflege. Diese und ähnliche kleine Vereinigungen gilt es für das große gemeinsame Ziel zu gewinnen. Die obere Leitung und Anregung hätte einer zu begründenden Kunstvereinigung zuzufallen, für welche der Verfasser die Gliederung und den Arbeitsplan entwirft. Für den letzteren kämen in Betracht: 1. Anregung und Förderung jeder Art von Hauskunst; unter Umständen durch Schaffung von Unterrichtskursen, die selbständig, oder einer Schule anzugliedern sind. 2. Einwirkung auf Lehrer und Erzieher zu einer volklichen Kunstlehre. 3. Unterstützung von alten ortsüblichen Haus- und gewerblichen Betrieben. 4. Veranstaltung von Vorträgen über heimische Kunstweisen und Ausstellungen von Kunstgegenständen älterer und neuerer Zeit, die auf dem Wege der Handarbeit erzeugt sind. 5. Vermittelung von Kunstgegenständen aller Art an die Mitglieder. 6. Unterstützung aller ähnlichen Bestrebungen von anderer Seite (Behörden und Vereine). 7. Erhaltung alter Bau- und Geschichtsdenkmäler und Vermittelung des Verständnisses über ihre ethische und künstlerische Bedeutung durch Geldunterstützung, Veröffentlichung in Bild und Wort und durch mündliche Einwirkung. 8. Materteilung an Gemeinden und Einzelne bei Anschaffung von Gegenständen mit Kunstwert. 9. Sammlung von volkskundlichen Gegenständen, die aber möglichst an dem Ort ihrer Herkunft zu belassen sind. 10. Wachsamkeit über alle Bestrebungen, die das Bild der Landschaft im guten und bösen Sinne zu verändern geeignet sind, Hütung alter Baumbestände und Anpflanzung an passenden unbenutzten Stellen. 11. Pflege alter poetischer Sitten und Gebräuche (Sagen, Spiele, Umzüge, Tänze, Feste u. dergl.). 12. Unterstützung einer guten Litteratur (Kinderbücher, Zeitschriften, Kalender, selbst Schaffung solcher). 13. Veranstaltung von öffentlichen Aufführungen (Gesang, Schauspiele u. s. w.).

Wir hoffen, daß Herrn Mielke für sein schönes Werk viele thatkräftige Helfer erstehen werden, zu Nutz und Frommen einer deutschen Volkskunst.*)

Grunewald. Johannes Nikol.

*) Wer Näheres darüber erfahren will, wolle sich wenden an Herrn Robert Mielke, Berlin SW. 62, Möckernstrasse 10 II.

Der Singemeiſter.

Nach einem alten Tagebuch.

Im Jahre 1830 gab der Syndikus Koch in Brieg die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geborenen Markgräfin von Brandenburg heraus, die alsbald nicht geringes Aufſehen erregten. Koch gab vor, ſich im weſentlichen auf das Haus- und Tagebuch von Valentin Gierth, einem Bürger und Gerbermeiſter in Brieg, zu ſtützen. An ſeine Publikation knüpfte ſich ein lebhafter kleiner Federkrieg über die Echtheit dieſes Tagebuches, das nach Kochs Tod nicht aufgefunden werden konnte.

Später hat Carl Auguſt Schmidt in Brieg den Stoff aufs Neue bearbeitet und erweitert.

Es wäre ſehr wünſchenswert, wenn eine unſerer großen Volksbibliotheken — Reclam, Meyer oder Hendel — ſich des leider in Vergeſſenheit geratenen Büchleins annähme und es der deutſchen Leſewelt wieder zugänglich machte. Freilich müßte dann ein tüchtiger ſchleſiſcher Provinzial- oder Lokalhiſtoriker die Frage der Echtheit nochmals unterſuchen und eine Scheidung zwiſchen dem hiſtoriſch Haltbaren und den modernen romanhaften Zuthaten herbeiführen.

Wer das deutſche Kulturleben vor dem dreißigjährigen Krieg kennt und andere Tagebücher und Chroniken aus jener Zeit ſtudiert hat, der wird zugeben müſſen, daß, wenn es ſich hier um reine Erfindung handelte, Walther Scott und Willibald Alexis weit übertroffen worden ſind. Dorothea Sibylla war die Tochter des Kurfürſten Hans Georg von Brandenburg (1571—1598), deſſen Denkmalsenthüllung in der Siegesallee ſoeben erfolgt iſt. Dieſer Kurfürſt, der zu den tüchtigſten Hohenzollern der älteren Epoche gehört, wird infolge der mehr als leichtfertigen Charakteriſtik, die J. G. Droyſen in ſeiner „Geſchichte der preußiſchen Politik“ von ihm entworfen hat, bis auf den heutigen Tag in der unziemlichſten Weiſe verunglimpft. Sogar G. Schmoller, dem wir für die Aufklärung der ſpäteren Epochen der brandenburgiſch-preußiſchen Staatsentwicklung zu ſo großem Danke verpflichtet ſind, hat ſich für die früheren Zeiten nicht völlig von Droyſens Einfluß freizumachen vermocht.

Dorothea Sibylla, „die liebe Dorel“ genannt, wurde am 19. Oktober 1590 zu Cola an der Spree geboren und ſtarb am 19. März 1625 in Brieg. Im Jahre 1610 heiratete ſie den Herzog Johann Chriſtian von Liegnitz und Brieg.

Die herzogliche Leib- und Hebamme Margarethe Fuß, „Mutter Grete“ genannt, die in unſerer Erzählung vorkommt, war 1555 zu Havelberg geboren. In Straßburg im Elſaß ſtudierte ſie bei „mehreren gelehrten Doktoren“ die Hebammenkunſt, ging dann nach Cöln an der Spree. Ihr Ruf führte ſie an fürſtliche Höfe im In- und Auslande (nach Holland und Dänemark), bis ſie der Herzogin D. S. nach Brieg folgte, wo ſie wenige Monate nach der geliebten Herrin ſtarb.

Es war am Tage Johannis des Täufers im ſelbigen Jahre (1619), als die Herzogin in Begleitung mehrerer Hofjungfern und der alten Mutter Grete im Schloßgarten ſpazieren ging. Die Sonne ſenkte ſich bereits mächtig, und die Fürſtin wollte eben wegen eintretender Kühle ihren Spaziergang beenden, als eine der Hofjungfern, die im Schloſſe geblieben waren, der Herzogin ein kleines Packet brachte mit der Meldung, daß ein junger Mann, Paul Frommhold geheißen, angekommen ſei und um Zutritt bei der gnädigen Frau bitte. Die Herzogin öffnete alsbald das Papier und fand darinnen viele Zeugniſſe von vornehmen, ſelbſt fürſtlichen Perſonen, welche den Fremden als einen vortrefflichen Lautenſchläger, Harfeniſten und Singemeiſter empfahlen. Die Fürſtin behielt die Schriften an ſich, um ſie ihrem Herrn und Gemahl vorzulegen und mit dieſem genauer zu prüfen; dem Eigen-

tümer derselben aber ließ sie alsbald die Weisung geben, daß sie ihn werde rufen lassen, und begab sich hierauf mit ihrer Begleitung ins Schloß.

Am folgenden Tage beschied die gnädige Frau den Meister Frommhold vor sich. Er war ein stattlicher Mann, lieblichen und freundlichen Angesichts, seines Alters etwa dreißig Jahr. Sein Aeußeres, sein feines Betragen und seine Art zu reden nahm die Herzogin bald für ihn ein, und er mußte sogleich einige Proben seiner Kunst ablegen, wodurch er sich die Zufriedenheit der fürstlichen Frau in so hohem Grade erwarb, daß sie verlangte, als sie ihm seine Testimonia (Zeugnisse) zurückgab, er möge eine Zeit lang am Hofe zu Brieg verweilen, um den Jungfern der Herzogin gründlichen Unterricht in der Musika und im Gesange zu erteilen, und freudig willigte der junge Meister in das Begehr und die Bedingungen der gnädigen Frau ein.

Der Unterricht der Hofejungfern begann, und selbst mehrere Mädchen aus der Bürgerschaft, welche helle reine Stimmen hatten und Lust zur Musik hegten, wurden von der Herzogin zur Teilnahme an diesem Unterricht beschieden; unter ihnen auch Jungfer Beata, des gestrengen hochgelehrten Herrn Bürgermeisters und Magisters Matthäus Weintritt einziges Töchterlein, welches am Sibyllenfeste im Jahre 1613 die Stadt Brieg vorgestellt hatte.

Zur selbigen Zeit, nämlich anno 1619, praktizierte zu Brieg ein junger Doktor medicinae, aus der Stadt selbst gebürtig, mit Namen Elias Schmettau. Dieser hatte, wie leicht zu erachten, im Hause des regierenden Bürgermeisters Zutritt gefunden, hatte dem häufig an Gicht und Podagra Leidenden schon oft sehr gute Dienste geleistet und war endlich Hausfreund geworden, wobei er die schöne und tugendsame Jungfer Beata genauer kennen und lieben lernte. Auch das Mägdlein gewann den jungen, wohlgebildeten und grundgelehrten Mann täglich lieber, weshalb es denn, wie gewöhnlich, einstweilen dahin kam, daß sich die jungen Leute in einer Stunde traulichen Alleinseins die gegenseitig längst erwünschte Erklärung ihrer Gesinnungen und Gefühle für einander gaben, da der Herr Vater in schweren Amtsgeschäften auf dem Rathause weilte und der Herr Doktor als Hausarzt sich gebührendermaßen nach seines verehrten Freundes und Gönners Befinden zu forschen erschienen war.

Dem Herrn Bürgermeister blieb indes die Sache nicht lange ein Geheimnis; denn sein scharfer Blick bemerkte gar bald das innige Einverständnis seiner Tochter mit Herrn Elias Schmettau; — ebenso schnell aber sprach auch der junge Arzt offenherzig den Wunsch gegen ihn aus, Jungfer Beata als seine Ehewirtin heimführen zu dürfen. Der alte Stadtregent hatte nichts gegen diese Verbindung einzuwenden; denn der Herr Doktor besaß, außer eigenem Vermögen, eine nicht unbedeutende Praxis, und für Beata waren längst von der schon im Herrn ruhenden Frau Mutter Kisten und Kasten zur Ausstattung gefüllt; der Herr Vater aber hatte sparsam für volle Geldsäcklein gesorgt. — Die Rede von des jungen Paares baldiger Heirat war demnach nicht so ungegründet, wie manches andere Stadtgespräch, und dennoch erlitt die ganze Sache noch einen gewaltigen Aufschub.

Meister Frommhold, der still und ruhig nur für seinen Unterricht, so die Hofejungfern, als auch die Bürgertöchter sehr lieb gewonnen hatten, zu leben schien, glaubte sich von allen Bewohnern Briegs unbeachtet und sein heimliches Treiben unbemerkt; doch mit

nichten! — Mutter Grete hatte dem Valentinus Gierth berichtet, daß der Musikante den Jungfern absonderlich katholische Lobgesänge auf die Jungfrau Mariam und andere papistische Heilige einlerne, auch die gnädige Frau solchen Liedlein zuhöre und eine Freude daran habe.

Halt! dachte Meister Gierth, was soll das bedeuten? — Der Mann will aus dem lutherischen Nürnberge bürtig sein und kommen, und singt doch nicht Hans Sachsens und anderer Meister daselbst bekannte köstliche Liedlein, sondern katholische Weisen? — Und alsbald war es von ihm beschlossen, dem Musikanten ein wenig auf den Zahn zu fühlen, weil Meister Balten als wandernder Gerbergesell fünf Monden in Nürnberg gearbeitet und von der Stadt Wesen und Gelegenheit einige Kundschaft (Kenntnis) hatte.

Am 22. August desselben Jahres führte also Meister Balten vorgenommenermaßen den Paul Frommhold in Herrn Adam Mannes Weinstüblein. Die Unterhaltung drehte sich anfangs, wie gewöhnlich, um alltägliche Dinge, dann aber kam Meister Gierth auf das Reisen zu sprechen und fragte den Singemeister, indem er ihm, wie auch schon früher, tapfer zutrank, wie von Ungefähr auch nach der Stadt Nürnberg Zustande, sonderlich nach St. Sebaldi Grab, nach Hansen Sachs und Albertum Dürer, auch von welcher Seite man in dasiges Rathaus schreite ꝛc. und merkte gar bald, wie der Schelm mit nichten aus dem Nürnberge, sondern aus dem Schlaraffenlande gebürtig sei; denn selbiger wußte von genannter Stadt nichts zu vermelden und wollte seine Unwissenheit zuletzt damit entschuldigen, daß er vorgab, er sei bereits in jungen Jahren aus Nürnberg fortgekommen. Balten wußte vor der Hand genug und ging heim; doch schien dieser Tag bestimmt zu sein, über den Meister Frommhold mehr Licht zu verbreiten; denn an der Ecke der Burggasse am Markte begegnete dem Meister Gierth der Herr Stadtschreiber Martin Schmidt, der eben vom Rathause kam.

„Meister Valentinus," sprach selbiger und zog den Bürger bei Seite, — „gar etwas neues, doch nichts Gutes! — Es sind Warnebrieflein angelangt von dem ehrbaren Rate zu Breslau deshalb, weil verkappte Jesuiter im Lande umherziehen in allerlei Mummerei, als Conterfeier (Maler), Singemeister, Doktores der Medicina u. s. w., bösen Samen und römisches Gift auszustreuen! — Was meinet Ihr zu Frommholden? — Ich habe ihm schon vorlängst auf die Glatze geschaut und vermerket, wie ihm die Tonsura[1]) noch nicht verwachsen ist!"

„Da stecket Ihr mir, Herr Stadtschreiber, vollends ein helles Licht auf!" entgegnete Balten und erzählte nun die in der Weinstube angestellte Examination, gleichwie die ihm von der Mutter Grete mitgeteilten Bemerkungen, bedankte sich für eben empfangene Nachricht, indem er sich zugleich verabschiedete, und eilte stracks (sogleich, schleunigst) auf das fürstliche Haus, wo er sich durch die alte Grete bei der gnädigen Frau anmelden und um baldige Vorlassung bitten ließ. — Die Herzogin nahm ihn im grünen Vorstüblein an und fragte hastig und voll Ungeduld:

„Meister Balten, was habt Ihr mir also Eiliges zu berichten?"

---

[1]) Tonsura hieß eigentlich das Abscheeren des Haupthaares bei den Mönchen, so daß ihr Kopf ganz kahl wurde und nur ein schmaler Kranz von Haaren dicht über den Ohren den Kopf bis an die Stirn umgab.

Der ehrliche Bürger erzählte nun getreulich, was er bemerkt und vernommen; allein die Fürstin antwortete gar ärgerlich:

„Balten, härmet Euch nicht um ungelegte Eier; Ihr wittert überall böse Geister! Der Singemeister hat ja seine richtige Ausweisung, darum lasset mich allein um die Sache sorgen!"

Nach solchem Bescheide wollte Balten der erzürnten Herzogin den Saum des Kleides küssen und von dannen ziehen; allein die liebe Dorel wurde milder und rief ihn in ihr Prunkstüblein, indem sie sagte:

„Ich will Euch was köstliches zu schauen geben; folget mir!"

Als nun Balten eingetreten war, zeigte ihm die Fürstin zwei an der Wand hängende Bilder in goldenen Rahmen; eins, die Mutter Gottes mit dem Christuskinde; — das andere, die heilige Cäcilia, die Orgel spielend, und sprach:

„Balten! Sind das nicht kostbare Stücke und himmlische Gestalten? — Solche Bilder sind mir von unbewußter (unbekannter) Hand aus Wien gesendet worden und freuen mich inniglich!"

Da erschrak der fromme Anhänger Luthers, der redliche Balten, so sichtlich und heftig, daß er bebte; allein er faßte sich alsbald einen guten Mut, that einen Fußfall und sprach:

„Gnädige Frau, die Bilder wollen mir bedenklich werden! — Man heget gewißlich eine böse Tücke und will unsere gnädige Landesmutter unvermerkt abziehen von der evangelischen Kirche zum päpstlichen Glauben; uns arme Unterthanen aber hinterdrein!"

Bei diesen Worten erbleichte die Herzogin, warf sich in einen Lehnstuhl, winkte dem Meister Balten und sagte, seine Hand fast wie im Krampfe haltend:

„Ich danke Euch herzlich, lieber Balten! — Ihr seid ein guter Engel! — Es ist noch nicht, doch es hätte wohl werden mögen[1])! Der Frommhold soll zur Stunde aus unserm Lande weichen; die Bilder aber nehmet und überantwortet sie den Flammen[2]), damit ich selbige nicht mehr mag erblicken!" —

Als nun die Herzogin solches gesprochen, trat Mutter Grete, welche wohl mochte gehorcht haben, in das Zimmer und redete die hohe Gebieterin fast zornig also an:

„Frau Herzogin! Sollt ich mich also in Euch geirrt haben und Euch gefolget sein aus fremdem Lande, damit ich solches Irrsal schauen soll? Die durchlauchtige Frau Mutter wird sich im Grabe umwenden, wenn man ihr wird vermelden, was sich dahier begeben!"

Die gnädige Frau aber, anstatt zornig zu werden ob solcher Rede, umhalsete vielmehr die alte Grete und sprach unter Schluchzen:

„Herzallerliebste Mutter, ich bitte Dich um Christi Willen, zürne nicht! — Es ist ja nichts, und der Handel geendet! — Balten, enfernt Euch und schweiget von allem, was ihr geschaut und vernommen, damit mein fürstlicher Herr und Gemahl dessen nicht eher inne werde, bis ich ihm solches selbst vermelde!"

Balten küßte hierauf der Fürstin des Kleides Saum, legte die Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß die Herzogin auf seine Ver-

---

[1]) Welche überaus wichtigen Folgen wären wohl daraus entsprungen, wenn es mit der Frau Herzogin in dieser Hinsicht wirklich geworden wäre, was ohne den Meister Balten oder unter andern Umständen wohl hätte werden können! —

[2]) Dies ist, wie später sich zeigt, nicht geschehen.

schwiegenheit rechnen könne, und empfahl sich. — Eine Stunde später wurde der falsche Frommhold von Dreien aus der Guardia über die Grenzen des Fürstentums gegen Breslau gebracht, obwohl er begehrte auf Neisse oder Glatz gewiesen zu werden.

Der Singemeister war also fort, allein er hinterließ ein gar trauriges Andenken; denn als Jungfer Beata eine Zeit lang dem Gesangunterricht beigewohnt hatte, merkte ihr verlobter Bräutigam, der Herr Doktor Elias Schmettau, daß seine Braut je länger, desto mehr ihn kalt behandle und weniger beachte, als es früher nur irgend der Fall gewesen, und daß ihr Meister Frommhold im Kopfe stecke! Er stellte sie deshalb vorsichtig zur Rede, allein seine Braut leugnete die Wahrheit seiner Vermutungen, bis nach des Singemeisters Verweisung sämtlichen Bewohnern von Brieg über diesen bösen Handel ein gar zu helles Licht aufging! — Beata war fast gar nicht zu trösten, als sie erfahren hatte, daß der Schalk fortgejagt sei. Sie wollte weder essen noch trinken, hütete das Bett und gebärdete sich gar siech (krank) und jämmerlich! — Welche Empfindungen die Brust des redlichen Bräutigams durchdringen mochten, als er seine finstern Ahnungen so schrecklich verwirklicht sah, das läßt sich besser fühlen, als beschreiben! — Sein Schmerz aber, so wie der des Vaters wurde doppelt erhöht und geschärft, als nach Verlauf dreier Tage früh die Nachricht in ihre Ohren tönte. Jungfer Beata sei verschwunden und nirgends zu finden! — Bei ihrem Bette lag ein Zettel, auf welchem folgendes Zeichen und darunter diese Worte standen:

†

I. H. S.[1])

Der heiligen Jungfrau hab' ich ich mich verschrieben,
Gehabt Euch wohl, Ihr alle, meine Lieben! —
Und folget Ihr auf solcher Bahn,
So habt Ihr recht und gut gethan! —

Beata d. i. Gebenedeite.

Welchen Schreck diese böse Kunde der ganzen Stadt, besonders aber auch der gnädigen Frau verursachte, ist kaum zu sagen! — Eiligst wurden von Seiten des Bürgermeisters sowohl, als auch von Seiten des Herrn Herzoges reitende Boten und Signalbriefe nach allen Gegenden hin ausgesendet, das Mädchen zu finden und den Frommhold einzufangen. Die Fischer mußten die Gewässer durchsuchen, weil man vermeinte, Beata möge sich selbst den Tod gegeben haben, und Meister Balten wurde schleunigst zur Herzogin gefordert, welche ihn also anredete:

„Balten, schaffet mir die Beata! — So sie nicht heimkehret, überlebe ich es nicht; denn ich bin solchen bösen Spieles Grund und Ursprung darum, daß ich mich den Frommhold habe bethören lassen mit seinem Gesange!"—

Alsbald begab sich Balten befohlenermaßen nach Breslau und erfuhr sogleich daselbst in der Neisser Herberge, wie ein Mann dort übernachtet, der nach der Beschreibung kein anderer sein konnte, als der böse Singemeister, da er auch sehr eifrig nach einem Walde auf der Landstraße bei dem Dorfe Laugwitz, im Briegischen, geforschet und einen

[1]) I. H. S. bedeutet: in hoc signo vinces (unter diesem Zeichen wirst Du siegen). Man lese die Geschichte Constantins d. Gr. und seine Bekehrung zum Christentum.

unbekannten Boten gen Brieg geſendet habe mit einem Briefe, an wen? — wußte niemand! — Alsdann ſei er mit einer Landkutſche gen Neiſſe gereiſet. Sogleich richtete Valten ſeinen Weg auch dahin, wurde jedoch in Grottkau inne, daß die Landkutſche daſelbſt leer angekommen und weiter gefahren ſei, und hatte ſomit die Spur verloren. Als er nun wieder in Brieg angelangt, ſich bei der Herzogin melden ließ, Bericht von ſeinen Nachforſchungen abzuſtatten, ſchritt ihm dieſelbe fröhlichen Angeſichts mit den Worten entgegen:

„Freuet Euch, lieber Meiſter Valten, mit mir! Das Mägdlein lebet und ſchläft jetzt oben in der Jungfer Brigitte Kämmerlein; iſt geſtern von einem Bauersmann faſt erſtarret und halb tot im Hochwalde gefunden und alſo anhero gebracht worden auf einem Wagen, auf ihr emſiges Flehen aber nicht zum Vater, ſondern zu mir! — In ihrem Zöcker wurde ein kleines ſilbernes Kruzifix, ein Marienbild und ein katholiſches Gebetbüchlein befunden. Sobald ſie bei Kräften ſein wird, will ich in ſie dringen und des Handels Zuſammenhang ergründen.“

Nachdem ſich nun Jungfer Beata wieder erholt hatte, drang die Herzogin liebreich in ſie, ihr den Verlauf der Sache zu erzählen; doch anfangs ohne Erfolg. Beata fiel der Fürſtin zu Füßen, umklammerte deren Kniee und bat inſtändigſt, ſie ohne Geſtändnis zu laſſen; denn lieber wolle ſie den Tod erdulden, als beichten, weil ſie ſich über alle Maßen ſchäme, daß ſie ſich alſo habe berücken laſſen! — So viel wolle ſie jedoch bekennen, daß ſie ihren väterlichen Glauben mit nichten abgeſchworen; denn dies hätte erſt in Wien geſchehen ſollen; — auch ſei ſie Jungfrau geblieben, wiewohl der arge Frommhold ſie auf mancherlei Weiſe habe wollen um ihre Unſchuld bringen, wobei er geſagt habe: Dies geſchehe gleichfalls auf Befehl der heiligen unbefleckten Jungfrau Maria!

Als aber Beata auf Zureden der Herzogin begehrte zu beichten und das heilige Nachtmahl zu genießen zum Zeichen, daß ſie von dem evangeliſchen Glauben nicht abtrünnig geworden ſei, hat ſie der Fürſtin alles, was ſich mit ihr zugetragen, geoffenbaret; doch hat die Herzogin nichts davon erzählt, ſondern nur auf ihr fürſtliches Wort verſichert, daß die Jungfer rein und vor ihr entſchuldiget ſei.

Bei dieſem böſen Handel mit dem abſcheulichen Frommholde war auch des Herrn Bürgermeiſters alte Dienerin, namens Salome, im Spiele geweſen und hatte des Singemeiſters Abſichten dadurch befördert, daß ſie ihn öfters zur Abendzeit durch das Hinterpförtlein in der Beata Kammer gelaſſen, Handbrieflein (Billets) beſtellet, und endlich der Jungfer ihre Regenkappe nebſt ihrem Schneemantel gegeben hatte, damit ſie von dem Thorhüter unerkannt durch das Mollwitzer Thor, als Bauermagd verkleidet entweichen konnte. — Für dieſe Kuppelei wurde von dem Schöffenſtuhl zu Brieg folgende Strafe erkannt, daß nämlich die Salome ſollte geſtäupet und gebrandmarkt werden; weil aber der Herr Bürgermeiſter ſelbſt bei der gnädigen Herrſchaft für ſeine alte Dienerin bat, ſo wurde die Strafe dahin abgeändert, daß die Salome in der Büttelei mit Ruthen bis aufs Blut gepeitſcht und dann in ihre Heimat verwieſen wurde.

Die Herzogin ſtellte hierauf auch bei den Hofejungfern eine ſtrenge Unterſuchung an; doch wollten dieſelben, wahrſcheinlich noch vorhergegangener Beredung, nichts eingeſtehen; als aber die gnädige Frau die Mutter Grete herbeiholen ließ und mit der Rute drohte, ſo holeten ſie die Heiligenbilder, welche ihnen der Singemeiſter zugeſteckt hatte,

herbei; nur Jungfer Brigitte gab vor, ſie habe ihr Bild verloren; es fand ſich jedoch bei Durchſuchung ihrer Sachen in ihrer Truhe (ihrem Kaſten) vor, weshalb ihr die Fürſtin ſelbſt, ihrer Lüge wegen, zehn derbe Streiche auf die flachen Hände gab und ſie eine Stunde lang, mit dem Werkzeuge ihrer Züchtigung in der Hand, knieen ließ. — Die eingelieferten Bilder der Hofejungfern zerriß die gnädige Frau und trat ſie mit Füßen; die ihr ſelbſt von Wien überſandten beiden Gemälde aber, mit denen man die Herzogin vorzugsweiſe hatte vom Lutherturme abwendig machen wollen, wurden nach Leipzig geſchickt, daſelbſt verkauft, und das dafür gelöſte Geld zum Beſten der lieben Armut verwendet.

Daß dem Herrn Doktor Schmettau die Entweichung ſeiner Braut, ſo wie die in ihr entſtandene böſe Neigung zu dem falſchen Singemeiſter nicht angenehm oder gleichgültig ſein konnte, wird ſicher niemand bezweifeln, der ſelbſt geliebt und vielleicht gar ähnliche Erfahrungen gemacht hat; allein die aufrichtige Reue ſeiner Braut und die hohe Vermittelung der Herzogin brachten es nach einiger Zeit dahin, daß der tief gekränkte Bräutigam der Stimme der Liebe, die noch immer laut genug in ſeinem Herzen für die irregeleitete Beata ſprach, Gehör gab und den Gedanken an eine völlige Trennung von ſeiner Verlobten verſcheuchte. — Nach erfolgter inniger Verſöhnung wurde baldigſt im Beiſein der Fürſtin die Trauung des jungen Paares von dem lutheriſchen Pfarrer Herrn Fabricio in der Domkirche abgehalten, weil die gnädige Frau kränklich war und deshalb nicht bis in die entlegnere Pfarrkirche gehen wollte. — Die Traurede hatte die Worte: „Halte, was Du haſt, auf daß Dir niemand Deine Krone raube (Offb. Joh. 3, 4)!“ — zum Text, und nach Abhaltung derſelben wurde nicht das gebräuchliche Hochzeitlied, ſondern auf Befehl der Herzogin des ſeligen Herrn Lutheri Kraft- und Troſtliedlein:

Ein feſte Burg iſt unſer Gott,
Eine gute Wehr und Waffen,“ ꝛc. ꝛc.

geſungen; aus welchem Grunde? — das iſt leichtlich zu erachten! — Zum Hochzeitmale iſt die gnädige Frau, ſchon erwähnter Kränklichkeit wegen, nicht gekommen, hat jedoch an ihrer Statt die Frau Eliſabeth Korkwitzerin geſendet.

Dem argen Frommholde hat der gnädige Herzog eifrig nachſpüren laſſen, doch ohne allen Erfolg! — Daß aber der böſe Singemeiſter ein Jeſuiter geweſen, iſt nach ſeinem Thun und Treiben zu Brieg, nach den Breslauiſchen Warnebriefen, und endlich nach dem früher erwähnten Zeichen auf der Jungfer Beata zurückgelaſſenem Zettel, gar nicht weiter zu bezweifeln! —

Sprechſaal.

An Herrn G. A. Schl. in B.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Einwendungen gegen die Haltung unſerer Zeitſchrift in der religiöſen Frage giebt uns zu Anfang des neuen Jahres die angenehmſte Gelegenheit, uns über einige wichtige Punkte kurz aber deutlich auszuſprechen. Sie ſchreiben über „die Stellung der Zeitſchrift auf religiöſem Gebiet“:

„Dieselbe widerspricht sehr stark meiner Ansicht von der einzigen Möglichkeit der Förderung unseres Vaterlandes und der Rettung von der Ueberflutung durch den Ultramontanismus. Nach meiner Meinung kann nur das einfache, schlichte, biblische Christentum, also der Protestantismus im besten Sinne, unserem Volke diese Förderung und diese Rettung bringen. Ich vermag nicht, zu glauben, daß der von Ihnen Seite 621 bezeichnete Weg sich verwirklichen läßt".

Wir fragen Sie demgegenüber sachlich und ruhig: Was ist denn jenes „einfache, schlichte, biblische Christentum?" Und wir erinnern Sie in aller Bescheidenheit daran, daß der Streit über „das Wesen des Christentums" schon unter den Jüngern Jesu entbrannt ist und seit dem nicht aufgehört hat, seine Opfer zu fordern bis auf den heutigen Tag, wo Adolf Harnack sich gemüßigt gesehen hat, ein „Wesen des Christentums" zu schreiben, dem sogleich der streitbare Heidelberger Kirchenrat Ludwig Lemme wieder ein anderes entgegengesetzt hat. Und schon melden sich auch die katholischen Forscher zu Worte, um mit vollem Rechte auch ihre Auffassung vom Wesen des Christentums gegenüber den Protestanten zu vertreten.

Meiner Meinung nach ist es ein Beweis von wissenschaftlicher Beschränktheit oder Unklarheit, wenn man es heute noch wagt, dicke Bücher über „das Wesen des Christentums" zu schreiben. Ein ernsthafter Gelehrter hat heute zunächst den universalhistorischen Hintergrund zu erforschen, von dem sich die wundervoll tragische Gestalt Jesu von Nazareth abhebt; er hat dann die Aufgabe, Charakter und Entwickelung, Leben und Sterben dieses religiösen Genius uns wissenschaftlich glaubhaft zu machen. Hierauf ist die Lage der christlichen Urgemeinde zu schildern und dann von Etappe zu Etappe im Nach- und Nebeneinander all die religiös-kulturellen Schichtungen, die sich über das Christentum Jesu allmählich im Verlaufe der Zeiten gelegt haben. Ich nenne nur die Namen Petrus, Paulus, Johannes, Athanasius, Augustin, Thomas von Aquino, Anselm von Canterbury, Thomas von Kempen, Luther, Calvin, Loyola, Pascal, Spener, Kierkegaard, Tolstoi usw.

Wie kann man es heute noch wagen wollen, das so unendlich verwickelte religiös-kulturpsychologische Konglomerat „Christentum" anders in seine chemischen Bestandteile aufzulösen, als wenn man aufs sauberste entwickelungsgeschichtlich verfährt und mit strenger, ja herber Wissenschaftlichkeit den Urjesus scheidet von dem welthistorischen Jesusgedicht, an dem die Christen nicht minder als die Antichristen auch heute noch fortdichten.

Es ist also nichts mit Ihrer Theorie vom „einfachen, schlichten, biblischen Christentum", und wir werden uns hüten, Sie um eine Aufklärung dieses Punktes zu bitten; denn wie Sie wissen:

„Die Bibel ist ein Buch, darin sich alle Dogmen einen,
Ein jeder sucht darin und findet drin — die seinen!"

Und nun gar identifizieren Sie Ihr erträumtes, chimärisches „schlichtes, biblisches Christentum" mit dem „Protestantismus im besten Sinne".

Dadurch wird die Unklarheit doppelt groß. Denn erstens werden sich die Katholiken mit vollem Rechte diese Identifizierung energisch verbitten, und dann werden alle tausend protestantischen Richtungen dieses Prädikat mit großem Eifer für sich in Anspruch nehmen, und Sie selbst, hochgeehrter Herr, besitzen doch keine Papstautorität, darüber eine Entscheidung zu fällen.

Viel schlimmer aber ist, daß Sie durch jene Gleichsetzung beweisen, wie wenig Sie nicht nur vom Wesen des Christentums, sondern auch vom Charakter des Protestantismus begriffen haben. Daß Luther in gewissem Sinne schon ein Anti-Christ gewesen, haben heute doch selbst die einsichtigsten unter unseren Theologen und Geistlichen bereits begriffen und die tapfersten unter ihnen auch schon ausgesprochen. Ich verweise Sie auf das kleine Buch von Friedrich Steudel „Lebensfreude", bei dessen Besprechung wir diesen Punkt Ihres Briefes einmal gründlich klarstellen werden. Wer in der Auffassung der Reformation als einer Gegenbewegung gegen den christlich-asketischen Spiritualismus uns nicht zu folgen vermag, der gehört nicht zu uns, der mag sich auch weiterhin an den Predigten des alten Krummacher erbauen, der ja in Ihrem Wupperthal ein großes Kirchenlicht gewesen ist.

Sie schreiben dann weiter:

„Wir müssen meines Erachtens den Feind, der uns so auf dem Halse sitzt, und dessen Last und Druck und Angriff von Tag zu Tag steigt, mit Mitteln bekämpfen, die wir bereits besitzen. Wollen wir aber eine gewissermaßen neue Religion erst schaffen, etwas, das, wie Sie sagen, über das Christentum hinausgeht, so dürfte wohl der Erfolg sein, daß wir viel eher in der Macht der Jesuiten sind, ehe jene neue Religion zu Stande gekommen ist. Ich persönlich bedauere es, daß so viele erleuchtete Geister statt des Einfachen das Komplizierte, statt des Naheliegenden das Fernliegende suchen und dadurch vielleicht große Dinge versäumen.

Blicken Sie nach Oesterreich. Was ist's, was den Leuten ihre Nationalität erhält, was sie wieder zu festen, starken Deutschen macht? Der einfache, schlichte Protestantismus".

Darauf ist folgendes zu erwidern. Zunächst teilen wir Ihre mattherzigen Befürchtungen hinsichtlich des Ultramontanismus und Jesuitismus durchaus nicht. Der Feind ist ja mächtig genug, aber nicht durch eine sieghafte Idee, sondern durch seine wundervolle politische Organisation, die er um so energischer ausbaut, je klarer er sich über die Thatsache geworden ist, daß er durch die Macht der Idee nie wird siegen können. Man muß ja geradezu ein Kind sein, wenn man glaubt, daß man diesen Feind mit dem evangelischen Christentum überwinden kann. Lesen sie doch nur jesuitisch geleitete Zeitungen, wie die sogenannte „Germania", und beobachten Sie, wie diese Organe die protestantischen Orthodoxen — wie die „Kreuzzeitung" — geradezu mit einer gewissen Zärtlichkeit lieben, weil ihnen diese nur Schergendienste leisten, ihnen aber nie wirklich gefährlich werden können.

Es ist heute die höchste Zeit, daß wir unseren Protestantismus fortentwickeln im deutschen und modernen Sinne, nachdem uns Luther, wie Goethe unmittelbar vor seinem Tode aussprach, wieder den Mut gegeben hat, „mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen".

Indem wir aber die evangelische Kirche fortentwickeln werden zu einer „deutschen Kirche" mit „deutschen Gemeinden" im In- und Auslande, werden wir zugleich auch aus dem deutschen Katholizismus all die Elemente in die neuen Bildungen hinübernehmen, die noch keimkräftig und lebendig sind. So werden Sie z. B. schon bei Steudel beobachten können, wie ein reinliches Verhältnis zur Wissenschaft den deutschen Protestantismus sogleich auch wieder in ein besseres Einvernehmen mit der Kunst bringt, ohne welches

edle Katholiken — ich erinnere an Beethoven und Peter von Cornelius, auch an Ludwig Richter — nie für den deutſchen Proteſtantismus zu haben ſein werden.

Wir brauchen in unſerer Zeit durchaus nicht auf einen neuen religiöſen Genius zu warten, ſondern wir können ſchon heute und morgen in den Kampf treten für die religiös-kulturellen Fortſchritte, die uns zunächſt bitter nötig erſcheinen. Befreiung vom römiſchen Prieſtertume und vom Apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis mit allen ſeinen unheilvollen Konſequenzen ſind da die erſten großen Forderungen. Und was wollen Sie, frage ich zum Schluß, mit Ihrem Hinweis auf Oeſterreich? Man wird unwillkürlich ungeduldig, wenn man eine ſo enge und ſchiefe Auffaſſung lieſt.

Nachdem der deutſche Liberalismus in Oeſterreich Jahrzehnte lang ſeine Pflicht verſäumt, iſt er endlich durch Fußtritte und Beſchimpfungen aller Art lebendig geworden, und ſein Zorn hat ſich, wie einſt der Martin Luthers, zunächſt — die Gründe liegen auf der Hand! — gegen Rom gewandt. Nun rekapituliert die Los von Rom-Bewegung in ihren erſten Stadien die deutſche Geſchichte von der Zeit der Reformation und Gegenreformation an, wie etwa der junge Goethe in ſeiner Dichtung an das deutſche Volkslied, an Hans Sachs und Shakeſpeare wieder anknüpfte, aber doch nicht, um in ihrer Weltanſchauung und Kunſtübung ſtehen zu bleiben.

So ſehen Sie auch in den öſterreichiſchen Landen eine gewaltige Gärung, von der man noch nicht weiß, was das Ende ſein wird. Neben dem Proteſtantismus gewinnt doch auch der Altkatholizismus mit vollem Recht an Boden, und darüber hinaus zeigt ſich eine heidniſch-germaniſche Renaiſſance, die wieder an die älteſten religiöſen und ſittlichen Anſchauungen und Vorſtellungen der Germanen anknüpft. Die erleſenſten Geiſter aber wenden ſich in tiefem, leidenſchaftlichem geiſtigen Ringen einer moderndeutſchen Religioſität zu, die man am beſten etwa mit den Namen Goethe, Beethoven, Emerſon umſchreibt.

Gerade im Hinblick auf Oeſterreich würde es von der allergrößten Wichtigkeit ſein, wenn wir im Reiche, die wir trotz aller Reaktionsgelüſte die Hände doch viel freier haben, jetzt zur Bildung einer deutſchen Kirche vorwärtsſchritten, die einmal all die Elemente in ſich aufnehmen und verſchmelzen müßte, die jetzt ſo heftig und ungeordnet durcheinanderquirlen.

Weit entfernt ſind wir von der voreiligen Hoffnung, ja ſelbſt dem Wunſche, daß dieſe deutſche Kirche über Nacht die großen Inſtitutionen der Vergangenheit völlig abſorbieren könnte. Uns würde es vorläufig genügen, wenn wir es dahin bringen, daß die katholiſche Kirche auf den Gedanken, je in deutſchen Landen wieder zur Herrſchaft zu kommen, endgültig verzichtet (zufrieden wenn man ſie auf den Dörfern in Frieden und guter chriſtlicher Ordnung ſich ausleben läßt), und wenn wir die evangeliſche Kirche dazu zwingen, endlich mit der Wiſſenſchaft völligen, heiligen Ernſt zu machen, was den deutſchen Proteſtantismus ja nicht — wie den Katholizismus — lähmen, ſondern im Gegenteil erſt zur höchſten Kulturblüte bringen müßte. Weitere Ausführungen dieſer Gedankengänge werden Sie in den ſpäteren Heften der „Deutſchen Zeitſchrift" finden, wie wir überhaupt ſtets bereit ſein werden, auf die Einwendungen unſerer Leſer mit der peinlichſten Sorgfalt einzugehen, wofern ſie die Diskuſſion fördern. Und je feiner und kräftiger ſolche Einwände ſind, deſto lieber werden ſie uns ſein, da wir von der Wahrheit und Fruchtbarkeit unſerer Sache viel zu ſtark überzeugt ſind, als daß wir auch einen wahren Platzregen von Gegenargumenten fürchteten.

Zeit-Merkmale.

Sardanapaul. Die Ironie des Schickſals zeitigt manchmal wunderliche Blüten. Ein verabſchiedeter Diplomat, der nie den Säbel getragen hat, wird mit militäriſchen Ehren von der fremden Macht, bei der er beglaubigt war, zur Beiſetzung geleitet. Solche fremde Ehrung erweckt unter Umſtänden den Verdacht, daß die eigne Ehre nicht immer mit genügender Feſtigkeit unter einem ſolchen Botſchafter gemehrt worden iſt, der übrigens doch nur auf Weiſung ſeines Miniſters und öfters nach unſerer Gewohnheit wider den Inſtanzenzug auf Befehl des Herrſchers handelt. Der ungemein begabte Diplomat mußte unter Bismarck im Staatsſekretariat deſſen Sohne Herbert weichen, den er an Fähigkeiten weit übertraf. Andererſeits ſoll Lothar Bucher um Hatzfeldts Willen das Auswärtige Amt verlaſſen haben, da er unter einem bloßen Lebemanne ſelbſt von großem Talent nicht zu arbeiten wünſchte. Der arme Graf konnte für ſeine arg beleumundete Mutter nichts, aber er iſt doch auch in ſeiner Lebensführung ihr rechter Sohn geweſen. Hr. v. Holſtein nannte ihn daher witzig blos den Sardanapaul in ſcherzhafter Anſpielung auf ſeinen Vornamen. Nach Bismarcks eigner Aeußerung war Hatzfeldt ein wenig arbeitsſamer Beamter, der ſich in den Salons der Welt und wohl vorzugsweiſe der Halbwelt mehr am Platze fühlte, als hinter dem Schreibtiſch.

Graf Hatzfeldt war als Botſchafter zur Zeit ſeiner englandfreundlichen Dienſte bereits ein toter Mann und ſein letzter Vertreter ein 2mal durchgefallener Attaché, der blos Dank ſeiner engliſchen Heirat und als Zuträger zuverläſſiger Nachrichten aus der City Titularlegationsrat geworden war, um plötzlich ohne Mitwirkung des Auswärtigen Amtes 1. Botſchaftsſekretär zu werden. Der Möbelfabrikant Sir Maple war als Schwiegervater des als Menſch höchſt ſympathiſchen Hrn. v. Eckhardtſtein der spiritus rector der deutſchen Botſchaft in London. Der luſtige König Eduard VII. wußte daher, warum er den Abgeſandten ſeines kaiſerlichen Neffen ſo prunkhaft militäriſch ehrte, obſchon dem Verblichenen wie ihm das Soldatenſpiel ein Greuel iſt. Graf Bülow hat mit Recht den Groll des Auslandes für ein gutes Zeichen wahrhaft nationaler Politik bezeichnet; die auffällige Freundſchaft einer fremden Regierung muß daher nachdenklich machen. Hoffen wir, daß der Reichskanzler ohne Rückſicht auf höhere Einflüſſe die Selbſtſtändigkeit unſerer diplomatiſchen Vertretung in London ein Ende macht. Auch war es unerfreulich, daß nicht der 1. Sekretär, ſondern ein Hamburger Anwalt die deutſchen Anſprüche in Südafrika amtlich vertreten mußte. Iſt der etatsmäßige Beamte ſeiner Aufgabe dienſtlich nicht gewachſen, nun ſo muß er eben einem tüchtigeren Nachfolger weichen. Aber da hapert's eben bei den meiſten Diplomaten.

* * *

Neue Bahnen engliſcher Politik, von P. Samaſſa. Allg. Bl. N. 45. (9. Nov.) Im Nov. Heft der National Review wird der Gedanke Rowland Glennerhaſſeti eifrig vertreten: Ausſöhnung mit Rußland und Frankreich; Deutſchland iſt der einzige Feind. In den Times wurde angedeutet, die Verfaſſer des Artikels ſtänden dem Auswärtigen Amte nahe. Ungewöhnlich war auch der Verſuch, ihn möglichſt zu verbreiten und deutſchen Politikern — mit deutſcher Begleitnote! — zuzuſchicken. Zum Glücke wiſſen Rußland ſowohl wie Frankreich die Unzuverläſſigkeit der engliſchen Politik nur zu gut zu würdigen. Dieſer Umſtand ſchützt nur vorläufig, zum dauernden Schutz brauchen wir aber eine ſtarke Flotte.

* * *

Bebel contra Arnim. Wir veröffentlichen bereitwilligſt die nachfolgenden bei uns eingegangenen Ausführungen, die an eine in der Hitze des Redegefechtes dem Reichtagsabgeordneten Grafen Arnim entfahrene und ſicher von dieſem weder hartherzig noch böswillig gemeinte Zwiſchenbemerkung, anknüpfen. Obgleich wir meinen, daß von dem Verfaſſer die Ausſchlachtung beſagter Zwiſchenbemerkung durch den Abgeordneten Bebel und die ſozialdemokratiſche Preſſe viel zu ernſt und bedeutungsvoll genommen wird. Wir wenigſtens erlauben uns ſowohl diejenige ſittliche Erhabenheit, welche allein zu aufrichtiger Entrüſtung berechtigt, bei Herrn Auguſt Bebel, als auch bei den ſozialdemokratiſchen Tagesſchreibern in Frage zu ſtellen. Oder würde, beim Vorhandenſein dieſer, Herr Bebel es ertragen als Schweizer Villenbeſitzer in Wohlſtand zu ſchwelgen? Würde er nicht vielmehr, einem mittelalterlichen Heiligen gleich, ſich ſeiner Villen entledigen, um wenigſtens einigen Darbenden Hilfe zu ſpenden? Würde er nicht auch, wenn er, wie er vorgiebt, von der Tugend erhabenſter ſelbſtloſeſter Nächſtenliebe durchtränkt wäre, es vermeiden, als Genoſſen Männer zu ſchätzen, die ſich durch das Elend und die Schande ihrer ausgehungerten Mäntelnäherinnen bereichern? — Wäre die Entrüſtung des Herrn Bebel echt, ſo würde er ſein Verhältnis zu beſagten Parteigenoſſen revidieren; thut er dies nicht, ſo iſt dies nur ein neuer Beweis dafür, daß ſeine ſcheinbar hohe altruiſtiſche Tugend nichts iſt — als Phraſe.

„Wir kochen breite Bettelſuppen." —
„Da habt ihr ein groß Publikum."
Hexenküche.

Wollte bei der Darſtellung einer großen Tragödie auf dem Höhepunkte der Entwickelung, etwa wenn Lear ſeine nicht gerade ſchmeichleriſch, aber ſchlecht und recht redende Tochter Cordelia verflucht und verſtößt, ein Zuhörer in lautes Lachen ausbrechen, dann würde ein hingeriſſenes Publikum den Lacher vielleicht zur Ruhe ziſchen; vielleicht aber kämen nicht hypnotiſirte Zuſchauer, die weniger rührſelig als kritiſch angelegt ſind und für Spreu und Weizen ein feines Sieb in Ohr und Herzen haben, doch auch zu dem Bewußtſein, daß der erſtaunliche Störenfried nur von ſeinem guten Rechte Gebrauch gemacht und — nicht über den tragiſchen Hergang, ſondern — über die falſche Emphaſe des Schauſpielers gelacht habe. Wollte aber der agirende Schauſpieler ſelbſt, von der Rampenhöhe aus der Rolle fallend, dem Lacher die Worte ins Geſicht ſchleudern: „Gefühlsrohheit! Infamie!" — was würde das Publikum ſagen? Was würde es thun?

Jene Worte gebrauchte der Abg. Bebel im Reichstage gegen den Grafen Arnim, als dieſer ihn bei dem Vortrage einer ſehr traurigen Geſchichte mit einem für zarte Ohren etwas derb klingenden Zwiſchenrufe unterbrochen hatte. Die traurige Geſchichte ſelbſt — ob Wahrheit oder Dichtung, ob ergreifend oder ſchlagend — konnte kein Argument für den hohen Reichstag ſein. Was hat das Beiſpiel eines armen ſiebenjährigen Knaben mit der Beratung des Zolltarifs zu thun? Oder war es nur ein agitatoriſches redneriſches Spiel mit dem Hunger und dem Himmel des Volkes?

Aber nicht allein der Vortrag macht des Redners Glück, ſondern auch der Nachtrag. Die Tagesnummern des „Vorwärts" dürften ſelten ſolchen Abſatz gefunden haben, wie in der auf jenes Reichstags-Zwiſchenſpiel folgenden Woche: Graf Arnim, „der Läſterer des Hungers", — Graf Arnim, „der Geizhals", — Graf Arnim „verurteilt", — Graf Arnim und kein Ende! Wie Inſekten, geflügelt und ungeflügelt, ſchlüpfen

dieſe Artikelchen aus allen Ritzen und Löchern der ſozialdemokratiſchen und verwandten Blätter und verſuchen ihre kleinen ſcharfen Scheeren an dem Muskauer Schloßherrn, weil er — — — ja, weil er die Alkoholfrage berührt hatte, ein Tabu für die Führer der deutſchen Sozialdemokratie ſeit dem diesjährigen Parteitage zu Lübeck, wo die betreffenden Anträge von der Tagesordnung hatten abgeſetzt werden müſſen, — und weil Graf Arnim Bebels heilige Rede-Macht gekreuzt, Bebels Mache aufzudecken die Stirn gehabt hat: crimen laesae majestatis! Denn ihre ſittliche Entrüſtung ſteht im vorliegenden Falle den Sozialdemokraten zu Geſicht, wie Reineke Fuchs das Meßgewand.

Uebrigens war Graf Arnim ſchon einmal der einzige Mann im Reichstage, der allein zu ſtehen und den Reichstag an die ſachliche Prüfung eines gewiſſen Tucker-Briefes zu mahnen den Mut hatte — den Mut einer von des Volkes Stimme unabhängigen Perſönlichkeit. Damals führten alle Parteien ihren mehr oder minder künſtlich geſchlungenen ſittlichen Reigen um den abweſenden Dr. Peters auf, und der Abg. Bebel, halb Großinquiſitor, halb Shylock, ſtand tonangebend in der Mitte mit dem Scheine ſeines Tucker-Briefes, von dem ſich ſpäter herausſtellte, daß er nie geſchrieben war, nie in dem angeblichen engliſchen Miſſionsblatte geſtanden hatte. Im vorliegenden Fall iſt der arme hungernde Knabe, wie ſo vieles Elend, leider eine nackte Thatſache; er verliert aber für die redneriſche Inſcenirung weſentlich an Wert, wenn man in den rheiniſch-weſtfäliſchen Blättern einen Gaſſenhauer im Kölner Dialekt lieſt, den dort die Jungen allerwärts auf der Straße ſingen ſollen, und der des Himmels genau in derſelben Weiſe gedenkt, wie das Bebel'ſche Schmerzenskind.

Wir ſind überzeugt, daß Graf Arnim mit ſeiner im Stillen weit und breit bekannten thatkräftigen Hilfe — über Wohlthaten und Mildthätigkeit ſpricht man nicht wie Falſtaff von ſeinem Federwiſch — gewiß nicht zurückſtehen wird, wenn ſich jenes Familienelend als unverſchuldet erweiſt, und wir würden uns freuen, wenn wie in unſerem geſamten Staatsleben, ſo auch in dieſem Falle Bebel u. Gen. wieder einmal nur ein Teil jener Kraft geweſen ſein ſollten, die trotz allem böſen Willen das Gute ſchaffen hilft. Pawlet.

* * *

Goethebund und Duellweſen. „Aus Fr. Langes Deutſcher Welt". „Der Berliner Goethebund hat an die übrigen gleichnamigen Vereinigungen die Umfrage gerichtet, ob ſie geneigt ſeien, anläßlich des Inſterburger Falles zum Duellweſen Stellung zu nehmen. Iſt das nicht herrlich und von glänzenden Ausſichten?! Demnächſt wird der Bund des ferneren ſich mit der Berliner Milchfrage und den Getreidezöllen ernſtlich befaſſen. Alles zum Heile einer großen deutſchen Kunſt!" Dazu bemerken wir noch, daß Goethe ſelbſt noch am 9. Auguſt 1827 zu der Duellfrage Stellung genommen hat, indem er zum Kanzler Friedrich von Müller ſagte: „Was kommt auf ein Menſchenleben an? Eine einzige Schlacht rafft Tauſende weg. Es iſt wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunktes, eine gewiſſe Garantie gegen rohe Thätlichkeiten lebendig erhalten werde."

* * *

Zur litterariſchen Bewegung. O. J. Bierbaum ſchreibt im 1. Okt.- und 1. Nov.-Heft des „Litterariſchen Echo": Die Periode der Epigonen iſt endgiltig vorüber, die Moderne, hat geſiegt, denn ſie iſt bereits kathederreif. Die Moderne war vor allem jung, mit allen Unarten der Jugend. Die

Jüngsten sind dagegen genommene Erben, zu aesthetisch, mehr Wortkünstler als Dichter. Es fehlt ihnen die zeugende Kraft, sie sind zu großem Einfluß unfähig. Die Vorherrschaft des Theaters ist heute die verhängnisvollste Gefahr. Alles strebt nach Bühnenerfolgen: die einzelnen Gattungen der Dichtkunst entarten dadurch. Der Segen der Ueberbrettl liege darin, daß sie der Kleinkunst des Wortes Resonanz bieten.

Was die Roman-Erzählung betrifft, so scheint der Nachwuchs nicht auf der Höhe der Fontane, Raabe, Spielhagen" u. s. w.

Hierauf entgegnet Fritz Lienhard im 1. Nov.-Heft. Mit dem „Sichdurchsetzen" junger Autoren hat es im Zeitalter der Reklame eigene Bewandtnis. Die Frage ist, ob mit dem Aufkommen der Moderne eine neue große Kunst erreicht ist? Dies ist zu verneinen. Die Moderne ist keine deutsche Erfindung, sie ist im Auslande entstanden. Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturentwicklung ist ihr nicht abzusprechen. Nur war die gesamte Kulturentwicklung der letzten Zeit materialistisch, kritisch, analytisch, problematisch, d. h. im innersten Wesen poesiefeindlich. Mehr als neue Litteraturmoden thun uns große Persönlichkeiten not, wie denn die Kunst Goethes und Schillers bedeutend war, weil sie von großen Persönlichkeiten geschaffen wurde. Noch immer hat Goethes Beispiel zu gelten: Entwicklung vom nahrhaften Boden des Volkstums zur freien Kulturhöhe. Stets war deutsche Kunst nur dann groß, wenn sie erfüllt war von deutschem Idealismus. Ohne ihn wird es der deutschen Kunst nie gelingen, die Führung im europäischen Geistesleben zu gewinnen.

* * *

Die Freiheit der Wissenschaft. Charakteristisch für unser staatliches Universitätswesen, dessen grobe Mängel sich erst jüngst gelegentlich des Falles Spahn allen erkenntlich enthüllten, ist die Thatsache, daß seinerzeit dem frühverstorbenen Privat-Docenten Heinrich von Stein widerraten wurde, über Richard Wagner ein Colleg zu lesen, „weil dies seine Stellung gefährden möchte!"

* * *

Eine Denkschrift über Oesterreichs innere Zustände erschien als Sonderabdruck der Allgem. Zeitg. Nr. 256, 258, 259, 260. Als Verfasser dieser Denkschrift wurde in der Presse Alexander von Peez bezeichnet, ohne daß Widerspruch erfolgte. Wir führen kurz die Hauptgedanken an: Der Streit in Böhmen, der das Reich zerrüttet, ist im wesentlichen eine Nebenerscheinung der Entfremdung zwischen der Zentralregierung und dem deutschen Stamme in Oesterreich. Die Entfremdung entstand, als die liberale Mehrheit, die man in die wichtigen Verhandlungen mit dem Auslande nicht einweihen konnte, von solchen Voraussetzungen aus die Genehmigung zur Besetzung Bosniens verweigerte. In den Sturz der innerlich auch erschlafften Verfassungspartei wurde der deutsche Stamm hinein gezogen. Von dieser Zeit ab rückten die Magyaren in die ihnen ganz ungewohnte Stellung des erstgeborenen Sohnes der Habsburger Monarchie ein. Später rief Graf Taaffe die Tschechen auf. Einen tschechischen Staat jedoch kann die Regierung nie bewilligen. Inzwischen hat die Zeit der Wiedererhebung der Deutschen begonnen. Die deutschen Radikalen sind nur der Vortrab der großen in Bildung begriffenen Armee der Deutschen in Oesterreich. Beweis sind die Wahlen. Von 1873—79 zählte unter 353 Abgeordneten die Verfassungspartei 209 Mitglieder, 1879 noch 130, 1885 nur 114. Nach Einrichtung der 5. Kurie giebt es 425 Abgeordnete, davon gehören zur

Verfassungspartei 1897 noch 77, 1901 endlich 69, davon 30 Großgrundbesitzer. Dafür tritt 1885 zum ersten Mal eine deutschnationale Partei auf, die 23 Mitglieder zählt. Sie geht 1891 auf 19 zurück, doch tauchen zugleich 2 Deutsch-Radikale auf. 1897 zählt man Nationale 42, Radikale 5, und 1901 entsprechend 51 und 21. Damit ist zum ersten Male der Schwerpunkt der deutschen Aufstellung vom rechten Centrum (Liberale) auf das linke Centrum (Deutsch-Nationale) verlegt worden. „Die Führung ist an die Deutschnationalen übergegangen. In höherem Grade als die Liberalen, die an Ueberschätzung der „Intelligenz" leiden, achten sie auf Charakter; sie halten strenge Disziplin und besitzen als Stütze im Volke eine zuverlässige Presse, ein Machtmittel, das der großen Verfassungspartei eigentlich nie unbedingt zuteil geworden. Diese Presse vermittelt den steten Zusammenhang mit den Wählern und macht ihnen den Sinn der Taktik der Führer klar, was durchaus notwendig ist, da auf dem verwickelten österreichischen Schlachtfelde der Sturm nicht immer die beste Form des Angriffs ist." Als dringende Notwendigkeit betrachtet der Verf. zum Schluß eine Reform der Gesetze von 1867, zu der er verschiedene Vorschläge zur Erörterung stellt. —

Daß das deutsche Unglück mit der Bosnischen Frage begann, ist zweifellos; es will aber doch scheinen, als sei diese Veranlassung von den Politikern in ihrer Bedeutung überschätzt. Die Entwicklung, welche die Dinge in Oesterreich genommen haben, zeigt eine solche innere Notwendigkeit, daß wohl auch eine gewandtere Politik den Zerfall der liberalen Partei auf die Dauer nicht hätte hindern können. Jedenfalls ist heute die tschechische Frage durchaus die Hauptsache, und grade dabei sind tiefere nationale Kräfte im Spiel, die staatlichen Maßnahmen gegenüber immer etwas vom fesselosen Drange der Naturkräfte bewahren. Und dann, wer mag heute wohl noch den Untergang jenes schwarzgelben Liberalismus wirklich beklagen? In Wahrheit ist es doch nur eine Rückkehr zur Natur, wenn sich unsere Stammesgenossen endlich wieder auf sich selbst besonnen haben und sich neben ihrer österreichischen Staatsangehörigkeit ihres angeborenen Volkstums erinnern.

Beiblatt.

* Vom Insel-Verlag. Der Insel-Verlag — Herr Alfred Walter Heymel u. s. w. — erließ vor kurzem folgende neckische Rundschreiben:

Sehr geehrte Redaktion! Die beifolgende kleine Notiz wird Ihnen für die Spalten Ihres Blattes willkommen sein, und ich bitte Sie bei Abdruck freundlich um ein Belag-Exemplar. Mit ausgezeichneter Hochachtung der Inselverlag. „Von Otto Julius Bierbaum's Gedichtsammlung „Irrgarten der Liebe", für die dem Dichter eintausend Kronen des Bauernfeldkreises zuerkannt wurden, sind bis heute drei Auflagen erschienen, außerdem befinden sich, wie der Insel-Verlag mitteilt, das 26. bis 36. Tausend in Vorbereitung, ein Erfolg, der seit Scheffel und Geibel keinem modernen Lyriker beschieden gewesen ist" — soweit der Insel-Verlag und wir ergänzen „auch Otto Julius Bierbaum nicht." Willkommen ist uns die Notiz, die von einer Reihe

Tageblätter frommgläubig und gedankenlos abgedruckt worden ist, allerdings, weil sie den „offenen Brief an Herrn Otto Julius Bierbaum," den wir in der vorliegenden Nummer veröffentlichen, in trefflicher Weise ergänzt. Die Thatsache, daß das Buch mit tausend Kronen vom Bauernfeldpreise bedacht worden, vermehrt die Zahl der bedauerlichen Mißgriffe bei derartigen Zuerkennungen, welche wir im letzten Jahrzehnt zu verzeichnen haben, eben um einen, und zwar um den schlechthin bedenklichsten. Daß ein findiger Geschäftsmann, wie Herr Otto Julius Bierbaum, daraus Kapital schlagen werde, ist verzeihlich und war voraus zusehen, nicht aber, daß dies in so plumper Weise geschehe. — Was heißt: Das 26. bis 36. Tausend ist in Vorbereitung? Der Insel-Verlag will doch nicht etwa glauben machen, daß die Drucklegung gegenwärtig erfolge? Oder daß das Buch in dem gelbgemusterten Umschlage in der That in 25000 Exemplaren in den Handel gekommen sei? — Im Vertrauen, meine Herren Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schroeder, Otto Julius Bierbaum u. s. w. alias Insel-Verlag G. m. b. H.: In diesen Tagen elenden Maulheldentums verficht eine derartige Verleger-Reklame garnichts, wenn ihr die notarielle Beglaubigung fehlt — und dann nicht viel mehr. In diesem Falle freilich wäre der Dank der Väter des jugendlichen Alfred Walter Heymel so glücklich fundierte Insel-Verlag in der Lage, die erwähnten 25000 Exemplare herzustellen und aufzukaufen, die nächsten 10000 auch noch. Aber — wenngleich dies Opfer für Sie, Herr Heymel, auch gering wäre: es wäre doch viel zu groß im Verhältnisse zu dem litteraischen Werte der Dichtungen Ihres väterlichen Freundes Otto Julius Bierbaum.

Max Geißler.

* Der Dichter Voß machte im Jahre 1775 dem Markgrafen Friedrich von Baden den Vorschlag: „statt eines Hofpoeten einen Landdichter anzustellen, den Herz und Pflicht trieben, die Sitten des Volkes zu bessern, die Freuden eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staates durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beizubringen."

* Banater Ecke. In diesen Zeiten des deutschen Niederganges in Banate, machte sich mit Eingang des zwanzigsten Jahrhunderts eine neue deutsch-nationale Strömung kräftig geltend. Mit dem Jahre 1900 setzte das neuerwachte Bewußtsein des Deutschtums ein und gewann neue Kräfte und neuen Mut. Eine heimatliche Tageszeitung großen Stiles wurde begründet, das „Deutsche Tageblatt für Ungarn", und eine Reihe tüchtiger freigeistiger Männer ergriff das Steuer, um das neu vom Stapel gelassene Schifflein flott durch die frische Strömung zu leiten. Daß eine nationale Tendenz jemals unter den südungarischen Schwaben Geltung erlangen wird, wurde von den magyarischen Kreisen, die schon gewonnen Spiel zu haben glaubten, kaum mehr gedacht, und um so überraschter und enttäuschter geberdet sich nun die ungarische Regierung, die eben jetzt vor neuen Wahlen in den Reichstag steht. Die radikalen Schwaben haben nämlich die beste Absicht, einige ihrer thatkräftigsten Parteigänger als Volksvertreter wählen zu lassen und in den Reichstag abzuordnen — man darf also auf den Ausgang der neuen Wahlen und deren Ergebnisse ernstlich gespannt sein.

Die schwäbische Landbevölkerung Ungarns zeichnet sich bekanntlich

durch einen besonderen Fleiß, der keine Mühe scheut, Gutmütigkeit gepaart mit Energie, ferner durch eine ziemlich wirtschaftliche Tüchtigkeit und ökonomische Einsicht aus, welchen Umständen es zu danken ist, daß der deutsche Bauernstand auf der ganzen Linie sich einer gewissen gleichmäßigen Wohlhabenheit erfreut, während übermäßiger Reichtum wie niedere Armut aus diesen Kreisen völlig verbannt erscheinen. Nächstenliebe und allseitige Hilfsfertigkeit bringen es zuwege, daß etwa heruntergekommene Stammesbrüder immer die Möglichkeit haben, sich durch freiwillige ausreichende Unterstützungen neu emporzuschwingen. Der deutsche Städter, der als beliebter Handwerker, Kleingewerbetreibender, Unternehmer u. s. w. eine rege Thätigkeit entfaltet, hat zum großen Teile vor der sich herandrängenden magyarischen Kultur die Waffen strecken müssen, nicht aber derartig, um selbst im magyarischen Anstrich seinen deutschen Kern verleugnen zu können. —

Die deutschen Wochenblättchen, die bisher in deutscher Sprache des Sonntags in einer Reihe von Städtchen des Banats erschienen waren und zu dem Bauer aufs flache Land hinausflogen, waren bis nun gewöhnlich regierungsfreundlich oder farblos. Durch die Gründung des Deutschen Tagblattes für Ungarn ist daher für eine deutschnationale Tendenz ein großer Schritt nach vorwärts gethan worden, und da sich das jetzt im zweiten Jahrgange befindliche rückhaltslose und hartnäckige Blatt großer Verbreitung erfreut und sowohl für die deutschen nationalen Güter, als auch für die bevorstehenden Wahlen lebhaft agitiert, hat nun auch die deutsche Bewegung im Banate in diesem Organ einen festen Kern und eine sichere Stütze gefunden. Marcel Arpad.

Bücherschau.

* Englands Politik und die Mächte. Von Prof. Dr. Graf du Moulin-Eckart. München, J. F. Lehmann's Verlag. Preis 1,50 Mk.

Die Zeit der schrankenlosen manchesterlichen Bewunderung Englands ist vorbei. Es mehren sich die Stimmen, welche eine nüchterne Erkenntnis der englischen Politik empfehlen, einer Politik, die dem neuen Deutschland von Tag zu Tag gefährlicher wird. Der Verfasser der vorliegenden Schrift verfolgt die englische Politik von ihren Ursprüngen bis auf die Gegenwart, um ihre stets gleichen inneren Absichten aufzudecken. J. N.

* Der Burenkrieg in Bild und Wort. Von Fritz Bley und Anton Hoffmann. 9. Aufl. München, J. F. Lehmann. 1 Mk.

Wer Fritz Bley als nationalen Schriftsteller kennt, wird ohne weiteres überzeugt sein, daß keine berufenere Feder gefunden werden konnte, für die Aufgabe, in einer Folge ausgewählter Vorfälle aus der südafrikanischen Geschichte die Begeisterung für das schlichte Heldentum der für Recht und Freiheit kämpfenden Buren zu entzünden sowie der Verachtung für das britische Raub- und Mordgesindel unverhohlenen Ausdruck zu geben. Die prächtigen Bilder Hoffmanns sind voll dramatischen Lebens. Der Reinertrag des sehr preiswerten großen Heftes ist für die Opfer des Burenkrieges bestimmt. J. N.

Eigentümer: Dr. Wachler. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Wachler, für den Anzeigenteil: Gose & Tetzlaff. — Verlag von Gose & Tetzlaff, sämtlich in Berlin. — Gedruckt bei Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

Ein franzöſiſches Urteil über die deutſche Frage in Oeſterreich.

Im lieben Deutſchen Reich ſind die Alldeutſchen daran gewöhnt, als „unreife Schwärmer“ lächerlich gemacht zu werden. Wohl von keiner Seite geſchieht dies mehr als von der regierungsdieneriſchen Preſſe. Da berührt es wohlthuend, einmal ein ausländiſches Urteil zu verzeichnen, das in voller Ruhe und Klarheit den Sieg des alldeutſchen Gedankens weisſagt. Ein ſolches findet ſich in der Londoner Zeitſchrift The Fortnightley Review, Oktoberheft 1901, in dem Aufſatz des franzöſiſchen Barons Pierre de Coubertin „the Problem of central Europe“, S. 605/14. Der Verfaſſer nimmt im Gegenſatze zu der Deutſchenhetze des „franzöſiſchen Alldeutſchen“ Chéradame, Prof. Leroux' und Genoſſen eine geradezu deutſchfreundliche Haltung ein und betrachtet die Löſung der deutſchen Frage in Öſtreich als eine ebenſo logiſche wie unabweisliche Naturnotwendigkeit. Er hält es für ausgeſchloſſen, daß das Öſtreich von heute ſo fortbeſtehen könne. Wohl ſei es denkbar, daß die 9 Millionen Deutſchöſtreicher mit den 6 Millionen Tſchechen und dieſe wieder auch noch mit den 9 Millionen anderer Slawen im Bundesſtaate zuſammenleben könnten. Aber der Haken ſei, ein Volk, das geſtern das erſte war in einem Staate, wolle friedlich keinen Machttitel abgeben, zumal wenn ihm in der Nachbarſchaft eines der mächtigſten Reiche der Welt gehöre Engländer, Ruſſen, Franzoſen würden es alle ebenſo machen. Coubertin faßt mithin die öſterreichiſche Frage vom Standpunkte der Macht und völkiſchen Ehre auf. Den Einwand, nur ein Drittel Deutſchöſtreicher ſeien Preußenfreunde, weiſt er zurück; es genüge, wenn 3 Millionen den Anſchluß ans Reich herbeiwünſchten. Auch im Reiche ſeien ja mehrere Millionen Baiern, Badener, Katholiken keine Preußenfreunde. Das Hinzutreten ſo vieler ſüddeutſcher Katholiken zu den bereits in Bundesrat und Reichstag vertretenen werde freilich der preußiſchen Vorherrſchaft im Reiche einen ſchweren Stoß verſetzen, aber es ſei eine Täuſchung, davon einen ernſten Schaden für die deutſche Einigkeit und den Kaiſerthron zu erwarten. Man werde eine neue Verfaſſung ſuchen müſſen, in der ſich die Reichsgewalt über Preußen und Baiern gleichermaßen erhebe.

In der Abtrennung Galiziens von Cisleithanien und Angliederung an Transleithanien erblickt der Franzoſe kein dauerndes Heil. Wohl ſtänden dann zunächſt 9 Millionen Deutſchen nur 8 Millionen Slawen gegenüber. Aber deren Fruchtbarkeit hätte den Unterſchied alsbald wieder ausgeglichen. Auch wollten Galizien und Ungarn nicht zuſammenkommen.

Falls ſich einmal die Deutſchöſtreicher in öffentlicher und feierlicher Form an den deutſchen Kaiſer wendeten mit der Bitte: „Komm und hilf uns!“ — könne er ihnen gar keinen abſchlägigen Beſcheid erteilen,

und wenn er auch wolle. In diesem Zusammenhange legt der Verfasser Gewicht auf die Schwingungen des Volksgeistes und den Wogengang völkischer Belange, die beide an der Schwelle des 20. Jahrhunderts die Herrschenden tragen und fortreißen. Aber die Äußerungen und Handlungen Wilhelms 2., die Heeres- und Flottenvermehrung, die Unmöglichkeit für die Reichsregierung, sich plötzlich für gesättigt zu erklären, für reich genug, für stark genug, — alles deute unweigerlich darauf hin, daß sich der Kaiser im vollen Einklange befinde mit dem deutschen Geiste. Der wachsende deutsche Handel verlange überdies ein Vorrücken des Zollvereins an die Adria; Triest eigne sich prächtig zur Erleichterung des Verkehrs mit dem Osten. Das Mittelmeer werde damit Deutschland erschlossen.

25 000 Mitglieder seien nicht viel für den Alldeutschen Verband auf 60 Millionen Deutsche. Kein Mensch in Deutschland denke ja daran, die Reichsregierung könne ein Hülfsgesuch der Ostmärker abschlagen. „Wäre die Regierung kühn genug, eine solche Haltung einzunehmen — nicht 25 000, sondern 500 000 Anhänger scharten sich morgen um das Banner des Alldeutschen Verbandes. Aber der Kaiser kann nicht, selbst wenn er will. Es ist für die Deutschen unmöglich, ihren Brüdern in Östreich Hülfe zu verweigern, wenn diese mit ihnen vereinigt sein wollen". Trotzdem findet der Franzose den „Zynismus" der alldeutschen Flugschriften und sonstigen Veröffentlichungen „shocking" und fanatisch. Doch verweist er recht hübsch und lehrreich auf die „absurden" französisch-englischen Schriften mit gegenseitigen Kriegsplänen.

Von einem europäischen Kongresse verspricht sich Coubertin nichts. Solche pflegten nach kriegerischen Ereignissen zu tagen. Deutschland könne einen solchen nicht einberufen. England scheine im heimlichen Einverständnisse(!). Italien sei mit dem Trentino, Dalmatien und Tripolis für den Verzicht auf Triest zu entschädigen. Allerdings sehe sich Deutschland außer stande, ohne verhängnisvolle sittliche Wirkung einen Teil des 1870 eroberten Gebiets wieder an Frankreich abzutreten, aber ein Einverständnis mit dieser Macht werde sich ja wohl auch ermöglichen. Dann sei Rußland kalt gestellt und werde ebenfalls eine freundschaftliche Verständigung suchen. Die Balkanstaaten und andere kommen nicht in Betracht. Mit der Teilung Polens lasse sich dieser Vorgang schlechterdings nicht vergleichen. Hier handle es sich nicht um die Knechtung eines Volkes, das für sich allein leben will, sondern um die Wiedervereinigung des Deutsches Reiches mit den Deutschen, von denen ein starker Hundertsatz damit einverstanden ist.

So lasse sich die östreichische Frage friedlich lösen. Gewiß sei ein kriegerischer Austrag aus verschiedenen Gründen denkbar. Aber alle diese Möglichkeiten seien beherrscht von der Befähigung Deutschlands zu überraschenden, zerschmetternden Schlägen. In 6 Tagen könnten 6 deutsche Heereskörper das „tschechische Königreich" durchziehen, am 7. Wien bedrohen. Europa werde vor eine so gut wie vollendete Thatsache gestellt werden und sich wohl vor dem Einschreiten hüten, um nicht den Weltkrieg zu entflammen. „Die Kolonialpolitik und der Flottenbau Wilhelms 2. beweisen, daß er den Geist seiner Zeit vollständig begriffen hat. Unerbittliche Notwendigkeit und nicht Ruhmsucht drängen Deutschland in diese Bahnen".

Bedeutet nun eine Einverleibung Östreichs in das ohnehin so starke Deutsche Reich eine Gefahr für das europäische Gleichgewicht? Manche sprechen davon, das „größere Deutschland" werde Europa „ent-

zwei schneiden". Coubertin sieht darin nichts als eine klangvolle Redefigur. Deutschland *muß* nun einmal auf allen Seiten Küsten und Häfen besitzen. Er hofft, es werde sich dann von einer vorwiegend militärischen Macht zu einer Handelsmacht umgestalten — zum Segen Europas. Daneben erblickt Coubertin freilich in der östreichischen Frage nur das Vorspiel des großen germanisch-slawischen Zusammenstoßes, der voraussichtlich einen großen Abschnitt des neuen Jahrhunderts ausfüllen werde. „Nicht die lange Grenzlinie zwischen Deutschen und Russen bietet Anlaß zu Befürchtungen, sondern das schreckliche völkische „Imbroglio", welches von der erbärmlichen und verbrecherischen Politik der Habsburger ins Leben gerufen worden ist". Der Verfasser schließt mit der Hoffnung, daß Frankreich und auch England von diesem Zwiste verschont bleiben möchten.

Paul Schwebs.

Die Sozialdemokratie auf dem Lande.

Noch vor einem Jahrzehnt verlachten wir die Landagitation der Sozialdemokraten als etwas Lächerliches und Aussichtsloses. Wir glaubten, weil hier die Agitation von Person zu Person zurücktreten müsse und weil die scharfe Beaufsichtigung der Einzelnen fehle, weil überhaupt hier der Einzelne nicht in der ausgeprägt sozialdemokratischen Atmosphäre erhalten werden könne, sei die Landagitation nutzlos. Einige jüngst notwendig gewordene Ersatzwahlen zum Reichstage haben gezeigt, daß auch in Wahlkreisen, die als ländliche angesprochen werden müssen, die Sozialdemokratie eine Macht geworden ist, mit der gerechnet werden muß. Würde beispielsweise wegen des Zolltarifs der Reichstag aufgelöst werden, so würden wir bezüglich der Sozialdemokratie etwas erleben. Ueberhaupt wollen wir es uns nicht verhehlen, daß wir dicht vor einer sozialdemokratischen Mehrheit stehen, wenn die Landarbeiter sozialdemokratisch wählen, denn in den meisten Landkreisen überwiegt die Zahl der Arbeiter und der kleineren Geschäftsleute, die auch noch für die Sozialdemokraten zu haben sind. Nun gehört ja viel dazu, daß diese Leute alle Sozialdemokraten werden, und auf einmal kommt das nicht, aber die Sozialdemokraten wissen, daß sie die Landarbeiter haben müssen, um zur Herrschaft zu kommen. Sie sind beharrlich; neun vergebliche Versuche schrecken von einem zehnten nicht ab, der dann vielleicht ans Ziel führt.

Woher kommt denn der Erfolg der Sozialdemokraten auf dem Lande? Gewöhnlich macht man die kleinen Landstädte und deren Arbeiter oder man macht einige leicht auffindbare lokale Verhältnisse dafür verantwortlich. Hier hilft aber keine Vogelstraußpolitik. Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind, und sehen, wie sie liegen. Daß die Landagitation den Sozialdemokraten viel schwerer wird als die Agitation in der Stadt und im Industriebezirk, ist sicher. Der Landarbeiter ist verschlossener als sein Kollege in der Fabrik; das bringt die Art und Weise seiner Arbeit mit sich. Er ist bei seiner Arbeit viel allein, und auch wo er mit mehreren zusammenarbeitet, ist die Arbeit nicht danach angethan, daß dabei viel geredet werden kann. Die Politik liegt ihm ziemlich fern; was von oben kommt, das thut er ohne Widerrede, höchstens mit einer nichts mehr ändernden Hinterrede, komme es nun

von seinem Dienstherrn oder von der Regierung. Ueber Wahlbeeinflussung denkt er viel milder wie der Sozialdemokrat, er findet es gleichsam natürlich, daß sein Herr, bei dem er in Lohn und Brot steht, ihm auch sagt, wem er seine Stimme zu geben habe. Politische Kannegießerei findet bei ihm wenig Anklang, noch weniger Achtung. Der Bierbankpolitiker wird anfangs angestaunt, dauernd aber nicht verstanden und unbeachtet gelassen. Von Neuerungen, namentlich von grundstürzenden Neuerungen ist der Landarbeiter kein Freund; die Neuerungen im landwirtschaftlichen Betriebe haben ihm keinen Nutzen gebracht und deshalb ist er allen Neuerungen abhold. Nimmt man dazu noch, daß die Wühlereien der Sozialdemokraten unter der Hand, die Agitationen von Person zu Person, die Schaffung einer sozialdemokratischen Atmosphäre um die ganze Arbeiterschaft herum, die Mittel, die gerade in den Fabrikdistrikten so unendlich wirksam sind, auf dem Lande versagen, so muß man anerkennen, daß die Sozialdemokraten auf dem Lande unter erschwerenden Verhältnissen arbeiten.

Man darf den Erfolg nun keineswegs darauf zurückführen, daß die Sozialdemokraten unermüdlich sind und, gewissen Hausierern gleich, zum zehnten Male wiederkommen, nachdem man sie neunmal hinausgeworfen hat. Auch daß sie es verstehen, den Leuten den Mund wässern zu machen; daß sie das Blaue vom Himmel herunter versprechen und versprechen können, indem sie ja nicht zu halten brauchen, was sie versprochen haben, daß sie unter der Maske harmloser Arbeiterfreunde zu den Arbeitern kommen und sich ja nicht gleich anfangs als Sozialdemokraten zu erkennen geben, erklärt noch nicht ihren Erfolg. Es ist das freilich alles wahr, aber es genügt nicht, um ihre Arbeit erfolgreich zu gestalten. Es muß in den Verhältnissen etwas liegen, das ihnen den Weg bereitet, und dieses Etwas müssen wir zu finden suchen.

Die Lage der Landarbeiter ist natürlich in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes verschieden. Selbst innerhalb eines engumgrenzten Bezirks kommen große Verschiedenheiten vor. Das Gesinde wird fast nirgends mehr zur Familie des Bauern gerechnet, zu der des Gutsherrn natürlich gar nicht. Nach gethaner Arbeit mird es meistens in die Gesindestube verwiesen und der Dienstherr kümmert sich wenig darum, was es dort thut und treibt. Infolge dessen sind die Sitten lockerer geworden, der Umgang der Geschlechter ist manchmal ein sehr freier und Mußheiraten kommen nur zu häufig vor. Wenn dann aber er nichts hat und sie nichts hat und weder er noch sie zu sparen verstehen, und wenn außerdem sie von der Führung eines Hausstandes mit beschränkten Mitteln nichts versteht, so ist das Elend von Anfang an da. In dem Stück aber sind Stadt- und Industriearbeiter nicht besser daran. Auch ist es Unrecht, den Landmann allein dafür verantwortlich zu machen, daß die alten patriarchalischen Verhältnisse geschwunden sind: die Dienstboten wünschen sie auch nicht mehr, sie wollen nach beendigter Arbeit ihre eigenen Herren sein und keiner weiteren Aufsicht unterliegen.

Die Löhne der Knechte und Mägde sind gestiegen, und da das Gesinde im Hause des Dienstherrn auch Kost und Wohnung frei bekommt, also nur für Kleidung zu sorgen hat, so könnte von dem Lohn für die Begründung eines eigenen Haushalts viel zurückgelegt werden. Aber der Sparsinn schwindet bei dem Gesinde männlichen und weiblichen Geschlechtes immer mehr, und es darf als sicher angenommen werden, daß vor einem Menschenalter bei den damaligen kleinen Löhnen mehr erspart wurde, als jetzt bei den großen. Ob der Umstand dazu beitrug,

daß damals ein Teil des Lohnes in Naturalien, in Leinen und Wolle zumeist, gegeben wurde, während der Lohn heute fast ausschließlich Geldlohn ist, wird schwer zu sagen sein. Damals wurde das Gesinde durch den Naturallohn mehr mit der Nase darauf gestoßen, für den künftigen eigenen Haushalt etwas zurückzulegen. Heute sind weder Herrschaft noch Gesinde mehr für den Naturallohn und er ist ja auch unnatürlich, wo auf den Bauernhöfen eigengemachtes Leinen nicht mehr gemacht und wo kaum noch gesponnen wird. Der Dienstbote von heute lebt flott in den Tag hinein, läßt im Wirtshaus und auf dem Tanzboden nicht wenig Geld und giebt für Putz und Tand über seine Verhältnisse viel aus. Hier und da herrscht noch die Unsitte, daß die Eltern den verdienten Lohn der Kinder heben, die als Gesinde dienen, und ohne viele Gewissensbisse den Löwenanteil für sich verbrauchen, nicht daran denkend, daß die Kinder doch auch einmal einen eigenen Hausstand gründen müssen.

Die Lage der verheirateten Landarbeiter richtet sich namentlich danach, wie und wo er Arbeit findet. Auf den großen Gütern, aber auch in manchen Bauerndörfern giebt es Arbeiter, die ihre feste Arbeitsstelle haben. Sie bekommen nicht den gesamten Lohn in barem Gelde ausbezahlt, sondern einen Teil in Naturalien. Was an Naturalien gewährt wird, ist örtlich sehr verschieden und kann hier nur andeutungsweise aufgerechnet werden: freie Wohnung nebst Gartenland, freie Feuerung, freie Sommerweide für eine Kuh, freies Winterfutter für eine solche oder eine Ziege, nach dem Dünger von den Haustieren die erste Frucht, Roggen, Hafer oder Kartoffeln, einiges von der Ernte, das sich, wenn es auch minderwertiges Korn liefert, doch als Futterkorn verwenden läßt ꝛc. Natürlich wird dies nicht alles auf einmal gewährt, sondern hier etwas mehr, dort etwas weniger, hier dieses und dort jenes. Je mehr man an Naturalien giebt, desto geringer ist der Geldlohn und umgekehrt. Der Landmann braucht natürlich diese Naturalien nicht zu höchsten Preisen zu rechnen, handelt es sich doch manchmal auch um minderwertige Ware. Dem Arbeiter aber sind diese Naturalien wertvoll. Sie machen es ihm möglich, ein milchgebendes Tier zu halten und ein Schwein zu mästen. Er kann Hühner und Gänse halten. Wo die Schafhaltung noch rentabel ist, wird er auch die Haltung eines solchen ermöglichen. Diese Haustiere liefern ihm nicht etwa nur etwas für den Tisch, sondern auch manchmal etwas für den Geldbeutel.

Trotzdem finden wir gerade in den Gutsdistrikten, wo es am meisten Naturallöhne giebt, viel Unzufriedenheit unter den Arbeitern, und wo die Scheu vor dem Gutsherrn nicht überwiegt, hat bei den Wahlen der Sozialdemokrat Aussicht auf nicht wenige Stimmen. Der Arbeiter hat ja in solchen Gegenden sein Auskommen; wenn er und seine Frau einigermaßen hauszuhalten verstehen, so sind sie selbst bei großer Familie vor Nahrungssorgen sicher. Aber das ist denn auch alles, darüber hinaus können sie schlechterdings nichts erreichen. Zu irgend welchem Posten, der ihnen eine, wenn auch nur bescheidene Selbständigkeit sichert, können die Arbeiter hier nicht kommen, und zu einem besser besoldeten Posten ebensowenig. In der Fabrik kann der Arbeiter Vorarbeiter, oder wie man es sonst nennt, werden und hat als solcher bequemere Arbeit und mehr Verdienst und einen wenn auch untergeordneten Platz auf der Kommandobrücke, und kein Mensch kümmert sich um sein Thun und Treiben vor und nach der Arbeitszeit. Auf dem Lande kann er es niemals besser bekommen als er es hat, und wenn er das Mißfallen seines Herrn erworben hat,

kommt er aus der festen Arbeit heraus, und das ist in manchen Gegenden gleichbedeutend mit dem Elend.

Wo die landwirtschaftliche Betriebsweise es mit sich bringt, daß der Landmann wenig Gesinde und wenig feste Tagelöhner hat, und wo die Art und Weise der landwirtschaftlichen Arbeit es mit sich bringt, daß nicht jeder sie richtig und geläufig verrichten kann, da hat die ortsansässige Arbeiterschaft in den arbeitsreichen Zeiten einen guten Verdienst. Mir persönlich sind Gegenden bekannt, wo der Arbeiter im Sommer ohne 3—4 Mk. Tagelohn nicht zu haben ist und wo er im Akkord bis 6 Mk. Tagelohn verdient. Der Winter bedingt dann freilich ein längeres Stilliegen, und auch im Sommer kommen Tage, wo nichts verdient wird. Aber bei solchen Tagelöhnen läßt sich das ertragen, namentlich wenn einiges wirtschaftliche Talent vorhanden ist, wenn, wie üblich, in arbeitsreichen Zeiten Frauen und Kinder mitverdienen, und wenn, wie in solchen Gegenden es nicht selten ist, der Arbeiter selbst Haus und Garten und ein kleines Acker- oder Weidegrundstück besitzt und ein paar nutzbringende Haustiere halten kann. In solchen Gegenden aber läßt man auch die Sozialdemokraten ablaufen. Ein eigenes Heim ist der sicherste Schutz gegen die Verlockungen der Sozialdemokratie.

Traurig aber ist das Los der Arbeiter in den Gegenden, wo die meiste Arbeit vom Gesinde und den festen Tagelöhnern gemacht wird und wo man nur in besonders arbeitsreichen Wochen fremde Hände nötig hat. Der Tagelöhner ohne feste Arbeit sucht ja auch während der übrigen Zeit des Jahres etwas zu verdienen, aber da es sich dabei meistens um Arbeiten handelt, die der Landmann nicht machen würde, wenn die Arbeitskraft ihm zu teuer kommt, so ist der Tagelohn gering und der Arbeiter muß mit minderwertiger Kost, mit einer armseligen Wohnung ohne viel Gemütlichkeit von außen und innen und mit der notdürftigsten Kleidung für sich und die Seinen zufrieden sein, um nur überhaupt sein Leben zu fristen. Dabei hat er eigentlich nirgends Gelegenheit, sich festzuwurzeln. Ueberall betrachtet man ihn als einen, der einmal eine Gefahr für die Ortsarmenkasse werden kann und den man am liebsten alle Jahre eine Gemeinde weiterschiebt, damit er nur nirgends einen Unterstützungswohnsitz erwerbe. Daß eine solche Familie gar leicht leiblich verlumpt und geistig verkommt, ist ebenso natürlich, als daß sie für jeden sozialistischen Apostel ein gefundenes Fressen ist. Schlechter als er es hat, kann er es nimmer bekommen, warum soll er einen Umsturz nicht mitmachen helfen, bei dem er es nie schlechter bekommen kann, als er es hat? Und in dieses schlimmste Tagelöhnerelend kann ein jeder Tagelöhner hineinsinken, der, schuldig oder unschuldig, seinem Herrn mißfällt. Das weiß der Landarbeiter, und eben darum kann er mit seiner Lage nicht zufrieden sein.

Der Arbeiter von heute will nicht nur ein befriedigendes Auskommen, ein Leben und ein Arbeitsverhältnis, das ihn vor Nahrungssorgen sichert, er will auch etwas darüber hinaus, er will eine gewisse Selbständigkeit. Als Industriearbeiter, als Arbeiter in einem gewissen Verbande hat er, was er will. Ist der Arbeitgeber ihm nicht zu willen, so legt er die Arbeit nieder und setzt dadurch den Arbeitgeber in Verlegenheit. Auf dem Lande würde ein Streik z. B. in der Erntezeit den Landmann schwer treffen. Hätte er aber dann Ersatz, so würde er wieder in der Lage sein, seine Arbeiter aushungern zu können, und er würde in der arbeitsreichen Zeit leichter Aushilfe bekommen, als der Arbeiter in der arbeitslosen Zeit genügend Unterstützung finden würde. So läßt

der Landarbeiter es auch auf den in seinem Gewerbe gar nicht durchführbaren Generalstreik nicht ankommen, er wandert lieber ab oder schließt sich den Sozialdemokraten an, die ihm Besserung seiner Lage versprechen.

Da es nun doch einmal in seiner Natur liegt, das Erreichbare zu nehmen, und da eine Sehnsucht nach Utopien ihm fern liegt, so wäre es möglich, ihn mit Gewährung erreichbarer und für ihn wünschenswerter Ziele zufrieden zu stellen. Was ihn am meisten bekümmert, ist doch, daß er über das, was er nun einmal ist, nicht hinauskommen kann. Er ist im besten Falle Tagelöhner mit Jahresgehalt, er hat sein festes Einkommen, das ihn vor Nahrungssorgen schützt. Könnte er etwas mehr haben oder etwas mehr werden, so wäre vielleicht sein Ehrgeiz befriedigt. Und auf dem Lande ist es möglich: er kann Hausbesitzer werden. Mancher Bauer, jeder Gutsbesitzer hat irgend eine Landparzelle die für ihn minderwertig ist, entweder weil das Land so schlecht ist daß eine Rentabilität der Bewirtschaftung für ihn nicht zu ermöglichen, ist, oder weil die Parzelle so entlegen ist, daß er doch keinen rechten Nutzen von ihr hat. Solche Parzellen können zu Arbeiterheimstätten ausgelegt werden. Natürlich soll der Arbeiter hier nicht nur, solange er bei dem Besitzer dieser Parzellen arbeitet freie Wohnung haben, sondern sie sollen sein freies und erwerbbares Eigentum werden können, und er soll Haus- und Landeigentümer werden können. Damit erreicht der Landarbeiter etwas, was er weder in der Stadt noch im Industriebezirk haben kann. Dadurch ist ihm auch in der Jugend schon ein Ziel gesetzt, dem er nachtrachtet und das ihn zur Sparsamkeit nötigt. Im Besitz eines eigenen Heims steht er den Verlockungen der Sozialdemokraten ganz anders gegenüber. Er macht ihren Trödel nicht mit, wie mannigfache Erfahrung beweist, denn er kann beim Umsturz etwas verlieren, und das macht bedenklich, und er sieht, daß er auch bei der bestehenden Ordnung der Dinge durch Fleiß und Sparsamkeit vorankommt.

Versuche nach dieser Richtung hin sind hier und da gemacht worden. Mir sind Gegenden bekannt, wo die Arbeiter schon in der zweiten und dritten Generation auf ihrer Parzelle sitzen, allerdings in Bauerndörfern oder bei solchen, wo Landparzellen leichter käuflich sind. Einzelne dieser Familien haben sich durch Fleiß und Sparsamkeit zum Range von Kleinbauern hinaufgearbeitet, indem sie hier und da ein Stück Land hinzu erwarben. Geht hier und da auch eine solche ansässige Arbeiterfamilie durch Unwirtschaftlichkeit zugrunde, so ist ihr Haus und Grundstück immer leicht an eine andere Landarbeiterfamilie los zu werden, ein sicheres Zeichen dafür, daß ein eigenes Heim dem Landarbeiter etwas erstrebenswertes ist.

Wir wissen wohl, die Gründung von Arbeiterheimstätten ist nicht das Zaubermittel, welches die Sozialdemokratie unter allen Umständen vom Lande zurücktreibt, aber es ist, wie wir aus Erfahrung wissen, ein gutes Mittel im Kampf gegen die Sozialdemokratie, und es dient außerdem noch dazu, die Arbeiter auf dem Lande festzuhalten. Man redet nicht ohne Grund in vielen Landdistrikten geradezu von einer Leutenot. Das eigene Heim bindet die Leute viel fester an die Scholle als ein Gesetz.

Agricola.

Gegen römisch Recht.[1])

Da werden die Juristen sagen: „das Publikum soll zur Rechtsform erzogen werden.“ Mit Nichten. Das Recht ist ein Hilfsmittel für den Guten, es soll diesem gemäß entwickelt werden, nicht aber einer Umwandlung in Gebahren und Anschauung der Leute dienen. Die guten Instinkte der Völker zu schonen, zu entwickeln diene das Gesetz, nicht sie auf andere Grundlagen zu stellen oder gar zu wandeln. Das Recht muß daher notwendig ein nationales sein, kein fremdes. Es hat aus der Nation, aus ihrem Charakter herauszuwachsen und kein Fremdtum in sie hineinzutragen. Wohl dem Volke, das in der Lage ist, eigene Kultureinrichtungen zu besitzen, die entwickelungsfähig sind. Wie froh wären die Russen, hätten sie derartige. Nur der Deutsche, der in sich alles hat, was er brauchte, wollte er nur achtsam damit umgehen, schaut sich um nach Fremdem und trachtet es auf den eigenen Baum zu pfropfen. Das hat unendlich geschadet und wird in weiterer Folge mehr noch schaden. Gerade der Deutsche mehr wie ein anderer bedarf des Vertrauens zu seinen Rechtseinrichtungen, eben er, mit seinem lebhaften Rechtsgefühl. Dieses Vertrauen verloren, alles verloren.

Das mündliche Zivilrechtsverfahren römischer Grundlage hat noch den Nachteil, die Prozesse sehr zu erleichtern. Wie schon erwähnt: das Risiko eines Prozesses ist nicht groß. Das begünstigt die Prozeßsucht. Nun wäre die Kürze des Verfahrens ja ganz recht; nicht recht ist es aber, wenn das Verfahren zu oberflächlich wird und wenn es, am römischen Formenrecht haftend, denjenigen begünstigt, der die Formen genau kennt, weil sie gewissermaßen zu seinem Geschäftsbetrieb gehören und ihm damit ermöglichen, den Harmlosen zu überfallen. Ich könnte eine ganze Zahl von Beispielen anführen, wo das neue Zivilrechtsverfahren auf die Eintreibung ungerechter Forderungen eingewirkt hat.

Nun wird man fragen: was soll da geschehen? Zweierlei ist möglich, zweierlei müßte man thun. Das Zivilrecht darf kein Formalrecht bleiben. Es ist verkehrt, Richtern zu vertrauen, die am materiellen Recht wenig Interesse nehmen, die nur an die Form sich klammern. Nötig ist, die Richter anders zu erziehen, nachdem man die Rechtsform geändert hat, oder aber die Entscheidungen in Zivilfragen einem Geschwornengerichte anzuvertrauen, wenn dies auch manche Mängel nach sich ziehen würde. Am besten wären hochbesoldete, moralisch und geistig hochstehende Richter, die über allen Anfechtungen von Staat und Gesellschaft in ihrer Stellung erhaben sind und nichts zu beachten haben, als ihr Gefühl für *das wirkliche, das innere Recht*. Die Frage: „Wer hat dem anderen Unrecht gethan?“ soll als einziges maßgebend sein für den Richter und das muß er durch sein Verfahren in volle Deutlichkeit zu rücken suchen. Es wird auch dieses Verfahren Unbilden mit sich bringen, denn Menschenwerk kann nicht vollkommen sein, doch aber wird in solchem Falle der Zorn des in seinem Rechtsbewußtsein Gekränkten sich nicht gegen die Rechtsform, nicht gegen den Staat, der darauf fußt, wenden können, sondern gegen den Richter selbst. Und das ist kein schlechtes Korrektiv für die Unvollkommenheit eines solchen Verfahrens. Der persönlich verantwortliche Richter (verantwortlich gegenüber dem Rechtssucher und der Oeffentlichkeit) wird immer in

[1]) Vgl. Heft 7 Seite 202.

dieſer perſönlichen Verantwortlichkeit die Mahnung finden, die ihn von der Linie des wirklichen Rechtes möglichſt wenig abzuweichen veranlaßt. Denn, wenn ſolch' ein Richter auch nicht abſetzbar iſt, viele ſchiefe Urteile machen ihn ſchließlich ebenſo unmöglich, wie viele ſchiefe Kuren den Mediziner. Auch dieſer letztere hat nur das Publikum zum Richter über ſich; wenn auch der Richter materiell vom Publikum nicht abhängt, er hängt moraliſch von ihm ab. Eine nicht in Grund und Boden verdorbene Bevölkerung, eine Bevölkerung, die wirkliches Rechtsbewußtſein kennt und in ſich trägt, wird kaum beſonders ſchlechte Richter haben.

Weiter eine Vereinfachung unſerer Geſetzgebung. Es iſt ganz verfehlt, überall, wo der Schuh Jemanden drückt, gleich ein Geſetz ſchaffen zu wollen. Die Geſetzmacherei iſt bei uns zur förmlichen Krankheit ausgeartet. Es drückt ſich dies ſchon darin aus, daß die Parlamente „geſetzgebende Verſammlungen" heißen und daß die Geſetzgeberei als vornehmſte Aufgabe eines Parlamentes angeſehen wird. Nach modernen Begriffen muß ein gutorganiſiertes Parlament als Geſetzgebemaſchine funktionieren und immer neue Geſetze auf den Tiſch des Hauſes niederlegen oder über ſolche Vorlagen einer Regierung beſchließen. Es würde aber vielmehr die Aufgabe eines Parlamentes in der lebendigen Kontrolle aller Staats- und Regierungsakte zu liegen haben, die letzteren begleitend, erklärend und kritiſierend, wie der Chor der antiken Tragödie die Handlung. Die Geſetzgeberei ſoll auf ein Minimum reduziert werden. Der oberſte Grundſatz unſerer Rechtspflege: „Unkenntnis ſchützt nicht vor den Wirkungen des Geſetzes," iſt logiſch genommen ein Unding. Wie ſoll ich, der von nichts weiß, von Wirkungen deſſen getroffen werden. Man ſoll nicht ſagen: jeder Staatsbürger hat die Geſetze zu kennen; es iſt unmöglich. Die Juriſten ſelber kennen ſie nur ſelten und ſpezialiſieren ſich in ihrem Betriebe, um für einzelne Zweige der Rechtspflege über die nötige Geſetzeskenntnis zu verfügen und alle Interpretationen und Präjudizien zu kennen. Dem Staatsbürger aber kommen alle dieſe Dinge vielleicht einmal im Leben vor, oder wenigſtens vielen davon. Jedenfalls kann er ſich nicht ſpezialiſieren. Es iſt nicht möglich, daß er darüber orientiert ſei. Nicht einmal leſen kann er die Geſetzesſammlungen; hat er ſie aber geleſen, ſo wird er ſie meiſt nicht verſtehen und wenn er ſie verſteht, ſo wird er ſie auf ſeinen Fall nicht anzuwenden wiſſen. Und das letztere iſt doch die Hauptſache, ſonſt nützt ja die Kenntnis nichts. Es iſt daher der oberſte Rechtsgrundſatz, ohne den unſer jetziges Rechtsverfahren null und nichtig iſt, durchaus auf falſchem Grunde gebaut. Der Menſch kann nur für das verantworten, was er weiß. Die zehn Gebote merkt ſich jedermann, die ſind überſichtlich und einfach (wenn ſie auch nicht richtig ſind in manchem) und die müßten im Notfalle genügen. Es muß daher über allem Formenrecht, um das wir doch nicht ganz herumkommen werden (wenigſtens in abſehbarer Zeit nicht) ein allgemeingiltiger Grundſatz alle Geſetze dominieren. Ein franzöſiſcher Schriftſteller von Originalität (Pierre Louys) hat in einem ſeiner jüngeren Bücher einen ſolchen Rechtsgrundſatz aufgeſtellt. Er lautet: „Schade niemals Deinem Nächſten, im übrigen kannſt Du thun, was Du willſt."

Das iſt einfach. Hand auf's Herz: könnte ein guter Richter damit nicht auskommen zur Beurteilung faſt aller nur möglichen Rechtsfälle? Immer iſt es wieder nun der Menſch, der dem Menſchen helfen muß; natürlich. Immer wird alſo Menſchenwerk vorliegen und immer

wieder wird es Ungerechtigkeit und Unvollkommenheit geben. Immer aber soll der Mensch trachten, in allem was er thut, dem Guten im Individuum die Expansion zu gestatten und die Verhältnisse so zu gestalten, daß das Gute von der beschränkenden Kraft des Gesetzes und seiner Formen nicht erwürgt wird.

Die Rechtsanwälte würden nicht unnötig durch ein neues, vereinfachtes Verfahren. Im Gegenteil. Sie würden erst recht nötig sein. Denn der gemeine Mann ist nicht beredtsam, hat gewöhnlich nicht die Sprachmittel an der Hand, um alle Register seiner gekränkten Gefühle zu ziehen, so daß der Richter davon beeinflußt wird. Dem Rechtsanwalt im stillen Kämmerlein kann er alles sagen, er kann in seiner gewohnten Weise zu ihm sprechen, durch Andeutungen oft nur, durch episodisches Erzählen, kurz in der Art, wie er sich auszudrücken gewöhnt ist. Vor Gericht spricht der wohlinformierte, der sprechgewandte Rechtsanwalt und übersetzt alles Gehörte in fließendes, in verständliches Deutsch. Der Rechtswerber dient zur Kontrolle und Berichtigung.

Ein anderer Makel haftet unserer Gesetzgebung an. Es giebt Gebreste des täglichen Lebens, die oft den Einzelnen treffen, oft ganze Schichten, Gebreste, die manchmal davon herrühren, daß die Bevölkerung innerlich nach Rasse und Lebensauffassung verschieden ist. Solche Gebreste werden dann unter die Lupe der Gesetzgebung genommen und dagegen mittels neuer Gesetze Hilfsmittel gesucht. Diese Hilfsmittel verletzen aber oft andere Kreise der Bevölkerung schwerer, als sie denen helfen, denen man helfen wollte. Ein Recht, wie das römische könnte annähernd richtig sein dann, wenn es mit gleichartigen Volksmassen, (nämlich mit Bezug auf allgemeine Anlage von Haus aus, also durch Atavismus) zu thun hat. So aber passen sie vielleicht für eine Gruppe von Individuen, für die andere nicht.

Für Juden passen z. B. Gesetze gar nicht, die für Deutsche immer noch ganz gut sind und für Deutsche wird manches Gesetz viel zu einschränkend sein, das für den Juden viel zu weitmaschig ist. Drum machen unsere antisemitischen Parteien sich großer Sünden bei ihren Reformbestrebungen schuldig. Sünden gegen ihr eigenes Volkstum. Das würde durch manche Gesetzesmaßregel, die den jüdischen Schädling treffen soll, geradezu erwürgt und der Schädling lebte immer noch. Die Formalgesetzgebung römischen Zuschnittes ist daher für unsere ethnischen Verhältnisse ganz verfehlt. Ein Richter würde mit seinem gesunden Menschenverstand den Juden zu treffen wissen, ganz ohne einschränkende Gesetzgebung, einfach nach dem Schadensprinzip. Aller Antisemitismus bewegt sich daher mit seiner sogenannten Sozialreform vielfach auf falscher Bahn. Viele Sozialreformen (sofern sie wirtschaftlich reaktionär sind) benehmen unseren Leuten die für sie unerläßliche Elbogenfreiheit; der Jude weiß sich aber mit allen möglichen Beschränkungen immer noch abzufinden. Der Jude ist eben der, so sich allen Verhältnisse akkomodiert und jede Daseinsform annimmt, die ihm die Existenz gewährleistet. Unsere Leute hingegen sind wie sie sind und wenn man ihre Individualität beschränkt durch Gesetze, so verlieren sie ihre beste Triebkraft, verfallen der wirtschaftlichen Ohnmacht. Der Jude wird sich jeder sozialen Beschränkung immer noch angleichen, wenn es sein muß, der Deutsche wird aber durch Berufzwang vielfältig hart getroffen und der Fähigkeit beraubt einen Lebensmißgriff wieder gerade zu machen. Das Leben ist für ihn wie das Radfahren. Wenn man ihm die Lenkstange frei läßt und er aufs Treten nicht vergißt, so kann er jede falsche Bewegung wieder ausgleichen. Im anderen Falle stürzt er.

Die Juriſten werden das vorſtehend Geſagte als Unſinn erklären, ich aber ſage, daß in unſerer Art zu leben der große Unſinn liegt und daß unſer moderner Staat an der Rechtsfrage ſich ausleben wird, wenn nicht im Sinne des Angedeuteten Wandel geſchieht. Jeder, der im Leben ſteht, empfindet unſer modernes Rechtsleben wie eine unheilbare Krankheit und ſollte doch an ſeiner Stelle dazu gerade ein volles, freies Vertrauen haben können.

Das Erörterte iſt nur ein Teil der Rechtsfrage, ein anderer Teil liegt z. B. im Strafrecht. Es bietet in der Art des Inquiſitionsverfahrens die größten Widerſprüche. Namentlich Widerſprüche zwiſchen dem, was gang und gäbe iſt im Leben und dem, was der Richter von ſeinem Stuhle aus in amtlicher Vertretung der richtenden Geſellſchaft für ſittlich, für erlaubt anſieht. Dieſe Widerſprüche fallen dem denkenden Leſer von Strafgerichtsverhandlungen faſt jedesmal in's Auge. Es iſt, als ob ein von der Juſtiz Ergriffener plötzlich unter anderes, als das gemeine Recht geſtellt wäre. Durch Sitten und Gebräuche der jeweiligen Geſellſchaft bildet ſich ein Gewohnheitsrecht heraus. Ihm gemäß lebt der gewöhnliche Menſch, ſo gut er kann. Und das geht ſo lange, bis er einmal mit dem formellen Strafrecht in Konflikt kommt. Nun ſieht er zu ſeinem größten Entſetzen, daß er vollſtändig im Irrtum war, wenn er nach den eingelebten Begriffen gelebt hat. Eine förmlich foſſile Geſellſchaft tritt ihm in Geſtalt der richterlichen Auffaſſung gegenüber. Er weiß ganz gut, daß niemand ſo leben kann wie der Richter dies hier namens der Geſellſchaft verlangt, der Richter ebenſowenig, wie er und die anderen. Der Richter aber verlangt es auf Grund der Geſetze und bemakelt damit oft das ganze bisherige Leben des Verklagten, während dieſer ſich gänzlich in Einklang mit dem Gebräuchlichen weiß. Ich habe oft ſolche Gerichtsverhandlungen mit förmlichem Abſcheu geleſen und mir vorgeſtellt, wie mir zu Mute wäre, ſäße ich an der Stelle des Angeklagten. Die Geſchworenen aber laſſen ſich durch den Ernſt des Richters einſchüchtern und glauben im Sinne ſeiner Ausführungen urteilen zu müſſen, ſo ſehr es ihnen dabei im Ohr klingt. Unſer Inquiſitionsverfahren iſt oft eine förmliche Orgie der Heuchelei.

Ich habe in vorſtehenden Ausführungen den Keim zur Erörterung einer brennenden Kultur- und Tagesfrage gelegt. Lange nicht fertig bin ich mit dem, was ich am Herzen habe und würde mich freuen, noch weiter Gelegenheit zu erhalten, meine Anſichten zu entwickeln. Wer es ernſt meint mit dem Wohle unſeres Volkes, der wird ſich mancher Einſicht nicht verſchließen. Ich bin kein Juriſt, aber ich fühle mich kompetent zu dieſer Erörterung, denn die Rechtsfrage iſt Jedermannes. Auch mißtraue ich dem ſachlichen Verſtande jeder Gelehrtenclique. Aus mir ſpricht die Erfahrung, die ſich verwerten will zum allgemeinen Beſten und ich weiß mich Eins mit den dunklen Empfindungen von Tauſenden.

Isco.

Fürſt Bismarck nach ſeiner Entlaſſung.

Fürſt Bismarck nach ſeiner Entlaſſung, von Dr. Paul Liman. Leipzig. Hiſtor. polit. Verlag. 1901. 6,50 M.

Wer wahre Größe beſitzt, dem bleibt ſie treu bis an ſein Ende. Welch ein Schauſpiel durften wir erleben! Ein Miniſter wird entlaſſen, und ſein Wort hält acht Jahre lang die Welt in Atem. Das macht, er

war mehr als ein Minister, sein Ansehen beruhte nicht auf seinem Amt, es war der Ausfluß einer Persönlichkeit, welche das Zeichen des Genius an der Stirn trug.

Die Helden leben im Geiste des Volkes fort in der Gestalt, die sie am Schlusse ihrer Laufbahn zeigen. Darum wird sich das Bild des „Alten im Sachsenwalde" auch am dauerhaftesten unter den Deutschen erhalten. Er wird erscheinen als der getreue Eckart, der den Träumern die That, den Sondertümlern die Einigkeit lehrte.

„Die acht langen Jahre der Trennung", sagt Liman, „sind nicht auszulöschen, ihr Leid wird nicht fortgenommen werden, und es soll auch nicht sein. Denn gerade in diesen Jahren ist der Mann, der einst von Blut und Eisen sprach und mit Gigantenkraft die Berge türmte, uns am nächsten getreten in der Menschlichkeit seines Wesens, in der Weichheit seines Gemüts, in der ehernen Kraft seines furchtlosen Charakters."

Limans Werk ist ein Volksbuch, geschrieben ohne alle Ruhmredigkeit, doch mit begeisterter Bewunderung seines Helden.

Möchten recht viele zu dem Werke greifen, um Einsicht in die Ziele unseres staatlichen Lebens, aber auch Freudigkeit zu weiterer Arbeit an demselben daraus zu schöpfen, denn die Fragen, die den Fürsten noch am Schlusse seines Lebens zum Teil mit Sorge erfüllten, sind noch nicht gelöst, ja manche seiner alten Neider und Gegner sind noch am Werke, das mühsam Errungene ihren Sonderzwecken dienstbar zu machen, wie jener Dr. Lieber, der Führer der Römlinge, der da mit edlem Freimut und der sittlichen Entrüstung des Biedermannes bekannte: „Unsere Stellung ist, mögen die andern treiben, was sie wollen, an der Seite von Kaiser und Reich, von König und Vaterland. Fürst Bismarck mag den Ruhm seines Lebens zerstören, ich kann ihn nicht daran hindern. Aber er soll die Hände lassen vom Ruhme deutscher Macht und Herrlichkeit! Es ist unerhört, daß ein früherer Kanzler des Deutschen Reiches dessen Regierung anklagt als eine schwache und charakterlose Regierung. Schmach und Schande, daß es in unserem Vaterlande solche Menschen giebt."

Der Schüler Loyolas als Schirmer deutscher Macht und Herrlichkeit!

Nichts, meine ich, kann greller die tiefe Kluft des Denkens und Empfindens beleuchten, welche die staatlich zur Not geeinten Deutschen trennt. Der Feind im eigenen Lager war noch stets der gefährlichste; ihm gegenüber ist die größte Wachsamkeit geboten. So haben wir vor allem eine Aufgabe geerbt, die zwar über Bismarcks Werk hinausweist, aber gleichwohl nur in seinem Geiste vollendet werden kann: herauf zu führen auch die innere Einheit der Deutschen, die Einheit deutscher Kultur.

J. N.

H. St. Chamberlains „Worte Christi".

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

West-östlicher Divan.

Obwohl Kulturhistoriker und Theologen anderer Meinung zu sein scheinen, möchte ich doch an die Spitze dieser Besprechung den Satz stellen, daß es für die gesamte geschichtliche Forschung heute kein wichtigeres Problem giebt, als der Versuch einer realistischen Jesuspsychologie auf

phyſiologiſcher und univerſalhiſtoriſcher Grundlage, ganz gleichgiltig, ob ein ſolcher Verſuch auf den erſten Anlauf zu einem befriedigenden Reſultate führt, oder ob ihm neue und immer neue folgen müſſen. Denn wenn die Befreiung von den gewaltigen und uns oft ſo tief niederziehenden Autoritäten der Vergangenheit überhaupt die Loſung unſeres Geſchlechts iſt, wenn wir ſelbſt mit der lebhafteſten inneren Bewegung es miterlebt haben, wie das eine der großen Dogmen, die aus vergangenen Tagen mitten in die Herrlichkeit des neuen Reiches hineinragten, wie das Dogma vom klaſſiſchen Altertume vor unſeren Augen aufgelöſt wurde, nicht zum wenigſten durch die tüftelnde Spezialiſtenarbeit der Philologen ſelbſt, wenn wir uns erinnern, wie von der großen Epoche der Renaiſſance an, von Erasmus und Laurentius Valla bis zu Strauß und Baur, zu Wellhauſen und Harnack immer ſchärfer und rückhaltloſer die hiſtoriſch-philologiſche Kritik auch die kirchlichen Autoritäten der Vergangenheit, ja die der Bibel alten und neuen Teſtamentes ſelbſt benagte und zerſtörte: ſo fragt man ſich unwillkürlich, wie lange wird es noch dauern, bis wir auch die Perſönlichkeitsentwicklung und die hiſtoriſchen Wirkungen Jeſu ähnlich ſcharf und rückhaltlos analyſieren lernen, wie wir es jeder andern großen geſchichtlichen Perſönlichkeit der Vergangenheit gegenüber — auch wenn ſie Zoroaſter, Buddha oder Mahomet heißen — für ganz ſelbſtverſtändlich halten.

Zwar leben unſere Theologen auch heute noch der beglückenden Zuverſicht, daß — dank der unglaublichen Unſauberkeit und Kompliziertheit der hiſtoriſchen Quellen des Chriſtentums — eine realiſtiſche Jeſuspſychologie dauernd ganz unmöglich ſein werde, und daß ſie infolgedeſſen ihr theologiſches Handwerk in alter vielgeliebter und bequemer Weiſe bis an das Ende aller Tage würden friſten können. Denn das empfinden ſie natürlich klar genug, daß in dem Augenblicke, wo die reine Menſchlichkeit Jeſu unter den ſelbſtändigen Denkern und wiſſenſchaftlich Geſchulten für ausgemacht gilt, die Ausnahmeſtellung des chriſtlichen Glaubens und der chriſtlichen Religion, die ja für chriſtliche Theologen auch heute noch die Religion iſt, ſofort dahinſinkt, und das Chriſtentum es ſich dann gefallen laſſen muß, als ein Glied unter vielen den großen Entwicklungen einer pſychologiſchen Kulturgeſchichte einverleibt zu werden.

Vor zehn bis fünfzehn Jahren waren ſolche Probleme im weſentlichen noch rein theologiſche. Weder Ranke noch Mommſen, weder J. Burckhardt noch Treitſchke oder einer der anderen führenden Hiſtoriker hat je den Verſuch einer realiſtiſchen Jeſuspſychologie gewagt. Erſt durch das Auftreten Friedrich Nietzſches, vor allem durch ſeinen „Anti-Chriſt“ iſt Jeſus wieder in den Mittelpunkt des modernen Denkens getreten. Dieſe hiſtoriſche Geſtalt faſciniert heute wieder alle, die leidenſchaftlichen Verehrer wie die glühenden Haſſer, und nicht nur Theologen und Kirchenhiſtoriker, nicht nur Kulturforſcher und Pſychologen, ſondern auch ſelbſtdenkende Laien, Dichter und Künſtler nehmen in Bildern, Skulpturen und Dichtwerken ernſt, ja leidenſchaftlich Stellung. Vielleicht wird einmal eine Epoche kommen, in der man den geiſtigen Repräſentanten unſerer Epoche gerade danach in erſter Linie Rang und Bedeutung anweiſen wird, wie ſie ſich mit dem Jeſusproblem abgefunden haben. Schon jetzt aber kann man ſagen, daß eine ganze Reihe von trefflichen Männern gar nicht ſchnell genug damit bei der Hand ſein kann, ſich durch die Behandlung dieſes Problems heillos in ihrer wiſſenſchaftlichen und pſychologiſchen Hülfloſigkeit bloß zu ſtellen Noch einmal verſuchen auch die ſtreitbaren Theologen im orthodoxen Lager, alle Angriffe gegen

die kirchlichen und christlichen Autoritäten mit Wucht und Stoß zurück zu schlagen. Aber wenn man den Sumpf um Harnacks „Wesen des Christentums" mit unbefangenem Urteil verfolgt, so hat man den Eindruck, daß diese evangelischen und katholischen Orthodoxen das Ungeheure von dem erreichen werden, was sie beabsichtigen. Sie werden durch ihre zum Teil wirklich schlagenden Argumente Herrn Harnack und noch mehr den jungen theologische Nachwuchs immer weiter nach links drängen. Die kompromißlichtige Vermittlungstheologie aber, die „weder Fleisch noch Fisch ist", wird eines Tages einer streng kulturgeschichtlichen Historie gebührend Platz machen und einer vergleichenden Religionsgeschichte, die nämlich Jesu und den Evolutionen des Christentums die Stellung nicht streitig machen wird, die ihnen im Gesamtverlaufe der Menschheitsentwicklung zukommen.

So haben wir also vorläufig drei Parteien: hier die erbitterten Antichristen, die dem Banner Nietzsches laut schellend folgen; dort die starrhalsigen Orthodoxen, die sich nicht das Geringste abdingen lassen wollen, und dazwischen jene inkonsequenten Klüglinge, die zwar mit allen wissenschaftlichen Ergebnissen und Hypothesen liebäugeln, andererseits aber doch an einem Idealjesus festhalten, den sie mit dem Subjektivismus der alten Mystiker zusammendichten aus Elementen der biblischen Bücher und den Idealen und Bedürfnissen der eigenen Persönlichkeit.

Das sind bei der unendlichen Schwierigkeit des Problems oft durchaus nicht nur schwächliche Weichlinge, sondern hin und wieder ganz kräftige, tüchtige und originelle Geister, nur nicht tief und stark genug, den Stein zu heben. Vielleicht zeigen wir einmal in einer späteren Arbeit, wie der historische Jesus und das weltgeschichtliche Christusgedicht, an dem Zeiten, Völker und Menschen auch jetzt noch fortdichten, auf die typischen Geister unserer Epoche auch heute noch wirken. Die überwältigende Schwierigkeit der Aufgabe einer Jesuspsychologie kann durch nichts überzeugender erhärtet werden. Nichts aber giebt zugleich auch einen tieferen Einblick in das religiöse, geistige und sittliche Ringen unserer Epoche.

Auch in diesem Punkte heißt es zunächst: zurück zu Goethe! Ehe man selbst diesen Problemen zu nahen wagt, muß man erfahren haben, wie Goethe in einer Entwicklung von über achtzig Jahren sich mit ihnen abgefunden hat, Goethe, der in einer der interessantesten Epochen der europäischen Kulturgeschichte und der Menschheitsentwicklung lebte. (Kulmination des Rationalismus. Kant und die französische Revolution. Reaktion der Romantik in Wissenschaft und Politik, in Kunst und Litteratur. Ansätze zum modernen Realismus.)

Houston Stewart Chamberlains „Worte Christi", auf die wir später zurückkommen werden, haben uns zu solchen Betrachtungen angeregt. Auch dieser zwar geistvolle und wissensreiche aber eigenmächtige Dilettant hat an der Jahrhundertwende eine grundsätzliche Abrechnung mit den großen, uns heute noch vielfach beherrschenden Autoritäten der Vergangenheit versucht. Aber schon seine „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts", so reich an Anregungen und interessanten Gesichtspunkten, bewiesen, daß auch dieser treffliche Kopf mit dem zentralen Problem der Jesuspsychologie nicht fertig geworden ist. Auch Chamberlain hat diese welthistorische Gestalt und die gewaltigen, in die Ewigkeit fortzitternden Wirkungen, die von ihr ausgegangen sind, nicht restlos einzureihen vermocht in den Gesamtverlauf der Menschheitsentwicklung, ist er doch am letzten Ende eine zu gesunde, zu einfache Natur, um auch nur

Nietzsche und seine universalhistorische Notwendigkeit innerlich erlebt zu haben. Vom Standpunkte des greisen Richard Wagner aus beschaut er die Welt, und so wenig wie Richard Wagner und Friedrich Nietzsche hat er die ganze Größe von Goethes Weltanschauung und Religiösität begriffen.

Trotzdem halten wir es für ganz verdienstlich, wenn Chamberlain seine „Worte Christi" dem Druck übergeben hat, zumal er nicht den Gott, sondern den perfectus homo zu Worte kommen lassen will.

Warum verdienstlich? Weil es auch in unseren Tagen noch selbst für einen sehr ruhigen und sehr kultivierten Geist schwer ist, die Bibel, zumal das neue Testament, unbefangen zu lesen und völlig gerecht und billig zu beurteilen. Wir sind von der frühesten Jugend an in zu unerhörter Weise mit diesem Buche mißhandelt worden. Immer wieder hat man es auf die ruchloseste und arglistigste Weise benutzt, unsere Eigenart zu brechen und unsere Persönlichkeit zu zerreiben. Ist es da ein Wunder, wenn schon im achtzehnten Jahrhundert dem milden Hemsterhuis, dem Freunde der Fürstin Gallitzin der „Christenglaube als ein ausschließliches Eigentum des Pöbels und die Bibel als ein ganz unausstehliches Buch galt"? Hatten doch schon die großen Päpste der Renaissance, die Nietzsche so inbrünstig bewundert und feiert, und Macchiavell ganz ähnlich empfunden. Nur so erklärt sich auch der wahrhaft fanatische Haß, mit dem Nietzsche — weit über das Ziel hinausschießend! — sagt, „daß man gut thut, Handschuhe anzuziehen, wenn man das neue Testament liest. Die Nähe von so viel Unreinigkeit zwingt beinahe dazu. Wir würden uns „erste Christen" so wenig wie polnische Juden zum Umgang wählen: nicht daß man gegen sie auch nur einen Einwand nötig hätte . . . Sie riechen beide nicht gut. — Ich habe vergebens im neuen Testamente auch nur nach Einem sympathischen Zuge ausgespäht; nichts ist darin, was frei, gütig, offenherzig, rechtschaffen wäre. Die Menschlichkeit hat hier noch nicht ihren ersten Anfang gemacht, — die Instinkte der Reinlichkeit fehlen ... Es giebt nur schlechte Instinkte im neuen Testament, es giebt keinen Mut, selbst zu diesen schlechten Instinkten. Alles ist Feigheit, alles ist Augen-Schließen und Selbstbetrug darin. Jedes Buch wird reinlich, wenn man eben das neue Testament gelesen hat: ich las, um ein Beispiel zu geben, mit Entzücken unmittelbar nach Paulus, jenen anmutigsten, übermütigsten Spötter Petronius . . . unsterblich heiter und wohlgeraten . . . Diese kleinen Mucker verrechnen sich nämlich in der Hauptsache. Sie greifen an, aber alles, was von ihnen angegriffen wird, ist damit *ausgezeichnet*. Wen ein „erster Christ" angreift, den besudelt er nicht . . . Umgekehrt: es ist eine Ehre, „erste Christen" gegen sich zu haben. — — Habe ich noch zu sagen, daß im ganzen neuen Testament bloß eine *einzige* Figur vorkommt, die man ehren muß? Pilatus, der römische Statthalter. Einen Judenhandel *ernst* zu nehmen — dazu überredet er sich nicht ..." —

Es wird immer merkwürdig bleiben, daß in den Ausgängen des neunzehnten Jahrhunderts ein Pfarrersohn, und noch dazu ein Pfarrersohn, der Schulpforta besuchte und mit Ehren verließ, diese flammenden Worte hat schreiben können. Aber wenn selbst Engel und Heilige vom Himmel herniederstiegen und zu singen und zu predigen anfingen, sie würden bei dem alexandrinischen Theologengeschlecht unserer Tage nur auf völlig verstockte Ohren treffen, und kein Gott wird sie zum Nachdenken und zum Umdenken bringen und zwingen.

Vier Gruppen von Bibellesern kann der unparteiische Kulturpsycholog heute unterscheiden. Da sind erstens die christlichen Theologen,

die entweder alles bewundern und verhimmeln, oder doch nur eine Kritik üben, die keine wesentlichen praktischen Ergebnisse zeitigt. Da sind zweitens die Antichristen, die wie Nietzsche mit ungebändigter Leidenschaft alles verwerfen und dasselbe Buch, das jene über alle andern erhoben haben, mit verächtlichem Fußtritt hinunterschleudern unter alle anderen. Da sind drittens die Laien, die die Bibel durchwandern wie eine Landschaft, die man bald gedankenlos durchschreitet, und die uns bald zu Worten mürrischer Unzufriedenheit treibt, wenn uns die Oede und Dürre quält, und die uns dann wieder hell aufjauchzen läßt, wenn unser müder Fuß auf eine herrliche Oase trifft. Da ist endlich der psychologische Kulturhistoriker, der mit unendlicher Mühe und unparteiischer Wissenschaftlichkeit versucht, die Bücher des alten und neuen Testamentes wie jede andere geschichtliche Quellensammlung in ihre historischen Bestandteile auseinanderzulegen.

Sicherlich wird es unter selbständigen und unbefangenen Lesern des neuen Testamentes heute nur wenige geben, deren nach wissenschaftlicher Reinlichkeit und Klarheit strebender Geist nicht auf Schritt und Tritt durch biblische Erzählungen und Vorkommnisse aufs empfindlichste beleidigt und gekränkt wird, sodaß sie schnell genug mit einer Geberde des Abscheus und mit dem Ausdruck des Unwillens das Buch weit von sich schleudern: „wer wird diesen Rattenkönig von Absurditäten je entwirren?

So ist es denn ganz löblich, daß Chamberlain einmal versucht hat, die „Herrenworte" aus der vielfach absurden Umrahmung loszulösen, wie ja auch bekanntlich die Legenden und Märchen sich erst um die ursprünglich überlieferten Worte Jesu — nach dem Bedürfnis der Apologetik, Polemik und zusammenhängenden Berichterstattung — anskristallisiert haben. Hier tritt nun die eigentümliche Größe und Erhabenheit dieses religiös-sittlichen Genius überzeugend hervor, aber auch manches Problematische, manches Menschlich-Allzumenschliche deutet sich an, obwohl Chamberlain nicht ohne Willkür die wichtigsten Dinge ausgeschieden hat. Wirkich glaubt man bisweilen den Klang von Jesu Stimme zu hören, besonders in der gewaltigen Zornrede, die er an den Oberkirchenrat und die Konsistorialräte von Jerusalem hält.

In christlichen Kreisen kann man es immer wieder hören, wenn von den ungeheuerlichen Irrtümern und Ruchlosigkeiten der christlichen Kirchengeschichte oder von den unerträglichen Zuständen in der heutigen Christenheit die Rede ist, daß dies mit dem „eigentlichen Christentum" oder gar mit der Persönlichkeit des Heilandes nichts zu thun habe. Nun — ich glaube, daß das grenzenlose Irrsal der christlichen Kulturepoche und die tausendfachen Mißgriffe, die auch heute noch gerade die besten und ernstesten Christen auf Schritt und Tritt begehen, mit den letzten und feinsten Wurzeln zurückreichen bis in die rätselreichen Tage des Urchristentums, ja bis tief hinein in die dunkelsten und zartesten Geheimnisse der Jesuspersönlichkeit selbst. Indem man den „Heiland" zum Gotte erhob, erhielt jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen, jede individuelle Schranke und Extravaganz dieses Genius, erhielt darüber hinaus die christliche Legende und Geschichtsfälschung eine Bedeutung, die den Fortschritt unseres Geschlechtes — je weiter man sich von Jesu Epoche und Kulturzustand entfernte — immer verhängnisvoller beeinflussen mußte. Die ungeheure, ja ungeheuerliche Hypnose, in die „Christus" die Welt auf Jahrhunderte und Jahrtausende versetzt hat, hat wie nichts den Fortschritt in Wissenschaft und Philo-

sophie, in gesunder Lebensführung wie in Kunst und Kultur zurückgehalten. Das würde noch viel deutlicher hervortreten, wenn die Christen nicht mit einer Perfidie, die ihnen sehr wenig zur Ehre gereicht, auf das dreisteste sich schließlich die Kulturfortschritte zugeeignet hätten, die sich nur in blutigen Kämpfen gegen sie durchsetzen konnten. Nirgends in aller Welt trifft man auf eine verabscheuenswürdigere Unsauberkeit und Unredlichkeit in der Beurteilung und Darstellung historischer Geschehnisse, als bei christlichen Gelehrten, die mit dem schillernden Begriff des Christentumes, dem man jeden beliebigen Sinn unterlegen kann, ihre Advokatenkünste treiben.

Dem gegenüber behaupten wir, daß die Persönlichkeit Jesu mit ihrer menschlichen Größe und ihren menschlichen Schranken viel zu rein und erhaben ist, als daß man auch heute noch nötig hat, sie zu einer chimärischen Gottheit aufzuputzen und aufzustutzen. Ja, sollte es uns endlich gelingen, den Charakter dieses Genius zu konstruieren und die Tragödie seines Lebens aus seinem Charakter zu entwickeln, so wird die Wirkung, die dann auch weiterhin in alle Zukunft von ihm ausgehen wird, eine viel reinere, gesundere und freudvollere sein, als es alle Wirkungen in der wirrenreichen christlichen Vergangenheit bis jetzt gewesen sind.

Immer wieder werden sich auch in Zukunft große und kleine, reiche und arme Menschen an der Liebesglut und der Opferfähigkeit dieses menschlichen Helden — denn ein Held war er trotz Nietzsche! — entzünden und von ihm lernen, den engen persönlichen Eigennutzen auf dem Altare des Gemeinwohles zu opfern und durch Menschendienst, wie Paulus sagt, „Mitarbeiter Gottes“ zu werden. Aber unser Forschen und Glauben, unser Dichten und Handeln wird dann nicht mehr im hypnotischen Bann des „Gottessohnes“ liegen, der ja eigentlich viel mehr ein Gottesvater gewesen ist, der Vater des überall eingreifenden Mitleidsgottes, den ein Goethe ablehnte und auf den Nietzsche die scharfe unerschöpfliche Lauge seines Hohnes herabgoß.

Dann werden auch christliche Priester nicht mehr wagen, den religiösen und sittlichen Fortschritt des Menschengeschlechtes in neuen Bahnen immer wieder mit geifernder Zunge und fanatischen Ränken aufzuhalten, und mit sieghafter Klarheit wird sich allen denkenden und selbständigen Geistern die Wahrheit aufdrängen, daß das Christentum nicht die höchste Blüte der religiösen Entwicklung ist, sondern daß der Glaube an „unsern Herrn Jesum Christum“ am letzten Ende der Verzweiflung an Gott selbst entspringt. Ein Goethe, der selbst den Mut und die geistige Größe besaß, wie Jesus seine Arme dem Universum mit jauchzendem Ichgefühle weit entgegenzubreiten, ein Emerson mit dem königlichen Selbstgefühl eines erstgeborenen Menschen — sie lernten schon früh, den Jesuskult im dogmatischen Sinne abzulehnen und zu verachten, wie ein reifer und gesunder Mann Gängelband und Krücke mit zorniger Geberde von sich weist. Religiös Impotente dagegen klammern sich mit ängstlicher Zähigkeit an Jesum, weil sie ohne ihn und die Seinigen nichts von Gott wissen, und es hat etwas rührend komisches, wie diese armen Schwächlinge ihren Glauben über den jener großen Propheten setzen, die auch in unseren Tagen noch Gott selbst in den Tiefen ihrer Brust erleben, wie ihn einst Jesus in seinem Geiste und Herzen mit aufjauchzender Freude in wundervollen Gesichten geschaut hat.

Solche Reden und Argumente haben die Christen zu allen Zeiten sehr ungern gehört, aber sie sind gerade ihnen immer wieder sehr nützlich

gewesen. Denn ohne die Ideenzufuhr, die ihnen immer von neuen von Ketzern und Ungläubigen zugeströmt ist, würden sie ja längst schon völlig eingeschrumpft und ausgetrocknet sein, wie eine Zisterne in der Wüste, die nicht durch neue Regengüsse getränkt wird. Man sieht das ja auch heute wieder an ihrem Verhalten Goethe gegenüber. Wie sehr ist der Dichter noch zu seinen Lebzeiten, wie ungebürlich nach seinem Tode von christlich-orthodoxen Theologen — ich nenne nur den unseligen Hengstenberg — bekämpft und verunglimpft worden, und selbst ein Schleiermacher hat ihn innerlich abgelehnt. In unseren Tagen, wo man ein ungeheures neues Arsenal hellblitzender Waffen gegen das Christentum ins Feld führt, haben sich liberale, ja selbst orthodoxe Theologen bereits daran gewöhnt, Goethe als Apologeten des Christentums, wie auch des Protestantismus, für sich in Anspruch zu nehmen. So bereiten gerade die bittersten Gegner des Christentums immer wieder eine Regeneration der christlichen Kirche vor, und es sind wahrlich nicht nur die Jesuiten, die in dieser Politik des Sich-Aneignens fremder Waffen und fremder Kampfweise groß sind. Dieser Jesuitismus liegt dem ganzen Christentum tief, tief im Blute.

Und nun wenden wir uns zu Herrn Chamberlain und hören, wie er seine Herausgabe der „Worte Christi" begründet: „Die evangelischen Berichte, sagt er, sind tausendfältig bedingt; die Worte Christi sind unbedingt. (?) Aus den Evangelien hat die europäische Menschheit eine Heilslehre gewonnen, reich an ewiger Wahrheit, dennoch aber so eingeengt durch Ort, Zeit und Geschichte, daß sie nicht einmal unsere kleine Erde zu umspannen vermag, und dem Weltall gegenüber, das wir heute erblicken, offenbar unzureichend ist. (Das vermuten wir auch!) Wogegen die Worte Christi so beschaffen sind, daß sie jede Ferne und jede Zeit besiegen und — wie das Licht den dunklen Raum durchfliegt, um überall neu zu erwachen, wo Leben seiner harrt — so auch ihnen die Macht eignet, von Stern zu Stern die „frohe Botschaft zu tragen."

So schreibt Chamberlain am Anfang seiner „Apologie", und man muß seinen Mut bewundern, mit dem er heute noch solche Dinge zu sagen wagt. Wer aber wird diese Rodomontaden ohne Lächeln lesen? Und nicht nur tapfer ist der Deutsch-Brite, sondern auch ehrlich; denn fortfahrend bekennt er:

„Ebensowenig wie der Seemann sein Schiff, möchten wir unsere Kirchen verlassen; wir haben nicht die Kraft, allein durchs Leben zu schwimmen (150 Jahre nach Goethes Geburtstag geschrieben!!); wir sind zufrieden, zu beten, wie unsere Väter gebetet haben: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!"

Es ist tief betrübend, daß die Urchristen diese Schätzung für die Worte Christi noch nicht besessen haben. „Ungefähr 30 Jahre nach dem Tode Christi, als die unmittelbare Erinnerung an seine lebendige Gegenwart zu verblassen anfing (die Erinnerung an einen Mensch gewordenen Gott, der eine Heilslehre für das ganze Universum brachte!), und die Zahl der Christen, die ihn nicht gesehen noch gehört hatten, täglich zunahm, war es die erste Sorge der jungen Gemeinden, die „Worte" zu sammeln, die einen so unaussprechlichen Zauber auf alle (?) Hörer ausgeübt hatten. Einer der wenigen Jünger Christi, die einige Bildung besaßen (sic!), der Zöllner Matthäus, verfaßte dann auch um jene Zeit eine Sammlung der Aussprüche des Heilands, die von den ältesten Vätern unter dem Titel Logia des Matthäus oder Logia des Urmattheus viel genannt wird. In aramäischer Sprache — der einzigen Sprache,

die Christus und seine Jünger verstanden (Christus, „der wahre Gott", und die Jünger, die die Gabe des Pfingstfestes besaßen!) — waren hier die Worte Christi, soweit sich die unmittelbaren Jünger ihrer erinnerten, zusammengestellt.". „Diese älteste und einzige Aufzeichnung der Worte Christi von einem Ohrenzeugen in der Ursprache ist leider sehr früh spurlos verschwunden. Wir besitzen folglich kein einziges Wort Christi in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern unsere Quellen . . . . sind alle griechisch." Und um sich vorzustellen, was das bedeutet, genügt die Erwägung, daß die aramäische Sprache der griechischen eben so fern steht, wie die arabische der deutschen!" Wie kam es aber, daß man in so beispiellos leichtfertiger Weise die ursprünglichen „Herrenworte" verschwinden ließ, nachdem die Evangelien zusammengestellt und -phantasiert worden waren? Weil man instinktiv empfand, daß diese ehrliche Sammlung der „Worte Christi" in jenen barbarischen Zeiten der christlichen Propaganda viel weniger frommten, als die Evangelien mit ihren Legenden und die apologetischen und polemischen Schriften einer späteren Epoche. Der historische Jesus hätte sich viel weniger leicht in das welthistorische Gedicht „Christus" transponieren lassen, an dem jede Zeit, jeder Ort, jeder Mensch weiter dichten konnte, wenn man seine ursprünglichen Worte in Ehren gehalten hätte; denn diese Worte würden immer vom Neuen die Mythologie Lügen gestraft haben, die sich an die Persönlichkeit Jesu anschloß. Jedenfalls aber tritt die Barbarei und Halbbildung jener christlichen Kreise in dieser ruchlosen Nachlässigkeit aufs deutlichste zutage und sie bildet dafür auch die einzige Entschuldigung.

Wie aber war es mit Paulus? Er besaß doch das Maß wissenschaftlich-theologischer Bildung, um einiges von der Ueberlieferung in einwandfreier Form retten zu können. Wenn es sich um einen Gott handelt, der sich für uns und unsere Sünden geopfert hat, wäre es doch wohl der Mühe wert gewesen! Aber Paulus war selbst ein religiöses Genie, wenn auch ganz anders geartet als Jesus, wahrscheinlich ein genialer Epileptiker wie Dostojewskij, der unmittelbare Gesichte und Offenbarungen hatte und sich so um die Ueberlieferung nicht mit großer Beschwerlichkeit zu kümmern brauchte. Deswegen hat er auch von Paul de Lagarde eine sehr üble Zensur erhalten! — Wer auch nur oberflächlich in diese christlichen Urzeiten hineinblickt, in denen sich wahrhaft sublime Gedanken und Bestrebungen mit barbarischem Aberglauben und den empörendsten Absurditäten auf eine groteske Weise immer wieder mischen, dem wird es schwer, ohne Lächeln und Spott die Feierlichkeit und der Pathos zu beobachten, mit dem auch heute noch unsere Theologen über diese Dinge reden; dieselben Leute, die Emerson nicht kennen und die Goethe im besten Falle in kleinen Broschüren abthun. Das wird dem Kulturhistoriker der Zukunft, und mich dünkt, einer sehr nahen Zukunft einmal überwältigend komisch vorkommen.

Allen diesen geehrten Herren gebe ich eine Unterhaltung des achtzigjährigen Goethe zur Erwägung, die den innersten Kern ihres eigenen Gebarens trifft. Der Kanzler Friedrich von Müller schreibt unter dem 8. Juni 1830: Das „Glaubensbekenntnis eines Denkgläubigen" nannte er, obwohl nicht mißbilligend, eine betrübende Erscheinung (so würde Goethe auch über Harnacks „Wesen des Christentums" geurteilt haben!), weil sie auf Halbheit und kümmerlicher Acconeodation beruhe. Man müsse entweder den Glauben an die Tradition festhalten, ohne sich auf ihre Kritik einzulassen, oder wenn man sich der Kritik ergebe, jenen Glauben aufgeben. Ein drittes sei nicht gedenkbar. (Was sagt die

deutsche Vermittlungstheologie dazu?) „Mir bleibt Christus immer höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen."

„Die Menschheit steckt jetzt in einer religiösen Krisis, wie sie kommen will, weiß ich nicht, aber sie muß und wird durchkommen.

Seit die Menschen einsehen lernen, wieviel dummes Zeug ihnen angeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Burschen wie Klopstock, L und wir anderen armen Hundsfötter gewesen, muß es natürlich wu lich in den Köpfen sich kreuzen." Diese Worte sind vor mehr siebzig Jahren gesprochen. Sie klingen aber mehr wie Worte morgen, als wie Worte von gestern. Indem wir sie mit einem G tiefer Beschämung niederschreiben, fragen wir uns: Wann werde einmal wieder die Stimme eines Mannes in Deutschland verneh Wann wird unter uns ein Aristophanes erscheinen, oder ein Cerv der uns die ganze Don Quixoterie des heutigen Christentums in Komödie oder Tragikomödie schildert und der uns unwiderstehlich reißt zu einem unerschöpflichen Gelächter des Spottes und sieg Befreiung, dem niemand widersteht und das weiterklingt durch die hunderte und Jahrtausende?!

Berlin. Walther Bielhaber

Nietzsche-Studien.

V. Nietzsche über Entstehung und Wesen des Christentums

In dem „Antichrist" faßt Nietzsche seine Ansichten über die stehung und Natur des Christentums zusammen, insoweit eben bei Aphoristen und Skeptiker von einer Zusammenfassung gesprochen w kann. Der „Antichrist" ist das letzte Werk, welches er geschriebe herausgegeben hat. Es sollte das erste Buch einer Reihe von Bü bilden, welche den Gesamttitel „Der Wille zur Macht" führen und „Umwertung aller Werte" enthalten sollten. Es ist bei diesem Buche geblieben.[1]) Da Nietzsche bald darauf in Irrsinn verfiel, s es denen von seinen Gegnern, welche sich tiefere Untersuchungen üb dort berührten hochwichtigen Probleme ersparen wollten, nahe, diese letztes Werk als vom Irrsinn inspiriert hinzustellen. So findet Henne am Rhyne den „Antichrist" „bereits der geistigen Gesu völlig abfremdet und daher unzurechnungsfähig"[2]). Auch E. G findet, daß aus den dort vorgebrachten Ansichten der beginnende W sinn spreche[3]). Selbst für J. Zeitler, der Nietzsche doch als Aesth voll anerkennt, sprächen wie Blitze aus dem Chaos im Antichri Vermächtnis des Umnachteten nur noch ein paar Worte herauf, in die Möglichkeit einer kommenden Vergöttlichung des Lebens dämm und webt"[4]). Andere Gegner aber — und dies gereicht ihnen zur haben diesen bequemen Ausweg nicht ergriffen; insbesondere erkennt Stein[5]), welcher die gesamte Weltanschauung Nietzsche's grundsätzli kämpft, ausdrücklich an, daß selbst die letzten Arbeiten von der unm bar bevorstehenden Katastrophe so wenig verraten, wie irgend ein

[1]) Dies ist ein Irrtum, wie der eben erschienene starke Nachla „der Wille zur Macht" beweist. (Anmerkung des Herausgebers). [2]) zarathustra von Otto Henne am Rhyn 1899. [3]) „Das Problem Fr Nietzsche's." Berlin 1899, S. 154. [4]) Julius Zeitler „Nietzsche's Aest Leipzig 1900, S. 9. [5]) Dr. L. Stein l. c. S. 30.

Schriften der achtziger Jahre. Daß der Antichrist Angriffe von fast unerhörter Heftigkeit gegen das Christentum und sein asketisches Ideal enthält, kann nicht in Abrede gestellt werden und wird sogar von dem Nietzsche so sehr geneigten Henry Lichtenberger zugegeben[1]).

Wenn Nietzsche sagt: „Ich verurteile das Christentum, ich erhebe gegen die christliche Kirche die furchtbarste aller Anklagen, die je ein Ankläger in den Mund genommen hat. Sie ist mir die höchste aller denkbaren Korruptionen, sie hat den Willen zur letzten auch nur möglichen Korruption gehabt. Die christliche Kirche ließ Nichts mit ihrer Verderbnis unberührt, sie hat aus jedem Wort einen Unwert, aus jeder Wahrheit eine Lüge, aus jeder Rechtschaffenheit eine Seelenniedertracht gemacht .... Ich heiße das Christentum den Einen großen Fluch, die Eine große innerlichste Verdorbenheit, den Einen großen Instinkt der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist, — ich heiße es den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit" — so ist dies mit einer Leidenschaftlichkeit, einem Hasse gesprochen, die wohl schwerlich überboten werden können. Sie stehen auch dem Denker, dem Ruhe, Unparteilichkeit, ja Kälte geziemt, nicht an. Aber nicht allein: es wird auch mit dieser Heftigkeit das nicht erreicht, was Nietzsche unzweifelhaft beabsichtigt. Nietzsche will doch das Christentum sozusagen aus den Angeln haben und durch eine bessere, dem Menschen gemäße Weltanschauung ersetzen. Aber man kann nur das beseitigen, dessen Entstehung völlig begriffen werden kann, was aufgeschlossen vor uns liegt, wie die Wirkung aus ihren Ursachen. Bei denen, welche von vornherein gegen das Christentum eingenommen sind — und solche sind es in unserer Zeit viele — mögen diese heftigen Worte die bestehende Abneigung steigern, ja selbst bis zum Hasse verdichten. Aber darum ist es nicht zu thun: der Haß macht eben so blind wie die Liebe, und was uns allein notthut, ist, klarzusehen, außerdem ist zu erwägen, daß der Haß auf der einen Wagschale auch die Liebe auf der anderen steigert. Haß und Verachtung haben dem Christentum, wie die Geschichte sattsam zeigt, so wenig geschadet, wie Verbannung, Kerker und Tod; sie machen wie diese nur Märtyrer und Fanatiker.

Indes ich möchte gerade hier nicht mißverstanden werden und namentlich der modernen Lau- und Flauheit keine Zugeständnisse machen. Ich erkläre deshalb ausdrücklich, daß das soeben Gesagte keinen Vorwurf gegen Nietzsche einschließt: ich erblicke in seiner Leidenschaftlichkeit keinen den Philosophen direkt schändenden, sondern nur einen ihn schädigenden, seine Klarheit trübenden Affekt. Das Christentum hat unter dem Menschengeschlecht eine Auslese geübt, wie sie ungünstiger kaum sein konnte; gerade die ehrlichsten, überzeugungstreusten, charaktervollsten, scharfsinnigsten Vertreter unseres Geschlechts sind von dieser Auslese ergriffen und beseitigt worden. Ich erinnere an die Art seiner Ausbreitung, an die Kämpfe und Ausrottung des ungleich maßvolleren, humaneren Arianismus, an die Ketzergerichte und Inquisitionen, an die Glaubenskriege, die es entzündet, und man begreift, daß hier Dinge geschehen sind, welche auch das kälteste Blut in Wallung bringen können. Auch heute noch macht sich diese Auslese geltend, wenn auch in weit milderen Formen, die aber nur auf Rechnung der inzwischen fortgeschrittenen Humanität und nicht der christlichen Liebe zu setzen sind. Ein Mann,

[1]) „Die Philosophie Friedrich Nietzsches." Von Henry Lichtenberger und Elisabeth Förster-Nietzsche. Dresden und Leipzig, Reißner 1899.

der so unumwunden eine Abneigung gegen das Christentum kund geben würde, könnte selbst in unserer so aufgeklärt sich dünkenden Zeit kein höheres Amt bekleiden, am allerwenigsten eine Professur! Nietzsche hat das auch begriffen und ist gegangen. Wir wollen also den Ursachen seines Hasses nicht weiter nachspüren und uns darauf beschränken zu untersuchen, ob seine Leidenschaftlichkeit ihn nicht hat wesentliches übersehen lassen.

In seiner ausgezeichneten Abhandlung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" sagt N.: „Ein historisches Phänomen, rein und vollständig erkannt und in ein Erkenntnisproblem aufgelöst, ist für den, der es erkannt hat, tot; denn er hat in ihm den Wahn, die Ungerechtigkeit, die blinde Leidenschaft und überhaupt den ganzen irdisch umdunkelten Horizont jenes Phänomens und zugleich eben darin seine geschichtliche Macht erkannt. Diese Macht ist für ihn, den Wissenden machtlos geworden: vielleicht noch nicht für ihn, den Lebenden." Ferner: „Eine Religion, die in historisches Wissen unter dem Walten der reinen Gerechtigkeit ungesetzt werden soll, eine Religion, die durch und durch wissenschaftlich erkannt werden soll, ist am Ende dieses Wegs zugleich vernichtet." Das sind unzweifelhaft gesunde Ideen, welche uns auf den richtigen Weg führen. Auf naturwissenschaftlichem Gebiete gilt eine Erscheinung für erklärt, wenn man die natürlichen, allgemeinen Ursachen nachzuweisen imstande ist, aus welchen sie hervorgegangen. Dasselbe gilt für die Geschichte, die eine angewandte Philosophie oder Anthropologie ist. Das im ganzen unveränderliche Objekt und Subjekt der Geschichte ist der Mensch. Er ist unveränderlich insofern, als der Haupttrieb in ihm der Glückstrieb ist und dieser unter allen Umständen seine Befriedigung verlangt und wie die Lage auch sei, in der Hauptsache durchsetzt. Der Mensch will glücklich sein, d. h. er will leben, er will seine Persönlichkeit behaupten, zum Ausdruck bringen, die ihm eigentümlichen Anlagen und Kräfte bethätigen und entwickeln. Aber die äußeren, materiellen Bedingungen, die räumlich-zeitlichen Verhältnisse, unter welche dieser Glückstrieb sich gestellt sieht, ändern sich unaufhörlich, die Geschichte, die Weltlage ist stets eine andere. Gegeben und bekannt ist uns der Grundtrieb des Menschen; gegeben oder wenigstens erfahrbar durch den nackten Historiker, den reinen Thatsachen-Erzähler und -Feststeller, sind uns die geschichtlichen Fakten, unter welchen der Glückstrieb sich zu bethätigen hat.

Die Aufgabe der wahren Menschen bildenden und erleuchtenden Historie ist nun, diese Thatsachen mit den Grundtrieben des Menschen so in das Verhältnis zu setzen, daß wir das Handeln der in den Gang der Weltgeschichte eingreifenden Menschen verstehen, d. h. nachzuempfinden vermögen, daß so wie sie handelten, sie der gegebenen Sachlage nach handeln mußten, daß das, was entstanden ist, notwendig entstehen mußte. Die geschichtlichen Thatsachen müssen also in das Verhältnis von Ursache und Wirkung oder in das Verhältnis von Grund und Folge gesetzt werden. Klar und deutlich läßt sich das an unserem Probleme zeigen, für welches wir unwissenschaftliche Lösungen in Hülle und Fülle und den von N. herrührenden Versuch einer wissenschaftlichen Lösung haben. Dasselbe lautet, allgemein ausgedrückt also: Wie konnte aus der jüdischen griechischen und römischen Weltanschauung die christliche entstehen, welche dem Anscheine und den Behauptungen der Theologen nach in ihrem ganzen Wesen von jenen verschieden ist? Vom theologischen Standpunkte lautet dasselbe Problem: Wie konnte Christus die jüdische und heidnische

Weltanschauung stürzen und dafür seine, die gottgemäße oder christliche an die Stelle setzen? Wir sehen hier sofort, daß unsere Frage so formuliert mit wissenschaftlichen Mitteln überhaupt nicht zu beantworten ist, aus dem einfachen Grunde, weil sie dieselbe unter einem Gesichtspunkt erfaßt, der von vornherein unwissenschaftlich ist. Eine Weltanschauung beseitigt ein Mensch so wenig, als ein Mensch eine vollkommen neue Weltlage schafft, als eine Schwalbe einen Sommer hervorzaubert. Die Art, wie die christliche Wissenschaft ihre Frage löst, besteht darin, daß sie ihre Aufgabe in eine andere Form bringt und diese als mit menschlichen Mitteln unbegreifbar hinstellt; sie löst sie nämlich, indem sie Jesus als den von Gott gesandten Sohn auffaßt, der kraft seiner göttlichen Sendung und seiner göttlichen Eigenschaften eben das Vollbringen konnte, was er vollbringen mußte und nimmermehr durch menschliche Kräfte vollbracht werden konnte. Damit erklärt die christliche Historie alles, indem sie in Wahrheit nichts erklärt. Denn eine göttliche Wirkungsweise ist für uns eben eine solche, welche der natürlichen schlechterdings entgegengesetzt ist, daraus auf keine Weise abgeleitet werden kann und darf, während die Wissenschaft ihre Erklärungen immer nur aus den allgemeine Thatsachen der Natur- und Menschengeschichte schöpfen kann und darf. Wir weisen deshalb die theologische Lösung als unwissenschaftlich ab, weil sie auf Erklärungsgründen beruht, von denen wir erfahrnngsgemäß nichts wissen, deren Richtigkeit zu prüfen uns somit alle Mittel abgehen.

Sehen wir nun, wie N. seine Aufgabe anfaßt. Im Prinzipe verfährt er durchaus wissenschaftlich: aus der Geschichte des Judentums sucht er die Entstehung des Christentums abzuleiten. „Ursprünglich", so heißt es bei ihm, „vor allem in der Zeit des Königtums, stand auch Israel zu allen Dingen in der richtigen, d. h. der natürlichen Beziehung. Sein Jahveh war der Ausdruck des Machtbewußtseins, der Freude an sich, der Hoffnung auf sich, in ihm erwartete man Sieg und Heil, mit ihm vertraute man der Natur, daß sie giebt, was das Volk nötig hat. Jahveh ist der Gott Israels und folglich der Gott der Gerechtigkeit: die Logik jedes Volks, das in Macht ist und ein gutes Gewissen hat. Dieser Zustand der Dinge blieb noch lange das Ideal, auch als er auf eine traurige Weise abgethan war: die Anarchie im Innern, der Assyrer von Außen. Aber das Volk hielt als höchste Wünschbarkeit jene Vision eines Königs fest, der ein guter Soldat und ein strenger Richter ist, vor allem jener typische Prophet (d. h. Kritiker und Satiriker des Augenblicks), Jesaia —."[1])

Man kann das Judentum mit wenig Worten nicht treffender charakterisieren als hier von N. geschehen ist. Der jüdische Gottesglaube ist die naivste und damit zugleich auch die reinste Form des Gottesglaubens überhaupt; er ist der knappe und klare Ausdruck des Glücks- oder Selbstbehauptungstriebs des jüdischen Volks, aber nach außen projizirt als Person gedacht und seiner Erfüllung gewiß in der Vorstellung das absolut realen und allmächtigen Wesens. Der jüdische Gottesglaube ist in Wahrheit nichts anderes, als der Glaube an die Notwendigkeit der Existenz des jüdischen Volks, ihres Sieges und ihrer Herrschaft über alle anderen Völker, ihres Glücks vor allen Völkern, ja sogar mit Ausschluß aller anderen Völker. So lange es den Juden wohl erging, konnte dieser Glaube bestehen bleiben. Allein die Entwickelungsgeschichte der Menschheit hat ganz andere Bahnen beschritten, als der engherzige,

[1]) „Der Antichrist" Aph. 25.

national beschränkte jüdische Gottesglaube vorhersehen ließ. Die Geschichte des Judentums ist die erschütterndste Tragödie, welche die Weltgeschichte kennt und steht in dem schärfsten Gegensatze zu den Verheißungen, welche den Juden angeblich von Gott zugekommen sind. Das jüdische Volk hat, wie jedermann weiß, überhaupt nur verhältnismäßig kurze Zeit geherrscht und auch dann nur über kleine Völkerstämme. Seine Glanzperiode ist rasch verblichen und es ist dann von Stufe zu Stufe gefallen, von einer Knechtschaft in die andere geraten, und schließlich unter der römischen als Nation gänzlich vernichtet worden. Der Jude, der sich einst anmaßte von Gott selbst berufen zu sein, über jedes andere Volk zu herrschen, ist heute bei allen Völkern ein Fremdling. „Wohl niemals hat ein Volk, welches mit so großen Hoffnungen in die Geschichte eingetreten war, so entsetzlich traurig seine nationale Geschichte abgeschlossen. Alle Träume, Hoffnungen und Wünsche von einer Herrschaft über die Völker der Erde waren unwiderbringlich vernichtet, alle Verheißungen von Ruhm, Ehre und nationalem Einfluß waren nicht bloß unerfüllt geblieben, sondern standen in dem schneidendsten Gegensatze mit dem, was sich wirklich ereignet hatte.“[1])

Wie findet sich nun R. mit diesen welthistorischen Vorgängen ab? In der denkbar dürftigsten und flüchtigsten Weise. Man sieht hier deutlich, daß die Aphoristik und Skepsis am Ende wohl ausreicht, das unlogische Gemenge von wissenschaftlich feststehenden Thatsachen, vorgefaßten Meinungen und lustigen Hypothesen, in seiner Haltlosigkeit aufzudecken und gleichsam mit grellen Blitzen zu beleuchten, aber keineswegs, um sichere, reife, den Fortschritt der Kultur vorliegende Ergebnisse hervorzubringen. Nicht, daß das, was R. jetzt sagt, prinzipiell falsch ist, aber es ist sehr schief, sehr einseitig, sehr willkürlich! Im Anschlusse an das oben Citierte fährt er nämlich fort: „Aber jede Hoffnung blieb unerfüllt. Der alte Gott konnte nichts mehr von dem, was er ehemals konnte. Man hätte ihn fahren lassen sollen. Was geschah? Man veränderte seinen Begriff, — man entnatürlichte seinen Begriff: um diesen Preis hielt man ihn fest. — Jahveh, der Gott der „Gerechtigkeit“, — nicht mehr eine Einheit mit Israel, ein Ausdruck des Volksselbstgefühls: nur noch ein Gott unter Bedingungen . . . Sein Begriff wird ein Werkzeug priesterlicher Agitatoren, welche alles Glück nunmehr als Lohn, alles Unglück als Strafe für Ungehorsam gegen Gott, für „Sünde“ interpretieren: jene verlogenste Interpretationsmanier einer angeblich „sittlichen Weltordnung“, mit der, ein für alle Mal, der Naturbegriff Ursache und Wirkung auf den Kopf gestellt ist.“

Wahrlich höchst einfach: die Juden hätten ihren Gott fahren lassen sollen! Schade, daß sie keinen Nietzsche gehabt haben, und was die Hauptsache gewesen, seinem Rate gefolgt wären; welche Unsumme von Blut und Jammer, Not und Elend wäre dem jüdischen Volke erspart geblieben! Aber, nachdem inzwischen zweitausend Jahre abgelaufen sind und wir durch sie belehrt werden, daß kein allwissendes und, vielleicht noch weniger, ein allbarmherziges Wesen dort über den Sternen wohnt und mit milder und gerechter Hand die Geschicke der Völker lenkt, können wir vernünftiger Weise verlangen, daß diese Einsicht schon den Juden hätte aufgehen

[1]) Siehe meine „Ethik Jesu“, Gießen 1900, wo ich in dem ersten Kapitel „die psychologische Bedeutung der jüdischen Schöpfungslehre und des Jehovahglaubens, der Zusammenhang des Christentums mit dem Judentum in historischer und psychologischer Hinsicht“ eine abgerundete Darstellung von dem gebe, was ich hier nur den Umrissen nach wiedergeben kann.

sollen? Ich denke, man wird die Recht- und Vernunftmäßigkeit dieses Verlangens verneinen müssen. „Die Geschichte des menschlichen Geistes", sagt der Theologe H. Lang in seiner vortrefflichen Lutherbiographie, steht unter ebenso unerbittlichen Gesetzen, wie die Natur. Es besteht in der Weltgeschichte eine Folgerichtigkeit, welcher ganze Geschlechter wie mit verbundenen Augen zum Opfer werden, Prinzipien, die einmal Eingang gefunden haben, wollen sich ausleben bis zu ihren letzten Folgerungen und wären diese noch so furchtbar und wahnsinnig. Auch der Irrtum will seine Reife haben. Verkehrte Wege, die von unserem Geschlecht eingeschlagen werden, müssen ausgelaufen werden bis in den Abgrund hinein, der erst dem geblendeten Auge ihre Verkehrtheit offenbart". (S. 59.) Auch der Glaube an einen persönlichen Gott mußte sich ausleben. Alle nur möglichen Folgerungen mußten aus dieser obersten und heiligsten Prämisse entwickelt, alle nur erdenkbaren Systeme mußten darauf errichtet werden. Alle diese Folgerungen und Systeme mußten wiederum durch die eingehendste und ernsthafteste Kritik als unhaltbar aufgezeigt werden, bis man das Recht erworben hatte, zu sagen: wir lehnen diese oberste Hypothese ab, weil sie uns in Widerspruch bringt mit allen uns bekannten Thatsachen der Natur- und Menschengeschichte. Eine solch ernsthafte Untersuchung des Glaubens an einen persönlichen, über- und außerweltlichen Gott und seiner Entwickelungsgeschichte fehlt bei Nietzsche; seine Gottesleugnung ist lediglich das Ergebnis einer sehr allgemeinen, rhapsodischen Dialektik; es steckt ungemein viel Willkür darin. Sonst hätte er unmöglich den Juden den billigen Rat erteilen können, sie hätten ihren Jehovah schon vor 2000 Jahren fahren lassen sollen!

Der Gottesglaube ist ein Bedürfnis des menschlichen Herzens, ein Ausfluß seines Gemüts, das sich in eine erbarmungslose Natur versetzt sieht, deren Walten es nicht versteht, der Unglaube an einen persönlichen Gott aber ist ein Ergebnis des Verstandes, der den Gang der Weltgeschichte und das Walten der Natur begreift, indem er nach und nach lernt, in ihren Erscheinungen Ursache und Wirkung zu unterscheiden und danach zu ordnen. Der menschliche Verstand stand eben nicht, wie die theologische Weltanschauung lehrt, am Anfang der Weltgeschichte, sondern er ist erst ein Ergebnis und eine Konsequenz derselben, ein Entwickelungsprodukt.

Wer war denn dieser Gott Jahveh? Er war, wie N. richtig sagt, der Glaube an das Glück des jüdischen Volkes, an die Notwendigkeit und Heiligkeit seiner Existenz. Er war der unmittelbare, unverfälschte, aber nicht in das Bewußtsein getretene Ausdruck des tiefsten, heftigsten Triebs, des der Selbstbehauptung, er war identisch mit dem Leben selbst. Was wären nun die unmittelbaren praktischen Folgen gewesen, wenn die Juden aus ihrer schauerlichen Tragödie die Wahrheit abgelesen hätten, daß sie durchaus nicht notwendig sind, daß die oberste und einzige Aufgabe Gottes weder die Erhaltung ihrer Existenz und noch weniger die alleinige Beförderung ihres Glückes ist? Da der Glaube an die Unsterblichkeit und damit an eine jenseitige Entschädigung für alle Leiden dieses Lebens eine dem orthodoxen Judentume damals noch fremde Lehre gewesen ist, so wäre nur ein Ausweg übrig geblieben: die Entleibung, die Aufhebung einer überflüssig gewordenen Existenz! Und in der That haben damals viele Juden diese Konsequenz bei der Zerstörung Jerusalems gezogen. Unter den Heldenthaten, an welchen die jüdische Geschichte so überaus reich ist, ist die heroischste wohl folgende, die ich

hier wohl mitteilen muß, weil ſie mir die Richtigkeit meiner Auffaſſung zu beſtätigen ſcheint. Nach dem Fall Jeruſalems waren nur noch die drei Feſtungen Judäas, darunter Maſada, in den Händen der Juden. Allein auch das Schickſal Maſadas war unabwendbar. In der Nacht, welche dem Sturm vorherging, faßte ihr verzweifelter Oberbefehlshaber Eleazar den Entſchluß, daß niemand den Römern lebendig in die Hände fallen ſollte; alle wollten lieber ſterben, als gefangen werden. Zehn wurden ausgeloſt, welche alle übrigen töten, unter dieſen Zehn wieder Einer, der erſt die neun und zuletzt ſich ſelbſt töten ſollte. Wirklich wurde das Grauſige vollzogen. Der einzige Letzte ging noch einmal zu allen Leichen, um zu ſehen, ob ſie auch wirklich tot ſeien: als er ſich hiervon überzeugt, ſchleuderte er die Fackel in das Haus und ſtieß ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt. Neunhundertundſechzig Leichen bedeckten den Boden[1]). Dieſe neunhundertundſechzig Juden bezahlten die Erkenntnis von der Richtigkeit der Verſprechungen Jahveh's mit ihrem Tode!

Allein ein Volk kann wohl als Volk zu Grunde gehen, aber nicht dadurch, daß alle ſeine Angehörigen zum Selbſtmord greifen; hier erweiſt ſich der Selbſtbehauptungstrieb, „der Wille zum Leben" doch mächtiger. Ebenſowenig aber konnte der Glaube an Gott, der nur der gegenſtändlich gewordene Ausdruck dieſes Triebes iſt, ſofort aufgegeben, als unnütz weggeworfen werden. Die Selbſtbehauptung mußte ſich gerade durch Vertiefung und Erweiterung der Gottesidee vollziehen. Dieſer Prozeß begann aber ſchon Jahrhunderte vor dem Falle Jeruſalems, der nur den letzten Akt in dem großen Drama des jüdiſchen Volkes darſtellt. Die Notwendigkeit dieſer Erweiterung machte ſich ſchon geltend nach der aſſyriſchen und babyloniſchen Gefangenſchaft, wo der große, aber unbekannte Verfaſſer eines Teiles des Buches Jeſaja, der Deuterojeſaja, der begeiſterte Verkünder der erweiterten, von allen nationalen Zuthaten und jüdiſchen Beſchränktheiten befreiten Gottesvorſtellung genannt wurde. Auf die einzelnen Phaſen dieſes Prozeſſes kann hier natürlich nicht eingegangen werden.

Es iſt vollkommen falſch, oder mindeſtens höchſt einſeitig, wenn N. die Erweiterung der Gottesidee, die Erhebung Gottes von einem Nationalgott der Juden zu dem allbarmherzigen Vater aller Menſchen als Produkt prieſterlicher Agitation hinſtellt. An der Geneſis einer religiöſen Weltanſchauung iſt der Prieſter, der Theologe ſo wenig beteiligt, wie an der Entſtehung der Philoſophie ein moderner Profeſſor der Philoſophie, an der Entſtehung der Medizin ein Obermedizinalrat. Die Fachmänner treten immer erſt dann auf, wenn das Fach ſchon da iſt, wenn die Grundidee ſchon zu feſten Formen ſich verdichtet hat und nur noch die Einzelheiten in Übereinſtimmung gebracht, logiſch abgetönt werden müſſen. Kurz, was ich ſagen will, die Religion iſt keine Erfindung der Prieſter, ſondern nur die Theologie, die Wiſſenſchaft von der Religion, iſt ihre Erfindung. Der Quell der Religionen iſt die ſchaffende Denkphantaſie des Volks, dieſen Quell zu faſſen, ſeinen Abfluß zu regeln, in zweiter Linie wohl auch einen beträchtlichen Teil zur Bewäſſerung prieſterlicher Äcker und Wieſen zu verwenden, das iſt Sache der Prieſter, aber nichts weiter. Dieſe Denkphantaſie wird in einzelnen, geiſtig hoch ſtehenden Perſonen konkret, nimmt dort Fleiſch

[1]) Geſchichte des Volkes Israel von den älteſten Zeiten bis zur Zerſtörung Jeruſalems durch die Römer", geſchildert von Carl Heinrich Cornill, ordentl. Prof. d. Philoſophie a. d. Univerſität Königsberg. Chicago 1898, S. 307.

und Blut an. Solche Perſönlichkeiten ſind aber niemals Prieſter geweſen, ſondern es ſind gerade diejenigen, welche zu allen Zeiten und bei allen Völkern mit dem jeweiligen herrſchenden Prieſtertume in den heftigſten Kampf getreten ſind.

Den triftigſten Beweis von der Notwendigkeit einer ſolchen Unterſcheidung zwiſchen Idee und Sache, Religion und Kirche oder Prieſtertum liefert eben Jeſus ſelbſt in ſeinem Kampfe mit dem jüdiſchen Prieſtertum, das trotz der ſchlimmſten Erfahrungen über den jüdiſchen Nationalgott nicht hinaus zu kommen vermochte. Jeſus iſt der Repräſentant, der geiſtvolle Wortführer, das Fleiſch gewordene Selbſtbewußtſein des nach Erlöſung aus tiefſtem materiellem und geiſtigem Elend ſchmachtenden jüdiſchen Volkes. Er befriedigt dieſes Bedürfnis, indem er an Stelle der ihnen nicht gewordenen Herrſchaft über die Leiber, die Herrſchaft über die Geiſter zuſpricht. Demgemäß mußte aber auch das jüdiſche Weltbild und die Stellung der Juden zu Gott eine vollkommene Umänderung erfahren. Das alte Bündnis, worin dem jüdiſchen Volk Rechte von Gott zugeſprochen worden waren, mußte gebrochen und ein neues geſchloſſen werden. Die Baſis dieſes Bundes konnte aber nicht mehr das Recht, ſondern nur mehr die Gnade ſein. Hier gewinnt nun die Lehre von der Sünde, die im alten Bunde etwa nur den Charakter eines kindlichen Ungehorſams trägt, eine fundamentale und zentrale Bedeutung, die von N. durchaus und ſtets verkannt wird. Dieſer ſtellt die Sünde immer nur als eine Erfindung der Prieſter, als bloßen Betrug hin. Dieſe Auffaſſung iſt um ſo bedauerlicher, als, wie ich hier einſtweilen anmerken will, er dadurch auch ſeine Moraltheorie in ein ganz ſchiefes Licht bringt.

Die Geneſis der Lehre von der Sünde iſt viel tiefer zu ſuchen. Nachdem der Begriff eines allwiſſenden, allgütigen und allmächtigen Gottes aufgeſtellt worden war, hat es ſich als unmöglich herausgeſtellt, die unleugbaren Übel, welche dieſe Welt für den Menſchen, der doch der Zweck der ganzen Schöpfung ſein ſollte, in ſich ſchließt, zu erklären; Gott konnte doch unmöglich als allgütiges und allwiſſendes Weſen auch der Urheber der Übel dieſer Welt ſein. Hier ſetzt nun der Sündenbegriff, die Lehre vom Sündenfall, die Vorſtellung eines ſchlechthin böſen, teufeliſchen Weſens u. ſ. f. ein. Die Welt war von Gott vollkommen hergeſtellt worden: ſiehe da, alles, was er gemacht hatte, war ſehr gut; aber durch die Sünde war die Welt von Grund aus verdorben, waren all die Übel erzeugt worden, an welchen ſie jetzt krankt. Man ſieht deutlich, die Sünde iſt ein logiſches Poſtulat, wenn die Grundvorausſetzung von einer abſolut vollkommenen Weltſchöpfung durch einen allmächtigen Gott gemacht wird. Der Sündenbegriff hat die Aufgabe, die ungeheuere Lücke auszufüllen, welche beſteht zwiſchen der Welt, wie ſie iſt und der Welt, wie der Menſch wünſcht, daß ſie ſein ſollte. Gott und Sünde, abſolute Vollkommenheit und Sündenfall ſind Begriffe, die ſich gegenſeitig bedingen, miteinander ſtehen und fallen. Selbſtverſtändlich konnte auch den Fall Iſraels Gott weder gewollt noch verſchuldet haben; er war die Strafe für die begangenen Frevel. Aber damit war das Sündenmaß auch voll, alle zuerkannten Rechte verſcherzt worden und an die Stelle dieſer Rechte trat nun die Gnade.

Daß die Sünde nachher in den Händen der Prieſter zum Teil zu einem bloßen Agitationsmittel geworden iſt, daß ſie darin das beſte Inſtrument erkannten, um das Volk in ſteter Abhängigkeit und Tributpflichtigkeit zu erhalten, müſſen wir Nietzſche zugeben; dies iſt aber nur

eine Nebenerscheinung, welche ihre Entstehung unberührt läßt; jedenfalls gehört sie in dieser Form zur Charakteristik des Kirchen- und Pfaffentums, aber nicht des Wesens der sog. geoffenbarten Religionen. Endlich sollte man aber auch nicht ganz vergessen, daß es zu allen Zeiten auch würdige Priester gegeben hat, welche die ungeheuren Machtmittel, welche der Glaube in ihre Hand legt, zu rein persönlichen Zwecken nicht mißbrauchten. Man muß auch, denke ich, in dem würdigen Priester den Menschen achten; denn der Mensch steht über uns Allen! Dies alles übersieht Nietzsche in seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen priesterliches und kirchliches Wesen. Hier fehlt ihm die wissenschaftliche Objektivität, welche zwischen Religion und Kirchentum streng unterscheidet. Die Anfänge der Religion liegen eben im Wesen des Menschen selbst, sie sind, wie es der unerreichte Enträtseler des Wesens der Religionen ausgedrückt hat, anthropologischer Abstammung und es muß daher, wie schon ein flüchtiger Blick auf das Inhaltsverzeichnis vom „Wesen des Christentums" aufweist, strenge zwischen dem wahren, d. i. anthropologischen Wesen der Religion und dem unwahren, d. i. theologischen Wesen unterschieden werden. Allein, wer kennt heute noch die Werke dieses großen, ursprünglichen und urkräftigen Denkers? Nietzsche hat keine Zeile von ihm gelesen, wenigstens ist nirgends die Spur eines bleibenden Eindrucks erkennbar.[1])

Ebenso natürlich erklärt sich der weltverneinende Charakter des Christentums. Auch an dessen Entstehung hat weder das Priestertum noch angeborene sklavische Gesinnung einen wesentlichen Anteil. Die weltflüchtige Grundstimmung war im Volke unter dem Drucke der ungeheuren Niederlage notwendig entstanden. Alle Hoffnung auf Weltherrschaft, Ruhm, reichen Tribut von den unterworfenen Völkern waren gänzlich vernichtet. Statt zu herrschen, mußte Israel Sklavendienste verrichten, statt reicher Beute und glänzender Einnahmen hatten sie ihr ganzes Hab und Gut verloren und waren selbst tributpflichtig geworden. Die erlittene Täuschung, der Gegensatz von Hoffnung und Erfüllung war so groß, daß eine weltfeindliche Stimmung notwendig eintreten mußte; ein Einfluß des Priestertums auf dessen Entstehung ist gänzlich ausgeschlossen: was im Volke nicht vorhanden ist, das kann auch der Priester dort nicht willkürlich erzeugen, es wäre traurig, wenn dem so wäre! Denn wie wollten wir uns jemals des heute noch so mächtigen Priestertums erwehren, wenn dieses aus eigenen Mitteln eine Stimmung zu erzeugen vermöchte, welche im Volke nicht vorhanden ist? Gerade heute liegt es kar zutage, daß der Kirche nur noch aus politischen Gründen eine Machtstellung zuerkannt wird, während sie ihren intellektuellen Einfluß zum größten Teil verloren hat. Daß das Priestertum nachher diese weltverneinende Stimmung mit allen möglichen Mitteln unterhielt und bestärkte, nachdem lange schon alle materiellen Gründe gehoben waren, begreift sich wiederum leicht: Diese Stimmung bildete das Hauptmittel, um das Volk in steter Abhängigkeit in materieller und intellektueller Hinsicht zu erhalten. Aber, was die

[1]) Nur bei Dr. P. Deussen (Erinnerungen an Fr. Nietzsche) findet sich eine Stelle (S. 26), welche so gedeutet werden könnte, als ob Nietzsche auch Feuerbach studiert hätte. Sie beweist aber nur, daß, wenn es geschehen, er damals noch kein Verständnis für ihn gehabt hat. Sonst nennt Nietzsche Feuerbach immer nur in Verbindung mit dessen entarteten, fahnenflüchtigen Anhänger Richard Wagner. Daß Nietzsche dessen Parcival später als ein Attentat auf die Sittlichkeit empfand, ließe sich allerdings vielmehr vom Feuerbach'schen als vom Schopenhauer'schen Standpunkt aus verstehen.

Hauptsache bleibt, primär erzeugt ist dieselbe weder von Priestern noch von Sklavenseelen worden; sie war die notwendige Folge entsetzlich trauriger Ereignisse. N. nimmt hier die Nebensache für die Hauptsache.

Wie tief nun der Pessimismus in den Gemütern Wurzel geschlagen hatte, das lehrt eine jüdische Schrift, die unter dem frischen Eindruck jener ungeheuren Schicksale entstanden ist und der ich folgende Stellen entnehme: „Heil dem, der nicht geboren ist oder, der, wenn er geboren, gestorben ist. Uns aber, die wir leben, wehe uns, daß wir sehen müssen die Heimsuchungen Judas und das Schicksal Jerusalems. Macht euch auf und rüstet euch zur Klage, hebt an mit mir zu trauern und klaget mit mir. Ihr Landleute säet nicht mehr und du Erde, warum giebst du deine Frucht? Behalt für dich die Süßigkeit deiner Speisen. Du Rebe, warum giebst du noch deinen Wein, da doch von ihm nicht mehr gespendet wird in Zion und keine Erstlinge dargebracht? Und du Himmel, halte deinen Thau zurück und öffne nicht die Speicher des Regens. Und du Sonne, halt zurück dein strahlendes Licht, und du Mond, lösch aus deinen hellen Schein; denn wozu soll weiter Licht aufgehen, nachdem Zions Licht in Nacht versunken ist? Und ihr jungen Männer, gehet nicht ein zum Brautgemache, und ihr Jungfrauen, schmücket euch nicht mit dem bräutlichen Kranz, und ihr Frauen, betet nicht, daß ihr Mutter werdet: denn die unfruchtbaren werden sich freuen, und die keine Kinder haben, fröhlich sein; aber die Kinder haben, werden jammern. Denn weshalb sollen sie mit Schmerzen gebären und mit Seufzen begraben? u. s. f.[1]) Hieraus spricht eine Lebensauffassung, welche dem Leben völlig entfremdet ist. Das Leben trotz solcher Gemütsstimmung noch erträglich zu finden und zu Ende zu führen, dazu war die christliche Moral berufen.

Deshalb muß es endlich auch als mindestens zur Hälfte falsch bezeichnet werden, wenn Nietzsche die christliche Moral nur als Sklaven- und Niedergangsmoral gelten läßt. Nein, für die damaligen Zeiten barg dieselbe eine heilende Kraft in sich. Die Lehre von der Wertlosigkeit des irdischen Lebens war nicht eine Folge des christlichen Moral, sondern sie entsprang dem deutlich empfundenen Gefühle, daß dieses Leben wertlos geworden war und die Moral bot nur die Mittel, dieses Leben trotzdem zu leben. So stellt sich uns für jene Zeit diese Moral nicht als lebensfeindlich, sondern als lebenerhaltend dar: wohl dämpfte sie die hoch lodernde Flamme des Lebens, aber sie bewahrte doch den glimmenden Funken unter der Aschendecke. Aber das ändert sich von dem Augenblick an — und hier hat wiederum Nietzsche Recht, wo das Gefühl von der Wertlosigkeit des Lebens erlischt und neues, mutiges Streben sich zu regen beginnt. Nun wird allgemach die Lehre von der Nichtigkeit des Lebens und die ihr entsprechende Moral als ein Widerspruch mit dem Lebensgefühl empfunden, der sich fortwährend steigert und nur dadurch endgiltig gelöst und aus der Welt geschafft wird, indem das emporstrebende und ringende Leben sich die ihm angemessene Moral schafft. An dieser Aufgabe arbeiten wir sei ungefähr fünfthalb hundert Jahren, seit den Tagen der Renaissance und der deutschen Reformation. Gleichfalls richtig ist es wohl, wenn Nietzsche behauptet, daß eine solche, dem Leben feindliche Moral, einem lebenskräftigen Naturvolke eingeimpft, schädigend und entartend wirken müsse; und jedenfalls ist der nationale Charakter der Deutschen dadurch geschädigt worden; dies läßt sich an der

[1]) Bei Cornill l. c. S. 309.

Hand der Geschichte klar nachweisen. Aber Dank unserer kräftigen Konstitution, unseres nie erlöschenden Lebensmuts, unserer unerschöpflichen Arbeitsfreudigkeit haben wir nun endlich auch diese bedenkliche Inokulation überwunden und heute sind wir so kräftig, als wie nur je zuvor. Es fehlt nun nichts mehr, als der Mut und die Einsicht, das auch zu erkennen und unerschütterlich festzuhalten!

München. Albrecht Rau.

Gedanken.

Von Theodor Oek.

Am Wendepunkt. Jahrtausende hindurch war dem Menschen die Thüre verschlossen zu seiner natürlichen Mutter Erde. In seinem Denken und Fühlen ihr fremd geworden durch die Vorstellung seiner überirdischen Erschaffung konnte er nichts begreifen von den ringenden Kräften dieser gewaltigen Naturwelt. Die äußeren und inneren Wechsel-Beziehungen aller irdischen Gebilde mußten ihm verborgen bleiben. Jetzt endlich: welch ein Augenblick im Menschheitsdasein! Die Thüre öffnet sich — der seit Jahrtausenden fremd gewordene Sohn tritt ein — und stürzt zu den Füßen seiner Mutter! Wir stehen an diesem Wendepunkte. Schon sind die Männer der Wissenschaft, die Künstler eingetreten — schon beginnt der reiche Strom mütterlicher Liebe zu fließen. Erhabenere Formen der Anschauung erstehen, und eine neue tiefgründige Kunst kündigt sich an, neue Kräfte werden erkannt und in tausendfachen Verwandlungen der Menschenwelt zur Verfügung gestellt — alles im neuen Werden. Zahlreicherer — zahlloser Kräfte bedarf es, um das ungeheuere, gewaltige der Zukunft zur Geburt zu bringen! Wohlan! Die Thüre ist auf, es warten die Vorläufer — auf Euch da drinnen in der Werkstatt der Natur!

* * *

Natürliche Weltauffassung und übersinnliche Glaubenswelt ringen heute mehr wie je um den Besitz der Völker. Wer kann noch zweifeln, daß die Nation, welche von jener durchströmt ist, die Erde beherrschen wird!

* * *

Bewegung. Das wichtigste Kennzeichen organischen Lebens ist Bewegung: Stoffwechsel als innere und Ortswechsel als äußere Bewegungsform. Dies gilt auch für die höchste Stufe organischen Lebens — für die Menschenwelt. Die Beweglichkeit des Körpers, des Geistes wie des Gemüts ist es, die die Intensität des Lebens charakterisiert. Je träger sich die Bewegungen vollziehen um so mehr nähert sich der Mensch dem Zustande der Erstarrung d. h. der leblosen Natur. Denn die unorganische Welt ist nichts anderes als erstarrte Bewegung.

* * *

Trägheit. Der Todfeind der Bewegung ist die Trägheit. Ueberall in der Natur, wo wir lebendige Kraft erzeugen wollen, steht das Beharrungsvermögen gegenüber. So auch in den Köpfen der Menschen. Mühsam und schwer ringst du gegen eingewurzelte Vorstellungen, erstarrte Gedanken-Verbindungen, überkommenen Ideenschutt. Welch eine Herkules-Arbeit, in die Hirne verrannter Theologen, eingesessener Feudalherren, bureaukratischer Beamten, mittelalterlicher

Philologen ꝛc. ꝛc. lebendige Bewegung zu bringen, ſie aufrüttelnd zu neuen, zeitgemäßen Denkformen zu zwingen!

* * *

Geiſtiger Stoffwechſel. Wer Neues nicht mehr aufzunehmen, Verarbeitetes zu verwenden oder auszuſcheiden vermag, iſt geiſtig todt. Die Entwickelung und der Aufbau einer geiſtigen Perſönlichkeit vollzieht ſich nur unter dem lebhafteſten Stoffwechſel. Und dieſer höchſte menſchliche Prozeß wird meiſt ſo falſch verſtanden, daß die höhere Entwickelungsphaſe der gedankenloſen Welt als Abfall, als perſönlicher Widerſpruch erſcheint.

* * *

Menſchliche Schöpfungskraft. Wohl beſteht eine enge Beziehung zwiſchen den höchſten Aeußerungen menſchlicher Schöpfungskraft — auf rein geiſtigem und künſtleriſchem Gebiet — und der körperlichen Funktion, aber wiſſe: was du zu viel an körperlicher Schöpfungskraft vergeudeſt, das büßeſt du ſicher ein an höherer Produktivität.

* * *

Sklaven und Freie. Du willſt kein Sklave ſein? So beuge dich nicht vor der Macht des Prieſters — widerſtehe dem gleißenden Golde — und laß dich nicht knechten von der großen Menge!

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Siebentes Geſpräch.

Wilfrid. Fährmann, Euer Boot! Wie lang braucht Ihr hinüber nach Rolandseck? Ein Stündchen, meint Ihr? Ihr müßt gegen den Wind kreuzen? So macht hurtig, daß wir vor Abend das andre Ufer erreichen!

Klothilde. Wie blitzt die Sonne auf dem Strome! Wie klar die Landſchaft!

Wilfrid. Eure Hand, Freundin: hierher den Fuß! Seht, das leichte Boot ſchwankt unter der lieblichſten Laſt. Schon gleiten wir: der Wimpel weht und das weiße Segel bläht ſich im Winde.

Klothilde. Iſt es nicht köſtlich, zu fahren?

Wilfrid. Nehmt Abſchied vom Drachenfelſen und der dunklen Kluft, die im Wald über uns gähnt, Abſchied von der platten Kuppe der Wolkenburg, die bald in purpurnem Feuer erglühen wird.

Klothilde. Was träumt Ihr und genießt nicht die ruhige Fahrt? Hört, wie das Waſſer leiſe gurgelt! So ſtill, ſo zauberiſch!

Wilfrid. Der Wind läßt nach; nun ſtehn wir ſchwebend auf weiter Fläche. So ſteht der Künſtler einſam zwiſchen Himmel und Erde.

Klothilde. Neig ich mich über Bord: wie ſchmeichelnd umfließt mich die blaue Flut! Netzt mit kühlem Naß mir Finger und Arm und Haar!

Wilfrid. O wie ein Kind zu ſpielen, ſich ſelig der Stunde zu freuen!

Klothilde. Was ſagt Ihr?

Wilfrid. Ueber der Tiefe gleiten wir: ſo gleitet der Menſchengeiſt über der Tiefe des Lebens dahin. Die bunten Bilder, die er ſchöpferiſch geſtaltet, die Fülle des Empfindens, die er gewaltig aus-

drückt; seine beglückende Kunst — wem entspringt sie anders als der überquellenden Freude am Dasein?

Klothilde. Sie spielen mit Tönen und Farben, nutzlos, den Himmlischen gleich, die mit goldnen Bällen im Grase spielen.

Wilfrid. Ihr Völker, wenn ihr nicht rasch verwehen wollt im Sturm der Zeiten: was bindet euch stärker als die Kunst? Ein Teil eurer selbst, aus eurem Boden gewachsen, euch allen von Kind an lieb und vertraut: dessen bedürftet ihr nicht?

Klothilde. Kennen sie denn die echten Blüten ihrer Heimat? Rings stehen Zierpflanzen, wuchert fremdes Unkraut, suchen thörichte Gärtner den freien Wuchs zu beschneiden.

Wilfrid. Als ob je Leben der engen Regel entquölle! Die kalte Nachahmung: was sagt sie uns? Griechenlands Götter und Helden — was sind sie uns? Ihre Kunst deutete den Sinn ihres Lebens: des Glaubens, der Sitten, der Gesetze; wir harren noch derer, die unserm Leben den Sinn wiedergeben! Wo sind die Behörden, die unsere Feste durch den Vortrag der Heldenlieder feiern? Die unentgeltlich die Werke der Meister aufführen und den Wettstreit der Lebenden entfachen? Unser Staat, unsere Gerichtshöfe — sind sie dem Volke heilig? Sind es wert, daß ihr Ursprung vom Künstler verherrlicht werde? Was ist denn ein Staat, der mit Volk und Vaterland sich nicht deckt? Verleihen nicht ihre Güter erst ihm Wert? Heut gilt ihm der Künstler als ein Narr und Tagedieb; und jener mißachtet den platten Beamten. Unglückselig zerschlagne Welt! Ihr Teile, die ihr einander bedürft: wollt ihr Euch nicht zu schöner Einheit zusammenschließen?

Klothilde. Die Kette der Ueberlieferung — ist sie bei uns nicht doppelt und dreifach zerbrochen? Der Strom unsres Lebens — entspringt er noch wie einst in den heimischen Gefilden? Damals flossen Glaube und Ordnung, Recht und Sitte, Kunst und Dichtung rein und lauter aus dem selben Quell: heute sind sie durch den Einfluß der Fremde getrübt und verdorben.

Wilfrid. Wehe dem Staat, dessen Bürger der Sittlichkeit spotten und statt der Kunst eines niedern Kitzels der Sinne begehren: Waffen schützen ihn nicht, wenn seine Bewohner entarten! Volk und Staat und Kunst: bestehen sie nicht durch dieselben dunklen Gewalten? Die göttliche Kunst — ist sie nicht den erhabnen Mächten des Lebens verschwistert? Flamme ihr Atem, Donner ihre Stimme: Heil dem Volke, das mit Andacht ihren Verkündigungen lauscht! Ueber die Jahrhunderte hinweg tönt ihr Worte: den gleichen Hochsinn rühmte sie den Ahnen wie dem Enkel, und Heldengröße ward erst durch sie unsterblich. Geschlechter auf Geschlechter versinken; doch immer erneut sich das Volk, dem die Kunst das heilige Feuer seiner Jugend wahrt.

Klothilde. Wer aber hütet es heut? Ist nicht die Kunst dem Volke tief entfremdet?

Wilfrid. Der Hüter sind wenige; aber sie warten mit doppeltem Eifer ihres Amtes. Wohl ist die Kunst unsrem Volke fremd geworden: können wir nicht sie ihm wieder zu eigen machen?

Klothilde. Wie vermeint Ihr das?

Wilfrid. Seht, aus himmlischen Quellen schöpft alle Kunst, so der Inder und Griechen wie der Florentiner. Aber die Welt ihrer Vorstellungen — ist sie die unsrige? Hat unser Volk nicht sein eignes Erdreich, seinen eignen Himmel? Die Gestalten der Fremde, ob auch herrlich gemeißelt, wie könnten sie ihm das Höchste bedeuten! Es sehnt

sich nach Wesen von seinem Blut, seiner Denkart, seiner Sprache; nach einer Bildung, die sein Gepräge trägt! Die Brunnen des Neptun, die Tafeln des Mose — taugen sie für Deutschland? Das Land, wo Elfen wohnen in Wald und See, wo der Maigraf umzieht und die Johannisfeuer lodern, wo Doktor Faust in hochgiebliger Stadt haust und der wilde Jäger im Wintersturm über verschneite Fluren braust? In unsrer Welt, der trauten, heimeligen — wem ginge da nicht erst das Herz auf? Und wenn die Dichter sie uns neu erschließen, uns hineinführen in unsre alte wohnliche Burg: müssen die Maler und Bildhauer nicht folgen? Noch haften sie am Hergebrachten: wohlan, so verwandelt die geistige Welt! Bildet die heimischen Gestalten neu im Geiste: sie werden sie einst in Erz bilden! Schuf ein Phidias, ehe ein Homer geschaffen hatte? Können neue Heiligtümer erstehen, bevor wir, was nun uns heilig gilt, allen sichtbar erhoben haben?

Klothilde. So weist Ihr das wichtigste Amt dem Dichter zu?

Wilfrid. Sicherlich! Die Bahn zu zeigen, das Thor der Zukunft gewaltig aufzustoßen: er vor allen vermag es. Siehe da die blinkenden Schatzkammern unsres Volkstums, das kostbare Edelmetall, das der formenden Hand des Künstlers wartet! Unversehrt vom Raub der Jahrhunderte, unberührt von frevelnder Hand, ruht das heilige Erbgut; wie wird das Volk, das noch Sneewittchen und Hänsel und Gretel liebt, mit Jauchzen sein Eigen erkennen!

Klothilde. Doch ungebunden schafft der Künstler: muß er nicht Anstoß nehmen an den Schranken, darein Ihr ihn bannt?

Wilfrid. Wenn er der Gemeinschaft sich unterwirft, die ihn schützt vor taumelnder Willkür, vor maßloser Ausschweifung: giebt er damit seine Freiheit auf? Tauscht er nicht vielmehr das höchste Gut ein: die heimischen Götter? Unter ihrem Beistand erst kann er, allen verständlich, voll seine Kräfte entfalten; sonst wirkt er, vielen dunkel, ein Gast der Fremde. Und wenn er auf unsre Gipfel steigt: breitet sich nicht auch hier die Unendlichkeit vor ihm aus? —

Klothilde. Seht, wir nähern uns Nonnenwerth! Schon liegt das Walddunkel des Rodderberges vor uns und der kleine Pavillon ragt uns zu Häupten!

Wilfrid. Läßt die Strömung nicht nach?

Klothilde. Es gilt erst die Krippen[1]) umfahren. Stark nun ins Ruder gelegt! Hinan und aber hinan! Stets wieder reißt uns die Flut zurück! Und vor uns winkt, wie unerreichbar, der stille Frieden der grünen Insel!

Wilfrid. So winkt uns Sehnsüchtigen die Heimat unsrer Kunst, doch wieder und wieder reißt uns die Flut der Fremde zurück.

Klothilde. Die Sonne sinkt über Godesberg; goldig liegt noch ihr Glanz auf dem starkziehenden Wasser.

Wilfrid. Wie still es ist! Kein schmucker Dampfer, der mit Sang und Klang vom Lande stößt, wo sie schon Feierabend gemacht; kein Flößer, der mit Hütte und Nachen den Rhein hinabtreibt. Kein Laut, kein Ton! Horch, eine Nachtigall im Lindengrün!

Klothilde. Vorüber die Stromschnellen; der sicherste Hafen empfing uns. Sanft steigt zur Linken die Böschung an; Erlen und Weiden am Uferrand, und durch das dunkle Tannicht, durch der lichten Birken schwankend Laub grüßt im Dämmer der trauliche Klosterhof. Doch woran denkt Ihr?

[1]) Steinmolen vor den Inseln im Strome.

Wilfrid. Noch ſingt der Vogel; bei ſeinem Schlag dacht ich eines alten Liedes. Der Meiſter, der uns hören ließ, wie Odin im Sturmwind über das Meer reitet, hat das Geheimnis aller Kunſt ſelbſt offenbart in einem holden Abenteuer. Kennt ihr den Silberklang ſeiner Töne?

Der Reimer Thomas lag am Bach,
am Kieſelbach bei Huntley Schloß,
da ſah er eine blonde Frau,
die ſaß auf einem weißen Roß.
Sie ſaß auf einem weißen Roß,
die Mähne war geflochten fein,
und hell an jeder Flechte hing
ein ſilberblankes Glöckelein.

Und Tom der Reimer zog den Hut
und fiel aufs Knie, er grüßt und ſpricht:
„Du biſt die Himmelskönigin!
du biſt von dieſer Erde nicht.“
Die blonde Frau hält an ihr Roß:
„Ich will dir ſagen, wer ich bin.
Ich bin die Himmelsjungfrau nicht,
ich bin die Elfenkönigin!

Nimm deine Harf' und ſpiel und ſing
und laß dein beſtes Lied erſchall'n,
doch wenn du meine Lippe küßt,
biſt du mir ſieben Jahr verfall'n!“
„Wohl! ſieben Jahr, o Königin,
zu dienen dir, erſchreckt mich kaum!“ —
Er küßte ſie, ſie küßte ihn,
ein Vogel ſang im Eſchenbaum.

„Nun biſt du mein, nun zieh mit mir,
nun biſt du mein auf ſieben Jahr!“ —
Sie ritten durch den grünen Wald,
wie glücklich da der Reimer war!
Sie ritten durch den grünen Wald
bei Vogelſang und Sonnenſchein;
und wenn ſie leicht am Zügel zog,
ſo klangen hell die Glöckelein.

Doch ſeht, ſchon ſind wir unter Rolandseck, und euer Landhaus ſchaut mit hellem Licht aus dem Schatten des Parkes. Das Boot knirſcht im Sande; erhebt Euch, daß wir zu der glücklichſten Wohnſtatt emporſteigen!

Herder und Jacob Burckhardt über nationale Kultur, Kunſt und Poeſie.

Mitgeteilt als Erläuterung zu den „Rhein-Dämmerungen“, insbeſondere dem ſechsten Geſpräch; zugleich als Beitrag zum Begriff der Heimatkunſt.

Herder[1]).

Mutterſprache und Vaterland übertreffen für uns an Reiz alles und müſſen im Zentrum ſtehen.

„Mönche und fränkiſche Prieſterhorden führten, das Schwert in der einen, das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienſt des Papſtes, die ſchlechteſten Trümmer der römiſchen Wiſſenſchaften und den niedrigſten Gaſſen- und Kloſterdialekt der römiſchen Sprache in Deutſchland ein: drei Schweſtern der Barbarei und des Unglücks, die mit verſchlungenen Händen triumphierend einzogen und das Joch über eine Nation warfen, der es ſchwer fiel, es zu tragen und die unter allen Ländern Europas am meiſten darunter gelitten hat und vielleicht noch leidet. Die lateiniſche Religion lehrte gedankenloſe Hartnäckigkeit im Behaupten, die lateiniſche Litteratur erſtickte den Geiſt und ſchnitzelte den Geſchmack an Spekulationen und Unſinn, die Mönchsſprache führte ewige Barbarei in die Sprache des Landes ein.“

Die lateiniſche Sprache iſt Hindernis unſerer Originalbildung geweſen: die Geſänge unſeres Altertums ſind verloren, geraubt „durch die Kloſterlateiner“; Karls des Großen fromme Grauſamkeit zerſtörte

[1]) Vgl. Herders ſämtl. Werke, Suphan'ſche Ausgabe, Berlin 1877, Bd. I Seite 49, 153, 167, 178, 213f., 247, 258—262, 365—368, 371f., 378f., 381, 400, 405, 442f.

den deutschen Geist, der sie hervorbrachte. Was wäre das originale Griechenland geworden, wenn eine fremde Mönchsgelehrsamkeit ihren Homer, ihre alte Verfassung usw. geraubt hätte? — Vorteilhafter wäre noch Abhängigkeit von Griechenland als von Rom gewesen.

Deutschland ward durch die römische Barbarei *seines Nationalcharakters beraubt.*

„Und diese Sündflut muß viele Jahrhunderte hindurch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Litteratur einsog, den Geist der Nation vergiftete und in Gelehrsamkeit und Sprache und dem äußern Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ."

Seit den Philologen der Renaissance hat sich die lateinische Form erhalten: „Der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Einrichtung der Akademieen, die Zunftgesetze der Litteratur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward römisch — und ist es noch."

Luther hat das Verdienst des Wiedererweckers der deutschen Sprache, des Verächters der Scholastik. Erasmus, der „feinste Pedant", machte es ihm zum Vorwurf, „er habe der lateinischen Litteratur Abbruch gethan."

Die deutsche Sprache hat durch die lateinische gelitten und ihren Charakter verloren. *Die lateinische Sprache fesselt unsere Bildung, statt sie zu erheben.* Unsere Schulen verderben den Adlersblick zum Fassen der Dinge, das Genie (nachher kann man nur lernen), indem sie die lateinische Sprache als Hauptzweck behandeln und dadurch unsere Denkart, Lust, Kraft usw. vernichten. Vollkommenheit ist nur in *einer* Sprache, der Muttersprache, möglich.

* * *

Die Sprache ist Mittel der Poesie. Leibniz nennt unsere Sprache eine Waid- und Bergmannssprache; zu ihrem Schaden ist sie zur Büchersprache eingeschränkt! In der poetischen Epoche ist sie sinnlich und bilderreich; später werden unsinnliche Begriffe mit sinnlichen Namen benannt. Homer, Aeschylus, Sophocles schufen eine Sprache, die noch keine ausgebildeten Prosa hatte. Die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum. Es giebt einen Adel, Pöbel und Mittelstand auch unter den Wörtern.

* * *

Winckelmans Klassizismus ist als einseitig zurückzuweisen.

* * *

Die morgenländische Poesie und ihre Nachahmungen zeigen, daß das dort Bodenwüchsige (Berg- und Flußnamen u. dgl., die Bilder der fremden Natur) hier ein erborgter, mangelhafter Schmuck ist. Wir müssen uns zu „Schilderern unserer eigenen Natur ausbilden." „Wahrlich, der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: hierher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennt das Land: hier kann er Blumen pflücken, denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben und Gold suchen und Berge aufführen und Ströme leiten: denn er ist Hausherr." „Was ist Skamander und Olymp und all die heiligen Oerter und Geschichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? . . . Was sind sie? — Himmel, das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte, rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude, aber eins fehlt: poetischer Geist." „Wir lassen die ganze Schöpfung um uns öde und wüst trauern, um euch [die Alten, heut würde Herder sagen: die

[illegible] nur zu plündern und das Geplünderte elend anzuwenden." „Welche charakteristisch lokalen, provinziellen, nationalen Bezüge hat z. B. Pindar? (Vorfahren, Familie, Stadt, Vaterland). „Ihr Dichter unter uns, stärkt euer Haupt, um aus dem Ozean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken, ohne davon zu erblassen."

* * *

Keine Zentralisierung des Theaters! Provinzialschöpfungen voll Eigentümlichkeit (vgl. Holberg) brauchen wir. Von der Laune, vom Groben ist anzufangen (Hans Wurst), das Feine kann erst später kommen, erst muß das Unterscheidende da sein. Wir brauchen Wiener und Schweizer, Schwaben und Hamburger Sitten gezeichnet. „Die deutsche Bühne kann nie einen eigentümlichen Charakter bekommen, wenn eine von den Hauptstädten den Ton angäbe oder gar die einzige wäre." Man muß nicht nachahmen, sondern das Eigentümliche entwickeln.

Jacob Burckhardt[1]).

Die Griechen waren, gleichviel ob man sie klassisch nennt, durch und durch „romantisch": sie hielten den idealen Zusammenhang des Gesamtlebens in Volk, Stadt usw. fest über die Jahrhunderte hinweg d. h. sie bezogen beständig alle Dinge und Anschauungen zurück auf eine poetisch gestaltete Vorzeit. Der Mythus bildete die ideale Grundlage ihres ganzen Daseins. Aus der Nähe des Mythos erklärt sich die Jugendlichkeit des hellenischen Bewußtseins.

Die Griechen hatten keine Theologie, keinen Priesterstand und kein starkes zusammenhängendes Priestertum (Kirche, Orthodoxie), welches stets die Mythenbildung beendet, systematisiert und spekulativ reflektiert; es gab nur Priester. Der Volkskultus blieb, durch keinen Theologen oder Philosophen erschüttert. Nichts schriftlich Geoffenbartes ist vorhanden, nichts von außen als heilige Satzung auferlegt, es giebt keine Lehre über die Religion (Theologie).

Die griechische Religion ist eine rein nationale Schöpfung, ein von innen gewachsenes Produkt, sie ist wie der Mythus laienhaft nach Ursprung und Ueberlieferung. Sie ist „ungehütet." Es giebt kein Gleichmachen und Kanonisieren durch einen Priesterstand, sondern eine tausendfältige freie Blüte bildet sich! Daher entfaltet sich die epische Poesie ungehemmt.

Polytheismus. Die große Notwendigkeits(Schicksals-)Idee.

Religiöse und poetische Vorstellungen sind untrennbar.

Der Mythus ist völlig lokalisiert. Volkstümlich entstanden (Sänger), bedeutet er an sich nichts; spät erst kamen mit den Philosophen allegorische und rationalistische Erklärungen auf. Die Götter erscheinen im Volksbewußtsein weder geradezu vorbildlich noch als Trost, wie z. B. im Christentum: die hellenische Welt wird verklärt.

---

[1]) Griechische Kulturgeschichte, hrsg. aus dem Nachlaß, Bd. I u. II. — Zum Nachstehenden vgl. folgende Erwägung: In Hellas fand allmähliche Entwickelung und Veränderung, aber kein Bruch mit der heimischen Vorstellungswelt, den volkstümlichen Glaubens- und Sittenanschauungen statt. Das weltverneinende asketische Ideal erschien, wo es vorkam (Orphiker) als eine Ketzerei, doch ist es nie bis zur orientalischen Mystik abgeirrt, dank des Maßes, der Begrenztheit des hellenischen Lebens. Der Wettkampf und die Wettspiele, den Heroën zu Ehren, bildeten die Schule des Individualismus, die Wiege hellenischer Größe (Rhode).

Die Ortskulte und -Mythen machten den lokalen Reichtum aus, ſie ſind das wertvollſte Eigentum, daher lieb, und deshalb iſt gegen ſie alle Philoſophie und Aufklärung lächerlich und wirkungslos. Aller Kultus war lebendige uralte Sitte, nicht durch Synodalbeſchluß und Lehrzwang auferlegt. Hauskult (Herd). Der Gottesdienſt war das Schönſte, was es gab: Geſang, Muſik und Tanz (χόρος); irdiſche Stimmung und göttliche Feier ungeſchieden (Hymnus, Päan, Dithyrambus). Dionyſosfeiern (entſprechend unſerm Carneval). Alle Lebensfreude diente der Götterverehrung. Die ganze Religion (und Poeſie) war volkstümlich, d. h. dem Volke ganz unentbehrlich.

's Leonardusfeſt.

Mundart aus dem öſtlichſten Böhmen.

Wos a rechtchr Paur is, dahm gieht's liebe Viech eim Stolle übr olls; on wenn ernt jemand ei dr Schloofſtuhbe krärt an klät on do wardt ne aſu geſchwende emm a Boodr geſcheckt, olls wenn für meintswechn a Kue häßlich thut odr a Schweinla gorſtich freßt.

Aus dar klenn Lorke, die ich a do drzähla will, könna ſe dos drfohrn.

Jonge Pfarde, trota do ei amm Dorfe ei die Eecha, wurn welde on ginga dorch, on a Paur ſchloppta ſe hentrdrei. Dar orme Moon blutte aus a poor Löchrn eim Koppe on blie zugudrletzt wie tudt liecha, bis ſa fonda on heemtrucha.

Enzweſchen worn die Pfarde a drheeme on weil's Hantiche on ging awing lohm wur noch da ſelba Tog emm a Thierorzt geſcheckt. Dr Paur log ocht Toge ohne Doktr, on erſt wie a ſchon zum Himmln wor, wie's ſchon zum Eiſaoreiſa wor, hullta 's 'm a Boodr.

Dar ſchüttlte mit 'm Koppe on mente, 's wär a ſchlemme Geherndrſchüttrung on 'n ganza Monda hot dr Bodr on 'nm remmgedockrt, on a ganz Johr blie a a niſchnetzichr Karle.

Die Paursfrau wur amohl ei'm Staadtla gefrächt, wie's drheeme ging, on do antwort ſe druhf „innu denka 's ok; metta ei dr Soozt on 'n ganza Monda lohm!" — Do ſprach dar Nämliche, dar ſe gefrächt hot „ich denk' a hot's ei'm Koppe?" — „Och aſu", drwidrte dos Weibla druhf, „ihr ment a Moon, on ich docht, ihr frächt noch 'm Pfarde!" — On etza müß mr ſahn, doß mr off Studing komma, denn eichntlich will ich ju 'n Leonarduslorke drzähla; na niſcht für ungutt, ma is halt ſchon aſu a Markitſchkr on vrplomprt ſich halt ſchon elſtamohl. — Dr Patron vom Vieche is dr heiliche Leonardus, on ei Studing is dar delle Heiliche dr Kerchapatron.

'm Leonardustoche is dam lieba Heilicha zu Ehrn a grußes Feſt, 's Leonardusfeſt. Vo übrohl remm komma die Paurſchleute off Studing o dam della Toge on baata on opfrn, 'm heilicha Leonardus zu Ehren on 'm lieba Viecha zu Liebe.

Emm de Kerche remm is a reenr Johrmrt; do warn Leonardusbeldr vrkaft, die ſich die Päurla drheeme o die Stohlthürn onähla; ollrhand Viechkroom aus Wox zum opfern honn ſe fehl, 'm meſta Vrdrang honn obr die Leonardusbeldr, die de Ruthſtooknazaſeff vrkeft: Staabreen ausvrkaft is a hente; a ne 'n ollrenzicha Leonardus hott a wettr. — Do kömmt noch a Päurn zu ſemm Stande on begehrt anoch a ſu a Leonardusbeld.

Fremden [illegible] der niemols maulfaule Seff, „die
„Welch [illegible] obr keefa se sich ock die heiliche Rosalia,
z. B. [illegible] is noch viel bessr of die Melch [illegible]
unter [illegible]
und [illegible]
blassen.

O. Helm.

Überbrettl-Poesie.[1]

Ludwig Finckh.

Der arme Narr.

I.

[illegible] Frauenlob, wollt ihr einen Degen?
[illegible] ihn über die Saiten legen.
[illegible] ein Liedel — schont eure zarten Lungen —
[illegible] — sind die Saiten gesprungen.
[illegible]—a—d—e, ade,
Saiten thun weh,
Saiten und Schneiden thut weh — g—a—d—e.

Junker Frauenlob, purre knix plautz —
Ihr seid ein komischer Kauz —
Habt ein Bärtlein von Haaren schwarz,
Ziehet es aus mit einem Tropfen Harz . . .
Prrrr — ho wird das lang,
Kling klang — g—a—d—e,
Scheiden thut weh — der Daus!

II.

Gegrüßt, schöne Frau!
O, mich beißt mein böser Zahn . . .
Frauenlob hat einen Stulpen an!
Einen Stulpen von vlämischem Leder fein —
Ho — will Frauenlob ein Junker sein?
Hahaha.

Gegrüßt, schöne Frau!
O, mein Bäuchlein wird fett —
Und Frauenlob hat ein nickend Barett!
Ein Barett und ein Sträußel Rosmarein —
Ho — will Frauenlob ein Bräutigam sein?
Hahaha
— Mich beißt mein böser Zahn.

Alfred Walter Heymel.

Kater.

Rumplumplumplum,
Rumplumplumplum,
Mir plumpt ein Backstein im Kopf herum,
Rumplum!
Au au au au!

Verfluchtes Gehau,
Vertrakter Diskant
In der Schädelwand!
Es zieht und sägt,
Im Magen regt

[1] Vgl. Heft 7 Seite 214.

Ein Kobold das Meſſer;
Und wird's nicht beſſer,
So ſchieß ich mich tot.
Herr, ſieh meine Not!
Schnei Heringsſalat!
Will früh auch und ſpat
Dich loben alsdann
Als gläubiger Mann.
Rumplumplumpump —
Auauau —
Rumplum.

Arno Holz.

In der Sonnengaſſe.

In der Sonnengaſſe zu Sankt Goar,
Da kämmt ſich die Reſi ihr ſchwarzes Haar,
Sie lacht in den Spiegel verſtohlenen Blicks,
Silbern über ihrem Bett hängt ein Cruzifix,
Ihr Pantöffelchen klappert, ihr Schnürleib kracht:
Heute Nacht!! Heute Nacht!!

In der Sonnengaſſe zu Sankt Goar,
Da wohnt ihr ſchrägüber ein junger Scholar,
Der pfropft ſich in den Schädel lauter dummes Zeug,
Schwarz auf ſeinem Pult liegt der Pentateuch;
Da ſtreift ihn die Sonne und ſein Leder kracht:
Heute Nacht!! Heute Nacht!!

Detlev von Liliencron.

Der Handkuß.

Viere lang,
Zum Empfang,
Vorne Jean,
Elegant,
Fährt meine ſüße Lady.

Schilderhaus,
Wache 'raus.
Schloßportal,
Und im Saal
Steht meine ſüße Lady.

Hofmarſchall.
Pagenwall.
Sehr graziös,
Merveillös
Knixt meine ſüße Lady.

Königin,
Hoher Sinn,
Ihre Hand,
Intereſſant,
Küßt meine ſüße Lady

Viere lang,
Vom Empfang,
Vorne Jean,
Elegant,
Kommt meine ſüße Lady.

Nun wie wars
Heut bei Czars?
Ach, ich bin
Noch ganz hin,
Haucht meine ſüße Lady.

Nach und nach,
Allgemach,
Ihren Mann
Wieder dann
Kennt meine ſüße Lady.

Sächſiſche Volksbühne.

Die nationale deutſche Bühne Siebenbürgens hatte ſich im abgelaufenen Spieljahre zweier großer Erfolge zu erfreuen, zweier gelungener Meiſterwerke aus der Feder desſelben Autors. Wie bereits an anderer

Stelle flüchtig angedeutet, erblickte im abgelaufenen Frühjahre in Hermannstadt das durch eine heimische Liebhaberbühne zur Aufführung gebrachte Volksstück „Der Herr der Hann“ das Rampenlicht, und fand trotz der einfachen und kunstlosen Darstellung selbst den Beifall der litterarisch Verwöhnteren. Die Volksbühne der Siebenbürger Deutschen hat mit der Aufführung dieses Stückes einen neuen Erfolg in ihrer rasch emporsteigenden Laufbahn gewonnen.

Es ist eine ländliche Dichtung, was der so frisch emporgetauchte Landschaftspoet Hermann Kirchner in seinem Werke darbietet. Das Leben des sächsischen Landmannes giebt ihm dabei den Hauptvorwurf zu seinem Stücke, das durch seine naturgetreue, man möchte sagen photographische Wiedergabe, recht freundlich einen anheimelt. Dabei ist alles der Natur mit offenem Auge abgelauscht, mit empfindlichem Ohre gehört, mit dem subtilsten Gefühle erfaßt und wiedergegeben; keineswegs jedoch, wie es bei vielen modernen realistischen Erzeugnissen der Großstadt so oft der Fall ist, einfach dem Äußeren nachkopiert, ohne Innerlichkeit, ohne redliche Auffassung des wahren Geistes der Sache. Man kann sich die spontane Freude der Deutschen Siebenbürgens vergegenwärtigen, die durch solchen gelungenen Coup ihres Dichters angeregt wurde. Wie verlautet, soll in der Folge das deutsche Volkstheater zu Wien das Stück für sein Repertoir angekauft haben.

Immer mehr wagt sich heute nun auch die Provinz heran, frei und unabhängig von der Großstadt, auf eigene Faust landläufige Bühnennovitäten zur Darstellung zu bringen. So wäre es denn in den deutschen Gegenden der österreich-ungarischen Monarchie seit den jüngsten Jahren der herrschenden Heimatsbewegung sicherlich nicht das erste Mal, daß Stücke, die in der Provinz gefallen haben, ihren Weg dann bis in die Bühnen der Großstädte machen. Immer mehr erstarkt die litterarische Bewegung der Landschaften nun auch im österreich-ungarischen Doppelstaat, und ist solche sicherlich nur willkommen zu heißen.

Hermann Kirchners Stück behandelt mit großer Einsicht die ländlichen kleinen Fragen und Aufregungen, wie solche im engen Heime des rührigen Landmannes sich immer wieder einstellen, ja, nicht selten sogar zu einem lodernden Brande entflammen können, dem nur zu oft dann die nächsten Nachbarn mit zum Opfer werden. Liebe und Haß sind in ihren Extremen in der einfachen Hütte des Landmannes ebenso anzutreffen, wie in den raffiniertesten Boudoirs der großen Städte. Auch die Standesunterschiede sind in einer Bauerngemeinde, einem Dorfe, ja selbst in der kleinsten Ansiedlung bekanntlich in nicht geringerem Grade ausgebildet, als unter den reifen Kulturmenschen der Zentren. Ja, man kann füglich behaupten, daß der siebenbürgische Bauer auf seine Herkunft und seine Familie mit bewußterem Stolze blickt und argwöhnischer jede Einheirat kontrolliert, als so mancher hochgeborene Herr vom alten Adel. Daß eine streng einzuhaltende Grenzscheide zwischen Groß- und Kleinbauern, Ober- und Niederhofbesitzer, Ackersmann, Weinhauer, Domestiken und Taglöhner, in solch einer Gemeinschaft trotz aller *scheinbaren* äußerlichen Vertraulichkeit stets strenge beobachtet wird, das dürfte so manchem Uneingeweihten befremdend erscheinen. Namentlich wird aber beim Siebenbürger Deutschen sehr viel auf den sozialen Vorrang des Begüterten vor dem Minderbemittelten seit altersher gehalten. Mag auch der Großbauer oft mit seinem Gesinde aus *einer* Schüssel essen, mit ihm zur Zeit der Arbeit aus derselben Flasche sich erquicken; im Hause ist er wieder der geachtete Herr, vor dem sich jeder Tiefer-

stehende unbedingt beugen wird. In der Kirche hat der Großbauer den Vortritt, in der Gemeindeverwaltung und in der Schule er zunächst Wahlrecht, Stimme und Veto.

All diese Seiten der alten siebenbürgischen Kultur werden in dem Volksstücke Kirchners berührt und mit großer Prägnanz und Logik auf die scheinbar einfachste Weise durchgeführt. Zu loben ist an dem Stücke, daß es unbedingt eine den Sachsen Siebenbürgens eigentümliche Dichtung ist, die in nichts an die draußen in der großen Welt tobende übermoderne litterarische Bewegung gemahnt. Es ist ein Stück, das einer streng nationalen Volksbühne würdig ist, und wie es ähnlich jeder andern heimatlichen Schauspielkunst zu wünschen wäre.

Die Dilettantengesellschaft, der es gelungen ist, Kirchners Dichtung mit einem derartigen Erfolge zu kreieren, rekrutiert ihre Mitglieder aus den besten deutschen Kreisen Siebenbürgens, und ginge es zu weit — so sehr man auch versucht sein mag — jedem Einzelnen für seine hingebungsvolle und naturgetreue Interpretation ein besonderes Lob zu spenden. Als eine echte deutsche Volksbühne, macht es sich der obgenannte Verein zur Aufgabe, die siebenbürgische Dramatik zu pflegen und das Volk mit den heimischen Bühnenerscheinungen bekannt zu machen. Seit ihrem Bestande hat diese Vereinigung so manche beachtenswerte heimische Schöpfung dem Volke verdolmetscht.

Ein zweites Stück aus Kirchners Feder, „Viola" betitelt und gleichfalls eine Dichtung in Versen, fand eine dem ersten Schauspiele recht nahekommende freundliche Aufnahme. War jenes dem Landleben der Sachsen gewidmet, so zeigt dieses einen mehr romantischen Stoff und behandelt einen Vorwurf frei nach Shakespeare. Auch „Viola" fand eine recht gute Interpretation von Seite der Mitglieder des Volksbühnenvereins, wie denn auch die dazugehörige ansprechende Musik, gleichfalls von Kirchner gesetzt, durch die Stadt- resp. Theaterkapelle recht wirkungsvoll vorgetragen wurde.

Wie man sieht, ist auch bei den Deutschen Siebenbürgens die Volksbühne keine Einrichtung von heute, wenngleich ihr erst in jüngster Zeit die richtige Pflege und eine thatkräftige Unterstützung zuteil werden, was es ihr ermöglicht, nicht nur das Volk zu erziehen und zu erbauen, sondern auch für die Heimat beachtenswerte litterarische Erfolge zu erzielen.

Hermannstadt. Marcel Arpad.

Zeit-Merkmale.

Zur Los von Rom-Bewegung, über ihre Anfänge und ihre Weiterentwickelung in Oesterreich, schreibt ein im Anfange der Bewegung unter der Wirksamkeit des bekannten Pastors Bräunlich Übergetretener in der Wiener „Zeit" das Folgende: „Pastor Bräunlich sprach vortrefflich als Agitator, so wie es kein anderer hätte besser können. Wir wurden alle mitgerissen, einer nach dem anderen stand auf und hielt eine Rede, so gut, wie er es eben konnte. Bräunlich war liberal, wie ich es nie in meinem Leben für möglich hätte halten können. Seine verschiedenen Ausführungen gipfelten in der Aufforderung: in der evangelischen Kirche haben Sie Glaubens- und Meinungsfreiheit! Jeder Atheist hätte ihm zugestimmt. Seine Person und seine Reden hatten großen Erfolg.

Selbst „Apostat," denke ich oft darüber nach, wie sonderbar — sowohl auf Seiten der Agitatoren, als der „Verführten" möglich geworden ist. Ich denke fünf — ach, nicht fünf — drei Jahre zurück, und gedenke nur den Kopf darüber, wie Ungläubige zu Proselyten gemacht sind. Wie die religiöse Indolenz im Laufe einiger Jahre zum religiösen Fanatismus werden konnte. Denn dieser ist Thatsache. Ich denke an meine Studentenzeit zurück und an die Stellung, die wir damals religiösen Ueberzeugungen gegenüber einnahmen. Wenn schon überhaupt Rede von solchen war, und das geschah natürlich äußerst selten und gewöhnlich nur in später Nachtstunde, so lachte man darüber und man stritt nicht. Und jetzt kann ich jederzeit bei hellichtem Tage Zeuge von Erörterungen theologischer Streitfragen sein! Jene, die damals sich um Religion nicht kümmerten, sind jetzt ihre eifrigsten Verfechter und sind auf dem besten Wege, religiös in dürres verhocktes Fahrwasser zu geraten. Wenn ich in klerikalen Blättern lese, daß die Los von Rom-Bewegung eine bloß politische Hetze sei, muß ich nach meiner innersten Ueberzeugung und nach meinen Erfahrungen, die ich zu sammeln überreiche Gelegenheit hatte, auf das lebhafteste dagegen protestieren. Protestieren wider meinen Willen.

Es ist meine Ansicht, daß ich im Namen vieler spreche, eine Ansicht, die sich bei der vollständig veränderten Marschrichtung der Los von Rom-Bewegung, wie sie sich in den Massen der in Böhmen Uebergetretenen äußert, nicht mehr hervorwagt. Wir wollten vor zwei, drei Jahren nicht deswegen „los von Rom", um protestantische Kirchen zu bauen und einigen Dutzenden evangelischer Vikare den Weg nach Oesterreich zu ebnen, sondern um eine Bewegung einzuleiten, die sich jedem Klerus feindlich gegenüberstellt. Eine Befreiung der Geister, nicht nur vom römischen Joch, sondern auch von der protestantischen Orthodoxie, die sich jetzt langsam, aber durch hundert von Los von Rom-Fanatikern erfolgreich unterstützt, sicher in diese ganze Bewegung einschleicht.[1]) Was anfangs eine politische Revolution zu werden versprach, droht zu einer kirchlichen Reformation zu werden. Damit ist den Uebeln nicht abgeholfen, die den Abfall herbeiführten. Wir denken zwar allerdings, daß die Angehörigkeit zur evangelischen Kirche immer noch besser ist, als wie jene zur katholischen, aber diese Angehörigkeit, die uns nur ein Mittel war, ist zum Zweck geworden. Und nichts lag uns ferner! Nichts lag ferner, als eine rein religiöse Bewegung mit vielfach persönlichen Opfern zu inaugurieren.

Die Bewegung hat mit diesem kirchlichen Einschlage, mit all den Kirchenbauten und neuen evangelischen Vikaren einen Weg genommen, den im Anfang niemand gehen wollte. Einen Weg, der noch unnatürlicher ist, als es jemals in Oesterreich eine Politik war. Denn es giebt doch nichts Unnatürlicheres, als wie die Verquickung einer radikal sein wollenden Parteirichtung mit einem von Natur und Tradition aus unbedingt konservativen Element. Die Los von Rom-Bewegung erfreut sich der Unterstützung des Evangelischen Bundes, des Gustav-Adolf-Vereines und aller möglichen Korporationen, die draußen im Reiche zu den Stützen der Gesellschaft gehören und die die innersten politischen und sozialen Lebensbedingungen unserer deutschradikalen, sich jetzt „alldeutsch" nennenden Partei in

[1]) Der Verfasser redet später von der Thätigkeit der deutschen Wingolfsversammlung bei der Los von Rom-Bewegung.

Oesterreich bei näherer Kenntnis direkt verabscheuen müssen. Nach Deutschland versetzt, müßte sich unsere Partei der revolutionärsten Gruppe anschließen. . . . Und was wird die Folge (einer solchen innigen Verbindung zwischen konservativ-reaktionären und radikalen Elementen) sein? Es sind nur zwei Möglichkeiten. Entweder siegt der konservativ-religiöse Faktor oder der politisch-radikale. So wie die Dinge jetzt stehen, der erstere; denn die Entwicklung geht schnurgerade auf den Sieg der Religion los . . . es ist anzunehmen, daß ein stets mehr sich zur Oberfläche wagendes protestantisches Muckertum siegen und der radikal-politische Gedanke, der dies wider seinen Willen verursachte, dabei die Kostenzahlen wird."

Man ersieht aus den Ausführungen dieses Uebergetreteneu wieder einmal, von wie großer Bedeutung die Bestrebungen, die wir auf geistig-kulturellem Gebiete vertreten, auch für die Angliederung unserer österreichischen Volksgenossen an die im Reiche bereits geeinten Volksgenossen sind. Denn, während wir Reichsdeutschen vorläufig machtlos sind, unseren Volksgenossen Oesterreichs politisch zu helfen, sind wir sehr wohl dazu im Stande, diesen durch Schaffung einer großen geistig-kulturellen Einheit den Anschluß an uns zu erleichtern, sie schon jetzt auf geistigem Gebiete immer enger mit uns zu verknüpfen. Während der Einbruch der Orthodoxie auf das österreichische Gebiet durch Spaltung der Geister dort im Laufe der Zeit auch die politische Geschlossenheit der Stammesgenossen sprengen muß, würde eine geistig-freiheitliche Bewegung auf reichsdeutschem Boden die durchweg geistig radikalen Deutsch-Oesterreicher nur um so inniger mit uns verbinden. Also, nicht nur „los von Rom", sondern auch los von der Orthodoxie, dem Apostolikum und ähnlichen Dingen!

* * *

„Der Krieg ist für den Germanen ein sakrales Rechtsinstitut", schreibt Professor Hans Schreuer in Prag. „Der Kampf ist religiöse Erhebung. Das war immer so. Nicht bloß als Körner sang: „Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte," sondern auch schon zu Zeiten vorchristlicher Barbarei. Ergreifend schildert Tacitus den germanischen Kampf auf Geheiß und unter Führung des präsenten Gottes, begleitet vom Schlachtgesang der Frauen und vom Wimmern der Kinder — ganz so, wie wir es von den Buren zu lesen bekommen. Gegen die schamlose Metzgerei der englischen Kapitalistenklique empört sich also nicht erst die Zivilisation. Der unheilige Krieg verdient nicht einmal den Namen der Barbarei."

* * *

Folgende Auslassungen **über die Russen als Arier und Germanen**, finden sich im Scherer: (von Hartmann).

Esthen und Finnen sind stark, Slaven schwächer mit Gothen gemischt. Die Namen: Groß-Klein, Schwarz-Weiß-Rot-Russen deuten auf verschiedene Rassenmischungen. Bei den Littauern heißt der Russe noch heute Gudas (Gote). Die vom Slaventum, dessen Sprache sie annehmen, stark durchsetzten Goten bilden die „Wenden." Sie sehen sich gezwungen, neues arisches Blut zu Hilfe zu rufen. (Russen). Der Finne nennt heute noch nur den Schweden Ruotze (Russe), den Russen dagegen Wönnu (Wende), der Kriegerstand ist arisch — (die Waräger) das unterworfene Volk sind die Smerdy, d. h. Stinker. Aus den besseren

Mischlingen der Stinker bildet sich der Mittelstand, aus dem später die „schwarze" Geistlichkeit entsteht, während sich die „weiße" aus den helleren, edleren Ariern zusammensetzt. — Das Ariertum wird neuerdings in Rußland systematisch ruiniert — mit dem Aufkommen der Stinker aber muß Rußland zerfallen.

* * *

Ueber die deutsche Staatssprache lesen wir in Heymanns Verwaltungs-Archiv: „Weder die preußische noch die Reichsverfassung enthält ein Wort über die Staatssprache. Dies beruht auf der Voraussetzung, daß nur die deutsche Sprache Staatssprache sein kann.

Für Preußen ist dann im sog. Amtssprachen-Gesetz vom 28. August 1876 die deutsche Sprache als ausschließliche Geschäftssprache aller Behörden, Beamten und politischen Körperschaften noch ausdrücklich festgestellt worden. Folglich muß jede Inanspruchnahme von Behörden in deutscher Sprache erfolgen, und die vorgeschriebene polizeiliche Ueberwachung öffentlicher Versammlungen bedingt die Anwendung der deutschen Staatssprache. Das Oberverwaltungsgericht hat trotzdem am 26. September 1876 und am 5. Oktober 1897 anders entschieden!

Kein Beamter ist verpflichtet, eine andere als die Staatssprache zu kennen innerhalb der Staatsverwaltung. Er bedarf auch keiner Abänderung der Gesetzgebung, denn nicht der Grundsatz ist festzustellen, sondern die Ausnahme. Im Rahmen des deutschen Rechtes giebt es auch keine polnische Nationalität. Die Amtssprache der Reichspost ist ausschließlich die deutsche. Ebenso ist die Schulsprache durchaus deutsch. Der Staat, der die Einheit seiner Staatssprache aufgiebt, giebt überhaupt seine Staatseinheit auf." (Prof. Dr. Zorn).

* * *

Ueber Recht und Gerechtigkeit schreibt uns Franz Steinbrücker: „Sonderbar, unsere Rechtsbeflissenen und Richter urteilen selbst im zwanzigsten Jahrhundert noch statt über Recht, in der Regel über Unrecht. Beweis dafür liegt im Gesetz denn unsere Gesetzesmacher bieten uns anstatt **Ge**bote nur **Ver**bote. Sie sagen uns nur, was bestraft wird, anstatt uns durch den Hinweis auf den rechten Weg, die Pflicht des Menschen, zu bestimmen.

Zwischen Gut und Schlecht, Nutzen und Schaden liegt Nichtsnutzigkeit und Unschädlichkeit. Zwischen diesen Beiden liegt der Wille.

Ist denn das Recht schwerer zu bestimmen als das Unrecht? Warum muß das Urteil über Recht erst dort aufhören, wo schon die Strafbarkeit beginnt.

Die jüdischen „zehn Gebote", die man uns Deutschen lehrt, geben außer zwei Ausnahmen nur die Regel was man nicht thun soll. Heißt dies nicht den „Rand des Gesetzes" als Recht erkennen? Soll „nichts Schlechtes thun" schon Gottgefällig sein?

Was würden wir beispielsweise sagen, wenn wir auf die Frage an einen Schutzmann nach dem rechten Weg zu unserem Ziel, durch ihn von allen Wegen, die nicht dahin führen, nach genauer Beschreibung derselben, abgeraten würden, sie zu gehen, und unserem menschlichen Scharfsinn die Erkenntnis der geraden und Umwege dahin überlassen würde?

Wozu also die Früchte fachwissenschaftlichen Strebens nach Ergründung des bodenlosen Sumpfes der Niedertracht durch Gesetze zu beschreiben? Unsere Gesetzesmache ist zweifellos das Vorbild für unsere sogenannte realistische, moderne Kunst in Bild und Wort; das Zeichen des Verfalls in allen naturalistischen Kunstepochen."

Beiblatt.

Bücherschau.

* Die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften. Von Wolfgang Heinze, Dr. jur. Eine völkerrechtliche Studie. gr. 8°. geh. 5 Mk. Carl Winters Univ. Buchh. Heidelberg.

Eine für den Politiker bestimmte Schrift auf Grund der vorliegenden diplomatischen Veröffentlichungen und a. amtlicher Berichte, die viele neue interessante Thatsachen aus den chinesischen Wirren beibringt. Namentlich die chinesische Korrespondenz mit den belagerten Gesandtschaften ist sehr geeignet, die chinesische Denkweise zu studieren. Der Verf. bemüht sich zunächst die untrüglichen Beweise zu erbringen, daß die Regierung mit den Boxern unter einer Decke steckte und findet nur einige Milderungsgründe für ihr Verhalten in der Fülle der sie beherrschenden Vorurteile und ihrer großen Unwissenheit über die wahre Lage der Dinge.

Im weiteren Verlauf wird die thatsächliche und rechtliche Basis der Verantwortlichkeit der chinesischen Behörden, ferner die geschichtliche Entwicklung der gesandtschaftlichen Immunität im allgemeinen und besonders in China erörtert. Das letzte Kapitel schildert die Sühne für die begangenen Verbrechen. J. N.

* Die Gräuel der Kriegführung in Südafrika. Ein Brief an den Staatspräsidenten Steyn von J. C. Smuts, Generalkommandant der Burenarmee. Berlin. Herm. Walther. 1901.

Ein amtlicher Bericht, beruhend auf eidlich erhärteten Aussagen und selbstbeobachteten Thatsachen, über die Verwüstungen der Engländer und ihre Verletzungen des Völkerrechts. J. N.

* Die Entwicklung Rußlands von Dr. Albrecht Wirth. Berlin 1901. Gose & Tetzlaff. Preis 50 Pfg.

In großen Zügen wird in der 34 Seiten umfassenden Broschüre eine Uebersicht über die politische Entwicklung des Zarenreiches gegeben unter steter Berücksichtigung der Rassenmischung und der von außen hereinströmenden Kultureinflüsse. Wie aus einer Anmerkung hervorgeht, hat der Verfasser die Schrift, welche sich ungezwungen wie ein Vortrag giebt, während seiner letzten Reise in Kiachta geschrieben. Er hat sie also nicht selber durchsehen können. Leider sind einige Druckfehler stehen geblieben. So ist aus dem allbekannten Tschinownik ein Tschierweik geworden, statt Panislamismus ist gedruckt Panslavismus, statt Strabo ein apokryphes Stroboff. J. N.

* Das Gewerbe in Georgien. Von Dr. Ph. Gogitschayschwili. Tübingen 1901, H. Laupp'sche Buchhandlung. Ergänzungsheft 1 der Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft. Preis für Abonnenten 2,80, für Nichtabonnenten 3,60 Mk.

Die älteste Gewerbeform, das Hauswerk, stand vor 100 Jahren noch in voller Kraft. Seit der russischen Herrschaft hat die Kultur, die alle Welt beleckt, hierin bereits vieles geändert. Nur in entlegeneren Gegenden, wie in Swanien, erhielten sich die ursprünglichen aber gesunden Verhältnisse; dort trifft man noch heute keinen Bettler, wohl aber noch vielfach die „Großfamilie" als Träger des gesamten Wirtschaftslebens. Mit Zerfall der Großfamilie

in die Kleinfamilien sinkt das Handwerk. Die Bräute sind weniger geschickt in der früher ihrem Stolz und Wert ausmachenden Arbeit; es wird mehr auf Geld gesehen, doch nach wie vor auf Schönheit.

Ueber die Entwickelung des Lohnhandwerks müssen wir uns Mangels alles geschichtlichen Stoffes mit Vermutungen begnügen. Die gegenwärtige Gliederung des Handwerks (Lohn- und Preiswerk, Zünfte) wird ausführlich geschildert, die Anfänge der Industrie erwähnt. Noch 85 v. H. der gesamten (2 Millionen) muß man zur Land-Bevölkerung rechnen. Diese ist durch den Einbruch der kapitalistischen Wirtschaftsweise immer mehr gezwungen zum rein landwirtschaftlichen Betrieb überzugehen. Daher wachsende Abhängigkeit vom Händlertum und wucherische Ausbeutung durch die blutsäugerischen Armenier.

* Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. Herausgegeben von Dr. M. Neefe. Direktor des statist. Amts der Stadt Breslau. XI. Jahrgang. Breslau 1901. Verlag von Wilh. Gottl. Korn. 11,20 Mk.

Der neueste Jahrgang des verdienstvollen Werkes enthält die systematische Bearbeitung des meist den Jahren 1898/1898 entstammenden statistischen Materials. Behandelt sind diesmal: 1. Gebiet, Bodenbenutzung und Grundbesitz. 2. Bauthätigkeit. 3. Straßenreinigung und -Besprengung. 4. Abfuhr und Kanalisation. 5. Oeffentliche Park-, Garten- und Schmuckanlagen. 6. Wasserversorgung. 7. Feuerlöschwesen. 8. Personenverkehr (Straßenbahnen, Fuhrwerk). 9. Post- und Telegraphenverkehr. 10. Binnenschiffahrt und Binnenhäfen. 11. Sparkassen. 12. Arbeitsnachweis und Notstandsarbeiten. 13. Streiks und Aussperrungen. 14. Gewerbegerichte. 15. Lebensmittelpreise 1891—99. 17. Einkommens- und Wohlstandsverhältnisse. 18. Stadtschuldenwesen. 19. Unterrichtswesen. 20. Bevölkerung. 21. Armenwesen und Wohlthätigkeit. 22. Vieh- und Schlachthöfe. 23. Beleuchtungswesen. 24. Verwaltung und Vertretung der Städte. Das Buch ist unentbehrlich für jeden, der sich über die Fülle der Arbeit unterrichten will, welche die gewaltige Entwicklung des deutschen Städtewesens mit sich gebracht hat. 16. Chemische Untersuchungsämter.

* Phantasien eines Realisten. Von Lynkeus. Dresden 1900. Carl Reißner. 2. Aufl. M. 5.

Als empfehlend sei vorausgeschickt, daß das Buch in Oesterreich vom k. k. Staatsanwalt beschlagnahmt wurde. Man beeile sich also, dasselbe zu kaufen, ehe das Zentrum und dessen Cato censorius, Herr Groeber, auch bei uns allmächtig wird. Grund genug, sich zu entrüsten, dürfte der Zentrumsmann in überreichem Maße in dem Buche finden. Gewisse theologische Fragen sind mit einer Meisterschaft behandelt, die die besten satirischen Dialoge der Zeit Voltaires übertreffen dürfte. Alle, auch die schwierigsten Probleme sittlicher Natur werden mit einer eisigen Kälte besprochen, die neben einem umfassenden und tiefgründigen Wissen, sowie hoher stilistischer Meisterschaft, die höchste sittliche Reinheit und Gesundheit des unbekannten Autors verraten. Deshalb sei das Buch allen erwachsenen Gesunden bestens empfohlen. Ein Alfons von Liguori dürfte es allerdings nicht lesen, den würde selbst das Eis dieser realistischen Skizzen in unreines Feuer versetzen. v. M.

Graf Bülow.

Bismarcks unfreiwilliger Rücktritt vom Amte bezeichnete zugleich den Beginn einer steuerlosen, schwächlichen und nervösen Politik, bei deren Durchführung sich zwei Reichskanzler hinter der Krone versteckten, die naturgemäß eine staatsmännische Erfahrung von dem Gewichte eines Bismarcks nicht haben konnte. Als der Sohn eines treuen Mitarbeiters des Altreichskanzlers, dem er in öffentlicher Reichstagssitzung das Zeugnis eines seine Gesundheit dem Staatswohl aufopfernden Beamten anläßlich der Bewilligung der dritten Direktorstelle im Auswärtigen Amte gegeben hat, übernahm Bernhard v. Bülow die Leitung der auswärtigen Politik in der gleichen Stellung als Staatssekretär, die für seinen Vater seiner Zeit zur Entlastung des Kanzlers geschaffen war. Bismarck hatte die Erhöhung des Stellengehaltes damit begründet, daß Bülows Vater bei der niedrigen Bemessung nach preußischem Ministermuster sein Vermögen zugesetzt habe. Nunmehr war der Sohn auch als Nachfolger des Kanzlers glücklicher in materieller Beziehung.

Obwohl nur der diplomatische Untergebene des dritten Reichskanzlers, mußte er doch sofort die traurige Erbschaft eines unfähigen und eines altersschwachen Chefs übernehmen und thunlichst liquidieren. Meines Erachtens war die samoanische Auseinandersetzung nicht besonders geschickt. Freilich datierte die Wirrnis noch aus Bismarcks Zeit als eine That des Mainzer Juden und Pariser Banquiers Bamberger, den nur die beliebte orientalische Preßmache zum deutschen Patrioten gemacht hat. Er war vielmehr der typische Vertreter der goldenen Internationale, die nur im schrankenlosen Handel, nicht in der politischen Machtstellung das Heil eines Staates, oder richtiger des eigenen Geldbeutels sieht. Als Amerika infolge nachgewiesener englischer Einflüsterung den samoanischen Putsch mit yankenhafter Flegelhaftigkeit ins Werk setzte, war die Zeit der Abrechnung gekommen. England saß in Südafrika fest und war uns dank unserer mehr verwandtschaftlichen als staatsklugen Politik verpflichtet. Es hätte also bei der Lösung der Dreiherrschaft leer ausgehen müssen und können, da es bereits vorschußweise von uns entschädigt war. Trotzdem wurde es territorial reichlich sowohl in der Südsee wie in Westafrika anderweit belohnt und die Entwicklung von Togo ihm geopfert. Das schuldbewußte, anmaßende Amerika mit dem wunden Fleck auf den Philippinen erhielt sein Drittel. Auch der Karolinen- und Mariannenkauf war finanziell nicht vorteilhaft, weil es uns nicht gelang, den Preis auf das Maß zu erniedrigen, das Spanien von den Vereinigten Staaten ursprünglich gefordert hatte. Aber das Auswärtige Amt hat schon unter Herbert Bismarck eine unglückliche Hand in Kolonialangelegenheiten gezeigt, weil den Leitern unserer zuständigen Ver-

[illegible] die Sachkunde und das Interesse abgingen. Andererseits verriet es bereits ein erfreuliches Geschick, daß Bülow überhaupt den Südseebesitz in dieser Weise befestigte. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß er in seiner Englandpolitik von einem höheren Willen abhing und gerade dort zu Beginn seiner leitenden Stellung nicht selbständig vorgehen konnte. Die englische Großmutter regierte noch in unserm eignen Hause. Trefflich war dagegen unsere Haltung in der kretischen Frage. Die Knochen des pommerschen Grenadiers und deutschen Matrosen war diese noch schwebende griechische Stänkerei nicht wert und rasch entschlossen legte er still die Flöte weg, die wir etwas vordringlich bereits mit dem üblichen Mißerfolg geblasen hatten.

Als Bülow dann endlich Kanzler wurde und damit fest im Sattel saß, hat er bei aller höfischen und diplomatischen Vorsicht einen welterfahrenen und festen Willen bekundet, der an die gute Bismarckische Ueberlieferung wieder anknüpft. Hierbei dürfen wir nicht vergessen, daß Bismarcks Amtsthätigkeit ihr unerwünschtes Ende an einem höheren Willen fand, dessen Aeußerungen gerade die festesten Stützen des Thrones, den Bismarck gezimmert, verstimmen mußten. Die Geschichte hat als unparteiische Richterin bereits jetzt dem großen Kanzler Recht gegeben und damit freilich auch seines Schülers Bülow Stellung gestärkt. Bismarcks überragendes Genie überwand diese Klippe nicht. Bülow war gewarnt und hat daher eine dankenswerte Festigkeit mit leider nur allzu notwendiger Klugheit gepaart. Aber er weiß auch, daß die entscheidende und bessere Mehrheit des Volkes mehr Vertrauen zu dem verfassungsmäßigen Leiter unserer Politik, als zu den unverantwortlichen, interessierten, geistig untergeordneten und wechselnden Ratgebern der Krone hat, deren Informationsbedürfnis unpatriotisch zu selbstsüchtigen Zwecken gemißbraucht wird.

Der Vogel Bülow ist wohl bekannt im deutschen Beamtentum und in der Wilhelmstraße selbst, wo Wilhelm v. Humboldts Schwiegersohn einst im Ministersessel saß. Die Bülows waren stets kluge Leute und schillerten alle etwas liberal im guten Sinne. Es ist überhaupt eine freisinnige Lüge, daß die preußisch-deutsche Beamtenschaft reaktionäre Neigungen habe. Der echte Geheimrat ist theoretisch stark liberal angehaucht. Bismarck konnte die Abkehr vom Freihandel nur wider seine besten Ratgeber durchsetzen. Wie der einstige Minister Bülow, so ist auch der Kanzler ein Schöngeist. Vielleicht haben bei beiden ihre geistreichen Frauen diese Neigung verstärkt, obwohl Donna Maria im Gegensatz zu Gabriele v. Bülow mehr der Musik huldigt. Man fürchtete anfangs nicht mit Unrecht, daß durch die weltmännische Erfahrung des Diplomaten das Volksgefühl des leitenden Staatsmannes gelitten habe. Da Bülow kein Parteimann, so herrschte besonders bei den Konservativen eine gewisse Unsicherheit, ob er auch den Beschwerden der Landwirtschaft als Minister ohne Ar und Halm gerecht werden würde. Als Sohn einer Hamburgerin, deren Vermögen einst durch die Rhederei erworben war, konnte er die Abneigung der Handelsstadt an der Elbe gegen den Osten teilen. Er hat sich beeilt, sich gleich seinem großen Meister für einen echten Junker zu erklären und doch auch jüngst seiner liberalen Anschauung außerhalb der Parteischablone und über den Parteien gegenüber konfessioneller Verhetzung Ausdruck gegeben. Es ging das Wort, daß Bülow nicht blos seine maßvollen, aber dringend nötigen zollpolitischen Absichten durchsetzen, sondern auch bei einem Wechsel in den Anschauungen der Krone die Folgen mit seiner Person zu ziehen wissen

werde. Jedenfalls hat seine Festigkeit bei aller Verbindlichkeit überrascht und scheint er fast wider Erwarten der Krone sicher zu sein, deren Gunst sich Herr Ballin und Genossen so wenig geschmackvoll rühmten. Hierbei unterstützt den Kanzler vielleicht noch ein gewichtiger persönlicher Umstand. Bekanntlich sind nachweisbar plötzliche Entschlüsse der Krone auf geschickte Beeinflussungen von Leuten zurückzuführen, die es verstanden haben, das Ohr des Kaisers zu finden. Leider herrscht in der persönlichen dienstlichen Umgebung des Kaisers keine genügende Selbständigkeit, um mit Einsetzung der Person ein Gegengewicht gegen solche Einflüsse zu bilden, obwohl begründeten Vorstellungen die Krone sicherlich zugänglich ist. Nur ein Offizier im Gefolge des Kaisers hat einen bestimmenden Einfluß auf ihn gehabt und ist dies beim jähen Heimgang des hochbegabten Generals, eines Bruders des Kanzlers, von seinem hohen Herrn selbst rühmend und wehmütig vor den übrigen Adjutanten bekannt worden. Freilich war Adolf v. Bülow militärischer Begleiter des jungen Prinzen Wilhelm, d. h. sein Erzieher, und sein Verhältnis zum späteren Herrscher naturgemäß ein besonders vertrautes. Thatsächlich ist er auch später ein treuer Ratgeber geblieben. Die Erinnerung an ihn mag das amtliche Gewicht der Vorschläge des Kanzlers persönlich unter Umständen erheblich verstärken und stützen.

Bereits als Staatssekretär begleitete er den Kaiser nach England, das die Erwürgung der Burenstaaten begonnen hatte. Der nach dem Pfefferſack schmeckende, keineswegs alte Reichtum Albions soll ja auch Bülow etwas geblendet haben, zumal die alte Königin in kluger Benutzung etwaiger deutscher Prunkliebe fast täglich von Gold und Silber essen ließ, was sich natürlich auch der Schwiegersohn des jetzigen Königs, der Börsenjobber und Bankherr Duff, übrigens nunmehr der stolze Herzog of Fife, leisten konnte. Als Kanzler fand Bülow diese verfahrene Englandspolitik vor, die außerdem bei den zünftigen, volksfremden Diplomaten in besserem Rufe stand, als sie verdiente. Gerade unsere Diplomaten sind von Englands Schwäche überrascht worden. Da wir aus Rücksicht auf unberechtigte verwandtschaftliche Einflüsse den Ausbruch des Burenkrieges nicht verhindert hatten, was nach Ansicht eingeweihter Kreise in unserer Macht lag, so war später in dieser Richtung nichts zu machen. Ob der Kaiser oder Bülow, um schlimmere Unfreundlichkeiten zu vermeiden, den Besuch Krügers abgelehnt haben, darüber bestehen bloß Mutmaßungen. Ueberhaupt hat Bülow auf seinem eigentlichen Arbeitsfelde wenig Gelegenheit zu eigner Initiative gehabt und müssen wir ihm wenigstens danken, daß er öfters hemmend eingegriffen hat. An den Uebertreibungen des chinesischen Abenteuers war er unschuldig. Miquel, Posadowsky und er sollen damals die Gegenzeichnung zur Mobilmachung der Seebataillone unter Hinweis auf den allein zuständigen Reichskanzler abgelehnt haben, der damals sogar auf deutschem Boden weilte. Jedenfalls hat uns Bülows Besonnenheit vor weiterem Unheil bewahrt, worin ihn übrigens auch die diplomatische Gewandtheit des armen, für seine Eitelkeit und frühere Ränkesucht bestraften „Weltmarschalls" unterstützt hat. Der chinesische Mißerfolg gab ihm wohl Veranlassung, das Schwergewicht unserer Beziehungen zum Ausland auf Europa zurückzuverlegen, obschon Südafrika und Südamerika keineswegs verächtliche Gegenstände einer gesunden deutschen Weltmachtspolitik sind.

Der Kanzler kennt Rom und Wien amtlich aus eigner Anschauung, seine Schwiegermutter ist Minghettis Witwe und war ihrer

Zeit eine politiſch bedeutſame Frau. Das Wort von der nunmehr nur bedingten Notwendigkeit des Dreibundes gewinnt dabei noch eine beſondere Bedeutung und iſt nicht allein aus den Akten des auswärtigen Amtes geſchöpft. Auch weicht er dabei nicht von Bismarcks Anſchauung ab, der ſelbſt dieſes Lebenswerk nur rebus sic stantibus, wie alle menſchlichen Verträge, betrachtete. Wir begrüßen vom alldeutſchen Standpunkt die endliche amtliche Erkenntnis mit Freuden, daß weder die Tſchechen, Magyaren und Polen noch die Italiener in Tirol unter dem Schutze dieſes Bundes, deſſen Kriegsrüſtung wir hauptſächlich tragen, unſer Volkstum weiter knechten dürfen. Freilich bis zum Eingreifen des Reichs iſt noch ein weiter Weg und bei unſerer gefährlichen Lage zwiſchen den beiden größten Streitmächten der Welt und dem feindlichen Slawengewimmel in der Flanke auch nicht zu verlangen. Die Reichsleitung zeigt aber die richtige Einſicht in die praktiſchen Bedürfniſſe unſeres Volkes, wozu ja die kräftige Aufrollung der Polenfrage nur die erſte Stufe bildet und uns zur innern Politik führt.

Gegenwärtig muß uns eine kräftige nationale Politik im Innern für mancherlei Enttäuſchungen im Ausland entſchädigen. Die Haltung des Reichskanzlers und preußiſchen Miniſterpräſidenten bietet aber die Gewähr, daß der volkliche und wirtſchaftliche Schutz unſerer nationalen Arbeit künftig nicht mehr fehlen wird, was wir von dem erſten Jahrzehnt ſeit Bismarcks Weggang nicht behaupten können. Wenn wir auch die wohldurchdachte Redegewandtheit Bülows nicht in dem Maße ſchätzen, als die gewerbsmäßigen parlamentariſchen Schwätzer, ſo wirkt doch ſein Auftreten wohlthuendund iſt jeglichem Angriffe gewachſen. Bei aller Verbindlichkeit der Formen und Glätte der Sprache hält er mit ſeiner Meinung nicht zurück, auch verläßt er immer mehr die früher ſo beliebten Gemeinplätze, die häufig nur Gedankenmangel verbergen. Schien es anfänglich, als ob Graf Bülow mehr Diplomat als Staatsmann wäre, ſo hat gerade die innere Politik ihm die noch fehlende Bewährung gebracht, zumal wir ſtets die perſönlichen Neigungen einer höheren Stelle in Anſchlag bringen müſſen, ſodaß manchmal die Regierungsmaßregeln ſich als Kompromiſſe hinter den Kouliſſen darſtellen. Mögen dem Kanzler ſolche geheimen Kämpfe thunlichſt erſpart bleiben, die aber ſelbſt Bismarck nicht hat vermeiden können.

v. S.

Das habsburgiſche Donaureich als Beſtandteil des deutſchen Volksgebiets. [1])

Die heikle oeſterreich-ungariſche Frage muß ſtets von 2 Seiten betrachtet werden, in allgemein volklicher Beziehung und vom reichsdeutſchen Standpunkt aus, um richtig gewürdigt zu werden. Selbſt in den beiden Leithaländern überſieht man dieſen Zuſammenhang und wird nicht einmal der nationalen Seite gerecht. Der Oeſterreicher giebt öfters den ungariſchen Deutſchen auf und dieſer begeht einen nationalen Selbſtmord, um dem judäa-magyariſchen Liberalismus zu gefallen. Der Böhme denkt nur an den neuen Huſſitenanſturm und giebt den Deutſchen

[1]) IV. Teil des Aufſatzes: „Wie erlangt das deutſche Volk ſein Kolonialreich“, vergl. Heft 8, 9 u. 10 des Jahrgangs 1899/1900 dieſer Zeitſchrift.

im poloniſierten Ruthenenland, beſonders in der Bukowina preis. Aus politiſcher Erwägung beanſtandet der Nordtyroler nicht die Verwälſchung des Südens, obſchon noch Verona, das Bern der deutſchen Sage, und der Süden des Gardaſees zum alten deutſchen Sprachgebiet gehören. Das amtliche Deutſchland glaubt dem aufrühreriſchen Magyarentum für die thatſächlich 1866 gar nicht geleiſtete Hülfe Dank zu ſchulden, ohne zu bedenken, daß dieſes ritterliche Volk 1870 franzoſentoll geweſen war und aus lieber Gewohnheit den rechtmäßigen Herrſcher, die deutſchen Freunde aus den Osmanenkriegen und die türkiſchen Unterdrücker, mit denen das Volk ſchon aus Stammesverwandtſchaft ſtets gut ſtand, nacheinander je nach ſeinem klingenden Vorteil verraten hatte. Das amtliche Oeſterreich überſchüttete dieſe finniſchen Pferdehirten, denen politiſche Schlauheit nicht abzuſprechen iſt, aus Angſt vor neuen Aufſtänden ebenfalls mit Beweiſen ſelbſtmörderiſcher Dankbarkeit und zerriß die Staatseinheit der bunten Hausmacht der alten deutſchen Kaiſer, obwohl die ungariſchen Regimenter bei Magenta, Solferino und Königgrätz feige gewichen waren.

Alle haben triftige Gründe für ihren einſeitigen Standpunkt, ſelbſt die damalige oeſterreichiſche Ausgleichsregierung war nicht deutſchfeindlich, ſondern ausgeſprochen deutſchliberal. Aber mit dem Zuſammenbruch des alten abſolutiſtiſchen Staates, deſſen einheitliche Zuſammenfaſſung Joſef II. nicht gelungen war, waren die Sondergelüſte der zuſammengeheirateten und mit Reichshülfe erſtrittenen Länder wieder lebendig geworden. Unter dem undeutſchen Herrſcherhauſe hatten die deutſchen Oſtmarken ihr Deutſchtum über dem dynaſtiſchen, markloſen Oeſterreichertum vergeſſen, auf welch' erſteres ſich der deutſche Oeſterreicher erſt in der Not ſeines Volkes wieder beſonnen hat. Das Volk aber iſt das Bleibende. Das habsburgiſch-lothringiſche Kaiſergeſchlecht hat eigentlich längſt die Ehre der Herrſchaft verwirkt, da alle Sünden ſeiner widerdeutſchen Regierung, der das Reichs- und Volksintereſſe ſtets fremd war, ihm zur unſühnbaren Laſt fallen. Die offne Slawen- und Magyarenfreundſchaft des Kaiſerhauſes, das ſogar die untreugewordenen Italiener ſeinem deutſchen Stamme vorzieht, bedeutet daher nur eine Fortſetzung der habsburgiſchen Hauspolitik, die leider unglücklich nur Joſef II. durchbrochen hat. Der Größenwahn des ja ſonſt durch ſein Alter und ſeine kaiſerliche Stellung ehrwürdigen Erzhauſes faßt ſeinen Länderbeſitz nicht als die alte deutſche Oſtmark auf, wo in den Sudeten und Karpathen noch Reſte der Markonannen und Quaden ſeit 2000 Jahren ſitzen, ſondern als das Ergebnis ſeiner gewinnreichen Hauspolitik ohne volkliche Verpflichtung gegenüber dem Deutſchtum, dem es entſproſſen und von deſſen Blüte auch ſein Gedeihen abhängt, falls es nicht auf die Stufe der internationalen Koburger herabſinken will, die ja einen erfolgreichen Thronhandel aller Arten zur Verſorgung ihrer kleinfürſtlichen Familie ins Werk geſetzt, aber keinen Anſpruch auf unſere nationale Achtung haben.

Bis zur Neige des 18. Jahrhunderts mußten die Erbländer der Habsburger als deutſche Staaten gelten. Die Adelsherrſchaft der magyariſchen Magnaten, zum Teil deutſchen Blutes trotz undeutſchen Namens, that dieſem Gepräge auch im Gebiete der Stefanskrone wenig Eintrag, da die Verwaltung in deutſcher Hand lag und Lateiniſch die Amtsſprache war, die heutige Selbſtregierung überſteigt weit das frühere Maß der ſtändiſchen Mitwirkung des Adels und der deutſchen Städte. Die Zipſer Schwaben wurden ſogar leichter zu Slowaken, d. h. Tſchechen,

als zu Angehörigen des äußerlich herrschenden Stammes. Leider gelang jenseits der Leitha Josef II. die Verdeutschung nicht, wie dies widerspruchslos im Machtbereich der Wenzelskrone geschah. Nur die beute- und ämtegierigen Italiener der Hofburg förderten die Verwelschung des Südens in Friaul und am Gardasee, was kaum den einheimischen Gewalten, Mailand und Venedig, gelungen war. Noch Metternich war verblendet genug, das freilich noch einheitlich verwaltete Oesterreich als deutschen Staat anzusehen, und in Italien gelten die Oesterreicher aller Volksstämme blos als tedesco. Gerade sein Polizeistaat mißtraut aber dem führenden Stamme und stützte sich auf die dummen und daher anscheinend weniger gefährlichen Slaven und Magyaren, deren Unbildung sie vor unzeitgemäßen Freiheitsgedanken zu bewahren schien. Die große Zahl deutscher Namen im tschechischen Lager läßt sich nur darauf zurückführen, daß der weltbürgerliche Deutsche sich damals zum Führer der dumpfen slawischen Menge in nationaler Verblendung emporschwang, um das allzusehr bevormundete Volk vom Metternichschen Druck zu befreien. Diese Volksverräter handelten aber nicht ärger, als ihre deutschen Gesinnungsgenossen der liberalen Zeit, die ihren slawischen Volkfeinden eine Verfassung schenkten, ohne zu bedenken, daß sie durch diese freiheitliche That die Volkskraft der slawischen Mehrheit entbanden und national einten. Nur auf dem Boden gleicher politischer Freiheit entdeckten die kleinen Völkerschaften der Tschechen, Mährer und Slowaken einerseits, wie der Slowenen, Kroaten und Serben andererseits ihre Stammesgemeinschaft als Tschechen und Serben. Serbischen Stammes waren aber auch die Wenden des reichsdeutschen Ostens und Sorben (gleich Serben) der Stamm ihres westwärts, einst bis ins Herz Deutschlands, vorgeschobenen Postens. Die stark mit Deutschen gemischten Wenden des Spreewaldes reden nur dank ungerechtfertigter kirchlicher Fürsorge noch heute serbisch. Die Teilung Polens hat nicht blos die Uebermacht des Slaventums in Oesterreich zahlenmäßig gestärkt, sondern sogar reindeutsche Grenzstriche Oesterreichisch-Schlesiens unter die Schlachtizenverwaltung Galiziens gebracht.

Der Untergang des alten Oesterreichs im Jahre 1848 ließ den verderblichen Staat der undeutschen habsburgischen Herrschaft aufgehen. Unter deutscher Leitung und mit deutschem Geist erstand der widerdeutsche, einheitsfeindliche Bund aller Völkerschaften der Erblande, die den abgeschüttelten Druck des Absolutismus mit der deutschen Vorherrschaft verwechselten, die doch so wenig im Sinne der altoesterreichischen Machthaber lag. Der durch zweideutige italienische Elemente und den Betteladel slawischer und magyarischer Herkunft zerrüttete deutsche Herrenstand hatte längst vergessen, daß er einst in Oesterreich und Steiermark auf seinen Landtagen dem bigotten Erzhause den Lutherglauben aufgedrungen hatte. Mit dem Sieg der Jesuiten war auch sein deutscher Einfluß und sein nationales Verständnis gebrochen, und der 30jährige Krieg war ja das Werk des katholischen Ferdinand II., das Ergebnis aber Deutschlands Schmach und Zerrissenheit auch nach Außen; eine Schande, die selbst der spanische Karl V. nicht auf sich nehmen wollte, als er Metz den Franzosen vergeblich wieder zu entreißen versuchte.

Der in slawischen und magyarischen Kreisen mit Vorbedacht genährte Geschichtsirrtum, als ob die deutsche Besiedlung bis zu den walachischen Karpathen, zur Drau und Donau ein späterer Verstoß des Mittelalters und des 18. Jahrhunderts nach dem Osten gewesen sei, wird auch häufig deutscherseits verbreitet und geglaubt. Dagegen ist es Thatsache, daß das östliche

Randgebirge Böhmens, Mährens und Ungarns bis zur rumäniſchen Moldau nie von ſeinen germaniſchen Urbewohnern verlaſſen iſt. In den Sudeten ſitzen die Abkömmlinge der vandaliſchen Silingen, denen ſich beim Uebergange in die Beskiden die Quaden aus ſuebiſchem Blute anſchließen, während die lugiſchen Burier die Waldkarpathen beſetzt halten. Ob nicht die Sachſen in Siebenbürgen bereits lugiſche Siedler in den Oſtkarpathen vorfanden, iſt nicht ausgeſchloſſen. Die Einwanderung der Zipſer Schwaben erfolgte eben in altes deutſches Land, das das Reitervolk der Magyaren niemals volklich beſetzt hat, wenn ſich die deutſchen Gebirgsbewohner auch dem ungariſchen Reiche mangels eines eignen ſtaatlichen Rahmens anſchloſſen. Tſchechen wie Magyaren füllten nur das von den Germanen geräumte Tiefland. Es wäre auch unerklärlich, daß gerade der Suebe Samo das große mähriſche Reich gründete, wenn er ſich nicht auf ſeine deutſchen Volksgenoſſen hätte ſtützen können. Das gebirgige Mähren hot auch die Quaden beſſer zu ſchützen vermocht, als der ſchmalere Bergrand Oſtböhmens. Bereits unter Ottokar, dem mächtigſten Premyslidenkönig Böhmens, war das Land ſo verdeutſcht, daß er nach dem deutſchen Königsreif greifen wollte und die Roſe der deutſchen Roſenberg überſtrahlte alle tſchechiſchen Schildzeichen. Böhmen fühlte ſich eben als deutſches Land. Die Thronbeſteigung der Lützelburger war nur eine natürliche Folge des deutſchen Gepräges der Länder der Wenzelkrone. Prag wäre nicht die 1. deutſche Hochſchule geworden, hätte ſie nicht auf deutſchem Volksboden geſtanden. Die Tſchechen haben die Markmannen blos aus der Ebene ins Gebirge getrieben, anſcheinend ſogar friedlich, da auffälligerweiſe die Geſchichte nichts von etwaigen Volkskriegen berichtet. Auch der Weſtrand, der Böhmerwald, iſt nicht etwa neu von Bayern aus beſiedelt worden, vielmehr ſind die Vorfahren der Bajuvaren, eben dieſe Markmannen, erſt in die Wälder aus der Moldauebene zurückgedrängt worden. Die heutige Volkszahl der Tſchechen ſtimmt nicht mit dem wirklichen ſlawiſchen Blut dieſes ſarmatiſchen Volksaſtes überein, da ſogar erſt im 18. Jahrhundert ein Nebenzweig, die tſchechiſchen Slawaken Nordungarns, nachweisbar die deutſchen Mitbewohner der Zips trotz ihrer höheren Geſittung und der deutſchen kaiſerlichen Regierung verſlawt haben. Noch im Laufe des folgenden Jahrhunderts dauerte dieſe Bewegung fort und ſchätzt man den Verluſt des Deutſchtums in letzterem Zeitabſchnitt allein auf mehr als 80000 Seelen. Die Tſchechen haben Böhmen mit ſeinen Nebenländern nicht volklich erfüllt, ſondern höchſtens die Ebene ſlawiſiert, ohne daß heute das Verhältnis zur germaniſchen Urbevölkerung noch feſtzuſtellen iſt. Nach Ueberwindung der Keltomanie iſt es ſogar fraglich, ob die namengebenden Vorbewohner, die Bojer, überhaupt Kelten und nicht doch Germanen geweſen ſind. Beweis des Keltentums bildet allein der Name. Aber gerade auf keltiſchem Volksboden in Gallien ſelbſt läßt ſich nachweiſen, daß Völkerſchaften gleicher Bezeichnung ſowohl germaniſcher, wie keltiſcher Herkunft waren. Körperlich, wie auch ſprachlich beſteht eine ſolche Aehnlichkeit der nordgalliſchen Kelten mit den Germanen, daß ſie faſt als eine germaniſche Abart erſcheinen, während man früher alle Alpenbewohner und Ueberrheiner zu Kelten ſtempeln wollte.

Dieſer urgeſchichtliche Rückblick iſt nötig, mögen auch viele Spuren jener altdeutſchen Siedlung verweht ſein, da gerade eine beſonders geſchäftige Geſchichtsfälſchung von den Tſchechen und Magyaren betrieben wird, die mit Vorliebe auf die Urzeit ihrer Vorfahren zurückgeht, obwohl deren Volkskunde kaum an die Karolingerzeit reicht. Die Ueberlieferung

[illegible]

Den unheilvollsten Anteil an der Enttäuschung des Gesamtstaates hat freilich der einzige Reichskanzler Oesterreichs, der vielgeschäftige und geschwätzige Graf Beust, der Berater des Herzogs von Gramont als Ratschafter in Wien, der sodann der Kaiserin Eugenie als Minister zu „Ehrlich" Kriege verhalf, um aus dem sächsischen Preußenhaß Beust's sich Frankreich zu verderben. Mithilfe fand der einst reaktionäre, dann freihändlerisch liberale Vernegroß aus Dresden an den weltbürgerlichen, bereits damals stark verjüdeten oesterreichischen Liberalen, deren Mitschuld schon angedeutet ist. Beust selbst beweist aktenmäßig in seinen Lebenserinnerungen „aus ½ Jahrhunderten" diese Thatsache. Er begann gleich in rührender Unkenntnis der inneroesterreichischen Verhältnisse, nur vom Hoh gegen Preußen geleitet, in der Absicht bedenkenloser Einigung der streitenden Völkerschaften auf Kosten des führenden Deutschtums mit einem bezeichnenden Schwabenstreich. Das Bürgerministerium Auersperg wünschte 1867 Auflösung des böhmischen Land-

tags zur Beseitigung der tschechischen Mehrheit unter feudaler Gefolgschaft. Beust widersprach. Trotzdem wurde er aufgelöst und Beust sagte nach Erreichung einer deutschliberalen Mehrheit gänzlich zwecklos der nunmehrigen tschechischen Minderheit die Berücksichtigung ihrer volklichen Beschwerden, d. h. die Gewährung des böhmischen Staatsrechts und die Auflösung Oesterreichs zu. Entrüstet trat Fürst Karlos Auersperg zurück und erschütterte hierdurch dauernd die immerhin deutsche Regierung, der auch Graf Taaffe als gesinnungsloser Minister bezeichnenderweise angehörte. Er schillerte als Abkömmling eines abenteuernden irischen Geschlechts zur Verbesserung seiner Laufbahn damals eben deutsch-liberal. Auf auswärtigem Gebiet ermutigte Beust zu gleicher Zeit Frankreich, die belgischen Eisenbahnen zur Vorbereitung der Einverleibung dieses einst oesterreichischen Landes anzukaufen, obschon er sich stets rühmte, auch in Oesterreich ein deutscher Minister gewesen zu sein. Daher dankte er wohl auch der Brodyer Handelskammer zu seiner Wahl als ihr Vertreter im Reichsrat polnisch, obschon er gerade als Deutscher von dieser Körperschaft erwählt war und man selbst in Galizien diese nationale Haltung unzweideutig rügte. In der Delegation von 1869 sprach er nicht nur seine französische Neigung offen aus, sondern rühmte sich auch, die thunlichst beschleunigte Einverleibung der deutschen Grenzregimentsbezirke Ungarns besonders gefördert zu haben.

Freilich sein Glanzstück war der ungarische Ausgleich[1]), der das ungarländische Deutschtum den rachsüchtigen Magyaren bedingungslos preisgab, nachdem dank der Bachschen Husaren der freche Uebermut der widerdeutschen Adelsherrschaft bisher erfolgreich gedämpft war und das Deutschtum wieder erhebliche Fortschritte auf seinem alten, schon halb verlorenen Volksboden gemacht hatte. Also selbst der sonst so undeutsche wiederaufgelebte Zentralismus erwies sich nationaler, als der Sachse Beust, der thatsächlich Oesterreichs Fluch wurde. Freilich hatte sein wenig deutscher kaiserlicher Gebieter bereits Deak und Andrassy grundsätzlich die früher nie besessene Selbstverwaltung in der Kriegsnot zugestanden. Die edlen Magyarer verstanden sich auf zeitgemäße Erpressung nationaler Zusicherungen. Bismarck mußte im preußischen Interesse mit den Magyaren vor 1866 besondere Freundschaft halten. Die kleindeutsche Einigung lag ihm notgedrungen näher als die Erhaltung des deutschen Volkstums in Ungarn. Er gestand daher Benedetti kurz vor Ausbruch des Krieges diese enge Verbindung mit den magyarischen Führern in bekannter Offenheit ein (vergl. Benedetti, ma mission en Prusse), wie schmählich auch die ungarischen Emigranten und die Klapkalegionen Preußen im Kriege mit gewohnter Feigheit im Stiche ließen. Beust glaubte ihm wohl das Wasser abzugraben und schaufelte gerade dort nur sein eigenes Grab. Denn der von Bismarck unterstützte rücksichtslose und sich lediglich als Ungar fühlende Andrassy stürzte ihn und war zum Abschluß des deutsch-oesterreichischen Bündnisses im eigenen Interesse des Donaureiches bereit. Beust's eigner Ministerialrat Klaczko, ein früherer Pariser Journalist, konnte es während des deutsch-französischen Krieges wagen, offen für Frankreich auf dem galizischen Landtag Partei zu nehmen. Seine not-

[1]) Dem Alttschechen Rieger, natürlich einem abtrünnigen Deutschen, gegenüber rühmte sich Napoleon III. beim Empfang in den Tuilerien dessen, was er im Ausgleich für die Magyaren gethan habe. Beust holte sich thatsächlich öfters Rat in Paris und diese Spaltung des Donaustaates auf Kosten des regierenden Deutschtums lag im französischen Interesse; vergl. Chéradame, L'Europe et la question d'Autriche au senil du 20. siècle.

wendige Entlassung bereitete seinem Brotherrn tiefen Kummer. Als 1871 Kaiser Wilhelm in Gastein ausdrücklich verlangte, daß bei einer 3 Kaiserzusammenkunft zunächst die Deutschen in Oesterreich und Rußland zufrieden gestellt werden müßten, beklagte sich Beust bei Bismarck ob dieser Einmischung in die inneren Angelegenheiten befreundeter Staaten. Den Beweis seiner eigenen deutschen Regierungsthätigkeit lieferte er auch sofort dadurch, daß er den weltunerfahrenen Professor Schüffle als tschechenfreundlichen Minister walten ließ, der sein staatsgefährliches Treiben harmlos damit entschuldigte, daß die Herren vom böhmischen Adel es so gewollt hätten. Es bezeichnet schließlich sein Wirken, daß er trotz aller Gegnerschaft wider Hohenwart sich darüber betrübte, daß die Umwandlung der deutschliberalen Verfassungspartei in eine nationale sich mit „wahrhaft erschreckender Schnelligkeit" vollzogen habe. Taaffes für Oesterreich schier endlose Ministerpräsidentschaft vollendete die Unterdrückung des herrschenden Stammes diesseits der Leitha, da bereits Beust durch den ungarischen Ausgleich den bisherigen Wiener Schutzdamm des Deutschtums in der Donauebene mit noch mehr „erschreckender Schnelligkeit" abgetragen hatte. In Südtirol und dem Küstenland hatte der antiklerikale Reichskanzler nicht einmal das stetige Vordringen der Welschen unter geistlicher Obhut aufzuhalten vermocht.

(Fortsetzung folgt).

Eigenart in der Geschichtsschreibung.

Die Kirche spricht von einer Erbsünde. Sie lehrt ferner die Prädestination, kraft welcher von Anfang an die Einen bestimmt sind, selig, die Andern, verdammt zu werden. Mithin neben der Erbsünde, die hinabzieht, eine Erbtugend, die emporhebt. Es ist die Lehre von der Vererbung der Persönlichkeit. Bei den Völkern wird die dauernde Persönlichkeit zur Rasse. Auf dem Wechselspiel der Persönlichkeiten und der Rassen baut sich der anziehendste Teil der Geschichte auf.

Der besonderen Anlage der Rassen und Völker entfließt eine besondere rassenhafte und volkliche Weltanschauung. Die Kirche freilich macht Anspruch darauf, die ganze Erde zu erobern, und will keine Lehre neben der eigenen dulden. Sozialisten und Philosophen haben diesen Anspruch für sich aufgenommen. Nur eine Weltanschauung soll auf dem weiten Erdball möglich sein. In Chicago sprach ich einmal mit Carus, der als radikal aufgeklärter Philosoph in Amerika und England eines beträchtlichen Ansehens genießt. Carus legte dar, daß man die verschiedenen Arten, auf die in den verschiedenen Menschenköpfen sich die Welt spiegele, einfach gegeneinander abzuheben, zu vergleichen, zu sichten und wieder zu verbinden habe, um daraus ein allgemein gültiges Haupt- und Urbild der Welt zu gewinnen. Fehlerhafte Beobachtungen, falsche Schlüsse, Einwirkungen des Temperamentes des Einzelmenschen, kurz jegliche Quelle individuellen Irrtums, alle Abirrungen individueller Kurzsichtigkeit und Leidenschaft würden ausgeschieden, und das Gemeinsame in der Meinungen Wirrsal, das aller Orten als echt Erkannte, das bleibe und die dergestalt abgeklärte, von störenden Fremdkörpern befreite Mischung, dieser Absud aller Erkenntnis, das sei die Quintessenz des

Alls, das sei die Wahrheit. Also wiederum kanonische Unfehlbarkeit. Ein halbes Jahr darauf diskutierte ich in Haisheng, einer Kreisstadt der Mandschurei, mit einem Oberpriester der Nidairen-Sekte, über die Lebenszeit des Buddha. Der Priester wollte nach östlicher Gepflogenheit die Geburt Buddhas mehrere Jahrhunderte früher ansetzen, als die westlichen Gelehrten. Als letzten Beweis führte ich die Felseninschriften des Asoka an: Steine lögen doch nicht. Aber lächelnd erwiderte mein Gegner, auch Steine gehörten zum Reich der trügenden Maja, die mit gleißendem Schein unsere Sinne bethöre; alles Stoffliche sei vergänglich, nichtig, unwesenhaft.

Es wird nie und kann nie gelingen, alle Völker zu einer und derselben Lebensanschauung zu bekehren. Die Unzerstörbarkeit der Rasse wird das ewig verhindern. Unmöglich ist daher auch eine einheitliche Geschichtsauffassung. Dieselbe wird schon der volklichen Eigenart des Geschichtsschreibers entsprechend stets verschieden sein.

Fest und unabänderlich ist allein die Zahl. Nur im Reiche der Zahl, der Mathematik, in der Astronomie, in der physischen Geographie (soweit diese Wissenschaften nicht spekulativ wurden, sich etwa mit transscendenten Größen, mit der Entstehung der Sterne, der Vulkane, der Korallen-Atolls beschäftigen) müssen alle zu den gleichen Ergebnissen kommen. Zwar beginnt schon in der Wiedergabe des Erforschten der volkliche Einfluß sich geltend zu machen. Man spricht von den eleganten Beweisen eines Legendre, der glühenden oft phantastischen Begeisterung eines Flammarion, während den amerikanischen Mathematiker und Astronomen nüchterne Sachlichkeit auszeichnet. Nicht nur die Form, sondern bereits der Inhalt des zu Erforschenden wird aber durch die Frage berührt, die der angehende Astronom zu beantworten hat: „wie groß ist Ihre persönliche Gleichung?“ d. h. wie viel Zeit braucht eine Beobachtung, um bis zu ihrem Bewußtsein vorzudringen? In den anderen Naturwissenschaften ist, seitdem das Feststellen und Beschreiben der vorhandenen Arten vor dem Versuche, die Entwicklung zu erklären, vor Theorie und Hypothesen in den Hintergrund getreten ist, dem Individualismus schon weit die Thür geöffnet. Der ruhigen Denkart eines Goethe widerstrebte die revolutionäre Vulkantheorie. Die schematische Ordnungsliebe eines Linné schied, was der Hochflug eines Schleiden vereinigt sah. Und welchen Kampf hat nicht die Abstammung von Affen, die Dauer der Gletscherzeiten, die Bazillenlehre hervorgerufen! Mit den Geisteswissenschaften geraten wir noch stärker unter den Bann des subjektiven Elementes. Die durchsichtige Klarheit und der anmutige Sprung der französischen Juristen sticht vorteilhaft ab gegen die schwerfällige Umständlichkeit des deutschen Kriminalstiles und die lederne Empirie angelsächsischer Gesetzgebung. Grammatik wird ganz verschieden von den Indern, Chinesen, Juden und Europäern betrieben. Bei Philosophen und Theologen kommt vollends Alles auf das Sehen des Einzelnen an. Allein forschend aber wird die Persönlichkeit der freieren Schwester der Wissenschaft, bei der vielgestaltigen, stets wechselnden Kunst. Bei ihr spielt die Phantasie, die liebliche Tochter Jovis, die Hauptrolle; bei ihr ist das exakte Maß wenig und das Auge und die schaffende Hand alles. Mit einem Fuße steht nun die Geschichte im Reiche der Kunst, und wie man von einer italienischen, holländischen, japanischen Malerei redet, so muß auch deutsche Geschichtsschreibung von französischer, englischer, arabischer, chinesischer und muß die Auffassung des einen Juristen von der des anderen scharf getrennt werden.

Es wird vielfach, teils mit Kummer, teils mit heimlichem Hohn, die Besorgnis geäußert, daß der deutsche Nationalismus in widrigen Chauvinismus verfallen werde und daß deutsche Geschichtsschreibung — so deutete erst kürzlich Breysig an — schon darein verfallen sei. Solange noch deutsche Sozialisten in London ihr eigenes Vaterland bei den britischen Genossen anschwärzen können, solange das einzige Buch, das über die Entwicklung des deutschen Nationalgefühls vorhanden ist, so wenig gelesen wird, daß der Verfasser, Guntram Schultheiß, das Werk unvollendet gelassen hat, solange Deutsche in Amerika nichts eiligeres zu thun haben, als ihre Anhänglichkeit an das Reich abzuschwören, solange Freunde des Reiches deutschen Unterthanen raten können, sich sobald wie möglich zu verengländern, solange ein Reichskanzler das deutsche Reich für so schwach hält, daß es vom flüchtigen Präsidenten eines unglücklichen, für seine Freiheit den Verzweiflungskrieg kämpfenden Volkes vergewaltigt werden könnte, solange derselbe Kanzler die Verleihung eines hohen Ordens an Roberts als nichtpolitische Maßregel bezeichnen kann: solange ist kein Schatte von Gefahr, daß in Deutschland ein übergewaltiger Chauvinismus drohend sein Haupt erhebe. Unser Volk ist noch weit entfernt davon, einheitlich zu sein, oder gar dieser Einheitlichkeit sich mit Stolz bewußt zu werden. Das zeigt sich auch in der deutschen Geschichtsschreibung. Wenn man Taine oder Renan oder Michelet auch bloß in einer Uebersetzung liest, so weiß man sofort, daß man einen Franzosen vor sich hat. Aber gegen die welterfahrene Beobachtung, gegen die strenge Sittlichkeit oder oberflächliche Anmut des französischen Geschichtsstiles, gegen die dramatische, bald grausame, bald pathetische Erzählung der Italiener, gegen die lockere Redseligkeit des russischen, die blühende Fülle des arabischen Historikers, den Lapidarstil der chinesischen Annalen, wie soll man da die deutsche Art der Geschichtsschreibung kennzeichnen? Wenn die Kräfte stumpf und träge werden, da hilft auf einmal Arsenik. Wenn das Volksleben verflacht und versiegt, da darf auch das Gift des Chauvinismus einmal seine Wirkung thun. „Mein halbes Leben stürmt ich fort, verdehnt die Hälft' in Ruh", so der Wahlspruch der Deutschen. Und wir begannen schon sehr, des Stürmens ganz zu vergessen. Was hat da der einheitliche Flottenchauvinismus nicht für eine Unsumme Gutes gestiftet! Einen richtigen Völkerfrühling hat er bei uns hervorgerufen. Genug, solange wir keinen deutschen Stil, keinen einheitlichen deutschen Glauben, kein vernünftiges neudeutsches Theater haben — die politisch zersplitterten Griechen hatten wenigstens Olympia und Delphi und hatten Athen, aber wo ist das Olympia, wo das Athen der Deutschen? — solange können wir getrost chauvinistisch sein und solange darf auch die Geschichtsschreibung dazu aufregen und anstacheln. Wie gut sich übrigens feinsinnige Beobachtung fremden Wesens, durchdringender Tiefblick und größte Gelehrsamkeit mit starkem Chauvinismus vertragen kann, das zeigte bei uns Treitschke, das zeigen gegenwärtig der englische Sinologe Parker, der Russe Skalkowsky, („Die auswärtige Politik Rußlands und die fremden Mächte") und am glänzensten und reifsten der Franzose de Vogue. In der That, es ist gar nicht so schwer, Unparteilichkeit gegen Fremde mit reger Vaterlandsliebe zu vereinen. Der Geschichtsschreiber, der nicht nur die reine Wissenschaft bereichern, sondern unmittelbar seinem Volke nützen will, er gleicht einem Jäger. Genau und sorgfältig studiert der Jäger die Art des Tieres, das er zur Strecke bringen will, und wehe ihm, falls er die Kraft und die Tücke eines Tigers oder Ebers oder einer Schlange unterschätzt. So mag der Historiker in die Art fremder

Völker eindringen, um die Wege zu weiſen, wie dieſe überwältigt werden können, und Unheil über ihn und ſein Vaterland, wenn er der Macht und den Verdienſten der Fremden nicht vollauf gerecht wird. So verkannten engliſche Geſchichtsſchreiber (Wordsford u. a.) völlig die Stärke der Buren, und Staatsmann und Pöbel glaubten jenen Afterweiſen mehr, als dem gründlichen Theal, deſſen dicke Bände durchzuleſen man zu bequem war.

Allein die Forderung, daß deutſche Geſchichtsſchreibung ſich von aller anderen unterſcheide, ſie nimmt Patriotismus nur zu ihrem Ausgangspunkt, nicht zu ihrem Ziel. Es verhält ſich damit einigermaßen wie mit der Frauenfrage. Ich habe nirgends etwas beſſeres über den Feminismus geleſen, als was die alte, kluge Dame, die „Ouida" in ihren geſammelten Eſſays geſchrieben hat. Kein verhängnisvollerer Irrtum, ſagt ſie, als zu glauben, man ſei ein Ausbund von Tugend und Schönheit und Verſtand, ein unerreichter Phönix (ſiehe Sarah Grant und ihre hochmütigen Genoſſinnen), lediglich deshalb, weil man als Weib auf die Welt gekommen. Man iſt ähnlich noch lange kein Siegfried, weil man als Deutſcher das Licht erblickt. Stolz auf das Deutſchtum, ja! aber wie der edle arabiſche Renner, der nicht nur durch prachtvolle Haltung den Raſſeſtolz offenbart, ſondern der, wo es darauf ankommt, auch ſchneller und weiter läuft als alle Mitläufer. So ſoll unſere Geſchichtsſchreibung beweiſen, daß ſie mehr oder doch wenigſtens etwas anderes kann, als alle ſonſtigen, daß ſie etwas kann, was ihr niemand nachzumachen, niemand genau in derſelben Weiſe auszuführen imſtande iſt. Wenn ſie dergeſtalt durch die That, in der Forſchung und deren Wiedergabe, Einzigartiges leiſtet, dann wird ſie am deutſcheſten ſein.

Wie ſich die niederländiſche Malerei von der italieniſchen, ſo hebt ſich wiederum Rubens von Van Eick und Rembrandt ab. Neben der volklich beſtimmten Geſchichtsſchreibung iſt auch noch eine individuell beſtimmte zu fordern. Und zwar iſt die Forderung umſo dringender zu erheben, je bedrohlicher der jetzige Wiſſenſchaftsbetrieb für jegliche Eigenart wird. Die unendliche Arbeitsteilung in der Wiſſenſchaft, verbunden mit der Wertſchätzung des unendlich Kleinen, hat in der Biologie und Aſtronomie und ſonſt, ſo auch in der Geſchichte etwas Hinabziehendes, Nivellierendes, Sozialiſtiſches an ſich. Es ſcheint jedoch, daß wir gerade in Deutſchland das ſchlimmſte Stadium dieſer Gefahr glücklich überwunden haben. Dagegen ſpukt das Geſpenſt der Objektivität noch aller Orten. Laſſen wir uns von dieſem Geſpenſt keine Gänſehaut einflößen, ſondern entbieten wir es kühnlich zu einem Gange, zum Ringen Leib an Leib oder vielmehr zum Ringkampf von Fleiſch und Blut gegen ein Schattenphantom, zur Entſcheidung zwiſchen Weſen und Schein.

Der Begriff der Objektivität geht bei uns vornehmlich auf Schiller zurück. Mit ſeiner naiven und ſentimentalen Dichtung hat Schiller viel Unheil geſtiftet. Er war doktrinär verrannt. Wie übrigens auch Leſſing und Humboldt und andere blinde Verehrer der Antike. Schiller preiſt Homer, weil er ſein Ich verberge. Als ob jemand, der tauſendmal „ich" ſagt, nicht viel unparteiiſcher, viel „objektiver" ſein konnte, als jemand, der dieſe äußere Form ängſtlich vermeidet. Und iſt nicht Homer parteiiſch in der Sache, parteiiſch gegen Therſites, parteiiſch für die Könige gegen die Junker, parteiiſch für Diomedes, deſſen Thaten in den Zorn des Achill von Haut und Haar nicht gehören, parteiiſch für Athene und Apoll gegen Ares und Aphrodite, in der ſchnödeſten Weiſe endlich parteiiſch für Achill, dem er Götterhülfe angedeihen läßt, gegen den armen Hektor, der auf ſeine eigene Manneskraft nur angewieſen war? Und

Vater Homer will auch gar nicht jener leidenſchaftsloſe Berichterſtatter ſein, gleich einer Schickſalsgöttin kühl bis ans Herz hinan. Er macht ja ſeine Gloſſen, er hat ja ſubjektiven Humor, ſogar Gaſſenhumor wie wo er den ſchiffverteidigenden Ajax mit einem ſtörrigen Eſel vergleicht, der ſich nicht aus einem Garten vertreiben läßt, er freut ſich wie ein Modernſter der Modernen über ſeine eigenen Helden, erwärmt ſich bei Telemach, ſpuckt Galle gegen Iros und Antonios, lacht behaglich mit ſeinem göttlichen Sauhirten, wie Reuter mit Onkel Bräſig, wie Daudet mit ſeinem nicht minder göttlichen Tartarin. Da kommt Schiller und rühmt als beſonders löbliche Erzählerkälte, daß Homer nur mitteile, des Glaukos Schild ſei hundert Rinder wert geweſen, der des Sirenen neune, und daß hier der Dichter weiter nichts zuſetze. Das iſt einfach falſch! „Und Zeus bethörte den Sinn des Glaukos" — iſt das kein Zuſatz, iſt das keine Gloſſe? Auch faſſen wir jetzt die Stelle als die nachträgliche, vom übelſten Chauvinismus eingegebene Bemerkung eines Homeriden auf, der den urſprünglichen, menſchlich ſchönen, die Uneigennützigkeit des Glaukos betonenden Bericht gerade in ſein Gegenteil verkehrte. Auch im Tauſchhandel ſollten die Hellenen den Barbaren über ſein. Das iſt die große Errungenſchaft deutſcher Kritik, daß wir in den Werken der Griechen nicht mehr abgezogene Idealbilder, ſondern geſchichtlich bedingte, individuelle Schöpfungen ſehen. Wir wiſſen jetzt, daß es in der helleniſchen Plaſtik und Malerei ſo gute Schulen und Einzelauffaſſungen und ſubjektive, ja ſentimentale Darſtellung gab, wie in der Kunſt der Neuzeit; wir wiſſen ferner, daß Herodot nicht frei von Bosheit, Xenophon nicht frei von eitler Ruhmredigkeit war, daß Diodor ein elender Kompilator geweſen iſt und daß das non plus ultra antiker Hiſtoriographie, das bellum gallicum als Tendenzſchrift zu gelten hat. Niſſen hat in feſſelnder Weiſe dargethan, daß ſelbſt bei der Abfaſſung eines nüchternen Handbuches über den Staat der Athener ein Ariſtoteles von Rückſichten auf ſeinen mächtigen Gönner Alexander ſich hat beeinfluſſen laſſen. Der Gedanke der Entwicklung, er hat uns vom Banne des Altertums erlöſt und hat den künſtlichen Gegenſatz, ſo man zwiſchen antiker Objektivität und neuer Subjektivität geſchaffen, endgiltig beſeitigt. Und Burckhard unternahm es, zu guterletzt auch den Glauben an die ewige Heiterkeit der Hellenen zu zerſtören, die der Basler Forſcher als ein tief unglückliches Volk auffaßte.

Das Wahnbild Objektivität gewann jedoch in der neuzeitlichen Hiſtorik wiederum ein Schattenleben. Als Rankes Stern am hellſten ſtrahlte, da glaubte man wirklich und wahrhaftig den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht aufgedeckt zu haben. Objektivität ward wieder eine erſtrebenswerte Möglichkeit, ward das Hochziel, der Polarſtern der Geſchichtsſchreiber. Indes, ein Schatten wird durch eine Veränderung ſeiner Umrißlinien noch nicht zu einem Körper. Und thatſächlich waren nur die Linien etwas feiner geworden. Im Mittelalter ſtellte man den ohnmächtigen Grimm eines ertappten Böſewichts ſinnreich in der Weiſe dar, daß der ſchuldbewußte Böſewicht ſich heftig und auffallend in ſeine Finger biß. Wurde zur Zeit des 30jährigen Krieges Einer ſchlimmer Dinge überwieſen, ſo ſtürzte er wohl „Feuer und Furia"! rufend, hinaus und warf hinter ſich die Thüre ſchmetternd zu. Heutzutage iſt das Benagen der Daumen und geräuſchvolles Thürſchließen nicht mehr ſo ſtark beliebt, allein iſt deshalb der Typus des plötzlich Ertappten aus der Welt geſchieden oder ſind ſeine Anzeichen nicht mehr erkennbar? Heutzutage ſchimpft man den Papſt nicht mehr auf gut-

lutheriſche Manier einen Dreck und Auswurf oder ſchilt wie Schloſſer alle Fürſten Gecken und Verbrecher; aber iſt uns deshalb alle Entrüſtung und jegliche Mißbilligung abhanden gekommen? Indeſſen, ich gebe zu, das Eliminieren der „perſönlichen Gleichung" hat erſtaunliche Fortſchritte gemacht und der Unterſchied der Bekenntniſſe iſt in der Geſchichte, ja ſogar in der Kirchengeſchichte, im Schwinden begriffen. Aus einem Werke wie Ritters Geſchichte der Gegenreformation könnte man ſchlechterdings nicht herausleſen, wes Glaubens des Verfaſſers ſei. Aehnlich konnte neuerdings eine internationale Kommiſſion zuſammentreten, um die Zeit Napoleons gemeinſam zu bearbeiten. Nicht minder gibt es bereits eine ganze Reihe halbhiſtoriſcher Zeitſchriften (byzantiniſche, aſſyriologiſche, „Americana Germanica", Veröffentlichungen der Petersburger Akademie u. a.), deren Aufſätze in mehreren Sprachen erſcheinen.

Ich habe behauptet, daß der gegenwärtige Geſchichtsbetrieb viel Sozialiſtiſches an ſich habe. In der Theorie, denn er glaubte, gleich den Weltreligionen und den Sozialdemokraten, deren gemeinſamer Satz die Gleichheit ihrer Anhänger iſt, an eine die ganze Menſchheit verbindende, einzige unumſtößliche Wahrheit. In der Praxis, denn wie in Fabriken, wo der einzelne Arbeiter über ſeiner mechaniſchen Arbeit ſich ſelbſt zu vergeſſen und ſich nur als eine kleine Schraube in der großen Maſchine zu betrachten hat, ſo hat bei den Beiträgen, die er zu den Sammelwerken einer Akademie, einer Zeitſchrift, eines königlichen Archives liefert, über einer oft geiſttötenden Arbeit der einzelnen Gelehrten oft Mühe, ſein Selbſt ſich zu bewahren. Wie bei der Maſchinenarbeit kommt der ſo gearteten Geſchichtsforſchung alles auf Exaktheit an, nichts auf Schönheit. Hinter der Wiſſenſchaft kommt hier die Kunſt zu kurz. Dem gegenüber ſtützt die ſubjektive Hiſtorik ihr Recht auf folgende Betrachtungen. Schon in der Heuriſtik, der bloßen Auffindung des Stoffes, macht ſich das perſönliche Element bemerkbar. Es kommt nicht jedem in den Sinn, ein Datum des Juvenal durch chineſiſche Aſtronomie feſtzulegen, oder über japaniſche Zuſtände vor der Reſtauration ſich bei einem mexikaniſchen Oberſt (von Gagern) und nordamerikaniſchen General (Heine) Rats zu erholen. Um über die Juatſchi erſchöpfend zu handeln, muß jemand zugleich in perſiſchen, chineſiſchen, indiſchen und arabiſchen Quellen Beſcheid wiſſen, was einen hohen Grad perſönlichen Fleißes und Talentes vorausſetzt. Nun muß aber doch einleuchten, daß Herrichtung und exakte Wiedergabe des Stoffes noch keine Geſchichte ſei, weder Geſchichtswiſſenſchaft noch Geſchichtskunſt. Es iſt einfach Photographie, und Photographie iſt ein Handwerk. Wiſſenſchaft hat zu erklären und Kunſt hat darzuſtellen. Keine mechaniſche Aufnahme, ſondern ſelber forſchen und ſehen, das iſt die erſte Forderung. Wie aber die Entſtehung der Taifune, ſo kann die Entſtehung der Revolutionen verſchieden erklärt werden; wie auch nur ein Arm oder ein Fuß von tauſend Nachbildern auf tauſenderlei verſchiedene Art wird aufgefaßt werden, ſo kann in der Auffaſſung geſchichtlicher Charaktere nicht ein Nachempfinder zu demſelben Ergebnis kommen wie der andere. Die individuelle Kluft zwiſchen den Forſchern erweitert ſich, ſobald ganze Gruppen in Betracht kommen, und wird umſo tiefer, je umfangreicher die Gruppen. Renan hielt es für möglich, daß jemand fünfhundert Jahre brauche, um nur das Gebiet der ſemitiſchen Sprachen und Völker zu erſchöpfen. Der Einzelne wird bei ſeiner beſchränkten Forſchungszeit und entſprechend ſeiner perſönlichen Neigung entweder der Religion oder der Ethnologie oder Archäologie oder der Grammatik oder der Poeſie oder der Ge-

Vater Homer will auch [illegible] widmen oder wird das Ganze des sein, gleich einer Schicht[illegible] religiösen und ethnologischen oder wirt- ja seine Glossen, er hat [illegible] Standpunkt aus beurteilen. Und wenn wo er den schiffernden [illegible] von oben zugleich zu sehen, so wird er die der sich nicht aus [illegible] schwach erblicken.

Modernster der [illegible] wenn man bei Juden, Arabern, Negroiden Telemach, Spuck[illegible] das religiöse Element allein oder doch ganz seinem göttlich[illegible] sagt. Denn subjektiv wird man nicht nur durch mit seinem [illegible] sondern auch und meist weit mehr durch das, rühmt als [illegible] Die Schwierigkeit wächst, sobald man sich mit des Glaub[illegible] und ihrer Wechselwirkung zu befassen hat. Zur Zeit neune, [illegible] war es Mode, eine sehr starke Beeinflussung falsch! [illegible] den Orient anzunehmen. Seit der Mitte des Zufall [illegible] galt eine derartige Annahme für ein Verbrechen, und nachtr[illegible] die Bejahung des orientalischen Einflusses Oberwasser Homer [illegible] solch' schwierige Fragen gelöst werden, das ist eine [illegible] persönlichen Intuition, ja eine Sache individueller Weltan- [illegible] auch eine Sache des subjektiven Zeitgeistes. Wie sehr [illegible] solch' schwierigen und doch grundlegenden Fragen aus [illegible] das zeigte das Problem der buddhistischen Einwirkung [illegible] Christentum. Die Einwirkung mag stattgefunden haben oder [illegible] ist bis jetzt nur, daß kein angesehener Theologe oder [illegible] das Problem ernstlich vorgenommen hat, weil es sich über- [illegible] um Aehnlichkeit handelt. Die Lösung derartiger Schwierig- [illegible] aber deshalb rein persönlich. Aus der Aehnlichkeit allein kann [illegible] beweisen, ob jemand Bruder oder Vetter oder überhaupt kein [illegible] eines Mitmenschen.

Wir haben zu unterscheiden zwischen der Auffindung, Richtig- [illegible] Sichtung und Beurteilung der einzelnen Begebenheiten, zweitens [illegible] Verknüpfung, Einreihung und Erklärung und drittens ihrer Dar- [illegible] Von Stufe zu Stufe wird dabei das persönliche Element [illegible] und maßgebender. Schon das Feststellen einer Jahreszahl [illegible] schon die bloße Einteilung des Stoffes verrät individuelle Eigenart. [illegible] Schätzen der Begebenheiten nach ihrem Werte, ihrer Bedeutung [illegible] ganz Sache persönlichen Sehens und persönlicher Weltanschauung. [illegible] Sering von der Kraft und Macht der Vereinigten Staaten eine [illegible] Vorstellung hatte, schloß er aus der offiziellen Statistik, [illegible] Zahlen subjektiver Vermutung wahrlich nicht viel Raum lassen — [illegible] muß freilich auch mit Logarithmen dabei auf freundschaftlichem [illegible] stehen, was nicht jedermanns Sache ist — schloß er, daß die Be- [illegible] völkerung der Union sich verhältnismäßig doppelt so stark vermehre wie [illegible] Deutschlands, während sie nicht einmal so schnell zunimmt[1]), und [illegible] folgern die Yankees, mit völligem Mangel an geschichtlichem Sinn, daß [illegible] Union, mehrere hundert Millionen Köpfe stark, nach drei Menschen- [illegible] alten alle andern Nationen des Erdballs an Bedeutung weit überragen [illegible] werde. Weil Schlözer in dem weiträumigen Rußland lebte, schätzte er [illegible] kleine Griechenland gering und setzte es weit hinter das große [illegible] Persien. Weil sie von einer materiellen Weltanschauung ausgehen, erblicken ausschließliche Wirtschaftshistoriker den Ursprung der französischen

[1]) Ich habe in „Wachstum der Ver. Staaten" die Fehler Serings aufgedeckt und hoffe, gelegentlich in einem besonderen Aufsatze die wichtige Frage noch eingehender zu beleuchten.

Revolution, des Krieges um Kuba, des Burenkrieges in einer landwirtſchaftlichen oder Zucker- oder Goldwährungsfrage. Am reinſten aber offenbart ſich das individuelle Element da, wo die Geſchichte am reinſten zur Kunſt wird, in der Darſtellung. Auf der Darſtellung beruht daher die ganze Wirkſamkeit der Geſchichte, denn nicht abgezogene Fakta wirken, ſondern nur die ſie vermittelnde Perſönlichkeit. Von ihr wird immer das alte Wort gelten: pectus facit historicum, von ihr der Wahlſpruch Goethes:

Höchſtes Glück der Erdenkinder
Iſt doch die Perſönlichkeit.

Albrecht Wirth.

Altertum und Gegenwart.[1])

Unſer heutiges, mit Recht humaniſtiſch genanntes Gymnaſium, iſt ſeinem eigentlichen Weſen nach eine ziemlich junge Bildung, kaum 100 Jahre alt. Geſchichtlich zwar iſt es verknüpft mit den urſprünglich kirchlichen Lateinſchulen des Mittelalters, allein ſeine bisherige Bedeutſamkeit und ſeinen Ruhm als ein Mittel zu höherer Kultur verdankt es ausſchließlich der Pflege helleniſchen Geiſtes. Denn das Volk der Gladiatorenkämpfe kann den Anſpruch auf Begründung der Humanität nicht erheben, vielmehr empfand ſich der gebildete Römer durchaus als Schüler der Griechen, wie dies ſchon Cicero in einem Briefe an ſeinen Bruder klar ausſpricht, dem er für ſeine Amtsführung in Griechenland eine humane Behandlung ſeiner Untergebenen ans Herz legt, da dieſe demjenigen Volke angehörten, bei dem die edle Menſchlichkeit zu Hauſe ſei.

Was alſo die Glanzzeit der römiſchen Litteratur anlangt, ſo beruht ſie durchaus auf dem Studium der Griechen, und dieſe Thatſache erſcheint als der gewichtigſte Grund für die Forderung, auch die deutſche Jugend bei den Griechen in die Schule gehen zu laſſen.

Und doch, welch andere Zeit- und Kulturverhältniſſe haben wir zu berückſichtigen, wenn wir es wagen, uns nach dem Muſter der Römer die höhere Kultur zu erringen! Man bedenke: zu jenen Zeiten waren die Hellenen noch ein Volk, das überall, wo die kriegeriſche Eroberung des Römers hindrang, ſchon vorher die friedliche Eroberung ſeiner Geſittung vollführt hatte. Noch zeigte ſich in tauſend herrlichen Schöpfungen die ganze Blütenpracht des Hellenentums vor den entzückten Blicken, eine Pracht, die in Kunſt und Philoſophie einzig war. Und dieſer Zauber ſtand einem Volke vor den Augen, das wohl in Nutzbauten bisher Großartiges geleiſtet, das aber bis dahin weder einen Künſtler noch einen Philoſophen hervorgebracht! Man nehme nun hinzu die Aehnlichkeit des religiöſen Glaubens, der ſittlichen Vorſtellungen, des Klimas, der

[1]) Dieſer Aufſatz iſt dem erſten Heft 1902 der „Blätter für deutſche Erziehung“ entnommen, einer Monatſchrift, welche die Schulreform am gründlichſten verficht, indem ſie nicht nur einer der deutſchen Jugend angemeſſenen Unterrichtsmethode das Wort redet, ſondern auch die Erziehung im Zuſammenhange mit der Erneuerung des deutſchen Kulturlebens betrachtet, und zwar ganz im Sinne der Beſtrebungen der Deutſchen Zeitſchrift. Wir können dieſe Monatsſchrift daher allen, welche an dieſer wichtigen Kulturfrage Anteil nehmen, nur aufs wärmſte empfehlen. D. H.

Lebens- und Wirtſchaftsweiſe, und man wird in dieſem Vorgange der Nachahmung etwas ganz Natürliches finden. Dieſe alten Römer lernten wirklich noch für das Leben. Wenn ſie Rhetorik ſtudierten, ſo thaten ſie es, um auf dem Forum und im Senat ihre Politik zu vertreten; nach dem Vorgang der Griechen ſuchten ſie eine nationale Litteratur zu ſchaffen. Freilich, betrachten wir dieſe, ſo ſehen wir, daß, trotz der eben angedeuteten günſtigen Umſtände, ihrer Kultur, wie jeder andern, die nur auf Nachahmung beruht, das Beſte fehlt, die Eigenart. Was iſt Vergil mit ſeinem Kunſtepos gegen Homer! Giebt es irgend einen römiſchen Philoſophen von grundlegender Bedeutung? Es iſt nun einmal nicht anders: was nicht von Natur im Menſchen als Anlage vorhanden iſt, das iſt auch nicht in ihn künſtlich hineinzubringen. Echte Kultur läßt ſich ſomit überhaupt nicht erlernen, ſie läßt ſich nur ſchaffen, ſie iſt nichts als ein ans Licht Drängen der innerſten, edelſten Anlagen.

Und ſo müſſen wir Deutſchen uns denn durchaus erſt mit dieſer tiefen Einſicht ganz erfüllen, daß es ſchlechterdings für uns eine wahre Kultur nur giebt, wenn ſie eine Offenbarung unſeres Innerſten iſt, und daß alle Nachahmung fremder Schöpfungen uns lediglich den Schein einer Kultur vorzutäuſchen imſtande iſt.

Nun, wir haben im Laufe einer tauſendjährigen Geſchichte die ſtolze Gewißheit empfangen, daß unſer deutſcher Volkskörper fruchtbar iſt und fähig, Denker und Dichter, Erfinder und Künſtler, Feldherrn und Staatsmänner hervorzubringen, ebenbürtig den größten Geiſtern jedweder Vergangenheit. Hierauf allein beruht im letzten Grunde unſer Anſpruch, ein Kulturvolk zu ſein, und unſere Hoffnung auf die weitere und immer reinere Entfaltung deutſcher Geſittung.

Es ergiebt ſich zugleich noch ein anderes daraus, daß nämlich die Pflege und freie Entfaltung der in unſern Körpern eingeſchloſſenen Anlagen die Urbedingung aller Bildung iſt.

Unſere Altphilologen ſind offenbar des Glaubens, daß dieſe Entfaltung am beſten geſchieht durch das Studium der alten Litteratur. Sie vergeſſen dabei vor allem das eine, daß dieſe an ſich gewiß bewunderungswürdige Litteratur uns gerade deshalb ſo packt, weil man ihr anmerkt, wie ſie ſo ganz im vollen Leben für das volle Leben geſchaffen wurde. Es wäre daher auch nichts dagegen einzuwenden, daß vor unſerer Jugend die Herrlichkeiten der klaſſiſch helleniſchen Zeit, als die ergreifenden Zeugen einer hohen, feinen und in ſich geſchloſſenen Kultur ausgebreitet würden mit der ſtets und ſtändig wiederkehrenden Mahnung allerdings: ſehet hier, was einmal an künſtleriſcher Geſittung möglich war auf Erden! Nun gehet hin und wirket, daß ſich auf allen Gebieten das edelſte Weſen Eures Volkes in ähnlicher Pracht offenbare. Das aber werdet Ihr nie erjagen, wenn Ihr Euch im Dunkel „gelehrter“ Bildung abſchließt von dem Volke, ſondern nur wenn ihr thut, nicht was, ſondern wie die Hellenen thaten, die alles, was ſie aus der Fremde entlehnten, ſo umformten, daß es das Gepräge ihres Geiſtes erhielt und ganz und gar ihr Eigentum wurde; ja deren Kunſt eigentlich in nichts anderem beſtand, als grade darin, alles, was ſie ſchufen, zu Offenbarungen ihres Weſens zu geſtalten. Kurz, das Hellenentum und ſeine „Humanität“ würde ſeine Stelle zu erhalten haben innerhalb der allgemeinen Kulturgeſchichte, die uns über die wechſelreichen und mühevollen Wege unterrichtet, die das Menſchengeſchlecht, die ariſchen Völker im beſonderen, vor allen Dingen aber unſer eigenes Volk eingeſchlagen haben, um ſich zur heutigen Höhe emporzuringen aus dem Dunkel vorgeſchichtlicher Zeiten.

Die Art aber, wie heute noch unſerer Jugend die Kenntnis des Altertums übermittelt wird, iſt kläglich. Vor unendlichen Uebungen der Grammatik, Breittreten ſtiliſtiſchen Kleinkrams, ſchulmeiſterlicher Pedanterei eines unverfälſchten und ſterilen Alexandrinertums, kommt es gar nicht zu einer unmittelbaren Wirkung, wird die Jugend ſchließlich entlaſſen mit dem ihr glücklich eingeflößten Dogma vom innerlich vollkommen unbegriffenen „Ideal der Antike.“ Die Herren Altphilologen irren ſich vollkommen, wenn ſie befürchten, der Einfluß der Antike auf die Gegenwart würde vernichtet werden durch Abſchaffung des griechiſchen und lateiniſchen Sprachunterrichts. Mögen ſie nur um ſich blicken und ihre ehemaligen Schüler zehn Jahre nach ihrer Entlaſſung aus der Schule einmal daraufhin anſehen, was ihre ſo unendliche Lehrthätigkeit ſchließlich gefruchtet hat; ſie müßten tiefe Scham und Kümmernis erfahren. Thatſache bleibt, obwohl Euch die ausgewählte deutſche Jugend ſeit einem Jahrhundert zur Erziehung übergeben war, habt ihr es nicht verhindern können, daß Eure Schüler Euch von Tag zu Tag mehr den Rücken kehren und mit nichts weniger als dankbaren Gefühlen an Euch zurückdenken. Der Einfluß, den die Antike auf uns heutige Menſchen noch hat, kann, ſoweit der Gymnaſialdrill dabei in Frage kommt, überhaupt nicht mehr ſinken. Ihr habt, was Ihr auch dagegen ſagen mögt, die deutſche Jugend dazu erzogen, ihr Penſum zu ochſen, das man fürs Examen braucht, und damit das Edelſte in ihr, die freie Perſönlichkeit unterdrückt. Heißt das, die Antike benutzen zur Förderung einer höheren Kultur? Seid nicht Ihr ſelbſt damit die ärgſten Barbaren? —

Wir verſagen es uns, die geſchichtliche Entwicklung der antiken Bildung in Deutſchland zu erzählen. Es genüge daran zu erinnern, wie im Gefolge der römiſchen Kirche die lateiniſche Kloſterſchule ihren Einzug hält, wie im Laufe der Zeiten die Scheidung von Geiſtlichen und Laien ſich ins weltliche Leben überträgt, wo der „Gebildete“, der Latein verſteht, hochmütig auf das Volk herabſieht, wie die neuentdeckte griechiſche Dichtung und Philoſophie eine Waffe wird zur Befreiung aus der Vormundſchaft der Kirche, wie nach dem traurigen Niedergang unſeres Volkes in dem auf lange Zeit nachwirkenden dreißigjährigen Krieg der endliche Aufſchwung in der Goethe-Schillerzeit über die ringsherum immer noch andauernde Kleinlichkeit des Lebens ſich vollzieht, nicht ohne Begeiſterung zu ſchöpfen aus dem Anblick der Antike, der man ſich aber diesmal mit künſtleriſcher Empfänglichkeit ſtatt in ſcholaſtiſcher Gelehrſamkeit nahte.

Was iſt nun inzwiſchen geſchehen, um in unſeren Augen den Wert der Antike zu beeinträchtigen, ganz abgeſehen davon, daß längſt wieder das Alexandrinertum auf unſeren Schulen geſiegt hat?

Die tiefſte Urſache iſt eine neue Art der Weltbetrachtung, die ſich im Laufe des letzten Jahrhunderts vollzogen hat. Unſer ganzes Denken iſt umgewandelt durch das Wort Entwicklung. Wir vermögen nicht mehr an einen abſoluten Kanon der Schönheit oder der Kultur zu glauben, wie es noch das Ende des 18. Jahrhunderts that mit der Fülle ſeiner abſtrakten Theorien, nach denen es auf ſo unbeſonnene Weiſe unternahm, Staat und Geſellſchaft zu revolutionieren. Solches war nur möglich aus der Denkart heraus, an der wohl Sokrates und Platon nicht unſchuldig ſind, daß man beſte Staatsformen erſinnen könne. So glaubte man denn auch, daß das klaſſiſche Altertum etwas Einziges, unbedingt Vorbildliches ſei, das man (falls man ſich ſchwach fühlte) nur ſtill verehren und bewundern dürfe oder (falls man ſich etwas zutraute)

nachahmen solle. Wegen des Mangels einer tieferen Einsicht in die Grundbedingungen der antiken Kultur gelang es aber nur, Anregung daraus zu schöpfen, alle Nachahmung blieb formal und ein täuschender Schein.

Wir wissen heute, daß die so kurze hellenische Blütezeit nicht plötzlich vollendet hervortrat, und daß nicht so sehr Klima und äußere Einflüsse, als die inneren Anlagen des Volkes die treibenden Kräfte waren. Ihre Dauer aber entspricht genau dem Anteil und der Reinheit des arischen Blutes in ihrem Volkskörper. Dasselbe gilt von Rom. Hier hielt Staat und Kultur sich so lange, als sich die Italiker in ihrer Ursprünglichkeit erhielten. Die sinkenden Zeiten sind nicht erklärbar ohne die immer fortschreitende Rassenvermengung mit orientalischem Sklavenvolk. Man empfand auch deutlich den Verfall als verschuldet durch das Versiegen schöpferischer Kraft, wie uns Jakob Burckhardts Forschungen über die Zeit Konstantins des Großen lehren. Hinwiederum ist die italienische Renaissance durchaus beschränkt geblieben auf jene Gegenden, die in der Völkerwanderung einen starken Einschlag germanischen Blutes empfingen. Es ist nicht schwer, hieraus die Folgerungen zur Förderung der Kultur zu ziehen. Auch diese Einsicht besaß man vor hundert Jahren noch nicht, und allzuvielen ist sie heute noch nicht genügend eingegangen.

Des Weiteren, wie sah vor hundert Jahren die Welt aus? Eben hatten die Vereinigten Staaten von Amerika sich die Freiheit eigener, doch selbstgenügsamer Entwicklung erstritten, ohne jedoch anders als vorübergehend die Teilnahme Europas zu wecken. Heute beschäftigt uns aufs lebhafteste jedes wirtschaftliche, politische und kulturelle Ereignis auf Erden, mag es sich abspielen an den Schneekämmen der Kordilleren oder im tropischen Urwald des innersten Afrika, im Inselgewirre der Südsee oder der geschlossenen Masse des asiatischen Hochlands. Vor hundert Jahren brachte uns Napoleons Zug nach Egypten die zunächst noch schüchternen Anfänge der wissenschaftlichen Erforschung des Orients. Allmählich erhellt sich vor uns das Dunkel der vorderasiatischen Kulturen, der chinesische Kulturkreis erschließt sich, die Kenntnis der gewaltigen Philosophie Indiens erscheint bestimmt, eine folgenschwere Korrektur unserer eigenen philosophischen Entwicklung anzubahnen, die bisher teils verachteten, teils schwärmerisch verhimmelten sogenannten Wilden lassen uns ungeahnte, tiefe Blicke thun in die Entstehung unserer Gesittung. Und Hand in Hand mit der Erschließung dieses ungeheuren neuen Kulturbesitzes geht die Erforschung der lebendigen Natur. Fürwahr, gewaltig hat sich das Weltbild verschoben; die Zeiten der Griechen und Römer, wie schrumpfen sie zusammen vor dem Blicke, der die unabsehbare Fülle der ewig schöpferischen Natur- und Menschheitsentwicklung staunend umfaßt!

All dies drängt sich an uns heran und fordert sein Recht, in unsere Bildung aufgenommen zu werden. Die Ablehnung würde Verkümmerung bedeuten. Der einzige freie Platz aber und die einzig verfügbare Zeit ist durch die „formale Bildung" des Unterrichts in den toten Sprachen eingenommen. Dessen Ende ist somit ein unabwendbares Schicksal, und die Frage nur noch, wie lange seine Todeskrämpfe dauern sollen. Es würde human sein, dies Ende nach Möglichkeit abzukürzen.

Und noch eins. Innerhalb der Philologie selbst haben sich merkliche Wandlungen in der Auffassung des Altertums vollzogen. Auch dieses selbst ist uns genauer und tiefer bekannt geworden, als es vor hundert Jahren war. Das Hellenentum und Römertum ist nichts For-

males, das man äußerlich nachmachen kann. Ohne Glaube keine Tempel, ohne Athene kein Parthenon, ohne Mythologie kein Homer, ohne Homer kein Phidias. Nicht das abſolut Schöne haben die Alten dargeſtellt, ſondern ihre Liebe, ihren Glauben, ihre Hoffnung.

Wohlan denn, thuen wir es darin ihnen nach, lernen wir, wir ſelbſt zu ſein! Johannes Nickol.

Die Waldfrau.

Zur Waldfrau kam ein jugendernſter Held,
Er kam ſoeben vom Beratungsfeld:
„Deut Waldfrau mir den Traum der letzten Nacht,
Den ſchweren Traum, der mich ſo traurig macht.“

„Ich weiß ihn längſt, mein Sohn. — Ein böſer Thau
Liegt auf dem Lande.“ — Weiſe Waldesfrau,
Der fremde Prieſter, der da geſtern ſprach,
Heut Nacht im Traum den Wald zuſammen brach.“

„Das wird er thun, mein Sohn, doch was noch mehr,
Daß du die Kunde bringſt ſo eilends her?“ —
„Ein Heldenſaal, das iſt das Waldesgrün,
Die toten Helden heiſchen blut'ge Sühn.“

„Sie werden's rächen mit der Schwerter Schlag,
All ihre Feinde treffen noch vor Tag,
All ihre Speere werfen mit Geklirr
Als Hagelſchloſſen auf den Feind ſo wirr.“ —

„Ich ſah den Prieſter graben mit dem Stab
Im Waldesboden ſich ein weites Grab
Und ſenken drein die Waldestiere all
Mit Wetterleuchten und mit Donnerhall.“

„Das wird er thun, mein Sohn, doch was noch mehr,
Daß du die Kunde bringſt ſo eilends her?“ —
„Die Kinderſtube iſt das Waldesgrün,
Die toten Kinder heiſchen blut'ge Sühn.“

„Sie werden's rächen mit der Leichenhand,
Als bleiche Schatten ſchleichen durch das Land,
Als Seuche und als Siechtum und als Peſt
Heißgierig würgend, was ſich würgen läßt.“

„Ich ſah den fremden Prieſter, wie er trat
Den heil'gen Hain zuſammen gleich wie Saat;
Als ſeinen Stab er rings im Kreiſe ſchwang,
Ein Mauerring ſich um die Stätte ſchlang.“

„Das wird er thun, mein Sohn, doch was noch mehr,
Daß du die Kunde bringſt ſo eilends her?“ —
„Die Götter thronen in dem Waldesgrün,
Die freien Götter heiſchen blut'ge Sühn.“

„Sie werden rächen es mit Sklavenlod,
Mit Schande und mit Knechtſchaft und mit Not;
Nicht Heldenſinn mehr und nicht Freiheitstrutz,
Nur Mauern werden künftig ſein ihr Schutz.

Ich weiß es längſt, was du zu ſagen weißt,
Schon längſt vertraut hat mir's der Waldesgeiſt.
Beſchloſſen iſt der Götter Untergang. —
Was zaudern ſie zu holen mich ſo lang?“

Chriſtian Wagner.

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Achtes Geſpräch.

Wilfrid. Wie lang iſt's her, daß wir den Fuß auf Nonnenwerth ſetzten? Dies Kloſter betraten? Kaum verging eine Stunde, daß eine düſtre Vergangenheit um uns lebendig ward: mich dünken es Jahrhunderte!

Klothilde. Ihr ſeid finſter geworden, mein Freund. Bedrücken Euch dieſe Mauern, dieſe Bogen ſo ſehr? So laßt nun den alten Kloſterhof; kommt ins Freie, wo noch der Sonnenſchein durch das grüne Laubdach niederdringt!

Wilfrid. Holder, freundlicher Wald! O aufzuatmen in deinem Schatten nach ſo viel Enge! Es ſprengt mir das Herz: wie ein Knabe fühlt ich mich dort gefangen. Was haben wir erduldet, wir Armen! Wie ſchrecklich haben wir gebüßt!

Klothilde. Laßt mich teilnehmen, Wilfrid, an Eurer Bitternis; vielleicht, daß ich ſie lindre.

Wilfrid. Glückliche, die nie die Kerkerluft einer Schule berührt hat: wie könntet Ihr mich verſtehen? Was tief im Innerſten mich bewegt, die Sorge iſt's um künftige Geſchlechter. Aber ich will Euch ein Gleichnis erzählen; Ihr mögt es deuten.

Klothilde. Woher kennt Ihr es?

Wilfrid. Es iſt eine alte Geſchichte; wann dürfen wir ſie endlich vergeſſen? — Als des großen Dietrichs Tochter, Amalaſwintha, der Oſtgothen Königin, ihren kleinen Sohn in der Weisheit Griechenlands und Roms durch Lehrmeiſter unterweiſen ließ, erhoben die Großen des Reiches Einſpruch: ſie erziehe ihn nicht, wie es recht ſei und ſich für einen König gezieme. Denn nie würde der dem Feinde furchtlos ins Antlitz ſchauen, der einmal vor der Ruthe gebangt.

Klothilde. Wackre Männer!

Wilfrid. Sie kannten das Gift der Fremde; o wären wir ihrem Rate gefolgt! Unſeliges deutſches Volk! Dein ſchimmerndes Geſchmeide gabſt du arglos hin und tauſchteſt dafür das verderbenbringende Geſchenk deines Todfeindes ein! Nicht länger rauſchten ehrwürdige Wipfel, wie dieſe hier, über dem Kampfſpiel deiner Jugend; ins dumpfe Kloſter ließeſt du ſie ſperren, zu Bücherſtaub und Tiergerippen. Bei Mönchen vergaß ſie der Freiheit und des Heldenſinns, vergaß ſie der teuren Heimat: o wehe, wehe uns!

Klothilde. Was iſt Euch, daß Zorn und Schmerz Euch ſo furchtbar übermannen?

Wilfrid. Die Zwingburg der Fremde, noch steht sie mitten unter uns! Unsre Herrenkinder, die blonden schönen Knaben, die sich nach Luft und Sonne sehnen, liefern wir ihr aus, damit sie sie an Leib und Seele verdirbt. Ihre Kühnheit gebrochen, ihre Sinne verkümmert, ihr Frohsinn geraubt durch die lange Qual der Gefangenschaft: so betrügt uns Rom um den Frühling unsres Lebens! So betrügt uns Rom um die Jugendkraft unsres Volkes!

Klothilde. Weit ist Rom; wer zwang uns dauernde Satzung auf?

Wilfrid. Wenn der heimische Brauch verpönt wird: wer anders giebt Gesetz als der Fremde? Er lehrte anders, als es die Ahnen wußten; und seine schlimme Weisheit verdrängte die unsrige. Er verdammte unsern Glauben: so lernten wir ihn verlieren; er verdammte den Körper: so lernten wir ihn mißhandeln; er pries sein Land, seine Heiligtümer, so lernten wir der unsern vergessen; er pries seine Sprache: so lernten wir die unsre mißachten. Er schalt unsre Rauhheit, bis er uns zähmen konnte: ach, allzu zahm sind wir geworden!

Klothilde. Bracht er uns nicht auch Gutes? Die kostbaren Schätze der Alten? Schmuck und Zierrat, aus grauen Zeiten überliefert?

Wilfrid. Wiegt es das Erbgut auf, das er uns nahm? Was wir liebten, war ihm verhaßt: so mußt ers als sündhaft verläumden. In kahle Wände schloß er den Knaben, schmiedete ihn an die Bank und nährt' ihn mit trocknem Geschreibsel; vom Waffenspiel aber, von Wald und Wasser, von Lied und Tanz seiner Heimat hielt er ihn fern. Ins graue Kloster kam der Bürgerssohn; geht er nicht auch heut noch dahin? Hier plagt er sich mit totem Latein Tag für Tag; hier hört er von alten Völkern und Gesetzen, hier sieht er welke Pflanzen und Tiergerippe; und kennt doch nicht einmal seine Muttersprache, sein Volk und Vaterland, die lebenden Pflanzen und Tiere. Der alten Helden Trotz und Tapferkeit klingt ihm im Ohr; doch wehe ihm, wenn er es ihnen gleich thäte! Die Tugenden der Bedienten predigen ihm seine Lehrer; die sind mir wert, eines Achill und Siegfried Namen im Munde zu führen! Fürwahr, lachen würden die Helden, bekämen sie solch ein Bild des Jammers, die Brille auf der spitzen Nase, zu Gesicht! O römische Schulmeister! Wann wird der letzte eures Geschlechts, ein Wunder der Nachwelt, verschwinden?

Klothilde. Ihr spottet der Erzieher; aber tragen sie die Schuld? Sind sie nicht selbst verbildet und verkümmert, ein Opfer thörichten Herkommens?

Wilfrid. Ihr habt Recht. Aber wenn edles Blut unter ihnen ist, warum empört es sich nicht gegen den unwürdigen Drill? Diese Unglücklichen fühlen nicht, daß sie unsere Jugend entmannen, fühlen nicht, daß sie Werkzeuge sind in der Hand Roms. Die Kraft und Gewandtheit des Körpers, der stolze und heitre Sinn, die Schönheit der Tracht, der Gebärde, die Kenntnis der freien Natur: wie fremd ist ihnen dies alles! Stubenhocker sind sie, gleich den alten Mönchen, siech und mürrisch, ein Schimpf für die frischen Knaben, ein Aergernis für das Volk. Wer sähe in ihnen ein edles Vorbild? Wer verwünschte nicht die Pein seiner Schulzeit?

Klothilde. Doch werden sie freiwillig ihren Platz räumen?

Wilfrid. So soll man sie mit beißendem Hohne geißeln! Ihre Höhlen mit dem Feuer des Geistes ausräuchern! Ihren finstren Zwingern lichte Stätten der Bildung entgegensetzen!

Klothilde. Das Alte ist leicht zerstört; wer baut das Neue?

Wilfrid. Was uns not thut, besaßen wir einst; es gilt nur Einkehr zu halten bei uns selbst. Verloren ist der Schwerttanz unserer Ahnen, verloren die ritterlichen Künste, der wehrhafte Brauch der Bürger; was blieb, ist eine dürre Gelehrsamkeit im stickigen Zimmer. Bewundern wir die Griechen? Wohlan, so laßt uns ihnen folgen! Baut Hallen und Bäder, den Leib zu stählen und zu schmeidigen; legt Gärten und Plätze an für Spiel und Ringkampf! Tag für Tag, bis die Sonne hoch am Himmel steht, im Freien Sprung und Wettlauf geübt, Ball und Ger geschleudert, das Fechten und Schießen erprobt: welch ein anderes Geschlecht erwüchs' uns dann! Mit hellem Blick und raschem Mut, zum Weichling und Duckmäuser verdorben!

Klothilde. Doch läßt sich damit das Wissen der Zeit verbinden? Der Reichtum der Bildung, den des Abendlandes erste Geister seit Jahrhunderten aufgehäuft?

Wilfrid. Warum nicht? Verengen wir unsern Blick, wenn wir aus dem Kloster hinaustreten in die freie Natur? Wenn wir uns besinnen auf unsere Art? Nicht in Hellas und Rom, nicht am Jordan liegt unsere Heimat, sondern hier; nicht auf fremde Sprachen, auf fremde Anschauungen müssen wir unsere Erziehung gründen, sondern auf die eignen. Unser Land, unser Volk und Staat, unsere Sage und Kunst: lehren sie nicht alles, dessen wir bedürfen? Die Einheit unserer Bildung — wie anders wird sie vollendet?

Klothilde. Noch kämpfen Priester und Forscher; noch spiegelt unser Unterricht alle Wirrnis und Ratlosigkeit der Zeit. Wer soll sie heilen?

Wilfrid. Der Geist unsres Volkes, der machtvoll und ungestüm hervorbricht! Was ist aller Widerstand gegen ihn? Laßt unsre Banner flattern, unsern Heerruf ertönen: und das lichtscheue Gezücht wird sich in seine Schlupfwinkel verkriechen.

Klothilde. O daß das edelste Werk gelänge! Daß den Kindern mit der Freude am Wissen die goldne Jugend zurückkehrte! Die Kenntnis der Natur, der Geschichte, der Kunst nicht aus toten Büchern erworben, nein, aus der lebendigen Anschauung geschöpft: noch ists ein Traum!

Wilfrid. Er muß Wirklichkeit werden, ob auch die Grundvesten unsrer Schulen darob zusammenstürzten. Schon entartet das Volk; schon ist es durch hundertfältigen Hader und Scheidung zerklüftet und zerspalten: nicht erst die Kunst, schon die Erziehung muß es unlösbar verbinden. Wenn wieder eine blühende Jugend sich um treffliche Meister schart, ein jeder den seinen erwählt und sich zu Kampfspiel und Tanz, zum Schwimmen und Reiten drängt, wenn ein begieriger Kreis an den Lippen des Erziehers hängt, der von Geschichte und Sage erzählt, ein anderer unsere Verfassung erklärt, ein Dritter die Werke der Kunst; wenn dieser hier auf froher Wanderung die Geheimnisse der Natur den Staunenden erschließt, das Wachstum der Erlen am Bach, die Entfaltung des Keims zur Kornähre zeigt, jener, aufsteigend von der Kenntnis der Heimat, zur Gesittung fremder Völker und Zeiten führt, willens, den edelsten Wetteifer zu entzünden — dann wird auch der finstre Zwang verschwunden sein, und auf weitem Rasen, im heitren Gemach wird alles vereint sich bemühen. Stätten der Kunst und der Freude, reich an Schmuck und Zierden, an sinnvollen Werkzeugen und köstlichen Sammlungen, sollen die Anstalten unserer Bildung sein, von bunten Gärten, von schattigem Gehölz umgeben: daß sie auch die Erwachsenen des Abends zu ihren Spielen locken, fort von den niedren Vergnügungen des Wirtshauses.

So Körper und Geist sorgsam gebildet, jeglicher Unbill der Witterung gewohnt, zu teuren Bräuchen und Festen gesellt, mit den Anliegen von Staat und Gemeinde vertraut: welcher Bürger verharrte noch stumpf und kalt seinem Volke gegenüber, verriete es schamlos an die Fremde? Wer nennte sich nicht mit Stolz einen Deutschen, den freien Sohn des mächtigsten Landes?

Klothilde. Und gönnt Ihr den Mädchen nicht das Gleiche?

Wilfrid. Sicherlich; ist doch ihre Erziehung nur ein Gegenbild der männlichen. Aber seid Ihr nicht selbst im Schoß der Familie aufgewachsen? Grausam ist's, ihr ein Kind zu entreißen; denn jene Anstalten, wo es nach schaler Regel den Tag dauernd beschäftigt wird, töten die sinnende Natur, die der Einsamkeit und Freiheit zu ihrer Entfaltung bedarf. Gleich einer Blume muß der Mensch erblühen; nur die Bedingungen des Gedeihens können wir geben. —

Klothilde. Die Sonne ist untergegangen; Dämmerung deckt schon die alten Mauern und Wölbungen. Wie schlimm habt Ihr von dem traulichen Kloster gesprochen! Es liegt so still und friedsam im Gebüsch. Aber wartet: Mönche und Nonnen, seine einstigen Bewohner, werden heut Nacht Euch im Schlafe schrecken, zur Strafe für Eure Beschuldigungen.

Wilfrid. Ich hasse sie nicht; laßt ihre armen Schatten ruhn. Was können einzelne für das Verhängnis von Jahrtausenden? Doch tretet durch die dunklen Linden vor zum Uferrand. Seht den stolzen Strom, wie er fesselos dem fernen Meere zueilt! Wenn das Rheingold aufsteigt von seinem Grunde, werden die letzten Klosterschatten bei uns auf immer versinken.

Kunstpflege.

Die Bestrebungen, die Kunst ins Volk zu tragen, sind in neuerer Zeit sehr mannigfach. Die Gedanken und Empfindungen, welche solchen künstlerischen und auch nicht zum wenigsten geschäftlichen Interessen zu Grunde liegen, mögen ganz verschiedener Art sein. Der Glaube, daß das Verständnis für wahre und gesunde Kunst in Deutschland gegenwärtig sehr wenig verbreitet sei, ist ebenso falsch in seiner einseitig scharfen Pointierung, wie die Beobachtung richtig ist, daß bei uns mehr noch als anderwärts ein wahrer Kunsthunger in allen Volksschichten vorhanden ist. Man vergißt dabei ganz und gar, wie sich die Kunstempfänglichkeit unseres Volkes in den letzten zehn Jahren erhöht hat. Die Gewöhnung des täglichen Lebens, die den Menschen fast stündlich mit dem Gewerbe — und in unserer Zeit mit dem Kunstgewerbe, wie es sich bei dem Bau neuer Häuser, Restaurants, Wein- und Bierpaläſten, an Gitterwerken und Thürbeschlägen, an Erzeugnissen der Keramik und an Metallgeräten, an geschmackvoller Dekoration und sinngemäßer Anpassung an gegebene Verhältnisse, an Denkmälern und ähnlichen Monumentalwerken den beschauenden Augen darbietet, in Berührung bringt, kann nicht ohne Einwirkung bleiben, ist es auch nicht geblieben und vermag sogar den Widerstrebenden, ohne daß er es selbst merkt und fühlt, in die Kreise eines künstlerisch gesteigerten Empfindens zu ziehen. Und dabei lebt schon in der großen, so gern als roh bezeichneten Masse ein Kunstge-

lächelnd hinwegsehen dürfen. Paul
in seinem überaus lesenswerten Buche
gen Diederichs, Leipzig, 1901 Seite 48)
Kunstempfänglich ist unser niederes Volk, so
cht nur die Erfahrungen der Volksbühnen
allem macht es eine Thatsache wahrscheinlich,
daß eine Anzahl, daß vielmehr die Mehrzahl
aus den unteren Volksklassen hervorgehen, deren
angebrochen oder deren Kräfte auf geistigem Ge-
nicht zur Bethätigung gekommen sind und die
in verblüffender Eigenart aufleben." Wird hier
Begnadete sein, in dem sich das Kunstempfinden
einem Brennspiegel konzentriert, so gehört es mit
unserer Zeit, mit welcher Anstrengung an der Ver-
Ideen zur künstlerischen Erziehung der niedrigen Klassen,
das geistige Niveau der vermeintlich „Gebildeten"
bereitet wird. Die Fähigkeit des einen soll sich
dem Geist der großen Menge wiederspiegeln, zum Teil
werden.

Versuchen sachgemäßer Entwicklung des schlummernden
standen und stehen noch immer schätzenswerte Hilfs-
Verfügung. Da war es vor Jahren das im Verlag von
Franke erschienene „Kupferstichkabinet", das den Sinn für
der Vergangenheit zu wecken suchte; der „Jungbrunnen"
Hort der Volkspoesie der deutschen Vergangenheit durch die
des Bildes dem Volksgemüte wieder näher bringen; der
bietet dem lebenden Künstler eine Stätte, wo er sein Ei-
und Bestes dem Volke zur Veredlung von Herz und Gemüt
kann; die Sammlung „Alte Meister", die bei Seemann in
erscheint, bringt für billiges Geld kleine farbige Reproduktionen
bekannter Gemälde. Und zu diesen kommen noch die „Meisterbilder
deutsche Haus", vom Kunstwart herausgegeben.

Es ist interessant und eigenartig, die Art und Weise zu beobachten,
mit welcher der Kunstwart die Aufgabe löst, den Betrachter des von
ihm herausgegebenen Bildes für das Kunstwerk zu interessieren, zu be-
geistern und ihm Perspektiven zu eröffnen, vor denen er ein über das
andere Mal erstaunt. Wir finden nämlich zu jedem Kunstblatt eine
Einführung in die betreffende reproduzierte Darstellung in einer so
meisterhaften Ausführung, daß niemand sich ihrem Bann entziehen kann.
Jeder, der einmal versucht hat, der Kunst vollständig fremd gegenüber-
stehende Menschen — ich will in diesem Fall ein Publikum von Ar-
beitern annehmen, wie ich es im vergangenen Winter vor mir hatte —
in die Geheimnisse und Feinheiten, in die verborgenen Schätze der
Bilder einzuführen und ihnen einen Weg zu ebnen, der sie zu der Seele
des Kunstwerkes hinleiten soll, ihnen auch von der Arbeit und dem
Ideengehalt, dem Ringen und Streben eines Künstlers ein geringes
Ahnen zu geben, der wird den Weg, auf dem der Kunstwart zur Lösung
dieser Aufgabe der Einführung schritt, nicht genug bewundern können.
Blättern wir einmal in der Sammlung, in der Dürer, Rembrandt,
Ruisdael, Tizian, Velazquez u. a. mit ihren besten Werken vertreten
sind, umher und greifen die Reproduktion von Alfred Rethels „der
Tod als Würger" heraus. Wie werden wir nun mit dem Bilde be-
kannt gemacht?

„In Paris war ein Maskenball; in ausgelaſſener Luſtigkeit drehte ſich Mann und Weib, da ſank plötzlich eine Dirne um. Und als der Arzt hinzukam, zeigte ſich's: Die Cholera war da. So brach ſie aus, vom Tanzſaale her wütete ſie durch die Stadt.

Ein geringerer Künſtler, der von dieſem Ereignis gehört, hätte vielleicht verſucht, ein „Senſationsbild" darnach zu machen: er hätte uns den Pariſer Ballſaal gezeigt und das umſinkende Weib und die entſetzte Geſellſchaft in ihren Masken, ſo, wie ſich alles in Wirklichkeit wohl hätte begeben können. Anders Rethel; er empfand jenſeits der zufälligen Erſcheinung ſofort das Weſen; was geſchehen war, ward ihm Symbol, und ſo erwuchs das grauſig-erhabene Bild zu monumentaler Größe. Aus dem Cholera-Unglücksfall im Pariſer Ballokal ward „der Tod als Würger."

Die Szene iſt weit vom Tage weg ins Mittelalter verlegt in irgend einen alten Raum, einen Speicher etwa, der für den Carneval hergerichtet iſt. Da ſind die Gerüſte mit luſtigen Stoffen verkleidet, und hinten am Pfahl prangt das Narrenwappen: Brezel, Pritſche und Kappe. Die Spielleute haben wacker geblaſen und gegeigt, das Volk hat wacker getanzt und gebuhlt, — als einer die Tänzerin fragt, wer wohl die egyptiſch Vermummte ſein mag, die dort ſo ſteif im weißen Gewande ſitzt, die Geißel wie ein Scepter in der Hand? Und andern auch fällt ſie auf, man redet über ſie; trifft ſie ein Blick, ſo haftet er. War ſie denn früher ſchon da? Es kennt ſie keiner! Jetzt tölpelt keck der Hanswurſt auf ſie zu und reißt ihr ſpaßend die Maske vom Geſicht. Ein Schrei durch den Saal: weithin zurückgeſchleudert ſtürzt er. Ein Kreiſchen, ein Heulen. Und wie ſie zu allen Thüren ſtürzen, ſpielt, aus dem Grund gewachſen, ein neuer Fiedelmann dazu auf — den Tanz, bei dem die Paare ſich an den Boden hinwinden und ſtrecken und ſterben.

So iſt das düſtere Bild eine der zwingendſten Schöpfungen der ganzen deutſchen Kunſt geworden . . . Vertieft man ſich in die Geſtalten, ſo findet man Einzelheiten von gradezu furchtbarer Wucht. Die Cholerageſtalt, dieſe lebendige Mumie mit den Schmuckflecken auf dem Gewand, die an Scharlach und Verweſung erinnern, iſt wie aus böſem Traumſpuk herausgeholt. Dann — wie iſt auf der Frauenleiche das plötzliche Hinwelken des Fleiſches gezeigt! Wie der letzte Krampf auf der Mannesleiche! Und eben hier der Gegenſatz zwiſchen dem Grinſen der Maske und der Verzerrung auf dem Menſchengeſicht! Das Antlitz des Todes ſelber — iſt es nicht bis zur Unerträglichkeit gräßlich? Und doch nicht bis zur Unerträglichkeit, denn die überlegene geiſtige Kraft, die aus Rethels Schöpfung ſpricht, läutert alle Schlacken der ſtofflichen Häßlichkeit heraus: Dieſe Häßlichkeit iſt nur Stoff und ſomit Mittel, deſſen ſich der Geiſt bedient, und ſeiner, des Geiſtes genießen wir letzten Endes, nicht des Stofflichen." —

Mit dieſen ſchlichten und doch ſo kernigen Worten giebt uns der Herausgeber die Anregungen zu eigener, innerer Arbeit und Verarbeitung. Er will darin nicht die Eſelsbrücken bieten, die der moderne Schüler in Ueberſetzungen, Kladden, gedruckten Vokabularien und Präparationen für ſeine geiſtige Arbeit vorfindet und benutzt, ſondern er will uns nur die Richtſchnur angeben, nur den Weg weiſen. Dann ſollen wir uns allein weiter helfen. Wir ſollen das Kunſtwerk in uns aufnehmen und ſo durchleben, daß es ein Stück unſerer eigenen Perſönlichkeit wird. Und haben wir erſt einmal die Freude intenſiven Genießens empfunden, ſo

schöpfen wir Lust und Mut, die leisen, unsicheren Anfänge zu einer beruhigten Vollendung zu leiten.

Außerdem lernen wir die Bilder im Zusammenhang mit dem Leben und im Verhältnis zum Schaffen des Künstlers kennen. Wir sehen solch Werk wachsen und werden; aus Nöten geboren werden, von denen mancher Laie träumt, sie seien dem Künstler fremd; aus bangen Sehnsüchten und Verlangen, aus Liebe und Haß, aus Fluch und Schmerzestaumel und doch immer in Liebe, in rasender, pulsender Schaffensfreudigkeit und Schaffensjubel. Knapp und scharf sind die Schilderungen des äußeren Lebensganges der Künstler gehalten, doch niemals trocken und nach philologischer Gelehrsamkeit übel riechend, wie es bei den äußerlichen Daten der Fall zu sein pflegt, die einem Litteraten mit auf den Weg gegeben werden. Der Hauptnachdruck wird vielmehr auf das Wesen des Mannes gelegt, wie es sich zwischen dem Tage seiner Geburt und der Stunde seines Todes offenbarte; alles übrige ist Nebensache oder wird doch als solche betrachtet und behandelt. So grüßen wir jeden Künstler, der mit einem oder mehreren Bildern in der Sammlung vertreten ist.

Auch über das rein Handwerkliche der Künste erhalten wir manchen dankenswerten, aufklärenden Fingerzeig. Wir werfen einen Blick in die Werkstätte des schaffenden Meisters und lassen uns dieses oder jenes Instrument deuten, diese oder jene Herstellungsart eines Bildes erklären und vielleicht an einem Beispiel vorführen. Wir werden über das Verfahren unterrichtet, aus dem eine Radierung hervorgeht, wir hören dabei von einer „kalten Nadel", „Grabstichel", weiter von einem „Tiefdruck" und „Hochdruck" und die Art ihrer Unterschiede; wir lernen etwas von der Herstellung des Papieres kennen, auf dem die Meisterbilder gedruckt werden; wir erfahren die Herstellung eines Holzschnittes und was man unter dieser Bezeichnung zu verstehen hat. Wie werden Autotypieen, wie „Strichätzungen" gemacht und dergleichen Fragen mehr. Auch werden Anleitungen und Hinweise gegeben, wie man die Meisterbilder einzurahmen hat, wenn man mit dem Gedanken umgeht, sie zu einem Schmuckstück der Zimmerwände zu gestalten.

Es sind Anregungen die Hülle und Fülle in diesem Unternehmen niedergelegt, die darauf harren, kunstbegeisterte Seelen zu finden, in denen sie emporreifen können zu reicher Frucht und vollem Segen. Es wäre eine nicht genug mit Freude zu begrüßende That, wenn die „Meisterbilder" und die gleichfalls vom Kunstwart herausgegebene, sechs Reproduktionen umfassende „Böcklin-Mappe" Eingang in die Schulen fänden, und wenn ferner den Schülern von Tertia oder auch schon von Quarta an aufwärts, einmal wöchentlich Gelegenheit geboten würde, unter der Führung eines befähigten Lehrers sich eingehend mit diesen Bildern zu beschäftigen. Das würde eine wunderbare Erfüllung der größten Sehnsüchte und Hoffnungen sein, die von Kunst- und Kinderfreunden gehegt werden.

Fürstenwalde a. d. Spree. Edgar Alfred Regener.

Gabriele D'Annunzio.

Dramen: Die Gloria, Traum eines Frühlingsmorgens, Die tote Stadt, Die Gioconda. Alle bei S. Fiſcher, Berlin.
Romane: Der Unſchuldige, Luſt. Der Triumph des Todes. Bei S. Fiſcher, Berlin und: Luſt, bei Alb. Langen, München.

Es iſt ſchwer zu unſerer Zeit einen Standpunkt für die Beurteilung einer auffallenden Perſönlichkeit zu finden. Mangelt uns doch jene in ſich geſchloſſene, in ihren einzelnen Teilen unter ſich harmoniſche Kultur, für die ſich das ihr angepaßte oder ſie logiſch weiterentwickelnde als wertvoll, das ſich ihr nicht anpaſſende oder auf überwundene Formen zurückgreifende als unwertvoll darſtellt. Wir wiſſen auch in unſerem aeſthetiſchen Urteil nicht mehr, was gut und was böſe iſt, wenigſtens nicht klar und deutlich, und ſo kommt es, daß die meiſten kritiſchen Beurteiler einer künſtleriſchen Perſönlichkeit dieſe aus der Enge ihres Cliquen-Standpunktes heraus unter irgend einem höchſt beſchränkten Geſichtswinkel betrachten. Ich will hier von jenen Metaphyſikern und Moraliſten abſehen, die ſtatt mit ihren Weltanſchauungs- und Sittlichkeits-Maßſtäben erſt einmal auf metaphyſiſchem oder ethiſchem Gebiete Wandel zu ſchaffen, mit dieſen ihren ungewiſſen Maßen, auch auf dem Gebiet der Aeſthetik herumfahrend, Verwirrung anrichten. Dieſe ſind mit ihrer unbefugten Kritik in den Augen jedes Einſichtigeren gerichtet. Ich möchte bei der Betrachtung Gabriele d'Annunzios mich nur an jene wenden, die wiſſen, daß die Kunſt ihre beſonderen Geſetze hat, die ihr nicht von Religion und Moral, ſondern wie dieſen Beiden, ſo auch ihr von jener uns noch fernen, aber langſam aufſteigenden, Religion, Moral und Kunſt in ſich ſchließenden Dreieinigkeit gegeben werden, die ſich Kultur nennt. Iſt Gabriele d'Annunzio als Ganzes oder in einem ſeiner Teile eine künſtleriſche Perſönlichkeit, die als Vorläufer und Miterzeuger einer kommenden großen Kulturperiode zu betrachten iſt? Das iſt die Frage, die ich zu beantworten verſuchen werde.

Er ſelber betrachtet ſich zweifellos mit Selbſtbewußtſein als eine ſolche. Sein Roman „Feuer", der aus anderen Gründen ſo weite Verbreitung gefunden, behandelt faſt ausſchließlich dieſen Gedanken von einer Künſtlerperſönlichkeit als Schöpferin einer neuen großen Kultur. Wie in all ſeinen Werken verkörpert ſich auch hier d'Annunzio mit ſeinem Helden. Und die Selbſtgewißheit dieſes, des Dichters Stelio Effrena von ſeiner kulturſchöpferiſchen Bedeutung, iſt nichts anderes wie die Selbſtgewißheit Gabriele d'Annunzios, ſeiner eigenen hervorragenden Stellung im Rahmen der modernen, wie es ſcheint einem ſicheren Kulturziele zuſtrebenden geiſtigen Entwicklung. Aber wie Stelio Effrena, ſo überſchätzt wohl auch d'Annunzio das Maß der ihm zugeteilten Kräfte. Zwar die Sprache, die äußere Form des Kunſtwerks beherrſcht er in ausgedehnter Weiſe, aber das, was er in dieſe Form zu gießen ſucht, das Metall der Dichtung, klingt uns hohl, dringt mit ſeinen Tönen nicht bis zu den letzten Tiefen unſeres Denkens und Empfindens.

Gabriele d'Annunzio hat eine Anzahl von Dramen, eine Reihe von Romanen und Novellen geſchrieben, die gute Ueberſetzer in unſere Sprache übertragen. All dieſe Kunſtwerke verraten den den Romanen eigentümlichen hochentwickelten Formenſinn des Verfaſſers. Alles Aeußere der Landſchafts- und Städtebilder, des Inneren der Paläſte iſt mit höchſter Pracht der Sprache uns vor Augen gezaubert. Aber nur das Aeußere malt d'Annunzio mit ſeiner Feder,

seine Kunst ist eine beschreibende, den Kern; die Seele aller Dinge, ist er nicht im Stande für uns hervorzuzaubern. Das fühlt man besonders in seinen Dramen. Sie sind wie lange Erzählungen in dramatischer Form, wie Puppenspiele, zu denen eine verborgene Stimme schwermütig den Text der Handlung übermittelt. Alles wird da beschrieben, selbst die Stimmung, die die tote Scene erfüllt am Anfang der Auftritte, aber man fühlt das Ganze nicht, trotz der äußeren Mühe des Verfassers. Besonders seine Menschen sind tot, Marionetten mit schönen Phrasen und edlen Gebärden in wirkungsvollen Situationen uns vor Augen geführt, aber trotz alles psychologischen Kleinkrams ohne Charakter. Von einem Wandel, einer Entwickelung der Charaktere im Drama garnicht zu reden.

Die Romane d'Annunzios sind im wesentlichen die Geschichten einer Liebe, seiner Liebe; seiner Liebe in verschiedenen Variationen mit etwas Staffage. Denn in allen seinen Romanen ist das einzig wahrhaft lebende Wesen nur der liebende Held, jener künstlerisch-weltmännische Aristokrat in dem der Verfasser seine eigene Seele verkörpert. Alles Aeußere, auch alle anderen Personen sind nur geschildert, soweit sie in dieser einen Seele sich spiegeln. Deshalb packen, deshalb ergreifen sie uns auch nicht; immer sehen wir sie nur durch die schwermütig-ruhige Stimmung des Dichters. Schwermütig, leidenschaftslos, wie die Sprache d'Annunzios, so sind auch die Charaktere seiner Gestalten, trotz aller äußeren ihnen aufgemalten Leidenschaft, an die wir nicht glauben, an die wir nicht glauben können, da d'Annunzio selber sie ja nicht empfindet. Hier liegt der eigentliche Grund seines künstlerischen Mangels. Er, der Dichter selber ist keine Persönlichkeit, weder im Guten noch im Schlechten. Ein Salonmensch, der alle Freuden der großen Welt überreichlich gekostet, doch dabei nie weder die äußere noch die innere Haltung verloren. Ein Salonmensch von ausgezeichnetem Geschmack, gerade deshalb immer bemüht, sich auch innerlich stets im richtigen Gleichgewicht zu erhalten, unfähig, selbstvergessen begeistert zu sein, selbstvergessend zu lieben, selbstvergessend zu hassen. Aber ein solcher Mann baut keine große Kultur, er müßte sich denn einschneidend wandeln. Er giebt nur ein Teilchen der großen Kultur, den Sinn für die Form, den Geschmack für das Ruhige, das Abgetönte, und auch das nicht am richtigen Orte. Mit reichem Wissen erfüllt hätte er als Geschichts-, als Memoirenschreiber als Essayist am richtigen Platz das Seine geleistet, die Form, der der Künstler bedarf, gebaut, aber nur nicht selber als Künstler. Denn, — ohne Leidenschaft kein Künstler!

Und doch sollte man d'Annunzio lesen, eben um dieser Form willen, die er in außergewöhnlichem Maße beherrscht. Es giebt uns ein Etwas, ein Stück, dessen wir zum Weiterbau dringend bedürfen: kein großes Kunstwerk; — aber wo wäre das wohl heute zu finden?

Max Freiherr von Münchhausen.

Aus dem Roman „Feuer" von Gabriele D'Annunzio.

. . . . . Die Welt schien verarmt.

Stelio Effreno bat Richard Wagners Witwe, daß sie den beiden jungen Italienern, die an einem Novemberabend den ohnmächtigen Heroen vom Schiff ans Ufer getragen hatten, und vier von ihren Freunden die hohe

Ehre gewähren möchte, den Sarg vom Sterbezimmer auf die Barke und von der Barke in den Waggon tragen zu dürfen. Ihre Bitte wurde ihnen gewährt.

Es war am 16. Februar um ein Uhr nachmittags. Stelio Effrena, Daniele Glauro, Francesco de Lizo, Baldaſſare Stampa, Fabio Molza und Antimo della Bella warteten im Vorraum des Palaſtes. Der letztere war eigens von Rom gekommen und hatte zwei beim Bau des Apollotheaters beſchäftigte Arbeiter mitgebracht, die bei der Leichenfeier die auf dem Gianicolo gepflückten Lorbeerzweige tragen ſollten.

Sie warteten ohne zu ſprechen und ohne ſich anzuſehen, jeder von dem Klopfen ſeines eigenen Herzens ſchmerzlich benommen. Man hörte nichts als ein leiſes Plätſchern auf den Stufen vor dem großen Portal, auf deſſen an den Pfoſten angebrachten Kandelabern die zwei Worte: Domus Pacis eingemeißelt waren.

Der Ruderer, der dem Helden lieb geweſen war, kam herunter, um ſie zu rufen. Die Augen in ſeinem männlichen, treuen Geſicht waren von Thränen gerötet.

Stelio Effrena ging voran; die andern folgten ihm. Oben angekommen, traten ſie in ein niedriges, ſchwach erhelltes Gemach, in dem ein ſchwerer Duft von Eſſenzen und Blumen herrſchte. Sie warteten einige Augenblicke. Dann öffnete ſich die andere Thür. Einer nach dem andern traten ſie in das anſtoßende Zimmer. Einer nach dem andern erbleichten ſie.

Die Leiche lag hier in den gläſernen Sarg eingeſchloſſen; und daneben, zu ſeinen Füßen, ſtand die Frau mit dem Geſicht von Schnee. Der zweite Sarg, aus poliertem Metall, ſtand offen auf dem Fußboden.

Die ſechs Träger ſtellten ſich um die Bahre, auf ein Zeichen wartend. Das Schweigen war grabestief, und ſie zuckten nicht mit den Wimpern; aber ein leidenſchaftlicher Schmerz durchwühlte wie ein Sturmwind ihre Seele und erſchütterte ſie bis in die tiefſten Wurzeln ihres Seins.

Ihre Augen waren unverwandt auf den Auserwählten des Lebens und des Todes gerichtet. Ein unbeſchreibliches Lächeln lag über dem Geſicht des dahingeſtreckten Helden: unendlich und ferne, wie ein Regenbogen auf Gletſchern, wie das Leuchten des Meeres, wie der Hof um Mond und Sterne. Die Augen konnten es nicht ertragen; aber die Herzen glaubten, voll religiöſen Staunens und religiöſen Schreckens, die Offenbarung eines göttlichen Geheimniſſes zu empfangen.

Die Frau mit dem Geſicht von Schnee verſuchte eine ſchwache Bewegung zu machen, in ihrer Stellung ſtarr wie ein Steinbild verharrend.

Da ſchritten die ſechs Gefährten auf die Bahre zu; ſie ſtreckten die Arme aus und ſtählten ihre Kraft. Stelio hatte ſeinen Platz am Kopfende, Daniele am Fußende, wie damals. Auf den gedämpften Befehl des Führers hoben ſie gleichzeitig die Laſt auf. Alle ſpürten ſie in den Augen ein blendendes Flimmern, als ob plötzlich ein Sonnenſtrahl das Kryſtall durchbrochen hätte. Baldaſſare Stampa brach in Schluchzen aus. Ein und derſelbe Krampf preßte alle Kehlen zuſammen. Der Sarg ſchwankte; dann ſenkte er ſich; die metallene Hülle umſchloß ihn wie ein Panzer.

Vernichtet blieben die ſechs Gefährten um den Sarg herum ſtehen. Sie zauderten, den Deckel zu ſchließen, gebannt von dieſem unbeſchreiblichen Lächeln. Da hörte Stelio Effrena ein leiſes Rauſchen und hob

die Augen: er ſah das Geſicht aus Schnee über die Leiche gebeugt, eine übermenſchliche Verkörperung der Liebe und des Schmerzes. Der Augenblick galt eine Ewigkeit. Die Frau verſchwand.

Nachdem der Deckel geſchloſſen war, hoben ſie die doppelt ſchwere Laſt wieder auf. Langſam trugen ſie ihn aus dem Zimmer hinaus, die Treppe hinunter. Von einem erhabenen Schmerze entrückt, ſahen ſie ihre brüderlichen Geſichter ſich in dem Metall des Sarges widerſpiegeln.

Die Trauerbarke wartete vor dem Portal. Ueber den Schrein wurde das Bahrtuch gebreitet. Entblößten Hauptes warteten die ſechs Gefährten auf die Familie. Eng aneinandergeſchmiegt kam ſie herunter. Die Witwe war dicht verſchleiert; aber der Lichtglanz ihres Angeſichtes blieb für alle Ewigkeit im Gedächtnis der Zeugen.

Der Zug war kurz. Zuerſt kam die Totenbarke; dann folgte die Witwe mit ihren Lieben; zuletzt das jugendliche Fähnlein. Der Himmel über der großen Waſſer- und Steinſtraße war düſter umwölkt. Das tiefe Schweigen war würdig deſſen, der zum ewigen Heile der Menſchheit die Kräfte des Weltalls in unendlichen Geſang gewandelt hatte.

Ein Taubenſchwarm, der flatternd und rauſchend von den Marmorſtatuen der Scalzi aufſtieg, flog über die Bahre fort auf die andere Seite des Kanals, und beſetzte die grüne Kuppel von San Simeone.

Am Landungsplatze wartete ſchweigend eine Schar Andächtiger. Die großen Kränze dufteten in der düſtergrauen Luft. Man hörte das Waſſer unter den gebogenen Schiffsſchnäbeln anſchlagen.

Die ſechs Gefährten hoben die Bahre von der Barke und trugen ſie auf ihren Schultern in den Wagen, der auf der Eiſenbahn bereit ſtand. Die Andächtigen traten herzu und legten ihre Kränze auf dem Bahrtuch nieder. Niemand ſprach.

Dann kamen die beiden Arbeiter mit ihren Lorbeerzweigen vom Gianicolo.

Es waren prächtige, kraftvolle Geſtalten; unter den ſchönſten und ſtärkſten ausgewählt, ſahen ſie aus, als wären ſie nach dem Vorbild des antiken Römervolkes gemeißelt. Sie waren ernſt und ruhig, und aus ihren blutig geäderten Augen leuchtete die wilde Freiheit des alten Rom. Ihre feurigen Geſichtszüge, die niedrige Stirn, das kurze Kraushaar, die ſtarken Kiefer und der Stiernacken erinnerten an Köpfe aus der Zeit der Konſuln. Ihre Haltung, frei von jeder knechtiſchen Unterwürfigkeit, ließ ſie ihre Laſt würdig erſcheinen.

Die ſechs Gefährten, von gleichem Eifer beſeelt, zogen um die Wette Zweige aus den Bündeln und ſtreuten ſie über die Bahre des Helden.

Sie waren von edelſter Herkunft, dieſe römiſchen Lorbeern, im Haine jenes Hügels geſchnitten, auf dem in fernen Zeiten die Adler ſich niederließen, um Weisſagungen zu künden, und auf dem vor kurzer und dennoch ſchon ſagenhafter Zeit die Legionen des Befreiers endloſe Ströme von Blut vergoſſen hatten um Italiens Schönheit willen. Sie hatten gerade, ſtarke, braune Zweige, harte kräftige Blätter mit rauhen Rändern, die grün wie die Bronce der Springbrunnen ſchimmerten und ſieghafte Düfte triumphierend ausſtrömten.

Und ſie traten die Reiſe an nach jenem bayriſchen Hügel, der noch im Froſt erſtarrt dalag, während die hochragenden Stämme im Lichte Roms, beim Murmeln verborgener Quellen, ſchon neue Triebe anſetzten.

Gedanken über die Ungleichheit der Menschen.

In wie weit ist es berechtigt, heute von einer Gleichheit der Menschen zu sprechen? Giebt es eine solche oder sollte es eine solche geben? Weder in diesen Tagen noch jemals hat es innerhalb eines Kulturvolkes eine Gleichheit der Menschen gegeben, wenn man darunter eine Gleichartigkeit der Individuen versteht. Allerdings besteht bei allen Menschen eine Gemeinsamkeit — jene, die die natürliche Eigenart der Spezies Mensch bestimmt — im Verhältnis zur Tier- und Pflanzenwelt. Gemeinsam sind allen Menschen die körperliche Anlage, die Funktion derselben Organe, die instinktiven Triebe der Selbsterhaltung, der Fortpflanzung u. s. f. — also auf jener primitivsten Stufe menschlicher Entwickelung, welche der höchsten Entwickelungsphase der Tiere sehr nahe kommt, findet sich in der That eine Gleichheit der Menschen. Oder anders ausgedrückt: Menschen von rein instinktivem Leben zeigen eine hohe Gleichartigkeit. — Als Aeußerungen dieser Gleichheit treten auch im Kulturleben die allseitig gleichartigen Forderungen zur Fortführung des körperlichen Daseins auf; sie verlangen Befriedigung des Hungers, Beseitigung von Kälte und Bethätigung der Fortpflanzungstriebe. Genau wie bei den Tieren und selbst bei Pflanzen sucht der instinktiv lebende Mensch mit allen Mitteln der Gewalt oder List sich diese Befriedigungen zu verschaffen.

In der reinsten Form finden wir diese nur instinktiv lebenden Menschen selten innerhalb der Kulturvölker, weil selbst bei den niedrigsten Volksschichten der Einfluß des sozialen Milieus bereits hinzukommt. Dennoch wird man festhalten müssen, daß das instinktive Leben bei großen Mengen der Bevölkerung auch heute noch das bedeutungsvollere ist, und der Einfluß der Umgebung häufig nur die äußeren Formen der Lebensführung bestimmt. Es erhalten sich diese Urinstinkte des Menschen durch alle höheren Entwickelungsphasen, die der Mensch durchmachen kann, hindurch. Der höchst-entwickelte Mensch wie der auf tiefster Stufe stehen bleibende ringt nach Erhaltung seines Daseins, Schutz vor Unbill sowie nach Bethätigung und Fortpflanzung seines Seins. — Mit dieser natürlichen Grundlage des Menschen hört indeß die Gleichheit der Menschen auf. Schon ganz abgesehen von der gegebenen Verschiedenheit der Rassen, wie sie bedingt ist durch die Verschiedenheit der geographischen Lage, des Klimas, des Bodens ꝛc. und davon ererbten eigenartigen Einflüssen sind für die heute vorhandenen großen Differenzen zwischen Menschen und Menschen bestimmend vor allem die Einflüsse des sozialen Milieus. Was hat die Kultur aus den Menschen rein instinktiven Lebens gemacht? Etwa einen andern gleichartigen Typus? Schauen wir umher, so finden wir im Gegenteil eine derartige Ungleichheit von Menschentypen, daß sich manche Stände mit einander kaum noch verstehen. Sie sprechen schon fast eine andere Sprache. Mir stellt sich dar ein Kaufmannstypus, ein Offizierstypus, ein Gelehrtentypus und ein Künstlertypus, der Stand der Geistlichen und jener der Diplomaten, der Landwirte und der Arbeiter u. s. fort, wie verschiedene Anschauungen, welche Verschiedenheit der innern und äußeren Entwickelung. Giebt es denn noch eine Gleichheit zwischen dem Diplomaten und dem Grubenarbeiter, eine Gleichartigkeit zwischen dem Sein Goethes und dem des typischen Erwerbsmenschen, eine Aehnlichkeit zwischen dem robusten kraftstrotzenden Landwirt und dem grübelnden Gelehrten? Ist

denn nicht auch äußerlich diese Verschiedenheit längst in die Erscheinung getreten? Hat nicht der menschliche Organismus, dieses wunderbare Gebilde, sich lange schon den verschiedenen Ständen angepaßt? Lernen wir nicht täglich durch Künstler-Augen schärfer diese Unterschiede sehen? Welche Verschiedenheit in der durchgebildeten Hand des Musikers und einer Volksfaust, zwischen dem zarten Körpergebilde der durchgeistigten, tiefempfindenden Frau und der plumpen Erscheinung der reichen Parvenu's Wittwe! Wie die Köpfe, die Physiognomien sich differenziert haben! Wie die Körperformen abhängig sind von der Thätigkeit! Ist das noch derselbe Organismus, jener sehnige Athleten-Körper, der durch die Luft fliegt und jener dort, vergraben in der Tiefe eines Sessels, umhüllt von Tüchern, vor dem Arbeitstisch, an einer philosophischen These grübelnd! Der Unterschied zwischen Mensch und Mensch ist unmerklich groß und größer geworden, äußerlich wie innerlich. Nur daß unsere Augen selbst für die äußeren Unterschiede noch nicht genügend geschärft sind. Wir sehen meist nur die Kleidung der Menschen anstatt die Unterschiede der Gesichtszüge, der Bewegungen, der Formen zu beachten. Den Hauptgrund zu diesen Differenzen giebt unzweifelhaft die Berufssphäre, die damit zusammenhängende Umgebung, das Elternhaus, der Verkehr ꝛc.

Diese Ungleichheit der Menschenentwickelung, so natürlich und gegeben sie durch die vorhandenen Kulturzustände erscheint, hat indeß eine bedenkliche Schattenseite. Die einzelnen Stände stehen sich verständnislos gegenüber; in ihrer einseitigen Lebensauffassung unterschätzen sie die anders geartete anderer Stände. Wer wie ich die Differenzierung der Menschen als etwas wünschenswertes und förderndes betrachtet, wird doch besorgt sein dürfen, wenn nicht gleichzeitig der bewußte Wille lebendig ist, sich das Verständnis für benachbarte Welten zu erhalten und ihnen gerecht zu werden.

Denn man muß sich doch darüber klar werden, daß die Differenzierung der Menschen lediglich in Folge des sozialen Milieus und der Berufsthätigkeit keineswegs ohne Weiteres ein Höhersteigen der menschlichen Entwickelung für den Einzelnen bedeutet. Sie ist doch nur eine passive, aufgezwungene, einseitige Ausbildung und nicht eine selbstgewollte, harmonische.

Ob Jemand in Folge seiner Geburt in die Handarbeitersphäre oder in die Gelehrten-Welt u. s. f. hineinversetzt wird und demgemäß allmählich sich entwickelt, das hängt zunächst nicht von ihm selbst ab. Berufs-Entwickelungen, um es kurz auszudrücken, geben also zunächst durchaus kein Recht, auf Menschen geringerer Entwickelungsstufe herabzusehen oder gar sie zu verachten, andere Stände als minderwertig zu betrachten, ebensowenig wie es berechtigt ist, andere Völker, die auf niederer Kulturstufe stehen, dieserhalb verächtlich zu finden. Es ist ein trauriges Zeichen, wenn Menschen von höherer Kultur statt Güte und Wohlwollen Geringschätzung und Nichtachtung den weniger kultivierten entgegenbringen. Im Grunde genommen, stehen alle diese differenzierten Menschen mit ihren Standesverschiedenheiten ebenfalls unter einem ehernen Gesetz, wie die Menschen mehr instinktiven Lebens unter dem ihrigen. Sie sind entwickelt unter dem Gesetze des sozialen Milieus; es giebt keine Möglichkeit, dieses Gesetz aufzuheben, ebensowenig wie die Gesetze des instinktiven Lebens. Oder wer glaubt noch an die Möglichkeit, für alle Menschen eines Kulturvolkes gleiche Daseinsbedingungen zu schaffen?

Nur die gröbste Unkenntnis in den einfachsten Lehren der Physio- und Psychologie kann behaupten, daß mit der Herstellung gleicher Daseinsbedingungen die Mannigfaltigkeit menschlicher Entwickelung nicht alteriert würde. Oder ist noch jemand, der da glaubt, daß die Künstlerphantasie, das Hirn des Gelehrten, die Muskeln des Arbeiters, die Willensenergie des Staatmannes unter den gleichen Daseinsbedingungen gedeihen? Die Mannigfaltigkeit des menschlichen Daseins aber anzutasten ist ein Frevel an dem Fortschritt menschlicher Entwickelung. —

Leider hat die Entwickelung des Einzel-Individuums in Folge der nivellierenden Kraft des Gesetzes des sozialen Milieus eine sehr starke Hemmung erfahren. Wir sehen die meisten modernen Menschen typisch für ihren Beruf, verschieden von Menschen anderer Berufe, aber wenig, sehr wenig verschieden von einander.

Es fehlt uns an Männern von starker persönlicher Eigenart. Das höchste menschlicher Entwickelung ist im typischen Berufsmenschen nicht erreicht. Der Diplomat so wenig als der Gelehrte, weder der Kaufmann noch der Handarbeiter in ihrer einseitigen Ausbildung können darauf Anspruch erheben. Ueber alle hinweg heben sich — eine neue und bedeutsame Ungleichheit — Persönlichkeiten von umfassenderem Geiste, leicht verbindender Phantasie, überlegener Kritik und mitfühlender Seele. Es sind Menschen, die in eine neue Phase der Entwickelung getreten sind, die Phase des selbständigen freigewordenen Ich's.

Wohl vertraut mit den Wirkungen menschlicher Urinstinkte auf die Menschen wie auf sich selbst verstehen sie die Forderungen, die sich aus ihnen ergeben und fühlen die Berechtigung derselben — Hunger zu stillen, der Kälte zu wehren, eine Familie begründen zu helfen, ist ihnen eine bewußte Aufgabe. Den Einfluß des sozialen Milieus ahnend oder bewußt erkennend, sind sie fähig, die Charaktere der meisten Menschen aus ihrer Umgebung heraus zu verstehen, die Motive ihrer Handlungen zu erkennen und darnach zu beurteilen. So gelangen sie zu einer Kritik der Einflüsse von Seiten des sozialen Milieus, welche es ihnen selbst gestattet, sich von gewissen Beeinflussungen frei zu halten, andere dagegen aufzusuchen. Mit vollem Bewußtsein Einflüsse von diesen oder jenen Kraftzentren aus von sich fern zu halten, andere begierig aufzusuchen, ist eins der deutlichsten Zeichen dieser Entwickelungsphase. Welch eine Verschiedenheit zwischen einem so bewußten Entwickelungsgange und dem bewußtlosen, allen Einflüssen widerstandslos hingegebenem Dasein der meisten Menschen! Der kritischen Stellung solcher Persönlichkeiten gegenüber allen Einflüssen von menschlicher Seite steht gegenüber die bewußte treue Hingabe an die Natur. Fast alle stehen sie im innigsten Konnex mit ihr; im engen Verkehr mit derselben finden sie die Sammlung und Ruhe des Geistes, finden sie die Befruchtung der Phantasie, finden sie nicht selten die gesuchte Erklärung für menschliche Rätsel; hier fühlen sie statt des Zwiespaltes in der Menschenwelt den Einklang ihres Wesens mit der Umgebung. — Die Bedürfnisse der Menschen verstehend aus ihrem natürlichen und sozialen Sein heraus, ihre Hoffnungen und Wünsche mitempfindend suchen sie in selbstloser Arbeit zu wirken zum Besten der Nation, zum Besten der Menschheit. Ob sie am Staatsruder sitzen oder in der Künstler- und Gelehrtenwelt schaffen, sie sind die berufenen Führer, sind die Blüten menschlicher Entwickelung.

Theodor Oek.

Carmen von Georges Bizet.

Neueinſtudierung an der Berliner Hofoper.

Im Gebiete der Oper ſind die Werke Wagners auf der ganzen Linie ſiegreich. Mit gutem Grunde. Sie ſind echt und überdauern deshalb alle Zeiten. Auch der Spätergeborene wird in ihnen die eigenen Züge erblicken und deshalb ergriffen werden.

Selten ſind ſolche Werke, und nicht unbillig iſt es, daß Meyerbeer nach zu langer Blüte zu verſchwinden droht, und Verdi nur in ſeinen beſten Thaten lebensfähig bleibt.

Wer dem Publikum dient, verdient zu ſterben.

Aus einer andern Welt ſcheint das Werk eines Franzoſen zu ſtammen, der jede That ſeiner andersſchaffenden Landsleute übervagt, weil es viel echtes Gefühl birgt und deshalb auf jeden Kulturmenſchen wirken muß — Bizets Carmen.

Gewiß, es iſt zerriſſen, Szenen reihen ſich einzeln an einander, durch Zwiſchenſpiele des Orcheſters verbunden, die faſt wie Improviſationen anmuten und mitten im Fluſſe der Erfindung abbrechen.

Das aber wird aufgewogen durch das echte Gefühl, das den Künſtler bewegte und das er auszudrücken verſtand, das uns immer fortzureißen wiſſen wird.

Gewiß, wir ſtehen keinem vollendeten Kunſtwerk gegenüber. Oft ſpielt Aeußerliches, Opernhaftes in das Werk hinein, z. B. das Quintett im 2. Akt, die ganze Figur des Micaëla ꝛc.

Es iſt ſicherlich dem Komponiſten nicht gelungen, etwas Einheitliches zu ſchaffen.

Aber in ſeinem Werk, in ſeinen Tönen, jauchzt ſo viel Jubel, klagt ſoviel Leid, ſteckt ſo viel Race und Temperament, daß es Jahrhunderte überdauern wird.

Die Hofoper that gut daran, ſich dieſes Werkes von Neuem anzunehmen, das weit über 300 Mal über ſeine Bretter ging.

Gelöſt iſt die einfache, und darum in heutigen Zeiten doppelt ſchwere Aufgabe nicht worden.

Carmen iſt ein Drama der Leidenſchaft, wie die „Walküre“, wie „Triſtan“. Es hat nicht den weltumſpannenden Gefühlsinhalt, wie dieſe Werke, trotzdem muß auf alle Aeußerlichkeiten Verzicht geleiſtet werden.

Und will ein Regiſſeur heute ſich an die Aufgabe wagen, ſo hat er vor allem alles Opernhafte zu ſtreichen oder menſchlich zu machen. Da darf ſich kein Chor während einer langen Szene paſſiv verhalten; da darf nicht die ganze Statiſterie und das geſamte Balletkorps aufgehoben werden, um ſich gegenſeitig und beide zuſammen den Chor zu behindern, da darf nicht zuviel mit Baruch'ſchen Koſtümen, Pferden und anderem Zeug manipuliert werden.

Das, worauf es ankommt, iſt allein, den heißen, atemberaubenden Stimmungsgehalt des Werkes zum Ausdruck zu bringen.

Es iſt ein Einwand gegen die Kunſt des Regiſſeurs, wenn das Publikum Gelegenheit hat, die Hände zu rühren, zu klatſchen.

Es müßte ergriffen daſitzen, vor dieſem Drama der ſinnlichen Liebe, vor dieſem Verſtricktſein in Liebesleidenſchaft, vor dieſer Kataſtrophe, die einem gequälten Menſchenherzen entquillt, das nicht entſagen, das beſitzen will.

Und es wurde geklatſcht — bei allen möglichen Gelegenheiten.

Alſo Herr Droeſcher, der Sie jetzt die Opernregie übernehmen ſollen: ich will Ihnen aus dieſer Inſzenierung allein noch keinen Vorwurf machen. Man wollte gewiß eine „glänzende“ Operinſzenierung, Sie konnten wenig dagegen thun, aber Sie haben ſich dazu hergegeben.

Eins ſteht feſt: Sie ſind keine ſchaffende und deshalb durchdringende Perſönlichkeit.

Sonſt hätten ſie ſagen müſſen: Wir haben hier ein einzig daſtehendes Werk vor uns. Alſo fort mit aller Schablone; mit allem Balletkorps und ſeinen wohlgedrechſelten Tänzen; wir wollen etwas Neues machen, etwas Natürliches, Echtes.

Statt deſſen brachten Sie alles im alten Stile. Freilich, neue und zum Teil famoſe Dokorationen waren da. Aber können Sie dafür? Das macht doch wohl der Maler! Und Ihre Regie? Es war wirklich nicht anders, wie früher.

Dasſelbe Scherzen mit den Mädchen, derſelbe trompetende Knabenchor, dieſelbe Behinderung der allzugroßen Maſſen durch ſich ſelbſt, dasſelbe Kommen und Gehen (im 1. Akt) wie wir es oft in Gounods Fauſt genoſſen haben.

Wirklich — nichts Neues.

Freilich etwas gab der Neueinſtudierung ein neues Gepräge, etwas, das den eingeweihten Teil des Publikums ausſchließlich angezogen hatte, ein Etwas, das thatſächlich neues bot. Ernſt Kraus ſang den Don Joſé.

Und das Erwartete trat ein. Es vollzog ſich dieſelbe Metamorphoſe wie damals, als er vor ein paar Jahren den Erik im fliegenden Holländer übernahm.

Ich möchte hier an Wagners eigene Worte erinnern:

„Erick ſoll kein ſentimentaler Winsler ſein: er iſt im Gegenteile ſtürmiſch, heftig und düſter, wie der Einſame, namentlich der nordiſchen Hochlande. Wer ſeine „Cavatine“ im dritten Akte irgendwie ſüßlich vortrüge, würde mir einen üblen Dienſt erweiſen, wogegen ſie wohl Wehmut und Trauer atmen ſoll. Zu unſerer höchſten Bewunderung führte Schnorr dieſe ſchwierige epiſodiſche Partie durch, ja, wirkliches Grauſen erregte uns die ſeltſame düſtere Heftigkeit, welche er, andererſeits ganz meinem Wunſche gemäß, in dem Leiden dieſes unglücklich liebenden jungen nordiſchen Jägers wie ein verzehrendes dunkles Feuer aufſchlagen ließ.“

Der Erik ſowohl wie der Don Joſé gehörten bisher dem Heere der „lyriſchen“ Tenöre, d. h. der Schar von Leuten, die Männern wie Caſtraten erſcheinen.

Kraus hat hier wie dort, kraft ſeiner Perſönlichkeit, Wandel geſchaft. Wie er uns zum erſtenmal im Erik einen Menſchen, einen glühenden, leidenden Menſchen hinſtellte, ſo that er es heute in der Rolle des Don Joſé.

Ich geſtehe, daß mir um die Entwicklung dieſes Sängers bange war. Ich hörte ihn in ſeiner ſiegesgewiſſen Jugend, die alles, auch mich, mit ſich fortriß. Dann kamen Jahre des Stillſtandes, doch jetzt muß ich bekennen, hier iſt ein Künſtler auferſtanden, deſſen Entwicklungsfähigkeit wir noch garnicht abſehen können.

Er war oder ſchien doch in den Zwiſchenjahren oft ohne Intelligenz zu ſein; ſeine Stimme, von Natur herrlich, ermangelte der Ausbildung.

Was er ſeitdem erreicht hat, überflügelt alle Erwartungen, die man auf ihn ſetzen konnte. Er hat in der Geſangstechnik Fortſchritte gemacht, die ihn faſt als Meiſter erſcheinen laſſen. Er iſt in der Darſtellung zum vollwertigen Künſtler herangereift.

Und ſchon jetzt können wir von ihm behaupten: er iſt dem Midas vergleichbar. Denn alles, was dieſer Mann angreifen wird, wird zu Golde.

Die Art war von jeher ſelten. Wir bitten ihn an dieſer Stelle, wo wir ihm innigen Dank für ſeinen Don José zollen, nun auch endlich an das Studium der Rolle zu gehen, die ihn, wie keine andere verlangte, wir meinen — den Triſtan.

Die Carmen gab Fräulein Deſtinn.

Was Intelligenz und Hingabe an die geſtellte Aufgabe vermögen, das hat ſie wahrlich geleiſtet.

Aber ihren Bewegungen mangelt das Sinnliche, das Umſtrickende, ſie iſt zu eckig im Vergleich zu dem Weibe, deſſen Repräſentation Carmen iſt. Sie atmet nicht die Wolluſt, die allein einem Don José von dem Pfade der Tugend abirren laſſen kann.

Einen Vorſchlag an die verehrliche General-Intendanz. Wie wäre es, wenn man Frau Götze oder Fräulein Plaichinger an ihre Stelle ſetzte.

Frau Götze — ich habe ſie nie in dieſer Rolle gehört — vermöchte gewiß zu faſcinieren.

Frl. Plaichinger würde auf alle Fälle nach dem, was ich bis jetzt von ihr gehört, überraſchen, ſelbſt wenn ihr die Partie ein wenig tief läge.

Von den übrigen Soliſten iſt wenig Gutes zu berichten. Frau Herzog ſtellte — wie immer — ihre ganze große Kunſt in den Dienſt der Sache.

Die Innerlichkeit, die auch aus dem lebloſen Schatten einer Micaëla einen Menſchen zu machen wüßte, mangelt ihr. Trotzdem wirkte ſie, weil ſie eben unendlich viel kann. Alles Uebrige war, außer Berger, belanglos; es iſt intereſſant zu verfolgen, wie dieſer junge Künſtler ſein Material immer mehr in Gewalt bekommt.

Ein beſonderes Verdienſt hatte ſich Herr Dr. Muck um die Einſtudierung erworben. Schon lange haben wir ihn nicht ſo auf dem Poſten geſehen. Sein Hervorruf am Schluſſe war wohl verdient. Verdient wegen der ſublimen Behandlung des Orcheſters, das diesmal auch wenig die Klangſchönheit des Orcheſters vermiſſen ließ, die wir bei Muck zu oft vermiſſen müſſen; verdient wegen der Sauberkeit der Chöre, der Feinheit der Uebergänge und der Energie der Leitung des Ganzen.

Alles in allem — ein ſchöner Abend, wenn auch nicht vollendet, nicht einmal ſo vollendet, wie ihn die Oper jetzt zu leiſten imſtande war.

Man mißverſtand in erſter Linie das Werk, das man hier und da als „große Oper" aufblähen wollte (um Himmels willen, was gehen uns die blauroten Spitzendeſſous der Tänzerinnen an und dieſe verfluchten Pas der Ballerinen).

Ein nur einigermaßen empfindliches Auge mußte aufs Aeußerſte beleidigt ſein durch die äußerſt zweifelhafte „Farbenpracht" der Koſtüme im letzten Akt.

Empfindet den keiner von Euch, liebe Herren, etwas Derartiges als Barbarei.

Was verſteht Ihr ſonſt, Ihr, die Ihr an erſter Stelle wirken ſolltet, wenn Ihr ſchon nicht die Empfindung habt, daß durch

ein Ballet, deſſen höchſt unbedeutende Muſik erſt aus allen Weltenden herbeigeholt werden muß, der Faden der heißen Tondichtung auf das Gemeinſte, Widerwärtigſte zerriſſen wird!

Berlin. Hans Foerſter.

Zeit-Merkmale.

Herr von Brand. In der Londoner Finanzchronik eines flüchtigen und beſtraften Berliner Preßjuden, der zugleich die damalige vorzeitige Veröffentlichung des Zolltarifs veranlaßt hat, den er im Intereſſe des Berliner Großbankentums ziemlich billig erſtanden hatte, pflegt ein kaiſerlicher Geſandter z. D. für Freihandel und England zu ſchwärmen. Als verſchuldeter Leutnant hat Herr v. Brand das von ſeiner jüdiſchen Mutter ererbte kaufmänniſche Talent leider nicht bethätigt, war dagegen durch anerkennenswerten Fleiß vom einfachen Konſulatsſchreiber bis zum Geſandten in Peking emporgeſtiegen, weshalb er mit Recht als beſter Chinakenner gilt, obſchon auch er ſich über die Tragweite des Boxeraufſtandes getäuſcht hat. Bereits in amtlicher Eigenſchaft bekundete er ein lebhaftes Intereſſe für einen ſchwunghaften Antiquitätenhandel und chineſiſche Amtsgewohnheiten, wie der Prozeß Paaſche zeigte, ſodaß das Auswärtige Amt wie er ſich wohl gern unter der höflichen Begründung trennten, daß ſeine amerikaniſche Heirat mit ſeinem diplomatiſchen Poſten nicht vereinbar ſei. Die Ironie des Schickſals wollte es, daß ſein früherer Sekretär und Nachfolger eine gleiche Dame als Geſandtenfrau mitbrachte, die infolge des tragiſchen Heimganges ihres Gatten noch heute hochgeehrt in der neuen deutſchen Heimat weilt. Der ganz anders geartete vornehme Herr v. Ketteler war mit Recht tief empört, in den Paaſcheprozeß hineingezogen worden zu ſein, bloß weil er auch in gleicher Laufbahn wie ſein Chef, Diplomat in Peking dank der Gunſt Kaiſer Friedrichs geworden war.

Herr v. Brand machte nach ſeinem Abſchied freilich in Patriotismus, Flottenbegeiſterung und Weltmachtspolitik, verſtand aber mit dieſer Mußebeſchäftigung vorteilhaft das Einträgliche zu verbinden. Er wurde deutſches Verwaltungsratmitglied engliſcher Geſellſchaften in unſeren Schutzgebieten und trug zu der Irreführung bei, als ob dieſe Mitglieder das Intereſſe unſeres Volkes wahrten. Er muß ſich den Vorwurf gefallen laſſen, gleich den ihm naheſtehenden deutſchen Banken, wie Deutſche Bank und Diskontogeſellſchaft, aus Geſchäftsrückſichten Anglomane zu ſein und nach Bülows Wort als Journaliſt in einer beſoldeten Londoner Börſenzeitung die Geſchäfte des Auslandes zu beſorgen. In Weimar, ſeinem Wohnſitz, hat ihn der öffentliche Unwillen über ſeine dann nicht weiter verwunderliche engländfreundliche Haltung gezwungen, von ſeinen ſonſt beliebten Vorträgen über China und anderes abzuſtehen. Auch als Ratgeber des Kaiſers und der Regierung in dem chineſiſchen Abenteuer hat er ſich trotz ſeiner Erfahrung und Klugheit nicht bewährt. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wenn hohe Beamte mit ihren reichen Kenntniſſen ihr ſchmales Ruhegehalt durch gut bezahlte Finanzſtellen aufbeſſern und durch ihre Perſon ein beſſeres

Element in die Aufsichtsräte bringen; aber gerade Herr v. Brand scheint nach seiner amtlichen Vergangenheit und gegenwärtigen Bethätigung kaum unter diese Kategorie zu fallen, abgesehen davon, daß sein Gebahren national schädlich wirkt.

* * *

In einem Aufsatz über **H. St. Chamberlains „Worte Christi"** in den „Preußischen Jahrbüchern" (Jan.-Nr. 1902) kommt Dr. Ferdinand Jakob Schmidt zu folgenden bemerkenswerten Sätzen:

„daß das theologische Unternehmen, aus den vorhandenen Quellen den historischen Jesus zu rekonstruieren, auf der ganzen Linie gescheitert ist; . . . daß es nicht eine Vertiefung, sondern eine Verflachung der christlichen Religion wäre, wenn sie vornehmlich auf die geschichtliche Gestalt des einst auf Erden wandelnden Jesus gestellt würde; . . . daß die „Worte Christi" in keiner direkten Beziehung zu dem geschichtlichen Jesus stehen (?), sondern daß sie ihrem historischen Ursprung nach Sprüche der Apostel aus dem ihnen innewohnenden Geiste Christi sind, veranlaßt durch Vorgänge und Zustände der Urgemeinde; . . . Der historische Jesus d. h. der lebendige, irdische, menschliche, hat nicht die Macht über die Gemüter gehabt, auch nur seine treuesten Jünger in der Stunde der Gefahr zusammenzuhalten, aber der Gekreuzigte hat die Davongelaufenen wieder vereinigt . . . der Tod Jesu, nicht sein Leben, hat die Kraft göttlichen Geistes in seinen Jüngern entfacht."

* * *

Ueber den Alkohol schreibt Möbius sehr beherzigenswert in der Wiener „Zeit": In Wirklichkeit ist der Alkohol wichtiger, als alle anderen Ursachen der Studentenfaulheit zusammengenommen. Alle schädlichen Fremd- und Eigensuggestionen würden den größten Teil ihrer Kraft verlieren, wenn nicht der Alkohol die Kraft des guten Willens bräche. . . .

Erst durch den Alkohol wird der Jüngling in die Arme der Sirenen getrieben, erst durch den Katzenjammer wird er kraft- und geschmacklos, daß ihm die gute Arbeit nicht mehr schmeckt, daß er dem schwatzenden Verführer folgt, der mit neuer Vergiftung das Elendgefühl bekämpfen heißt.

Es ist gar nicht nötig, daß der Mensch sich sternhagelvoll trinke, schon mäßige Alkoholmengen genügen zur Abstumpfung und Einschläferung der oberen Geistesfähigkeiten, darauf aber kommt es hier an. Die Trinksitten sind die eigentliche Ursache der Faulheit der Studenten. . . .

Wer durch sein Gehirn leben will, dessen Ehre soll darin bestehen, ein unvergiftetes Gehirn zu haben; das ist sein reines Schwert, sein Stolz und seine Waffe, hüte er sich, es durch den Alkohol-Rost anfressen zu lassen. —

Unsere Meinung ist, daß denselben jungen Talenten, denen wir unsere Bedenken über Möbius' Ausführungen über geschlechtliche Abstinenz mitteilten, seine Warnung vor dem Alkohol vom allergrößten Nutzen sein kann, wie wir überhaupt die naturwissenschaftlich-medizinische Aufklärung über die Alkoholfrage mit der lebhaftesten Freude begrüßen. Nur zu oft haben in früherer Zeit junge Leute von besonderer Art und vom Durchschnitt abweichenden Talenten in diesem Punkte, den sie für unwichtig hielten, dem allgemeinen Studentenbruch gesundheit-

ſchädliche Zugeſtändniſſe gemacht. Heute können ſie bei der allgemeinen Aufklärung in dieſen Dingen das mit gutem Gewiſſen kaum noch thun. Jedenfalls wird der junge Idealiſt in Alkoholgenuß allmählich viel mäßiger werden, als es noch vor 10 oder 20 Jahren angängig geweſen iſt. Die breite Maſſe wird vorausſichtlich noch längere Zeit am Saufkomment feſthalten, weil der Philiſter viel mehr Bier verträgt, als der Edelmenſch und reizbare Talente.

Auch hier aber gilt es nicht, redſelig und ſalbungsvoll zu predigen, ſondern nüchtern-wiſſenſchaftlich aufzuklären. Es giebt in unſerer Epoche vielleicht nichts Schöneres und Hoffnungsreicheres als der ſittliche Idealismus unſerer großen Mediziner, der an geſunder Wirkung und Fruchtbarkeit den der Theologen ſo hoch überragt.

* * *

Nochmals der Schillerpreis. E. v. Wildenbruch[1]) erzählt, wie unter Kaiſer Wilhelm I. die Urteile der Kommiſſion ſtets ohne Ausnahme von dem in litterariſchen Dingen ſehr zurückhaltenden Herrſcher anerkannt wurden, ſodaß ſich durch die Praxis die Anſchauung feſtſetzte, die Begutachtungskommiſſion ſei eine ſtaatlich anerkannte Behörde, was ſie aber nie geweſen iſt.

Die Taktloſigkeit, Kaiſer Wilhelm II. Fuldas Talisman zur Preiserteilung vorzuſchlagen, gab zum erſten Mal Gelegenheit zu zeigen, daß die Preisverteilung im Grunde nur auf einem Gnadenakte des Herrſchers beruhte. Bei der darauf im Publikum eintretenden Nörgelei zeigte ſich deutlich die Abhängigkeit der „modernen" Litteratur von politiſch-ſozialen Strömungen. W. fürchtet daher, daß die in den Beſtimmungen über die Verteilung des Preiſes neuerdings getroffenen Aenderungen dieſe Gegenſätze nur verſchärfen werden, was aufs tiefſte zu beklagen wäre. Vor allen Dingen aber ſei die Kommiſſion vor eine garnicht zu löſende Aufgabe geſtellt, wenn ſie gezwungen ſei, aus den Erzeugniſſen der letzten zwölf (!) Jahre eine gerechte Auswahl zu treffen.

Die in freiſinnigen Kreiſen angeregte Stiftung eines Konkurrenz-Schillerpreiſes würde hoffentlich aus Mangel an Beiträgen eine Anregung bleiben. —

Wir bemerken hierzu, daß uns die Stiftung in ihrer ganzen Form als ein unzulängliches Unternehmen erſcheint.

Der großherzige Entſchluß des weiland König Wilhelm I., die deutſche Dichtkunſt zu fördern, iſt ſeiner Zeit mit wohlbegründeter Zuſtimmung begrüßt worden. Leider ſpürt man aber in den Statuten nur zu ſehr die Ausarbeitung durch die Bürokratie.

Vor allen Dingen handelt es ſich um Bühnenſtücke. Stets hat die Kommiſſion nur ſolche vorgeſchlagen, deren ſtarker Bühnenerfolg zur Rückendeckung ihrer aeſthetiſchen Urteilskraft dienen konnte. Ein Dichter aber, der einen ſtarken Bühnenerfolg errungen hat, iſt aus aller Not und die paar tauſend Mark Zulage ſpielen für ihn keine Rolle. — Man ſtelle ſich einmal vor, es ſolle in Bildnerei und Malerei ebenſo verfahren werden. Dann könnte es vorkommen, daß mehrere Jahre nach der Vollendung eines hervorragenden Denkmals der Bildhauer noch ein Extrageld von ein paar tauſend Mark angewieſen erhielte. Darüber würde man lachen. Man gewährt jungen Künſtlern, über

[1]) Litterar. Echo, 1. I. 1902.

deren Talent ſich anerkannte Meiſter lobend geäußert, Stipendien, um ihnen eine ungehemmte Entwicklung ihrer künſtleriſchen Fähigkeiten zu ermöglichen. Man mache es mit den Dichtern ebenſo. Starke Talente, die ſich bemerkbar machen, unterſtütze man, falls ſie deſſen bedürftig ſind, damit ſie ſorgenfrei und ohne demoraliſierende Zugeſtändniſſe an Induſtrie und Cliquenweſen ſchaffen können.

Man gewähre ihnen Jahresgehalte und erleichtere ihnen die Drucklegung und Verbreitung ihrer Werke, bis ſie ihren Weg alleine gehen können. Alles andere iſt vom Uebel.

* * *

Der zweite diesjährige „**Intime-Abend**", den der Kunſt-Salon Keller und Reiner am 10. Januar veranſtaltete, war von einer kunſtintereſſierten eleganten Gemeinde außergewöhnlich zahlreich beſucht. Trotz des verhältnismäßig hohen Eintrittspreiſes war der kleine Ausſtellungsſaal, der dem Feſte diente, faſt überfüllt. Der litterariſche Teil der Darbietungen war von Ludwig Fulda übernommen, während eine gute Geigerin eine ſpaniſche Symphonie von Lalo, ſowie ein Violinkonzert von Tſchaikowsky und eine tüchtige Sängerin, Kompoſitionen von Hugo Wolf, faſt durchweg Lieder von Mörike und Eichendorff vortrugen.

Wir nehmen an, daß es bei der Veranſtaltung dieſer „Intimen Abende" dem Kunſtſalon weniger um den materiellen Gewinn und um Reklame, als vielmehr um einen idealen Zweck zu thun iſt und ſehen dieſen idealen Zweck in der intimen Darbietung eines Ausſchnittes der modernen Kunſt- und Kulturbeſtrebungen. Aber dann ſollte man dieſe Abende nicht durch ein bunt zuſammengewürfeltes Programm, wie es jedes Privathaus des Tiergartenviertels an Feſttagen darbietet, zu füllen ſuchen; man ſollte vielmehr die Geſamtheit der Darbietungen einer feſten, leitenden Idee unterordnen, die dahin zielte, dem Teilnehmer ein fein abgetöntes und in ſich harmoniſches Bild einer beſtimmten Richtung der modernen Kulturbewegung zu geben. Wir fragen, was haben die irgend einen hübſchen Gedanken glatt und wohlklingend übermittelnden Verſe Fuldas mit den gemütstiefen Dichtungen Mörikes und Eichendorffs und den einfachen, ſinnigen Melodien, in die der Komponiſt dieſe geſetzt, zu ſchaffen? Die Stimmung, in die uns Fulda verſetzt, wird ſo weder vom Geſangsvortrage, noch von den übrigen muſikaliſchen Darbietungen weitergetragen, ſie wird vielmehr immer wieder von neuem gebrochen, und das ſollte nicht ſein. Die Stimmung des ganzen Abends ſollte harmoniſch verlaufen, um ſchließlich in irgend einem beſonders markanten Vortrag ſeinen Ausklang zu finden. Man ſollte einem Abend die Signatur des Neo-Buddhismus und der ihm entſprungenen Kunſtrichtungen, einem anderen Abend ein kraftvolleres von Nietzſches Geiſt durchwehtes Gepräge, einem dritten Abend eine leichte, tändelnde Stimmung geben und neben den ſich harmoniſch aneinandergliedernden litterariſchen und muſikaliſchen Vorträgen auch der entſprechend ſtimmungsvollen Ausſtattung des den Vorträgen dienenden Raumes einige Aufmerkſamkeit verleihen. Mittel genug zur Ausſtattung ſind in einem Kunſtſalon ja überreichlich vorhanden. Vielleicht geben dieſe kurzen Andeutungen den Veranſtaltern der Feſte zu denken und veranlaſſen ſie auf ein mehr einheitliches Gepräge der an ſich ſicherlich verdienſtvollen Veranſtaltungen zu wirken.

Beiblatt.

* Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten. Von Troels Lund. Leipzig B. G. Teubner. M. 4.

Was ist Gesundheit? Diese Frage ist schwer zu beantworten! Ist doch Gesundheit nur ein Lebenszustand, genau so unerkennbar, wie der Gesamtzustand des Lebens. So möchte denn der gepriesene praktische Mensch unserer Tage, ihre Beantwortung theoretisierenden Philosophen überlassend, gewinnbringenderer Gedankenvoll, zu Geldschrank und Hauptkassabuch wieder sich wenden. Doch, da bekommt die Frage nach der Gesundheit für ihn eine äußerst praktische Seite. Er fühlt sich krank, und im Nu wird der gedankenlose Geldmensch zum grübelnden Philosophen. Da sei ihm dann das Buch, das uns vorliegt, aufs Beste empfohlen. Es bietet ihm eine Auswahl alles dessen, was man bisher für Gesundheit und Krankheit gehalten, und eine Fülle verschiedener Mittel, die alle in bestimmten Fällen thatsächlich geholfen, den noch immer unerkannten Zustand der Krankheit in den gleichfalls unerklärlichen Zustand der Gesundheit zu wandeln. Aber neben diesem praktischen Vorzug hat das Buch auch für jeden gesunden Leser seine besonderen Reize. Es zeigt uns einen Ausschnitt der menschlichen Kultur, alles dessen, was man Hygiene nennt, von den ältesten Zeiten bis zum Anfang der Neuzeit. Zu allen möglichen kulturgeschichtlichen, religionsphilosophischen Betrachtungen giebt es den Anreiz, und dies nicht etwa in ermüdender, wissenschaftlicher Weise. Denn trotz seines Gehalts ist es leicht und flüssig geschrieben, jedem verständlich, mit jener milden Ironie, die allein uns über die Empfindung trostlosen Entsetzens, die uns häufig beim Anblick menschlicher Dummheit beschleicht, in angenehmer Weise hinweghilft. Oder bedarf es nicht besonderer Feinheit der Darstellung, eines litterarischen Parfums, um über den ungeheuren Unrat des Mittelalters, die Trostlosigkeit des Hexenwahnes hinwegzukommen? Um zu lächeln, wenn an einem schönen Abend des sechzehnten Jahrhunderts die gelehrtesten Professoren und Magister der lutherischen Universität Kopenhagen bei einem Kollegen sich versammeln, um abzuwarten, ob durch göttliche Fügung ein Topf brodelnder Grütze in menschliches Blut sich verwandelt? Dem Kulturhistoriker, dem gesunden, dem kranken Gebildeten sei so das Buch aufs Beste empfohlen. Es ist wissenschaftlich, unterhaltend und erheiternd zu gleicher Zeit und die letztere Art hat stets gegen Krankheit am besten geholfen.

v. M.

* Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß. Von Dr. Arthur Drews. Heidelberg 1902. Carl Winter. M. 16.

Vorbehaltlich einer gründlicheren und ausführlicheren Besprechung, die wir in einiger Zeit zu liefern gedenken, sei hier vorläufig auf dieses soeben erschienene Werk verwiesen, das in knapper Fassung neben einem Lebensabriß des Philosophen eine Einführung in dessen Gedankenwelt und eine übersichtliche Darstellung seines Systems enthält. Von einem dem Philosophen persönlich nahestehenden und mit dessen Anschauungen genau vertrauten Gelehrten verfaßt, kann das Buch nicht anders, wie in getreuester objektivster Form ein Bild der Lehren Eduard von

Hartmanns geben. Es bietet so selbst dem Vielbeschäftigtsten Gelegenheit, Einblicke in die Gedankenwelt des Philosophen zu thun, um diese je nach der empfangenen Anregung durch gründliches Studium der Werke Eduard von Hartmanns selber zu erweitern.

v. M.

* Deutsch Capri in Kunst, Dichtung und Leben von Johannes Proelß. Mit Abbildungen der Fresken deutscher Künstler im Albergo Pagano. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung. Geb. 3 Mk.

Zwanglose Schilderungen über den Aufenthalt deutscher Dichter, Schriftsteller und Maler auf der Insel der Sirenen. Besondere Berücksichtigung finden die Werke, welche Capresische Motive historischer oder landschaftlicher Art in Dichtung und Malerei behandeln. Eine beigefügte lyrische Blütenlese zeigt, wie schwer es ist, Gedichte zu machen, ohne aus dem überkommenen Formen- und Empfindungsschatze zu entlehnen. Kennern des vielbesuchten Reiseziels wird das Buch eine angenehme Unterhaltung gewähren. J. N.

* Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. Herausgegeben von Alois John. 5. Jahrgang Eger 1901.

Wenige deutsche Landschaften werden sich einer gleich eindringenden und erfreulichen Erforschung rühmen dürfen wie das Egerland. Die Thätigkeit des Vereins für Egerl. Volkskunde unter Leitung des unermüdlichen A. John ist gradezu mustergültig zu nennen und deshalb die Kenntnis seiner Zeitschrift allen denen auf dringendste zu empfehlen, welche auf ähnlichem Gebiete arbeiten. J. N.

* Der rote Adler. Brandenburgischer Kalender für 1902. Unter Mitwirkung von Ernst Friedel, Geh.-Reg.-Rat und Stadtrat herausgegeben von Robert Mielke. Verlag v. M. Oldenbourg. Berlin. Preis 1 Mk.

Der Umschlag, von Georg Barlösius gemalt, bildet einen prächtigen Wandschmuck. Das Kalendarium befindet sich auf den inneren Seiten des Deckels. Das Innere, — ein Druckbogen — enthält eine bunte Reihe von Schilderungen zur Heimatkunde der Mark Brandenburg von Robert Mielke. Der ansprechende Text wird durch zahlreiche Abbildungen unterstützt. Der „rote Adler" wird sich sicher viele Herzen im Fluge erobern.

J. N.

* Börries, Freiherr von Münchhausen, Balladen. Berlin 1901, Breslauer und Meyer.

Einige der besten Dichtungen Münchhausens sind weiteren Kreisen dankenswerterweise durch den „Spielmann" bekannt gemacht worden. Wo er in freier Nachbildung oder selbständig alte Stoffe behandelt, verfügt er in hohem Maße über die Gabe, Knappheit der Schilderung mit einer starken Gesamtwirkung zu vereinigen. Von weniger kräftiger Innerlichkeit sind die Schlußgedichte des Bandes, die ohne Schaden fortgeblieben wären. M's Balladenstyl hat etwas Blendendes und er erinnert — so sehr dies auch vielleicht befremden mag — mehr an Jensen als Fontane. Mit dem Letzteren hat er wohl die Kraft epischer Schilderung gemein, die übrigens auch bei Jensen keineswegs geringer ist, mit diesem dagegen den kecken, wuchtigen, knappen Entwurf und eine nicht selten abstoßende Vorliebe für das Häßliche, Grelle. (Die Pest, Der Fischer von Svendaland u. a.) M. G.

* Hermann Kiehne Kleine Lieder Diamant-Ausgabe, Nordhausen, Selbstverlag.

Die Reihe der Miniatur-Ausgaben Kiehnescher Lieder ist damit

um eine Nummer vermehrt worden — im Geiste der früheren, d. h. die Gedichte sind ohne künstlerischen Wert und bringen neben manchem Guten auch diejenigen Verse, die dem Verf. mißlingen. Bei dieser Gelegenheit mag festgestellt sein, daß Kiehne zu der großen Zahl jener Dichter gehört, die bei dem Bestreben volkstümlich zu sein, die Form des Volksliedes nachahmen, ohne den Volkston zu treffen und mit ihren Schöpfungen den Eindruck innerer Unwahrheit hervorrufen. M. G.

* Albert Weiß, Herbstfäden von Nah und Fern, Dichtungen und Nachdichtungen. 2. Aufl. (Pierson, Dresden.)

Die Auswahl aus fremden Dichtern ist jedenfalls eine glückliche: deutschem Geist und Gemüte sind sie darum aber nicht näher gebracht. Der Verf., der sich seit Jahrzehnten mit Übertragungen polnischer, ungarischer und russischer Dichter befaßt, hat aus diesem Grunde auch nie vermocht, im deutschen Volke für einen der von ihm übersetzten Poeten Teilnahme zu erwecken. Neben einer gewissen Sprödigkeit der Form ist auch in seinen eigenen Dichtungen ein empfindlicher Mangel an Gefühlswärme wahrnehmbar. M. G.

* Wilhelm Oehl, Drheeme is drheeme! Selbstverlag, Grulich.

Die früheren Gedichte Oehl's „Vo drheeme" sind als zweiter Teil und dritte Aufl. diesem Bande miteingefügt. Freunde der mundartlichen Dichtung und des schlesischen Dialekts mögen in diesen gemütvollen Poesien und ihrem gesunden Humor vieles finden, was sie erfreut. Die örtlichen Verhältnisse sind, so weit sich das von uns beurteilen läßt, in treffender Weise geschildert und die herzliche Wärme, welche die kleinen Dichtungen belebt, sollten die Gewähr leisten, daß sie in zahlreichen gleichgestimmten Seelen Klänge erwecken, welche dem Buche den verdienten Erfolg sichern. M. G.

*Fried. Benz, Ausgewählte Gedichte, Literatur-Magazin S. Schroeder, München und Dunkle Wege, tragische Liebesgedichte Ebenda.

Aus der großen Zahl von Veröffentlichungen, auf welche der Umschlag der ausgewählten Gedichte hinweist, läßt sich ebenso wie aus jeder Strophe der vorgenannten Bücher erkennen, daß B. mit großer Hast arbeitet und daß er aus diesem Grunde die Güte seiner Schöpfungen stark beeinträchtigt. Der andere Schluß, der sich für uns nur aus den vorliegenden Büchern ziehen läßt, ist der, daß die Verse des Verf. der Dichtkunst nur scheinbar angehören. Er hat viel von denen um Holz gelernt und das verbietet, ihn ernst zu nehmen. Wir hoffen, daß endlich die Zeit gekommen, in welcher mit uns auch andere Zeitschriften ganz entschieden Front gegen derartige Erzeugnisse jener Aftermuse machen. Von dem Publikum auch nur den Glauben an Gedichte dieser Gattung zu fordern, ist beleidigend. Hier eine Probe:

Einen rechten breiten bequemen Stuhl
Und darin zu liegen
In einem warmen Lebenspfuhl
Vom Nichtsthun
auszuruhn,
Nennst Du gelebt zu haben?
Ich könnte das nicht sagen.

Unter dem Zeichen dieses Spruches steht auch der glanzvoll ausgestattete Band „Dunkle Wege", den ein Herr Ludwig Schiedermair — den ganzen Band von 100 Seiten geschmackvollerweise in Musik gesetzt hat. M. G.

* Marie von Biehler-Buchensee, Libellen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Die Verfasserin ist keineswegs ohne dichterisches Talent; manches

kann als „reizend" gelten, mehr als „ganz nett" und das grenzt haarscharf an Dilettantismus, der mit Dichtkunst nichts zu schaffen hat; der umfangreiche Rest steht unter seinem Zeichen. Verse wie:

Dotterblumen mit blühenden Köpfchen,
Dotterblumen, ihr goldenen Knöpfchen,
Gucket aus grünendem Anger hervor!
Schaue so gern euch an, euch Boutonsd'or! u. s. w.

sollte die Verfasserin der Mitwelt in zarter Rücksichtnahme ersparen. Einen strengen dichterischen Maßstab hält keins ihrer Lieder aus; wenn sie für den Hausbedarf geschaffen sind — dann freilich singen andere noch ganz andere Weisen.

M. G.

* Marie Luise, Sonnenkinder. Ein Liederzyklus. (Leipzig, Seemann Nchf.)

Auch diese Dichterin steht mehr oder weniger im Banne Holz'scher herrlicher Technik, welche Gedichte wie das „Werkstattsmärchen" ungenießbar macht. Andere, wie das „Tintenlied", sind Tändeleien, die bei einiger Selbstkritik leicht auszumerzen sind. Ueber den Rahmen eines leidlichen Dilettantismus kommen selbst die besten der „Sonnenkinder" nicht hinaus. M. G.

* Friedrich Borgwardt, Regenwetter, Plauderstunde bei einem Poeten. Fr. Lensenhauser'sche Buchhandlung, Berlin C., Alexanderstr. 37a, und Siegende Jugend, Gedichte. Johannes Cotta, Berlin und Leipzig.

Die Titel beider Bücher sind Vexiertitel. Nach dem Erstlingswerke „Siegende Jugend" glaubte man dem Verf. den Rat geben zu sollen, den Pegasus abzusatteln, weil in den meisten seiner Gedichte jene Gegenstandslosigkeit herrschte, die man in der Regel als das sicherste Kennzeichen der Talentlosigkeit anzusehen hat. Das Buch fand, wie der Anhang zu seiner neuesten Schöpfung „Regenwetter" kund giebt, die bekannte „freundliche Aufnahme", eine Thatsache, die B. zur Herausgabe des letztgenannten Buches veranlaßt zu haben scheint. Wenn der Titel nicht so vollkommen unerfindlich wäre, könnte man sich manches in dem Buche gefallen lassen, allzuviel darf man aber nicht lesen, um nicht von Prosaismen und Wendungen jener Nüchternheit überfallen zu werden, die beweisen, auf wie sandigem Pfade das Denken des Dichters schleicht. Ueberschriften tragen seine Gedichte nicht, dafür sind sie aber um so zahlreicher.

M. G.

* Franz Carl Ginzkey, Ergebnisse. Ein Buch Lyrik. Wien und Leizig, Verlag neuer Lyrik. Poetische Fluglätter.

Es mag richtig sein: eine ganze Stufenleiter des Gefühls gelangt in diesen Gedichten zum Ausdruck. Schlichtheit der Darstellung erstrebt der Verf. allenthalben an, aber es gebricht an dichterischer Ursprünglichkeit und wo er nach dem Muster des echten volkstümlichen Liedes Wendungen der Sprache des täglichen Lebens zur Anwendung bringt, haftet diesen zuviel Nüchternheit, zu empfindliche Erdenschwere an. Das reißt aus der Stimmung und vernichtet immer von neuem den Glauben, daß diese Gedichte der Ausdruck tiefer künstlerischer Empfindung seien. Es soll nicht verkannt werden, daß keins dieser Gedichte anempfunden, daß sie also Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinne sind, aber sie verlieren ihre Bedeutung als solche, weil sie — an ein zufälliges Ereignis anknüpfend — dieses nicht zur Höhe des Allgemeinen zu heben imstande sind. M. G.

Das habsburgiſche Donaureich als Beſtandteil des deutſchen Volksgebiets *).

Das auch aus dem eignen Lager bedrängte Deutſchtum, das die Oſtmark bis zu den rumäniſchen Karpathen erſt mit Pflug und Schwert geſchaffen hatte, erwachte allzuſpät zum Widerſtand, der auch jetzt noch nicht zur Wiedereroberung der verlorenen Stellung erſtarkt iſt. Die bloße Behauptung des arg zurückgegangenen Beſitzſtandes bedeutet allein in Ungarn einen Verluſt von 2 Millionen Deutſcher, zu denen ſprachlich auch die Allerweltsjuden rechneten. Der Abgang diesſeits der Leitha erreicht ſicherlich den gleichen Betrag, wenn man bedenkt, daß das gegenwärtig faſt völlig vertſchechte Prag in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts gleich Ofen-Peſt beinahe ganz deutſch war. Nach der Volkszählung von 1890, die freilich ſchon unter einem widerdeutſchen amtlichen Zeichen nicht nur in Ungarn ſtand, bekennen ſich blos noch $10^1/_2$ Millionen Seelen zum deutſchen Volke, alſo faſt die Hälfte unſeres Blutes iſt den Magyaren, Tſchechen und Slawen gewonnen, ein trauriges Denkmal deutſcher Kraft und kultureller Ueberlegenheit. Die kleindeutſche Zuſammenfaſſung unſeres Volkstums im neuen Reiche hat volklich trotz unſeres unleugbaren Aufſchwunges den überraſchenden Erfolg gezeitigt, daß im Oſten, Süden und Weſten des Reiches das Deutſchtum immer mehr zurückgeht und die errungene Machtſtellung der Mehrheit unſeres Volkes dieſes Benagen unſerer Grenzmarken nicht aufgehalten hat. Trotz aller Weckrufe iſt eigentlich nur der Oeſterreicher der Sudetenländer endlich aus ſeinem volklichen Schlummer erwacht. Die ungariſchen Deutſchen unterſtützen nur lau den ſiebenbürgiſchen Bruchteil ihres Stammes. Schweizer und Tyroler vergeſſen über ödem Parteigezänk völlig ihre Pflicht und ſind beinahe von der höheren welſchen Geſittung franzöſiſcher und italieniſcher Zunge überzeugt. Der Niederdeutſche der Scheldenmündungen bis Graueneſe (Grisnez) und Bonen (Boulogne) erwehrt ſich kaum im neutralen Belgien der fortdauernden franzöſiſchen Angriffe, als ob niemals Benedetti trotz ungeſchickter Ableugnung (vergl. ma mission en Prusse und Wagener, der Niedergang Napoléons III.) Bismarck nach der fehlgeſchlagenen Abſicht auf Luxemburg, das hübſch deutſch Lützelburg heißt, einen förmlichen Vertrag über die Abtretung von Belgien an das Land der Völkerfreiheit vorgelegt hätte, das in ſeinem unerſättlichen Magen noch heute den weiten niederländiſchen Grenzſtrich bis zur Authie, dem Grenzfluß der Picardie, den größeren Teil von Lothringen, den elſäſſiſchen Sundgau und die Freigrafſchaft Hochburgund, alte fränkiſche und allemanniſche Gaue mit urdeutſcher Bevölkerung verſchlungen feſthält, ohne daß das mächtige neue deutſche

*) Vgl. Heft 9, Seite 294 ff.

Reich seine unverjährbaren Ansprüche geltend gemacht hätte. Das stetige Abbröckeln unseres Volkstums im Südosten darf uns dann kaum Wunder nehmen. Der Hieb ist zwar die beste Parade, aber wir wehren noch kaum den unermüdlichen Ansturm selbst minderwertiger Volkssplitter ab und selbst der ungebildete Italiener des südlichen Alpenrandes verkörpert keineswegs die alte Kultur, abgesehen davon, daß er bis zum Po reindeutschen Stammes und vielleicht germanischer, als der rhetische Nordtyroler ist, obschon die alten Rheter Keltogermanen und weder Etrusker noch eine ureuropäische Bevölkerung waren. Aber man liebt dem Deutschtum gelehrten Spielereien zu Liebe Abstammung und Ausdehnung zu verkümmern, während andere Völker sich nur selbst verhimmeln, was volklich immerhin wünschenswerter wäre, zumal uns ein reichlich gerütteltes Maß von Selbstachtung gründlich not thut. Alle Nachbarn haben seit Jahrtausenden auf unsere Kosten gelebt. Die romanischen wie slawischen Länder bis Moskau sind mit unserem Herzblut erfrischt worden. Noch findet man unter den Berbern des Atlas edles Vandalenblut.

Die volkliche Zerrissenheit des Germanentums hat uns zum Völkerdünger der Welt bestimmt und unser Geschick verschuldet. Das habsburgische Reich bietet noch ein gleiches Bild im Ausschnitt. Wie die Judenliberalen in beiden Leithaländern erst die undeutschen Volkskräfte entbunden haben, so gewähren die Klerikalkonservativen diesem fremden Völkergemisch allzubereitwillig Hülfe und Gefolgschaft. Nur mit deutscher Mitwirkung ist es den vereinten Bemühungen der Italiener, Magyaren und Slawen gelungen, die deutsche Vorherrschaft wenigstens in den einzelnen Kronländern selbst zu brechen. Noch jetzt widersteht der klerikale Flügel der Deutschen der heimischen Staatssprache, ja in Ungarn wagt diese Vermittlungssprache nicht einmal das regierungsfeindliche Sachsentum überhaupt zu beantragen, geschweige sie durchzusetzen, obschon überhaupt erst seit den sechziger Jahren die magyarische Amtssprache erfunden ist. Die tschechische Schriftsprache ist auch noch ziemlich der Ausbidung bedürftig, die slovenische noch in den Kinderschuhen, also eigentlich klägliche, aber doch erfolgreiche Gegner unserer Mundart, in der die alten Kaiser seit Jahrhunderten in der Ostmark befahlen. Böhmen und Ungarn fielen dem Erzhause nicht als den bescheidenen Habsburger Gaugrafen in der Schweiz, sondern als den deutschen Königen und Erben der machtvollen Babenberger in Oesterreich zu. Ungarn mußte überhaupt erst durch das deutsche Schwert von den Türken zurückerobert werden, auf deren Seite auch Magyaren fochten. Der gesamtoesterreichische Staat ist somit eine deutsche Schöpfung, keine zufällige Sammlung dynastischer Brocken. Die Heiratspolitik gab zwar den Anlaß, aber erst die Macht des oesterreichischen Erzherzoges und deutschen Königs verlieh dieser Ländersucht auch die waffengewaltige Stärke. Die Anjous in Ungarn und die Wettiner in Polen verschwanden ruhmlos von der Bildfläche, wo sie nicht volklich hafteten. Der deutsche Bürger und Bauer zimmerte in der Moldau- und Theißebene den habsburgischen Thron, der heute gerade dadurch ins Schwanken geraten ist, daß seine Inhaber ihrer deutschen Stützen vergessen und entraten zu können vermeinen. Schon zeigt sich die Irrigkeit dieses Glaubens, da diesseits der Leitha trotz ihrer Uneinigkeit und Minderheit nicht gegen die Deutschen regiert werden kann. In Ungarn sieht es schlimmer aus, weil die Mehrzahl der Deutschen überhaupt noch volklich schläft und die drohende Gefahr hinter dem parteiliberalen Vorhang noch nicht erkannt hat. Aber selbst in Oesterreich ist die deutsche Vormacht in Frage

geſtellt, ſolange der Parteihader das deutſche Volk zerreißt. Der tiroler Liberale zieht mit dem italieniſchen Volksfeind gleicher Richtung an einem Strang und der Klerikale der Sudeten liebäugelt mit ſeinen tſchechiſchen Knechten und Pfarrkindern, die wenigſtens ſeinen Glauben ſchonen. Die „Los von Rom“ Bewegung iſt ein zweiſchneidig Schwert, da ſie die deutſchkonſervativen Elemente, die leider ſtark römiſch geſinnt ſind, ins feindliche Lager ſcheucht. Adel und Prieſterſchaft ſind aber gerade in Oeſterreich noch gegenwärtig einflußreiche Stände, deren Fahnenflucht unter Umſtänden das Geſchick des deutſchen Volkes beſiegeln könnte. Völkerrechtlich bringt die Sehnſucht nach dem Reiche auch Schaden, da die immer noch deutſchen regierenden Kreiſe der Hofburg im Anſchluß an die böhmiſchen Staatsrechtler aus Preußenfurcht leicht ihr Heil ſuchen könnten. Wichtiger als die ſtaatsrechtliche Anlehnung in Bundesſtaatsform iſt jedoch die deutſche Vorherrſchaft auch im loſen Bundesverhältnis, zumal auch Ungarn, die Bukowina und das Küſtenland dem deutſchen Einfluß nicht verloren gehen dürfen. Die Verſagung der äußeren Ehrerbietung gegen das fraglos ſlawenfreundliche Staatsoberhaupt iſt daher politiſch unklug und ſetzt das amtliche Deutſchland in eine peinliche Verlegenheit, die nur dem öſterreichiſchen Kaiſer nützt und ihn in ſeiner deutſchfeindlichen Geſinnung beſtärkt. Das deutſche Fürſtentum iſt auch heute noch ſelbſtſüchtig und dynaſtiſch veranlagt. Um den Preis einer maßvollen Schonung dieſer Gefühle läßt es ſich aber dem volklichen Gedanken gewinnen, wie die Gründung des kleindeutſchen Reiches gezeigt hat. Iſt der öſterreichiſche Kaiſer ſeiner Krone dank deutſchen Schutzes in ſeinen vielſprachigen Ländern ſicher, wird er ſich auch auf ſeine Volksgenoſſen ſtützen, was nicht ausſchließt, daß es nützlich ſein kann, ihm die Folgen einer ſelbſtverſchuldeten antidynaſtiſchen Bewegung deutlich vor die Augen zu führen.[1]) Wäre das neue Reich ein Einheitsſtaat, ſo könnte man wohl die Looſung ausgeben, Oeſterreich-Ungarn ein deutſches Gemeinweſen oder Einverleibung ins neue Reich unter Verluſt der habsburgiſchen Krone, die ja auch Hannover u. a. wegen ihres Widerſtandes gegen die Einigung des Volkes haben aufgeben müſſen. Die habsburgiſchen Kronländer ſind jedoch trotz deutſcher Geſittung und deutſcher Waffengewalt auch zugleich dynaſtiſche Gebilde, die nur durch die deutſche monarchiſche Regierung unſerm Volkstum gewonnen, aber keineswegs deutſche Volksſtaaten nach Art der reichsdeutſchen Landſchaften dynaſtiſcher Schöpfung ſind. Reindeutſch ſind nur das Erzherzogtum Salzkammergut, Schleſien und Tirol, wo aber dank öſterreichiſcher widerdeutſcher Schwäche der Welſche ſchon bis Bozen gedrungen iſt. Das Aufwerfen der dynaſtiſchen Frage würde jedoch zugleich die Aufgabe aller andern Kronländer bedeuten und in Kleindeutſchland keine Gegenliebe finden, ſo lange es nicht ſelbſt den Einheitsſtaat erreicht hat, von dem es noch recht weit entfernt iſt. Selbſt die kaiſerliche Spitze ſchwelgt noch in brandenburgiſch-preußiſchen Erinnerungen, die geſchichtlich und politiſch partikulariſtiſch ſind und die politiſche Verſchmelzung mehr hindern, als vielleicht die Hausgeſchichte von Reuß ä. L., die kein Hemmnis der völligen Einheit ſein wird. Die Ländchen dieſer Kleinfürſten wurden

[1]) Der gleichgeſinnte Thronfolger hat daher jüngſt in Furcht vor der Los von Rombewegung und den radikalen ſlawiſchen Strömungen der deutſchen Vermittlungs- und beſonders der deutſchen Heerſprache trotz ſeiner tſchechiſchen Neigung das Wort geredet.

dank der Trinkgelder an Tallayrand und Caulaincourt von Napoléon s. Zt. einfach vergessen, was ja jetzt sehr zu bedauern, aber so bald nicht zu ändern ist.

Uebrigens erstreben die Deutschösterreicher auch nur ein bundesrechtliches Verhältnis in Anlehnung an das völkerrechtliche Band vor 1866, aber mit der von Bismarck selbst gewünschten staatsrechtlichen Wirkung, daß dieser Völkerbund mit dem deutschen Reich ein Teil der beiderseitigen Verfassung werden sollte, also für uns zugleich eine Erweiterung der Reichsverfassung in volklicher Richtung. Der schlaue Fuchs Andrassy hat damals Bismarcks Zustimmung zu einem einfachen und kündbaren Geheimvertrage erhalten, da er vielleicht selbst für Ungarns Magyarisierung fürchtete und sein slawenfreundlicher und preußenfeindlicher Kaiser eine allzu enge, vom deutschen Volke getragene Verbindung nicht wünschte. Das Wiener Landesgericht hat daher auch dieses politische Begehren unter alldeutscher Flagge als nicht staatsgefährlich anerkennen müssen, indem es sich selbst zur Rechtfertigung auf den seligen deutschen Bund berief, während früher dieselbe Amtsstelle solche alldeutsche Anwandlungen preßgesetzlich bestrafte.

Deswegen erscheint es klug, wenn die deutschgesinnten Oesterreicher nicht nur Los von Rom und der Hofburg rufen, sondern diese staatsrechtlich mögliche und vom Nachbarstaat s. Zt. selbst angeregte Sehnsucht in eine thunlichst scharfe und unangreifbare Fassung bringen, die auch die Regierung beider Schwesterreiche zwingt, Farbe zu bekennen. Die deutsche Reichsregierung hat damals selbst den Antrieb gegeben, kann daher unter wesentlich heikleren Umständen diese alte Forderung nicht erneuern. Die auswärtige Staatsleitung des Donaureiches liegt aber seit langem in magyarisch-polnischer Hand, die schon früher den näheren Zusammenschluß verhindert hat, so daß nur die Volksvertretungen beider Staaten den Beginn machen können und müssen. In Oesterreich ist man glücklicherweise nicht mehr zaghaft, was von Kleindeutschland weniger gilt. Eine gewisse Zurückhaltung des Reiches ist ja auch gerechtfertigt angesichts des unausbleiblichen Vorwurfes der Einmischung in innerösterreichische Verhältnisse. Auch die Bergung der neuen Handelsverträge erheischt einige selbsüchtige Vorsicht, da wir weder der österreichischen Industrie noch der ungarischen Landwirtschaft die bisherigen Zugeständnisse gewähren werden, die die heuchlerischen Judenmagyaren außerdem noch vertragswidrig gemißbraucht haben. Aber der deutsche Reichstag hat die volkliche Pflicht, den österreichischen Amtsgenossen im Bedarfsfall beizuspringen und durch parlamentarischen Druck der eignen Regierung die Aufnahme entsprechender Verhandlungen zu erleichtern. Trotz der doppelten Frontstellung und Kriegsbedrohung liegt doch der Schwerpunkt einer weisen deutschen Weltpolitik in den europäischen Außenlanden unseres Volkstums, dessen beträchtlichster Teil die Ostmark bildet.

Die reichsdeutsche Politik steht freilich angesichts des Slawenanpralls auch im eigenen Lande vor einer Schwenkung gegenüber Oesterreich-Ungarn, falls es ganz in das slawisch-magyarische Fahrwasser einlenken sollte. Bismarcks absichtlich duldsame Haltung im Hinblick auf den magyarischen Größenwahn war geschichtlich verständlich, wenngleich bei dem Anwachsen des franzosentollen Chauvinismus jenseits der Leitha ein Wink aus der Wilhelmstraße vielleicht schon damals nötig gewesen wäre, allein um den schwachmütigen nordungarischen sog. Schwaben und großstädtischen Deutschen der Stefanskrone das Rückgrat

zu stärken. Amtlich rechnete man aber etwas pessimistisch mit der Aufgabe des ungarländischen Deutschtums, obwohl erst 1860 der Pole Goluchowsky die Komitatsverfassung dieses Königreiches wiederherstellte und somit die begonnene deutsche Verwaltung vernichtete. Umso fester mußte man jedoch auf den deutschen Grundstock in Oesterreich bauen, auf dem ja das Bündnis beruhte, sollte es nicht den zweifelhaften Charakter der lockeren Verbindung, wie mit Italien, erhalten, mit deren Lösung man schon jetzt rechnen muß, da Italien zugleich an Englands und Frankreichs Gunst aus klarersichlichen wirtschaftlichen und politischen Erwägungen liegen muß. Das deutsche Oesterreich ist die Voraussetzung unserer Versöhnung mit dem alten Bundesland, das mehr als wir durch Rußland und den Panslavismus gefährdet ist. Ungarn muß sich an uns anschließen, sonst wird es von neuem die russische Knute fühlen, die wir ihm sonst auch herzlich gönnen. In dieser Hinsicht ist auch die Berliner Regierung aus realpolitischen Gründen ohne übertriebene chauvinistische Empfindlichkeit volklich feinfühlig und kann amtlich das Vordringen des Slawentums nicht mehr übersehen. Sie fördert dadurch auch mittelbar den Sieg der deutschen Parteien, falls die Rechte nicht zu sehr von den wirklich nationalen Parteien aus ja berechtigtem Aerger über die Vaterlandslosigkeit der schwarzgelben Klerikalen vor den Kopf gestoßen wird und dadurch den Kaiser in der slawenfreundlichen Richtung bestärkt. Der Hof ist aus Preußenhaß immer undeutscher geworden. Daher hat das neue Reich eine fast übertriebene Rücksicht auf die slawisierende Selbständigkeit der österreichischen Regierung genommen, um auch nur den schwächsten Schein einer noch so zartfühlenden Einmischung in die innern Angelegenheiten des Nachbarstaates zu vermeiden. Oesterreich steht aber jetzt am Scheidewege, da wir nicht mehr mit geschlossenen Augen die Entdeutschung der Ostmark und des alten Bundeslandes ansehen dürfen, ohne unsere eigene nationale Stärke zu vermindern. Wir bedürfen eben der deutschösterreichischen Volkskraft in dem künftigen, unausbleiblichen Weltkrieg nach zwei Fronten, der über die Festigkeit und Fortdauer unserer Weltstellung entscheiden wird. Unsere gegenwärtige Weltpolitik sind nur tastende Versuche, hauptsächlich sogar im schnöden Handelsinteresse, da selbst die nur jüdischdeutschen Goldbergwerksjobber in Südafrika unsere Weltpolitik wenigstens mitbestimmen. Auch die erhoffte chinesische Aufteilung diente nur großkapitalistischen Absichten und Krupps Kanonenerfolg im Reiche der Mitte ist mit kostbarem deutschen Blute bezahlt worden. Der bescheidenere Schauplatz in Europa ist jedoch unsere wahre Weltbühne, wo wir erst unsere Kraft noch zeigen müssen, da das niederländische, schweizerische und österreichisch-ungarische Dornröschen noch der Erlösung durch den all- und reichsdeutschen Prinzen harren.

Wir dürfen nicht übersehen, daß des französischen Kammerpräsidenten und künftigen Präsidentschaftsbewerbers Dechanel chauvinistische Antrittsrede in der Akademie im oesterreichischen Abgeordnetenhause von einem Tschechen als Beweis der slavenfreundlichen Gesinnung der regierenden Kreise Frankreichs offen gefeiert worden ist und die oesterreichische Regierung durch ihr Schweigen ihr Einverständnis gezeigt hat. Graf Goluchowsky und der entlassene Hofrat des auswärtigen Amtes Rimler weilen doch nicht aus bloßer Genußsucht so häufig in Paris. Ist Rimler auch ein bestochener Werber Frankreichs, so giebt es am Wiener Ballhausplatz doch noch einwandsfreie Würdenträger von Einfluß, die im deutschen Reiche noch das kleine Preußen hassen und die franzö-

ſiſche Waffenhülfe trotz aller Dreibundsbeteuerungen zum Siege des undeutſchen Hauſes Habsburg-Lothringen nicht verſchmähen. Der Hofadel iſt volklich ſo verwaſchen, wie das ihm naheſtehende oeſterreichiſche Beamtentum, und jedes Volksverrates fähig.

Die Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus haben, volklich betrachtet, freilich eine deutſche Mehrheit von 214 Sitzen gegenüber 185 Slaven, 19 Italienern und 5 Rumänen ergeben und zugleich einen erheblichen Rückgang der deutſchklerikalen Stimmen bewirkt. Aber die unſichern Chriſtlichſozialen um Lueger zählen noch 23 Abgeordnete; über die gleiche Anzahl verfügt auch noch die politiſch undeutſche katholiſche Volkspartei, wozu noch die Sondergruppe der Mittelpartei des verfaſſungstreuen Großgrundbeſitzes tritt. Alſo 49 deutſche Vertreter ordnen unter Umſtänden ihr Volkstum den nationalen Widerſachern aus dynaſtiſch-religiöſen Rückſichten unter. Der reiche Adel Böhmens von deutſchem Geblüt ſteckt unter den Alttſchechen. Wenn man bedenkt, daß die Tſchechen trotz verſchiedener Wahlverluſte noch 65 Abgeordnete, darunter 53 radikale, ſtellen, 69 Polen und 11 Ruthenen, ſowie als Südſlawen 16 Slowenen, 9 Kroaten und 2 Serben in den Reichsrat entſandt ſind, erſcheinen die zerſplitterten deutſchen Parteien in ziemlicher Ohnmacht, da die Nichtdeutſchen 211 Abgeordnete zählen. Zur deutſchen Mehrheit gehören aber die gedachten unſichern Kantoniſten nebſt 10 Sozialdemokraten und 7 Wilden deutſcher Richtung. Die wirklich auch nationalgeſinnten deutſchen Parteien zerfallen in 49 Volksparteiler, 35 Fortſchrittler, 30 verfaſſungstreue Großgrundbeſitzer, 21 Radikale und 3 Schönererianer. Die politiſche Klugheit erheiſcht daher feſten Bund auch mit den Klerikalkonſervativen, da die Liberalen ſie trotz aller Fortſchritte nicht an die Wand drücken konnten und letztere das Regierungsheft in der Hand halten. Beide Parteien haben gleichgeſündigt. Die Liberalen gaben den Slawen erſt die politiſche Freiheit und damit die Uebermacht des bloßen Stimmviehes, und die Konſervativen benutzten dieſe neue Mehrheit für ihre Zwecke, denen ſich die Liberalen verſagt hatten. Bisher hatten aber gerade die Abſolutiſten den deutſchen Einheitsſtaat hochgehalten und den harmloſen politiſchen Glauben an die Dankbarkeit der befreiten Slawen verdammt, von denen der deutſche Eroberer und Siedler einſt die Bezeichnung für Knecht (Sclave) entlehnt hatte. Wir kennen deutſchgeſinnte Mitglieder des böhmiſchen Adels, die ſchon um ihrer Herkunft aus dem Reiche willen das tſchechiſche Geſindel verachten, aber keine Gemeinſchaft mit den Juden der Fortſchrittler haben und auch die Rechte der Krone ihrer eignen geſchichtlichen Vergangenheit halber nicht angetaſtet wiſſen wollen. Ihre tſchechiſchen Hinterſaſſen müſſen auch durch den Kirchenrock im Zaum gehalten werden, ſonſt werden ſie evangeliſche Huſſiten und erſt recht Deutſchenfreſſer. Nur ein leitender Miniſter aus dieſen Kreiſen mit deutſcher Geſinnung eines Auersperg könnte die deutſchen Parteigegenſätze verſöhnen. Ein Beamtenminiſter hat zu wenig Rückendeckung nach oben und muß der klerikalen Hofkamerilla unterliegen. Der grundbeſitzende Adel Oeſterreichs iſt trotz aller Vertrottelung noch eine wirkliche politiſche Macht, die ſelbſt eine ſonſt herzerquickende nationale Begeiſterung nicht beliebig ausſchalten kann. Das Gegenſtück bildet bei uns das Centrum, das national ein Widerſinn und politiſch eine Gefahr bildet. Aber geht es nicht wider die Schwarzen, muß man mit ihnen das Staatswohl fördern. Bismarck hat den Weg gewieſen und noch heute iſt kein beſſerer gefunden. Bei beſcheidenen Anſprüchen kann man ſchon von einer nationalen Mauſerung im Deutſchen Reiche ſprechen.

Daſſelbe Beiſpiel zeigt ſich jetzt auch in Böhmen und Tirol, den Hochburgen der oeſterreichiſchen Römlinge. Der Prieſterſtand aller übrigen katholiſchen Völker, die Italiener voran, iſt national geſinnt. Warum ſoll uns der Vorzug einer undeutſchen Geiſtlichkeit erhalten bleiben, nachdem weſentlich an dieſem Gegenſatz das heilige römiſche Reich deutſcher Nation zu Grunde gegangen iſt? Unbeſchadet einer Evangeliſation der gebildeten Stände, die ſchon innerlich mit dem katholiſchen Kirchentum zerfallen ſind, lohnt ſich jedenfalls der Verſuch einer Nationaliſierung des kirchengläubigen niederen Volkes, das ſchwerlich gleich ſeinen Vorfahren der Reformation zu gewinnen iſt. Beide Bewegungen ſchließen ſich nicht aus, aber die Bekämpfung Roms muß aus nationalen Gründen erfolgen, ſoll ſie nicht national ſchädlich wirken. Die Zeiten der Glaubenskämpfe ſind vorbei; ſchon im Wallenſtein'ſchen Abſchnitt des 30jährigen Krieges wurde auf den böhmiſchen Blachfeldern nicht mehr für den Glauben gefochten. Jetzt gilt nur die harte Machtfrage, ein deutſcher Kaiſer in Oeſterreich oder ein Römling mit ſlawiſcher Gefolgſchaft. Das deutſche Volk iſt wohl imſtande, dem Kronenträger ſeinen Willen aufzuzwingen, aber das Herrſcherhaus muß ſolange unberührt bleiben, als bis es ſelbſt ſlawiſch geworden oder ein einiges Reich alle deutſchen Außenlande aufnehmen kann. Die Heirat des Thronfolgers mit einer tſchechiſchen Gräfin von deutſcher Bildung und mit deutſcher Verwandſchaft ſtellt noch keine Verſlawung dar. Der böhmiſche Adel bedurfte dieſer Verbindung nicht, um beherrſchenden Einfluß auf die Regierung zu gewinnen. Der Selbſterhaltungstrieb der Dynaſtie muß erſt die Gefährlichkeit der ſchiefen undeutſchen Ebene erkennen, die das Staatsſchiff nicht erſt ſeit Taaffe herabgleitet. Der deutſche Aufſchwung vermag dann auch zum geſicherten politiſchen Umſchwung zu führen. Nur die Taaffeſche Fortwurſtelei, d. h. die politiſche Verſumpfung uud Abſtumpfung muß aufhören, zumal gerade der ſchwerfällige und arbeitſame Deutſche nicht länger in gehobener Kampfſtimmung gehalten werden kann, wenn er nicht endlich die Früchte des Streites ſieht, der ihn wirtſchaftlich mehr, als die rohe, beſitzloſe ſlawiſche Menge ſchädigt. Die Franzoſen halten mit dem ſcharfen Inſtinkt des Feindes auch nur ein Drittel unſeres Stammes für nationaldeutſch, ein Drittel für offen ſlawenfreundlich, das chriſtlichſoziale Drittel wenigſtens für preußenfeindlich.

(Schluß folgt).

Drei Jahre nationaler Politik in der Nordmark.

Erſt im Laufe der letzten Jahre iſt die Bezeichnung Nordmark für den nördlichen Teil des früheren Herzogtums Schleswig aufgekommen. Geſchichtliche Berechtigung hat der Name nicht, politiſch wird ihn jeder gelten laſſen, da er in der That eine Grenzlandſchaft bezeichnet, deren deutſche Bewohner wie auf die Wacht geſtellt ſind gegen außerdeutſche Einflüſſe, die dem Vaterlande ſchaden wollen. Hat man in dieſem Sinne kurz das Gebiet, wo Polentum und Deutſchtum kämpfen die Oſtmark benannt, ſo lag es nahe, das nördliche Schleswig mit dem Namen Nordmark zu bezeichnen.

Seit über 30 Jahren kämpft hier das Deutschtum einen ernsten Kampf gegen das Dänentum. Dieses sucht seine Stütze nördlich der Grenze und findet daselbst nicht unwesentliche Hülfe, jenes, das Deutschtum, hat hinter sich das ganze deutsche Volk. Es ist keine Frage, daß mit dieser Rückstütze das Deutschtum im Kampfe siegen wird, daß deutsche Sprache und deutsche Gesinnung endlich das Bollwerk dänischer Sprache, wofür man in Dänemark Nordschleswig ansieht, überfluten und niederreißen wird. Unsere nördlichen Nachbaren sehen diesem kommenden Ereignis mit Besorgnis entgegen, weil sie ihre Sprache dann nicht einmal in Jütland und auf ihren Inseln für gesichert ansehen. Daher hat sich, mit Hülfsmitteln aus Dänemark unterstützt, die dänische Partei im Lande mit Fleiß organisiert zum entschlossenen Widerstande gegen deutsche Sprache und deutsche Gesinnung. Die Führer der dänischen Agitation wurden mit den Jahren mehr aggressiv, je mehr sie sahen, wie das Deutschtum trotz aller ihrer Arbeit langsam nach Norden rückte, besonders aber, wie die deutsche Sprache vorwärts ging. Immer gehässiger und frecher traten die Dänen hervor, ihre Presse vor allen Dingen, die in geradezu niederträchtiger Weise alles, was dem Deutschen heilig, in den Schmutz zog. Nicht einmal die altehrwürdige Gestalt unseres Kaisers war für sie unantastbar, selbstverständlich erst recht nicht der große Kanzler. Der einzelne Deutsche erfuhr den bittersten Gegner, vor allen andern der einheimische, dessen Bezeichnung als „Heimdeutscher" („Hjemmatysker") geradezu ein Schimpfwort war. Da man nicht nur persönlich, sondern besonders auch wirtschaftlich den Deutschen angriff und ihn durch Boycott zu schädigen suchte, war es ein einfacher Akt der Notwehr, daß endlich auch die Deutschen sich zusammenschlossen. So entstand der „deutsche Verein für das nördliche Schleswig". Die Dänen hatten zu jener Zeit schon längst ihren „Wählerverein", ihren „Verein zur Erhaltung der Muttersprache" und zahllose andere Vereinigungen, die zwar die harmlos klingenden Namen „Geselligkeitsverein", „Vortragsverein", „Dilettantenverein" u. s. w. führten, in Wirklichkeit aber nur denselben Zwecken dienten wie jene erstgenannten. Es ist das nicht eine von deutscher Seite erhobene Beschuldigung, daß dies Alles in den Dienst politischer Agitation gestellt war, sondern es ist das von dem Führer der Dänen, dem Abgeordneten H. P. Hanssen aus Apenrade, in seiner Schrift „Sönderjylland" offen zugegeben worden. Hanssen nennt Vortragsvereine, Gesangvereine, Dilettantengesellschaften und gesellige Vereine „wichtige Stützpunkte im Nationalitätenkampf", während er die „Sparkassen- und die Landwirtschaftsvereine" als „wichtige Außenwerke in der nationalen Verteidigungslinie" bezeichnet. Der „Flensborg-Avis" hat seinem Unmut oft darüber Ausdruck gegeben, daß sich Dänen mit Deutschen zu wirtschaftlichen Unternehmungen zusammenthaten und hat die „farblosen" Meiereigenossenschaften u. a. Vereine gehöhnt.

Der „Deutsche Verein" hat in seinem reichlich 10 jährigen Wirken viele Deutsche gesammelt und dadurch den Einzelnen gestützt. Eben aber seine erfolgreiche Thätigkeit trug ihm den blutigen Haß der Gegner ein — das war erklärlich, aber leider haben wir das Schauspiel erleben müssen, daß auch deutsche Zeitungen dem Vereine in den Rücken fielen, sich die Verleumdungen gegnerischer Presse aneigneten, ihm — dem „Deutschen Verein" — Schuld gaben, daß der Kampf überhaupt so entfacht worden. Und doch konnte nur die größte Unkenntnis dieses behaupten, dieselbe Unkenntnis der Verhältnisse, die behaupten ließ, die

Sprachordnung der Behörde vom 18. Dezember 1888 hätte die Gründung des Sprachvereins verſchuldet, während in Wirklichkeit dieſer ſchon 7 Jahre vorher entſtanden war.

Für den Eingeweihten kann es nicht ſchwer halten, die Gründe dafür zu finden, wie man dem „Deutſchen Verein", alſo den deutſchen Nordſchleswigern, die Schuld beimeſſen konnte für das Anwachſen der däniſchen Oppoſition. Vor der Zeit des Zuſammenſchluſſes der Deutſchen in der Nordmark zur Erwehrung der Uebergriffe däniſcher Hetzerei führten wohl ein paar deutſche Provinz- und Lokalblätter den Kampf mit den Gegnern, aber größere Blätter und verbreitete und angeſehene Zeitſchriften beachteten den Nationalitätenkampf wenig oder nicht. Der „Deutſche Verein" weckte das Intereſſe und leitete die Aufmerkſamkeit einmal wieder auf Verhältniſſe im Norden, wohin einſt die Blicke Alldeutſchlands gerichtet waren, als der „verlaſſene Bruderſtamm" unter dem Joch däniſcher Gewaltherrſchaft ſeufzte. Und nun erſchienen in den politiſchen Zeitſchriften nicht nur Artikel für und wider die däniſche Hetzerei, ſondern auch in eigenen Schriften wurden die nordſchleswigſchen Verhältniſſe ausführlich beleuchtet. Selbſt in ausländiſchen Zeitungen und Zeitſchriften wurde die nordſchleswigſche Sache beſprochen. Wenn aber dieſe Aufſätze zum Teil darauf abzielten, die ſtaatsrechtliche Stellung Schleswigs zu beleuchten, ſo konnte die deutſche Preſſe ziemlich gleichgültig den hin- und hergehenden Wortgefechten zuſehen. Uns iſt kein Zweifel darüber, daß Dänemark ein Recht auf den Beſitz Schleswigs nicht beſeſſen hat ſeit dem erſten Chriſtian aus dem Hauſe Oldenburg, dazu iſt aber die ſtaatsrechtliche Stellung unſeres Landes durch die kriegeriſchen Ereigniſſe von 1864 und 1866 endgültig entſchieden. Alle deutſchen Stimmen ſind darüber völlig einig, daß nicht nur Schleswig-Holſtein als Ganzes, ſondern auch Nordſchleswig ſpeziell deutſch iſt und deutſch bleibt.

Andererſeits wollen die Dänen dieſes nicht zugeben, ſondern haben wieder und wieder betont: „Wir ſind Dänen und wollen Dänen bleiben und verlangen, als Dänen, nach den Vorſchriften des Völkerrechts behandelt zu werden." Damit verlangen die „Dänen" aber Sonderrechte für ſich, die unſere Verfaſſung ihnen durchaus nicht zugeſteht, wie das „Berliner Tageblatt" in einem Leiter neulich gegenüber den Polen hervorhob. Wollen die „Dänen" eben die gleichen Rechte mit allen Staatsbürgern, ſo müſſen ſie ſich auch offen und ehrlich als Preußen fühlen. Auf eine Sonderexiſtenz im preußiſchen Staate haben die däniſch geſinnten Nordſchleswiger keinen Anſpruch.

Längere Zeit hindurch ſchien es dem Fernſtehenden vielleicht oft, als wenn die parlamentariſchen Vertreter unſerer däniſch geſinnten Landsleute nichts weiter erſtrebten, als eine Erhaltung und Pflege der däniſchen Sprache. Sie — die „däniſchen Abgeordneten" — trieben nämlich ein unehrliches Doppelſpiel, je nachdem ſie auf der Tribüne des Abgeordnetenhauſes redeten oder in den heimiſchen Kreiſen ihrer Geſinnungsgenoſſen oder noch in beſonderem Maße in Dänemark. Da ſprachen ſie es offen aus, daß ſie nicht nur die Pflege der däniſchen Sprache wollten, ſondern auch eine Grenzregulierung nach Süden hin, daß der Revanchegedanke in ihnen lebe. Drüben, auf der anderen Seite der Grenze, war ihnen ſtets Dänemark das Vaterland. Tritt das vielleicht neuerdings nicht ſo offen zu Tage, daß man es ihnen vorhalten könnte, ſo zeigt die Scheu der Herren vor einem Referat ihrer dann und wann noch vorkommenden Reden in Dänemark ihr böſes Gewiſſen.

Uebrigens nennt gerade die neueste Nummer des „Modersmaalet", einer dänischen Zeitung Hadersslebens, ihre Gesinnungsgenossen „Preußen mit Vorbehalt".

In weiteren Kreisen Deutschlands hat man lange Zeit von dem wahren Gesicht des Dänentums nichts gesehen, bisweilen hat man gar den Eindruck bekommen, daß gewisse Kreise nicht sehen wollten. Und dabei ging die dänische Agitation immer weiter. Immer mehr spürte man, daß die Fäden derselben zusammenliefen in den Händen von Berufspolitikern. Man glaubte, die Behörde an der Nase herumführen zu können, wie sich Herr von Köller gegenüber einem dänischen Journalisten aussprach. Das Maß war voll und die Geduld der Regierung am Ende. Es begann die Politik der festen Hand im Herbst 1898.

Man hat diese Politik eine nationale genannt, und ich habe diese Bezeichnung in der Ueberschrift auch angewandt. Hiermit soll natürlich nicht gesagt werden, daß die ganze frühere Politik nicht national gewesen wäre. Es waren aber manche Maßnahmen der Behörde in den ziemlich schwierigen Verhältnissen der Nordmark thatsächlich gegen den Willen des Regierenden schädigend für die deutsche Nationalität gewesen. Ich verweise z. B. auf die frühere Aufnahme zahlreicher Optanten in den deutschen oder richtiger preußischen Unterthanenverband. Die Regierung hatte zahlreichen Gesuchen dänischer Unterthanen, die auf diese Aufnahme ausgingen, nachgegeben, in der Annahme, versöhnend und ausgleichend zu wirken. Das Gegenteil aber wurde erreicht. Gerade die Aufgenommenen benutzten die für sie geschaffene sichere Stellung als Bürger des preußischen Staates zum sofortigen Demonstrieren und Agitieren, manchmal mit dem höhnenden Geständnis, daß sie nur deshalb um Naturalisierung nachgesucht, um an den Demonstrationsversammlungen u. s. w. sich beteiligen zu können. In oft geradezu gemeiner Weise hatte man die Behörde durch Erheuchelung deutscher Gesinnung oder mindestens das Versprechen, sich absolut ruhig verhalten zu wollen, getäuscht. Das Deutschtum wurde in seiner so schon schwierigen Stellung geschwächt, das Dänentum gestärkt.

Schon vor der Amtsführung des Herrn von Köller war der Aufnahme weiterer Optanten ein Ende gemacht worden, sehr zum Danke der Deutschen. Die von dem jetzt scheidenden Oberpräsidenten getroffenen Maßnahmen dienten ohne Ausnahme demselben nationalen Zweck, die Deutschen sollten sich als Deutsche fühlen dürfen, die Dänischgesinnten sich ruhig verhalten.

Zur Lahmlegung oder wenigstens Einschränkung der dänischen Agitation standen Ausnahmebestimmungen der Behörde nicht zu Gebote, sie wären auch schwerlich vom Parlamente bewilligt worden. Es hieß also, mit den bestehenden ordentlichen Gesetzen auskommen, mit „kleinen" Mitteln.

Es ist bekannt, daß Herr von Köller die neue Periode einleitete mit einer Ausweisung von dänischen Unterthanen. Massenausweisungen sind eigentlich nie vorgekommen, so ist z. B. der Kreis Tondern, dessen nördlicher Teil eine ganze Anzahl stark dänischer Amtsbezirke aufweist, u. a. die früher dänischen Enklaven, gar nicht betroffen worden, der Kreis Apenrade wenig, am stärksten die Kreise Hadersleben und Sonderburg. Die meisten der Ausgewiesenen waren Dienstboten, Knechte, Mägde und Dienstjungen, Handlungsgehülfen und Lehrlinge, Personal der dänischen Zeitungsdruckereien und in ganz seltenen Fällen sogenannte Optanten d. h. gebürtige Nordschleswiger, die früher ihren Aus-

tritt aus dem hiesigen Staatsgebiet und ihren Uebertritt in den dänischen Unterthanenverband bewirkt hatten, dann aber hierher zurückgekehrt waren und Niederlassungserlaubnis besaßen unter der Bedingung, daß sie sich ruhig verhielten. Die allermeisten der Betreffenden waren ledig und sie litten wenig durch die Ausweisung, da sie zum Teil in Dänemark leicht eine Stellung fanden, zum Teil auch bald die Vergünstigung erhielten, im Lande bleiben zu dürfen, wenn sie bei einem Deutschen Stellung nahmen. Ausgewiesen wurden nur die Leute solcher Prinzipale, die sich persönlich an der Agitation bethätigten. Ruhige Landleute und Geschäftstreibende behielten ihre dänischen Dienstboten. Formell war die Regierung unbedingt zu der Maßregel berechtigt. Der Erfolg hat aber gleichfalls die Ausweisungen als ein richtig gewähltes Mittel zum Zweck erwiesen. Zahlreiche Landleute, die sich sonst wohl in dänische Agitation hineinziehen ließen, halten sich davon fern, um ihr Personal zu behalten. Daß dieses eine Schwächung des Dänentums bedeutet, liegt auf der Hand, und ein dänisches Blatt hier im Lande („Flensborg Avis") gesteht dies auch ein, indem es noch weiter anführt, daß zu dieser Schwächung beigetragen habe, daß Landleute vielfach deutsche Arbeiter verschrieben hätten. Wir erinnern uns auch, daß das genannte dänische Organ schon Jahr und Tag vor der Ausweisung gewarnt hatte vor der Annahme deutscher Leute, da diese vielleicht eine „nationale Gefahr" — natürlich für das Dänentum — mit sich führe. Es war also die zahlreiche Hereinziehung dänischer Arbeiter, wenigstens von Seiten der dänischen Führer, planmäßig betrieben worden.

Ein anderes dänisches Blatt, der „Hejmdal", suchte von vornherein seine Leser dadurch zu beruhigen, daß er die Ausweisungen „Schreckschüsse" nannte, die bald aufhören müßten, und fort und fort hat das Blatt behauptet, diese Maßregel hätte aufgehört, die Grenze wäre wieder offen — nebenbei gesagt, ist diese nie verschlossen gewesen. Die Thatsachen strafen das gerade Lügen, da einzelne Ausweisungen bis heute erfolgten, sobald ein Besitzer sich agitatorisch hier im Lande oder nördlich der Grenze bethätigte. Daß aber eben nur vereinzelte Ausweisungen vorkommen, ist ein Zeichen dafür, daß die große Mehrzahl dänischer Landleute sich ruhig verhält. (Schluß folgt.)

Behandlung französischer Kriegsgefangener in Deutschland 1870/71.

Mitgeteilt als Gegenstück zur Behandlung gefangener Buren durch die Engländer.

Ein alter Leser unserer Zeitschrift schreibt uns: „Ich führte im Jahre 1870 als Premierleutnant im Besatzungsbataillon Brieg eine Kompagnie von 500 französischen Kriegsgefangenen, meistens Garde, in Neiße von Anfang Oktober 1870 bis Anfang Januar 1871.

Dieselbe war in dem Zeughause, das von Pallisaden umgeben war, auf der Esplanade untergebracht. Der Kompagnie waren u. a. von französischen Offizieren Mr. Robert Mitchell, chef de bataillon de la garde mobile de Bayonne (Redakteur des Constitutionel) und Mr. Louis Carette, lieutenant desselben Bataillons attachiert.

Die Offiziere durften sich auf Ehrenwort frei in der Stadt bewegen und hatten sich nur täglich persönlich zu melden.

Das Schwierigste war die Besiegung der Unthätigkeit der Gefangenen, die außer einem täglichen Appell, Reinigungsarbeiten im Gebäude und an ihren Sachen nur schwer zu beschäftigen waren. Ich kann es daher auch heute nur als einen nicht unglücklichen Gedanken bezeichnen, abends im Zeughause Konzerte zu veranstalten (es war u. a. eine ganze Regimentskapelle Garde in der Kompagnie), denen sämtliche Gefangene und außer mir häufig ein Teil der Generalität und der Offiziere der Garnison beiwohnten.

Es liegen mir noch 9 Programme solcher Musikaufführungen vor, von denen ich nachstehend eines mitteile:

Concert du 8. Décembre 1870.

Programme.

1. Partie.

Eugénie, Mazurka	Orchestre.
Cric-Crac Cintamarre, Chanson	Happ.
Don César, Chanson	Boquet.
La Déesse du Boeuf Gras, Chansonnette comique	Métivet.
Le Dieu d'or, Romance	Rousset.
Le Cauchemar, Comico-Tragique	Hertez.
Le Juge de Paix, Chanson	Chrétien.
Le Conducteur d'Omnibus, Chansonnette comique	Dufayet.
Sans tambour ni trompette, Chansonnette	Dupont.
Rose, Schottisch	Orchestre.

2. Partie.

La vie parisienne, Valse	Orchestre.
Barbe-bleue, Histoire	Lobjois.
Neptune, Choeur	Happ.
Les Remords d'Auguste, Tragédie de Corneille	Pinset.
Les Raseurs, Chansonnette comique	Dufayet.
In ballo in masqhera, air italien	Ghis.
Le père Trinquefort, Pochade	Boquet.
Musette, Chanson	Métivet.
C'est pour rire, Refrain	Dupont.
Quadrille final	Orchestre.

On commencera à 6 heures.

Unter dem 20. Januar 1871 wurde mir nachstehender, nach Brieg gerichteter Brief nach Mezières-Charleville, Departement der Ardennen, wo ich als Adjutant des Kommandanten und Platzmajor fungierte, nachgesandt:

C'est avec un bien vif regret que nous vous avons vus partir. Nous aurions voulu rester avec vous j'usqu'à la fin de la guerre; mais puis que le destin le vent ainsi; Veuillez recevoir nos remerciements, pour les bontés et les égards que vous avez eus pour nous dans notre malheur.

Croyez, mon Lieutenant, que nous emportons de vous un bon souvenir; Et, nous dirons dans notre patrie, que si certains officiers prussiens ont été dûrs pour nous, il y en a un qui nous a traités en frères et non comme ennemis. Vous êtes mon Lieutenant celui que nous voulons nommer. Nous vous

prions donc de bien vouloir recevoir de nous tous ce faible témoignage de reconnaissance.

. . . Veuillez recevoir ces deux mots en reconaissance des bontés que vous avez eus vis-à-vis des prisonniers Français.

4. Compagnie.
Martin.

Pour mes camarades Faillon musicien au 21. de Ligne, Garceaux et Derocq s^{t} Major tous quatre au même régiment.

Dem Briefe war eine Photographie von 5 Avancierten und der Begleitmannſchaft mit den Unterſchriften und folgender Widmung beigefügt:

À notre Lieutenant, qui dans sa bienfaisance
A voulu adoucir notre captivité!
Et que ce simple hommage de la reconnaissance
Soit pour nous et pour lui un souvenir sacré.

Während meiner Führung der Kompagnie iſt nicht ein einziger Franzoſe deſertiert."

Die Raſſen Europas.

Die Entwicklung der europäiſchen Bevölkerungen iſt, ſelbſt in manchen Hauptzügen, noch keineswegs ganz klar und ein Geſamtüberblick ſolcher Entwicklung iſt meines Wiſſens nach nicht verſucht worden.

Daß die Urbevölkerung unſers Erdteils vorwiegend ariſch war, kann weder beſtimmt verneint noch bejaht werden. Sicher iſt, daß es mehrere Urraſſen gab. Jüngſt hat man in der Schweiz Ueberreſte von Zwergen entdeckt. Die verſchiedenen Perioden, von denen ſonſt prähiſtoriſche Ueberreſte vorhanden ſind, kann man weder in Dänemark, noch Schwaben, noch Frankreich raſſenhaft beſtimmen. Auch die ſicher nichtariſchen Urmenſchen Europas gehören nicht einer, ſondern mehreren Raſſen an. Wir können niedere hyperboräiſche Stämme ausſcheiden, die in der Folge finniſiert wurden, die Vorfahren der jetzigen Lappen; ſodann die große, ganz Oſteuropa erfüllende finniſche Gruppe; ferner eine oder mehrere Urraſſen der Alpen; von dieſen vielleicht wieder unterſchieden die älteſten Bewohner der Pyrenäen, in deren Hochthälern manche archaiſche Eigentümlichkeiten ſich bis jetzt vererbt haben; von der Loire bis Gibraltar die Iberer, die Ahnen der Basken; in Großbritannien entweder iberiſche oder finniſche Stämme oder beide zuſammen. Am ganzen Mittelmeer, alſo auch an den ſüdeuropäiſchen Küſten, vermutlich vor den immerhin national ſchon ziemlich beſtimmten Iberern, eine helle, mit den Vorfahren der Berber verwandte Urbevölkerung, die Erbauerin der Dolmen. Ob die Ligurer, die von Oberitalien bis nach Worms und Lyon ſaßen, urſprünglich nichtariſch waren, iſt noch nicht ausgemacht.

Die Iberer Spaniens ſind häufig mit den jetzigen Iberern des Kaukaſus verknüpft worden. Ich halte eine Verbindung ebenfalls für durchaus möglich. Eine ſtattliche Reihe von Völkern iſt vom Kaukaſus oder von noch weiter oſtwärts bis nach Spanien gekommen. Den Grundſtock der Südkaukaſus- und Südpontusvölker bildeten die Urartu und Verwandte, aus denen die jetzigen Georgier, unter Beimiſchung ariſcher

Elemente die Armenier und unter Beimischung semitischen Blutes die Juden hervorgegangen sind. Es scheint, daß mit der Urartu-Rasse vier wichtige europäische Rassen zusammenhängen: die Etrusker, die teils zur See über die Inseln, teils zu Lande über den Balkan und die Alpen nach Nord- und Mittelitalien kamen; die Daker der unteren Donau, die ich mit den Dahai am Nordostufer des Schwarzen Meeres und den Dahar in der Nähe des Ararat gleiche; endlich die Pelasger, deren Pluralsuffix das der Urartu zu sein scheint, und die Veneter, die vom nördlichen Kleinasien nach der Nord-Adria kamen. Die Wanderungen turanischer Stämme von den Gegenden zwischen Ararat und Krim wurden dann in der Folge von Hunnen, Avaren und Ungarn frisch aufgenommen. Auch sind die halbturanischen Alanen vom Kaukasus bis nach Spanien gekommen.

Zu den nördlichen Wanderungen der Turanier lieferten semitische Einwirkungen im Süden das Gegenbild. Die Phönizier haben ganz Südeuropa auf das stärkste beeinflußt. Bis nach der Krim und bis Großbritannien, dessen Gott Belus sehr wahrscheinlich auf Baal zurückgeht, sind diese Einflüsse nachzuweisen. Ob freilich das kleine Volk der Phönizier auch einen starken Einfluß auf europäische Blutmischung gewonnen hat, möchte ich bezweifeln. Man sehe nur die geringe Zahl von Eurasiern in Indien neben den ungeheuren kommerziellen und kulturellen Veränderungen, die eine Handvoll Engländer dort hervorgebracht hat. Das Gleiche wird von den Karthagern gelten, die zwar lange über Sizilien und Teile Spaniens herrschten, aber wohl kaum die dortige Bevölkerung umwandelten. Erst die dritte semitische Flut, die von Vorderasien über Europa hereinbrach, die der kleinasiatischen und syrischen Sklaven und Juden, hat sich auch im Blute der Bewohner bemerklich gemacht. Die vierte Wanderung, die der Araber, war an Masse die bedeutendste, beschränkte sich jedoch in ihrer rassenhaften Einwirkung auf Sizilien und Spanien.

Ungern berühre ich die vielberufene Urheimat der Arier, doch möchte ich folgende, rein erdkundliche Beobachtung zur Erwägung stellen. Sucht man von den geometrischen Orten, die durch die verschiedenen ältesten Sitze der ersten arischen Wanderungen gegeben werden, den gemeinsamen Ausstrahlungspunkt, so weiß man nicht, soll man Fergana oder Skandinavien als Ausgang nehmen. Dagegen weiß man ganz genau, daß die jüngste arische Wanderung, die der Normannen, aus Skandinavien strömte, daß vorher die Germanen in der Hauptsache von einer Gegend kamen, die zwischen Ostsee, Elbe und Weichsel anzusetzen ist, daß früher die Kelten ungefähr von Regensburg aus ihre Züge gegen Rom, Griechenland und Kleinasien unternahmen, daß wieder einige Jahrhunderte eher die Phryger und Armenier von Thessalien ausfluteten, endlich daß eine wichtige Gruppe der Urarier, die Kimmerier, in der Krim saßen. Ich folgere daraus: je früher die Wanderung, desto südlicher sie anzusetzen sei. Dazu stimmt, daß die Berührungen mit den Ursemiten sonst gar nicht zu erklären wären. Ganz einerlei, ob das Wort ursprünglich indogermanisch oder semitisch, genug, es ist nirgends ein Zweifel darüber, daß unser sieben derselben Wurzel wie scheba sei. Nicht minder glaube ich, daß Sanskrit sahasra eintausend gleich dem semitischen azareh zehn, denn zwischen den Zahlen mit Nullen ist, wie sich namentlich leicht aus den malayischen Sprachen erweisen läßt, in der Urzeit kein allzugroßer Unterschied. Die Indogermanen traten überall in Europa wie in Asien als Eroberer auf, verdrängten

oder bezwangen die früheren Bewohner und verſchafften zuletzt überall ihren Sprachen die Alleinherrſchaft. Nur im öſtlichſten und nördlichſten Europa erhalten ſich noch nichtariſche Völker aus der Vorzeit, während die pyrenäiſchen Basken dem Untergang geweiht ſind. Wenn jedoch die Sprachen einheitlich indogermaniſch ſind, ſo gilt dies nicht vom Leibestypus. Vielmehr überwiegt mancher Orten die Maſſe nichtariſcher Merkmale. Im Süden Europas war offenbar die Bevölkerung infolge des leichteren Leben viel zahlreicher als im Norden, und war außerdem fortwährendem Zuſtrom afrikaniſchen und aſiatiſchen Blutes ausgeſetzt; daher iſt leiblich der Süden Europas nur halb und in manchen Gegenden nur ein Viertel ariſch. Aehnlich lag der weite, ebene Oſten des Erdteils alten aſiatiſchen Völkerſtämmen offen, während der Nord-Weſten in hiſtoriſcher Zeit niemals einer ernſtlichen nichtariſchen Invaſion ausgeſetzt war. Durch die Miſchung mit den Fremdvölkern, ſowie untereinander, zerſpalteten ſich die Weſtarier in eine Reihe geſonderter Nationalitäten, deren Anfänge im Süden und Weſten über 1000 v. Chr. hinaus und im Norden und Oſten in die Zeit von 200—900 n. Chr. weiſen. Die ſo hergeſtellte weſtariſche Welt ward jedoch während und nach ihrem Entſtehen von neuem durch Fremdraſſen erſchüttert durch Semiten und Turanier.

In meiner „Entwicklung Aſiens“ [1]) habe ich ausgeführt, daß die öſtlichen Skythen turaniſcher, zum Teil türkiſcher Herkunft waren. Auch im öſtlichen Europa mögen ſchon in der Urzeit Türkenſtämme geſeſſen haben. Kurz nach Chriſtus brachen ſodann die erſten Hunnen herein, auf der Krim ſich niederlaſſend. Die Hunnen kamen von der Mongolei; ihr erſter Kaiſer führte denſelben Titel, den auch der erſte hiſtoriſche Skythenkönig hat, Bagadur, ein Titel, der bei den Oſttürken des achten Jahrhunderts als Patatu wieder auftaucht und noch jetzt im ruſſiſchen Märchen als bogatyr d. i. Held fortlebt. Unter Attila drangen die Hunnen bis ins Herz Frankreichs und Italiens vor, zogen ſich aber dann nach dem Oſten zurück, um jedoch als Bulgaren von neuem hervorzubrechen. Im ganzen hat die Anweſenheit größerer Hunnenhaufen in Europa ein halbes Jahrtauſend gedauert, während die Bulgaren ihr Weſen ein weiteres halbes Jahrtauſend trieben; ihr raſſenmäßiger Einfluß kann nicht gering geweſen ſein. Die Oſtbulgaren verſchwanden zuletzt, die Weſtbulgaren wurden ſlaviſiert. Die Herrſchaftsnachfolger der Hunnen und Bulgaren waren die Avaren, die bis rund 800 von der Oſtſee bis Norditalien geboten. Dazu machten andere Turanier ſowohl Byzantinern wie Ruſſen das Leben ſauer: Khazaren, Petſchenegen, Kumanen, Guzen. Ende des 9. Jahrhunderts kamen die Ungarn in die Donauebene. Ihre Könige, die Arpaden, ſtammen von Attila und den oſtaſiatiſchen Hiugunkaiſern. Hirth hat das jüngſt nachgewieſen und iſt dann auch mit vollſtem Rechte von den dankbaren Magyaren zum Mitgliede ihrer Akademie ernannt worden. Die Erkenntnis, daß bloß der Hauptſtamm des Ungarnvolkes den Finnen, die herrſchende Kaſte aber der Türkraſſe angehört, iſt geradezu von aktuellem politiſchem Werte.

Während der Vorgänge im Oſten und Südoſten Europas gingen auch im Weſten unaufhörliche Veränderungen vor ſich. Der Weſten ward romaniſiert und vorübergehend germaniſiert. Dann niſteten ſich die Araber in Spanien, die Angeln, Dänen und Normannen in England ein. Im Süden iſt ein allmähliches Zurückweichen der Griechen aus Italien bemerkbar. In der Balkanhalbinſel beginnt ein namenloſer Völkerwirrwarr. An den deutſchen Oſtmarken wogt der Kampf zwiſchen

Germanen und Slaven, an den ſchwediſchen zwiſchen Germanen, Litauern, Finnen und Slaven.

Von rund 1240 bis 1450 behaupteten ſich Mongolen und Tataren in Rußland.

Die letzte große Wanderung warf die Osmanen nach Europa. In ihrem Gefolge kamen Tſcherkeſſen, Armenier und Turkmenen nach unſerem Erdteil, drang das Blut georgiſcher und nubiſcher Sklavinnen in die Bevölkerung Rumeliens. Afrikaniſcher Einfluß machte ſich zur ſelben Zeit an dem anderen Ende Europas geltend, in Portugal, wohin infolge der Entdeckungsfahrten Tauſende von Sklaven des Kongo und der Goldküſte gebracht wurden; dieſelben brachten, namentlich in Eſtremadura, ſehr merkliche Blutsveränderungen hervor.

Das Zeitalter auswärtiger Raſſeneinflüſſe war nunmehr, um 1600, abgeſchloſſen. Die letzten Jahrhunderte brachten nur noch Binnenwanderungen. Die inneren Wechſelwirkungen ſchwollen beſonders durch den 30jährigen Krieg zu bedeutender Stärke an. Neue Bewegungen, die Landflucht, die Freizügigkeit der Arbeiter und der emanzipierten Juden, das Einſtrömen armer Italiener und Slaven nach Mitteleuropa, die Auswanderung nach Amerika, waren das Erzeugnis der neuzeitlichen Erwerbsverhältniſſe. Dieſe Bewegungen, mit ihren noch nicht abzuſehenden Folgen für die Zuſammenſetzung der künftigen europäiſchen Bevölkerungen, dauern in ungeſchwächter Kraft noch heute fort.

Tokio, Ende Juli 1901. Albrecht Wirth.

Ein deutſcher Waldkönig.

Und brauchſt du Helfer, Retter aus innerer, äußerer Not,
O Deutſchland, dann ſeien es Götter, die nimmer vom Blute rot,
Im Walde müßten ſie wohnen, in uralt heiligem Forſt,
Da müßte als Adler thronen der König in ſeinem Horſt.

Zur Abwehr all des Böſen, was leider die Zeit gebracht,
Zur Abwehr finſterer Theſen, von Dunkel und Geiſtesnacht,
Zu ächten alle die Werber für gleißenden Goldes Schein,
Zu hetzen die Baumverderber aus ſeinem heiligen Hain.

Er müßte herniederſteigen, verwandelt als Volkeskind
Mitfreuen ſich, müßte zeigen den Menſchen ſich wohlgeſinnt.
Es müßten dem frommen Recken vom ſtolzen Germanenland
Die Hirſche ſelbſt freudig lecken die Hände und das Gewand.

Es müßt' ihm alles gelingen, nicht könnt er werden müd,
Er würde zu Füßen zwingen den Norden zuſamt dem Süd;
So mit den Mächten im Bunde vom heiligen Waldeszelt,
Da müßt er werden zur Stunde der König der ganzen Welt.

Warmbronn. Chriſtian Wagner, Bauer.

Volkspoeſie und nationale Poeſie[1]).

Ich möchte verſuchen, eine möglichſt exakte Antwort auf die Frage zu geben, wie Volkspoeſie entſteht. Das Problem iſt umfaſſender, als es auf den erſten Blick erſcheinen könnte. Es begreift nämlich nicht nur das im engeren Sinne ſogenannte Volkslied, die Volksſage, das Volksmärchen, ſondern alle volkliche, oder, wie wir zu ſagen gewohnt ſind, nationale Poeſie im höheren Sinne, ja alle klaſſiſche Poeſie im höchſten Sinne, wozu aber durchaus nicht der Klaſſizismus gehört; es umfaßt mit einem Wort alle echte Poeſie, die für die Kultur eines Volkes dauernd in Betracht kommt. Ich halte dies darum für eines der höchſten Probleme der Aeſthetik und Kulturgeſchichte überhaupt und für die wichtigſte Aufgabe nationaler Arbeit.

Vor allem ſind zwei einander entgegengeſetzte Irrtümer abzuweiſen. Der eine allzu rationaliſtiſche Löſungsverſuch ſtellt die Sache ſo dar, als ob nur einmal ein einzelner Kunſtdichter oder ein namenloſer Mann aus dem Volke das Glück zu haben brauche, den Volkston zu treffen, damit ſein Opus alſo ganz vom Volke angenommen werde. Dies trifft aber ſelbſt für unſere Zeit und unſere Kultur nicht zu, ſo unvolkstümlich ſie auch iſt. Jeder Kenner iſt gar leicht imſtande, ein allgemein volkstümlich gewordenes Lied, und wäre es von Uhland oder Eichendorff, unfehlbar zu unterſcheiden von einem wirklichen und urſprünglichen Volkslied. Und ganz dasſelbe gilt auch vom Unterſchied einer wirklichen Volksweiſe und einer populär gewordenen Kompoſition eines Tonkünſtlers. Wir fühlen ganz genau, daß das Volk gewiſſe Wendungen und Ausdrucksweiſen, gewiſſe Gefühle und Stimmungen nicht ſo aus ſich ſelber herausſchöpfen würde, wie es dem beliebteſten Künſtler doch unwillkürlich entſchlüpft. Wir pflegen dieſen charakteriſtiſchen Unterſchied als Subjektivität des Einzelkünſtlers und als Objektivität der Volkskunſt zu bezeichnen.

Dies Bewußtſein, daß die Volkskunſt keine ſubjektive, ſondern eine objektive Grundlage haben muß, hat nun die entgegengeſetzte, allzu myſtiſche Anſchauung gezeitigt, als ob der mehr unbewußt waltende Volksgeiſt es ſei, aus dem die Volkspoeſie gleichſam von ſelber entſtehe. Nun bin ich gewiß der letzte, der die reale Exiſtenz einer Volksſeele leugnen möchte. Ja, die Volksſeele lebt und wirkt, wird geboren und geht zu Grunde, blüht und gedeiht oder ſiecht dahin, aber ſie exiſtiert nicht unabhängig vom Volkskörper. Sie kann ebenſo wie die menſchliche Seele durch ihre Organe wirken. Denn die Seele an ſich iſt etwas rein Geiſtiges, ſie hat keine Hände und keine Kehle. So wie der Menſchengeiſt mit dem Gehirn denkt, mit dem Mund redet und mit der Hand ſchreibt, ſo muß auch der Volksgeiſt ſich für ſeine zeitlichen und räumlichen Wirkungen ſeiner Organe bedienen, und das ſind eben die beſtimmten Einzelmenſchen. Allerdings nicht der einzelne Menſch in ſeiner Vereinzelung; der kann nur ſubjektive Poeſie hervorbringen, wie wir geſehen haben.

Die Frage ſpitzt ſich alſo dahin zu, in welcher Weiſe die einzelnen Subjekte zum Träger und Ausdruck des objektiven Volksgeiſtes werden können. Und in dieſer richtig empfundenen Frageſtellung liegt auch ſchon,

[1]) Wir drucken dieſen wichtigen Aufſatz unſres hochgeſchätzten Mitarbeiters Dr. Kralik aus dem Prager Journal 'Deutſche Arbeit', Monatsſchrift für das geiſtige Leben der Deutſchen in Böhmen, hier nach, in dem Beſtreben, alles zu uns Gehörige in unſerer Zeitſchrift zu ſammeln.

wie immer, die richtige Antwort. Sie heißt: Eben das einzelne Subjekt muß ſich ganz zum objektiven Träger des Volksgeiſtes machen. Dies verlangt aber noch eine nähere Ausführung und Erklärung.

Es iſt damit nicht geſagt, daß der einzelne auf ſein ſubjektives Gefühl, auf ſeinen Geſchmack, auf ſeine thatkräftige Tendenz, auf ſein verſtändiges Bewußtſein verzichten ſoll. Im Gegenteil, er wird alle ſubjektiven Kräfte ſeiner Seele auf das höchſte anſpannen dürfen. Aber was, um des Himmels willen, wird ihn dann vor dem Fluch der Subjektivität, der Künſtelei bewahren? Es giebt nur ein einziges Mittel das dies vermöchte. Es iſt die einfachſte Sache von der Welt. Es iſt das Grundprinzip nicht nur aller Kunſt, ſondern auch aller Sitte und Kultur. Es heißt: Tradition. Es verlangt, daß der Künſtler ſich nicht an den Anfang und an das Ende einer Entwickelungsreihe ſtelle, ſondern in die Mitte einer unendlichen Kette. Es verlangt von ihm, daß er ſich die größtmögliche Menge von Mitarbeitern verſchaffe, durch deren Vorarbeit und Mithilfe er eben allein die Schranken der Subjektivität, die Schranken der perſönlichen Unzulänglichkeit durchbrechen kann. Es verlangt von ihm, daß er nicht ein Narr auf eigene Fauſt ſei, der ſich in thörichten Verſuchen ſelber erſchöpft. Er ſoll vielmehr ſeinen Geiſt zum Geiſt des ganzen Volkes erweitern, ſein Gut und das des Volkes dort ſuchen, wo er es findet, die Vorarbeit vorangegangener Generationen nicht hochmütig verſchmähen, ſondern dadurch, daß er auf die Schultern ſeiner Vorgänger ſich ſtellt, ſich und ſeinem Volk einen immer weiteren Ausblick gewinnen. Es iſt alſo eine Art von Redaktionsthätigkeit, wodurch die Volkspoeſie hervorgebracht wird, zum Teile ein beſcheidenes Entſagen, um andererſeits die allergrößten und kühnſten Wirkungen hervorzubringen. Du mußt eben den großen Volkskampf, den du unmöglich als einzelner Don Quixote allein beenden kannſt, durch das Zuſammenſchließen aller Volkskräfte zu einem mächtigen Ganzen übernehmen!

Bevor ich weiter gehe, will ich wie in einem Experiment das Volkslied in der Retorte entſtehen laſſen. Alſo: ein Individium ſingt als Ausdruck einer ganz perſönlichen Gemütsſtimmung eine Liedſtrophe. Wort und Weiſe entſpringen natürlich zu gleicher Zeit, oder wenigſtens unmittelbar durcheinander bedingt. Ein Gedanke formt ſich entweder zuerſt zu einem rhythmiſchen Satz, der dann immer mehr die beſtimmte Farbe der Melodie gewinnt, oder umgekehrt wird eine Stimmung zuerſt zur Melodie, die ſich im wiederholten Weiterträllern zu Worten kryſtalliſiert. Das alles iſt noch ganz ſubjektiv. Die Lebensfähigkeit, die einem unter tauſenden von ſolchen Liedern zukommt, erweiſt ſich ſchon durch die Möglichkeit, daß man es überhaupt einem anderen vorſingen kann, der es halbwegs behält und wieder zu ſingen geneigt iſt. Schon das iſt eine beginnende Objektivierung. Durch die Teilnahme vieler ſchreitet aber dieſer Prozeß ganz zielſtrebig vorwärts. Jedes neue Subjekt, das das Lied übernimmt, trägt durch ſeine Subjektivität dazu bei, es immer objektiver zu machen. Seine Subjektivität kritiſiert und redigiert das, was an dem Liede noch allzu zufällig und ſubjektiv geblieben war. All das wird ſtufenweiſe abgeſchliffen und abgeklärt. Eine Schranke der Subjektivität wird ſo nach der andern weggeräumt. Das urſprüngliche Lied wird dadurch immer mehr geeignet, Eigentum der Geſamtheit zu werden, bis man endlich wirklich mit einem gewiſſen Recht ſagen kann, daß hier nicht ein einzelner, ſondern ein ganzes Volk gedichtet hat. Ein ſolcher Vorgang iſt natürlich nur dann und dort möglich, wo nicht unſere

pedantischen Anschauungen über geistiges Eigentum und Urheberrecht, sowie über philologische Quellenkritik bestehen. Nur aus diesem Grunde ist es so schwer, daß ein wirklich volkstümliches Kunstwerk in den Kreisen unserer gelehrten Kunstlitteratur entstehen kann. Hier herrscht eben das für die Entwickelung der Kultur geradezu tötliche Prinzip, daß man das Kunstprodukt eines Individuums, so wie es diesem eben einmal ausgerutscht ist, mit allen seinen zufälligen Schwächen und beschränkten Unzulänglichkeiten in alle Ewigkeiten mumifizieren muß. Von diesem Fluch sind heutzutage fast nur mehr die namenlosen Schnaderhüpfeldichter in Berg und Flur verschont. Sie allein können daher noch etwas Klassisches zustande bringen.

Aber nicht nur in der Abschleifung eines poetischen Gedankens oder einer Melodie äußert sich die segensreiche Mitarbeit der uneigennützigen Vielen, sondern auch in der Fortsetzung und Vergrößerung des ursprünglichen Ansatzes. Nach diesem zweiten Prinzip der Volkspoesie schließt sich allmählich Strophe nach Strophe an den ursprünglichen Keim an, bis nach langer Auslese, die wieder die Sache von vielen Arbeitern ist, endlich ein in sich vollkommen abgerundetes Lied oder eine Ballade feststeht, die nun also in das Bewußtsein auch der Gebildeten und Gelehrten übergeht, ein ästhetisches Wunder, ein litterarisches Rätsel. Es sind aber ganz natürliche Menschen, wirkliche Dichter von durchschnittlicher Güte, die dies Wunder zustande gebracht haben, und zwar nur dadurch, daß sie auf eitle Originalität und auf das ausschließliche Privilegium der Selbstausnützung verzichtet haben. Es war ihnen allen zusammen und jedem einzelnen nicht um den Ruhm oder gar um ein Geschäft zu thun, sondern einzig um die Sache selber und um den möglichst vollkommenen Genuß daran.

So also ist das Volkslied entstanden. Aber ganz dasselbe gilt auch von Volksepos und vom Volksschauspiel. Schon die ersten zunftmäßigen Sänger unserer deutschen Heldensage haben nichts Neues angefangen, sondern nur an die Ueberlieferung angeknüpft. Es war ein fortgesetztes Zusammenarbeiten, wo jeder das Eigentum seines Vorgängers oder Genossen als sein eigenes Gut betrachtete, und natürlich auch voraussetzte, daß seine Genossen und Nachfolger ebenso kommunistisch dachten. Die bis zur Erschöpfung totgehetzte Streitfrage, ob das Nibelungenlied einheitlich gedichtet, oder aus Einzelballaden nur zusammengeschrieben ist, hat sich schon durch ihre Unlösbarkeit als falsch gestellt erwiesen. Auch jenes andere aber verwandte Problem, was im Nibelungenlied von echter Volkstümlichkeit, was von Kunstdichtern interpoliert ist, ist falsch gestellt und daher unlösbar. Es giebt da keinen Unterschied zwischen Kunstdichtern und Volksdichtern, zwischen der Gesamtkomposition und den Einzelliedern. Der wirkliche Vorgang ist unendlich viel komplizierter. Die Gelehrsamkeit, die Kritik kann ihm nur annähernd nachkommen. Denn wie kann man die Arbeiten von hunderten von Dichtern auseinander scheiden, die alle, wenn sie auch noch so ausgeprägte Individualitäten waren, doch im vollkommenen geistigen Kommunismus miteinander standen, die allesamt nur Ueberlieferer des Vorliegenden, Redaktoren des Ueberlieferten waren! Ja, sie waren wohl umso objektiver, je genialer sie waren! Ihre Individualität verschwand umso mehr, je stärker sie war. Die Leistungen ihrer größten Energie tragen die wenigsten Flecken persönlicher Beschränktheit an sich.

Das ist der Punkt, wo die volkstümliche und nationale Poesie der klassischen die Hand reicht. Dies läßt sich an dem Musterbeispiel der

homerischen Gedichte, dem unübertroffenen Denkmal höchster klassischer Kunst erweisen. Das ist auch der Grund, weshalb es aussichtslos ist, darüber zu streiten, ob es einen Homer gegeben hat oder nicht. Ich glaube wohl, daß unter den tausenden Rhapsoden, die in jahrhundertlanger gemeinsamer Arbeit die griechische Heldensage ausgebildet und abgerundet haben, ein hervorragender Genius, mag er nun Homer oder sonstwie geheißen haben, von ausschlaggebender Bedeutung war. Wenn er aber auch durch sein Genie die alleinige Ursache der klassischen Vollendung der nach ihm benannten Gedichte geworden wäre, so läge sein Verdienst eben in nichts anderem, als darin, daß er mit der vollsten Klarheit und Energie das objektive und traditionelle Prinzip festgehalten und durchgeführt hat. Daraus ergiebt sich das Paradoxon, daß unser Nibelungenlied nur deshalb noch zu höfisch, zu wenig volkstümlich und klassisch erscheint, weil unter dessen Mitarbeitern eine gewaltige, homerische Persönlichkeit gemangelt hat. Was hier noch zu machen ist, habe ich, mich bescheiden in den Reigen der treuen Custoden des Volkstums stellend, an meiner Redaktion des „Deutschen Götter- und Heldenbuchs" gezeigt, von dessen sechs Bänden ich wenigstens den ersten bereits vorlegen konnte.

Dasselbe gilt vom Volksschauspiel. Wir können für manche von diesen Stoffen die Entwickelung durch unzählige Hände wenigstens bruchstückweise verfolgen, von den geistlichen und weltlichen Volksspielen des Mittelalters über Hans Sachs bis auf unsere Zeit, wo man sie aus dem Volksmunde aufzeichnet und zum Teil noch die Fäden der verschiedenen Gewebe erkennt. Leider hat es auch hier trotz Hans Sachs, Jakob Ayrer, Gottsched, Lessing und Goethe an jener treuen Würdigung der Tradition gefehlt, die uns ein klassisches, volkstümliches Dramenrepertoire gesichert hätte, wie wir es als Grundlage einer nationalen Kultur notwendiger als alles andere brauchten. Wie viel hier noch trotz aller Verwahrlosung zu machen ist, davon habe ich mich selber überzeugen können, als ich einige der Hauptstoffe sammelnd und redigierend erneuerte. Ich verweise auf mein „Volksschauspiel vom Doktor Faust", auf mein Weihnachtsspiel und Osterfestspiel und auf die noch ungedruckten Bearbeitungen des Neidhart mit dem Veilchen und des Don Juan. Und ich gedenke diese Reihe noch fortzusetzen. Aber selbst bei dem freieren und subjektiveren Schaffen der größten dramatischen Klassiker der Weltliteratur, der Griechen, Shakespeares, Calderons, Raimunds, sollten wir nicht vergessen, daß fast ihre ganze Kunstthätigkeit in einer genialen Redaktion des ihnen überlieferten Schatzes besteht, sowohl was das ganze Stoffgebiet, den geistigen Gehalt, die Spruchweisheit als auch die Form betrifft. Gerade darin beruht ihre nationale Bedeutung, ihr dauernder Wert.

Ich fasse das Ergebnis dieser Betrachtung in die praktische Kunstlehre zusammen, daß jeder Künstler so viel als möglich sich die Entstehung des echten Volkskunstwerks zum Vorbild seines eigenen Schaffens nehmen soll, wenn er anders mit seiner Kunst sich selber und seinem Volke dauernde Befriedigung verschaffen will. Die gute Kunstregel „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" kann noch mit gutem Nutzen verallgemeinert werden, wenn man sie nicht nur auf die strenge äußere Form sondern auch auf Stoff und Gehalt anwendet. Nur diese Hingabe an das Allgemeine, an das Objektive, an das „Gesetzte" vermag auch dem subjektiven Künstlergeist die volle und wahre Freiheit zu

geben. Nur auf dieſe Weiſe beherrſcht er die Kunſt und deren Gebiete, während ihn die Schrankenloſigkeit zum unglückſeligen Spielball ſeiner bodenloſen Phantaſie macht. Nur hier im Objektiven kann er ſich ſelber finden. Nur die volkstümlich gewordene Kunſt iſt wahre Klaſſizität.

Wien. Richard von Kralik.

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Neuntes Geſpräch.

Wilfrid. Wie lieb ſind mir dieſe ſtillen Abendgänge geworden! Der alte Turm, an den ſich unſre Bank lehnt, in der ſchweigenden Runde der rieſigen Tannen und Eichen, weckt längſt vergeſſene Träumereien. Durch den Schleier des Laubes ſchimmert der Rhein herauf: ſo leuchtet mein Leben gleichſam fern in der Tiefe, und von einer ſeligen Inſel aus blick ich durch Schattenſchleier darauf hin. Verſteht Ihr mich?

Klothilde. Beſter Freund!

Wilfrid. In Empfindung und Denken ſtets enger vertraut zu werden! Zu fühlen, daß die Jahre der Trennung den alten Einklang nicht zerſtört haben!

Klothilde. Ihr habt mich der Welt, von der ich mich abſchied, wiedergewonnen. Welchen Dank ſchuld ich Euch!

Wilfried. Ich liebte Euch als Kind. Was ſoll mir Dankbarkeit? Ich gebe, was ich habe, im Vollgefühl des Glücks, Euch zu erfreun.

Klothilde. Nicht jeder iſt treu, nicht jeder hat Gemüt. — Aber nun höher hinauf; aus dem Dunkel ins Freie! Es ſind nur wenig Schritte zum Gipfel des Berges.

Wilfrid. Lichtet ſich ſchon der Wald? Sieh da: ſo ſteigt das grüne Feld den Rücken des Berges hinauf und eine Straße von Obſtbäumen zieht darüber hin? Unabſehbar gedehnt das blühende Land! Ein Gehöft auf der platten Kuppe, in Baumesſchatten: Wanderer bei frohem Trunk und Kinder, am Flug der Schaukel ſich vergnügend. Hier laßt uns raſten, hier der herrlichſten Rundſicht genießen.

Klothilde. So wendet Euch zum tiefgrünen Spiegel des Rheins: gelt, das iſt ein einziges Bild? Gleich einem Fürſten ragt der Rodderberg über den Höhen des linken Stromufers: frei ſchweift der Blick ringsum bis an den Saum des Himmels. Flecken und Weiler in bläulichem Duft zu beiden Seiten des Rheins, in der Ferne die Türme von Bonn, vor uns das Siebengebirge, drüben breitgelagert das weißleuchtende Honnef, und hier zur Rechten das Tannicht, dahinter Rolandseck ſich birgt. All' die Wege, die wir gewandert, die Stätten, die wir beſucht: Ihr überſeht ſie von dieſer Höhe.

Wilfrid. Wie ſich alles zum Ganzen fügt! Nichts das Auge verletzt und das edle Bild der Landſchaft ſtört! — So breitet ſich auch das blühende Leben, eins in Denken und Thun, ein Wunder der Zeiten. Glauben und Sitte, Kunſt und Bildung, davon wir ſprachen: ſie bringen erſt, innig verbunden, die köſtlichſte Frucht. Noch ſtrahlt Indiens und Arabiens Ruhm, noch der Zauber Griechenlands und Spaniens: tauſend Stätten reden von der Schönheit ihres Daſeins. Es war in ſich geſchloſſen, in ſich vollendet, in ſtolzem Einklang gleich dieſem Bilde

Klothilde. Und wir, Wilfrid? Werden wir nie zu ſolcher Schönheit gelangen?

Wilfrid. Wenn wir darnach ringen voll tiefer Sehnſucht, in heißem unabläſſigen Bemühen: wer weiß es? Noch blickt niemand über ſeine Schranke hinaus; noch ſind wir fern davon, Kunſt und Leben einheitlich zu geſtalten. Noch hält der Staat, in falſcher Sorge, unſern Geiſt nieder; und den Kräften, die er nach außen drängt, wehrt er im Innern ſich zu entfalten. Aber iſt er ſelbſt denn Zweck und nicht Mittel des Lebens? Wozu die Macht der Waffen, die Mühe des Gewerbfleißes, die Größe des Handels, wenn es nicht hohe Güter zu ſchützen, edle Erzeugniſſe auszuführen gilt? Mit aller Welt zu tauſchen, zu verkehren — was iſt daran großes? Allein vom Ueberfluß ſeiner Schätze aller Welt zu ſpenden: das wär ein Ziel, unſerer würdig!

Klothilde. Wie könnten wir Schätze häufen, die andern Völkern verſagt ſind?

Wilfrid. Laßt uns Einkehr halten bei uns ſelbſt; uns beſinnen, woher wir kamen, was wir einſt vollbracht! Sicher leben wir freilich und bequem, doch nicht groß: der hohe Adel des Menſchen iſt verloren. Tauſend rohe Kräfte ſind zu bändigen, ſchöpferiſche zu entwickeln, widerſtreitende für neue Ziele zu einen. Wie wogt bei uns heut alles wild und zuchtlos durcheinander! Wie iſt unſer Volk in feindliche Bekenntniſſe und Stände zerſpalten! Was iſt noch uns allen gemeinſam, uns allen heilig? Selbſt von der Scholle der Väter löſen ſie ſich und geben ſie dem gierigen Wucherer preis. Verblendet, ohne Halt, jeglichem Hauch der Fremde gefügig: ſo entartet ein Volk, ſo betritt es die Bahn, die dem Abgrund zuſtürzt. Wann fühlen wir die Schmach, erkennen die Gefahr? Noch iſt Zeit zur Umkehr — wie lange noch?

Klothilde. Schwere Stürme ſind über unſer Volk hingezogen; doch jedesmal ging es ſtärker daraus hervor. Kann es nicht auch diesmal beſtehen?

Wilfrid. Wenn es ſeine Kraft ſammelt, wenn es ſich verjüngt: wer wollte nicht daran glauben? Aber glauben heißt wenig, ſchaffen alles. Rege jeder die Hände, daß der heimiſche Geiſt ſichtbar werde und der fremde Schädling entweiche!

Klothilde. Wo ſollen wir beginnen?

Wilfrid. Pflegen wir die alten Bräuche, die Ueberlieferung, das Erbe! Errichten wir unſere Geſittung als Burg und Bollwerk! Uns taugt nicht der fremde Zierrat, den Unverſtand aufgeſetzt, nicht die fremde Bildung, womit man uns erfüllt hat. Nur was unſerm Erdreich entſtammt, was nicht künſtlich gepflanzt iſt, paßt zu uns, geziemt einem großen Volke. Der eingeborne Trieb muß ſich bethätigen, und alle Stämme mögen dabei wetteifern. Und wie das deutſche Neuland an der Oſtſee die äußere Einheit gegründet hat, ſollte das alte Deutſchland an Rhein und Donau die innere gründen.

Klothilde. So hofft Ihr die Kluft der Bildung auf immer zu ſchließen?

Wilfrid. Es iſt eine Aufgabe für Geſchlechter, für die Kraft der Beſten. Der köſtlichſte Boden harrt des Pfluges und der Ausſaat: was alles ſprießen und blühen kann in Deutſchland, ahnt kein Lebender. Hier, wo eine Welt verſchüttet und vergeſſen liegt, iſt der Grund, wo über Trümmern eine neue erſtehen ſoll. Der Künſtler ſchaut ſie, ein Sonntagskind, im lichten Frührot; doch bauen kann er allein ſie nicht. Drum ruft er die Gefährten ans Werk, ſtarke, kühnen Sinnes, überall-

her, willens, das Gewaltigste zu wagen. Wenn Schutt und Geröll erst bei Seite geräumt, wenn ein Wunderbau sich erhebt, im Lichte schimmernd, wenn das Volk ihn staunend gewahrt: dann wird hoch und niedrig den Meistern, den Befreiern zujauchzen, und Eichenkränze werden die edelsten Stirnen umwinden.

Klothilde. O Traum der goldnen Zukunft! Glück und Seligkeit der kommenden Geschlechter!

Wilfrid. Der Knabe, den heut die verschiedensten Lehren verwirren: wenn er das Heiligtum betritt, der Kunst oder dem Staate dient, wird ihn ein Geist umwehen; das Mädchen, das heut ein düstrer Glaube der Vergangenheit ängstigt, wird aufatmen in einer reineren Luft und im Festschmuck seine Locken mit Rosen kränzen, den Himmlischen zu Ehren. Schwinden werden die fremden Formen, und eine neue Weihe wird die heimischen verklären. Wiederum offenbart sich uns die Natur, die hohe, heilige; und uns, die verirrten Kinder, nimmt sie liebreich in ihre Arme auf. Innig vereint, wachsen Glaube und Brauch, Sitte und Art, Sage und Kunst: ein untrennbar Gebilde, ein köstlicher Hort, daran jeder Teil hat: das ist das Rheingold, das aufsteigen soll vom Grunde des Stroms, dessen Glanz die Völker berauschen wird.

Klothilde. So Großes zu erreichen, darf niemand ruhen. Aber steil ist der Weg, Tausenden ist der Blick verhüllt: wie gelangt der schlichte Mann zu dem kostbaren Erbe, wie macht er sich seiner würdig?

Wilfrid. Er braucht Zeichen, die ihm den Weg weisen; Zeichen des Höchsten, die ihn ergreifen. Wo sieht er heut etwas, wofür er sich begeistern, sich freudig opfern möchte? Für einen Staat, den er nur aus dem Schelten des Aufsehers, dem Besuch des Steuer-Einnehmers, aus dem Schneckengang der Gerichtsverhandlungen und dem welschen Prunk der Fürstenhöfe kennt? Für einen Glauben, von dumpfen Mönchen und Frömmlern gehütet, der fremd und seltsam wie ein Spuk hineinragt in unsre Zeit? Es bedarf neuer Sinnbilder deutschen Lebens, Sinnbilder unsrer Weltansicht und Eigenart, der Unvergänglichkeit und Größe unsres Volkes. Auch unter nordischem Himmel kann ein Olympia erblühen, ein Delphi und Athen. Einst rauschen wieder unsre heiligen Haine, lodern himmelan unsre Feuersäulen, zum Gedächtnis der Helden, hallen Wald und Flur vom Jubel unsrer Feste: dann erst können Feiergesänge ertönen zum Preis der edlen Gespanne, der Läufer und Schützen, die im Wettkampf siegten, können Standbilder und herrliche Bauten den Ruhm von Stadt und Vaterland verkünden. Wenn einst jeder Gau seine Spiele hält, wenn allsommerlich die Hänge des Taunus und Schwarzwaldes, des Kyffhäuser und Kynast wimmeln von frohem Volk, wenn das Ausland bei uns zu Gast sich lädt, um die Fülle der Kraft und Schönheit bewundernd zu schauen: dann erst ziemt uns der Menschheit Kerne, beugt der Erdkreis sich unsrer Macht. —

Klothilde. Die Sonne ging zur Rüste, Tag und Nacht kämpfen um die Herrschaft; schon siegt die dunkle Schwester über den strahlenden Bruder. Es ist Zeit, an die Heimkehr zu denken.

Wilfrid. Führt nicht ein andrer Weg von jenem Wirtshaus hinab?

Klothilde. Der Abstieg durch den Wald ist der nächste nach Rolandseck.

Wilfrid. Schweigend steht der Forst, als bärg er uns ein Geheimnis in seinem Schatten.

Klothilde. Wer kann es wissen? — Doch wie tief ist diese Nacht! Es huscht kaum ein Lichtstreif durch das Gezweig.

Wilfrid. Schließt die Augen ein Weilchen, so gewöhnen sie sich rasch an das Dunkel.

Klothilde. Auf daß ich fiele! Es zieh'n sich Wurzeln genug über den Weg.

Wilfrid. So nehmt meinen Arm; ich achte darauf. Stützt Euch auf mich: Ihr müßt ermüdet sein.

Klothilde. Es ist eine Last für Euch.

Wilfrid. Gewiß doch! Die Last ist süß: Eure leichte, zarte Gestalt!

Klothilde. O geht!

Wilfrid. Schreitet es sich nicht gut zu zweien auf dem weichen, schwellenden Boden? Wie lang ist's her, seit wir als treue Gefährten vereint gingen, seit Ihr an mich als Euren Beschützer Euch schmiegtet! Wie scheu gabt Ihr Euch, als ich zu Euch kam; und war doch kein Fremder!

Klothilde. Still doch, still.

Wilfrid. Ihr macht es mir schwer, Klothilde. Seht, im Frühling atmet die holde Natur: will Euer Herz nie wieder Frühling feiern?

Aus der Dorfgeschichte „Madlene."

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Löffler[1]).

Vor acht Jahren war Madlene anders. Da war alles ganz anders. Die ganze Welt war anders. Die Berge waren höher, der Schnee war nicht so glatt, da hat niemand ein Bein gebrochen; im Frühling war das Gras grüner, die Aue war weiter und schöner, die Lerchen waren lustiger, alle Leute freundlicher und besser; da spielten die Musikanten noch so hübsch zum Tanz auf, und das Juchschreien der Burschen lautete so prächtig, daß auch der Madlene das Herz im Leibe lachte. Ach, da war's schön auf der Welt!

Es war Frühling. Damals war zwar das ganze Jahr ein Frühling, aber es ist der Frühling gemeint, der an den Spitzen der Fichtenzweige rötliche Staubkätzchen und purpurne, zarte Zapfenansätze hervorlockt und Hain, Flur und Wald bevölkert mit holden Freudewesen, die, schwarzäugig, in Liedern schwelgen; der wirkliche Frühling, der an den Rändern und an den Felsen hinauf die Erdbeerblüte hervorzaubert und dem Boden unter den Tannen seinen warmen Odem einhaucht, daß die braunwolligen Wedelrollen der Farnkräuter hervorbrechen. So ein schöner Frühlingstag war es. Die Sonne stand schon hoch, und im Müsershaus schlug die Schwarzwäldlerin gerade elf Uhr.

Madlene! rief die Mutter, es ist alles fertig und eingepackt, tummel dich!

Aber die Madlene steckte die Zöpfe erst noch einmal richtig und band sich ein feuerrotes Musselintüchlein um die Stirn und unter dem Zopfnetz herum. Dann nahm sie den auf der Ofenbank stehenden Korb auf den Rücken und den bereit stehenden grünen Henkeltopf und eilte davon. Der Korb und der Henkeltopf enthielten die Mittagsmahlzeit für den Vater und die Madlene.

Der Kleine war noch in der Schule, der Große in der Fremde, und der Vater fällte mit allen Nachbarn der Gemeinde im Walde Holz.

[1]) Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. Preis 2 Mk.

Das Dörflein hat über dem Bergrücken drüben eine ausgedehnte Gemeindewaldung, immer eine Wand von ſchönerem Beſtand als die andere. Aus der Gemeindewaldung bekommt jedes Haus jährlich eine Klafter Holz und den Abraum vom Schlag. Das iſt das Nachbarrecht. Zur Beſtreitung des Gemeindehaushalts wird aber noch etwas darüber zum Verkauf gemacht, ſo daß man von den Ortsumlagen nichts weiß. Jedes nachbarberechtigte Haus hat zu dieſem jährlichen Holzſchlag, zur ſogenannten Maß, die gewöhnlich nach der Frühjahrsſaat „gemacht" wird, einen Mann zu ſtellen, und nach der Vollendung des Schlages wird der Ertrag, daß Maßholz, verloſt.

Aus jedem Haus wird das Mittagseſſen dem Holzmacher in den Wald getragen. Wenn ſich dann an der Bergwand lagernde Gruppen zum Speiſen gebildet haben, ſo ſprudelt Humor und Witz dabei wie ein mutwilliger Waldbach, und es ſchallt und hallt oft ein herzliches Lachen zur ſtillen Waldwieſe hinab. Kommt einmal des Einen oder des Andern wandelnde Küche nicht zur rechten Zeit, ſo wird der ohnedies ſchon Ungehaltene zur Zielſcheibe allerhand ſpitzer und drolliger Redensarten, ſo daß ihm nicht ſelten vor Aeger der Appetit vergeht.

Madlenens Vater hatte ſich mit ſeinem Nachbar zuſammengethan zur Maß, weil immer zwei Mann gemeinſchaftlich arbeiten mußten; das verlangte ſchon die Schrotſäge. In der Nähe dieſer Kompagnie arbeitete der damals ungefähr zwanzig Jahre alte Rödersfrieder mit einem guten Freund. Und weil zwiſchen den gefällten Bäumen dieſer beiden Parteien eine alte, verraſte Meilerſtätte lad, ſo war es ganz natürlich, daß ſich dieſe vier Mann auf der runden, grünen Tafel morgenländiſch zur Mahlzeit lagerten.

Manche der Speiſeträger eſſen vor, manche nach dem Waldgang zu Haus; manche nehmen ihr Teil mit, um es an der Seite des Holzmachers im Walde zu genießen, je nach Luſt und häuslichen Umſtänden. Madlene hatte ſich für die letzte Weiſe entſchieden und ließ ſich's an der Seite des Vaters vorzüglich ſchmecken. Denn damals war es noch anders. Da ſchmeckte auch das Eſſen anders. Aber wie es damals dem Frieder ſchmeckte, das anzuſehen war doch eine wahre Luſt. Er hatte die Hemdärmel bis an den Ellenbogen aufgeſtülpt beim Holzmachen, und ſo aß er auch. Und wie er ſo dalag an der Schüſſel, und Geſundheit und Kraft aus allen Blößen lachte, da hätte ein Mädchen wahrhaftig blind ſein müſſen, wenn es nicht ein wenig hätte betroffen werden wollen. Madlene fühlte, daß ſie nicht zu oft nach dieſem Frieder hinſchielen dürfe; denn ſie wollte mit keiner Miene verraten, daß ſie am liebſten gar nicht von ihm weggeſehen hätte. Eine ſolche Bangigkeit hatte noch nicht hinter dem Bruſttüchlein gewirtſchaftet. Aber der Frieder mußte ſchon damals ein hartköpfiger Burſche ſein; denn er merkte nichts und merkte nichts.

Die Tafel ward aufgehoben. Die ältern Männer ſuchten das Kühle, um mit geſchloſſenen Augen ein Stündchen zu ruhen. Die Jugend verſchmähte es jedoch, die Augen zu ſchließen. Alte Tannenzapfen trugen den neckenden Uebermut hin und her, und junge Speiſeträgerinnen wurden von loſen Burſchen gejagt und niedergeworfen, daß ſie hellauf lachten und kreiſchten.

Frieder blieb liegen. Wenn er gradaus ſah, traf ſein Blick auf die Füße der Madlene. Im bäuerlichen Leben hat ja das nichts zu ſagen. Aber dem Frieder mußte der Anblick doch was zu ſagen haben. Er hatte eben keinen rohen Sinn, und die Saiten ſeines Gemüts waren

ſchon durch Feinheiten in Schwingung zu bringen. Und ſo ſah denn Frieder „gradhinaus wie ein geſtochnes Kalb.“ Hätte er ſeinen ſchönen Kopf nicht einmal ein wenig nach hinten werfen können, daß ſein Blick das Mädchen unter einem andern Winkel getroffen hätte — mindeſtens in der Gegend des Buſens, ſodaß er geſehen hätte, wie dort die Bangigkeit wirtſchaftete —, oder etwas weiter hinauf den wonnigen, roten Saum der weißen Zähne, oder noch ein wenig höher, die eggertſen Augen, die ſich jetzt unbeobachtet wußten und wie angeheftet auf dem Burſchen ruhten?

So war es ſchon mit Schweigen und Zurückhaltung angegangen. Freilich war es ein anderes Schweigen: das Schweigen der Apfelblüten und Roſenknoſpen, wenn ſie der Mittagsſonne ihre Herzen öffnen, nicht das Schweigen der Entſagung: das Schweigen der zitternden Hingebung im tiefen Grund des Herzens.

Plötzlich ſpringt Madlene auf. Da wirft Frieder den Kopf zurück. Sein Blick fällt in das eggertſe Auge: ein banges, geheimnisvolles Haften, Glühen. Dann klapperten Löffel, Meſſer, Gabeln, Teller, Töpfe, und Madlene kehrte der alten Meilerſtätte den Rücken. Sie lief ſchneller, als es nötig geweſen wäre, in ſchräger Richtung an den Abhang dahin.

Frieder trieb mit wuchtigen Axtſchlägen einen Keil in einen Baumklotz und gab ſo das erſte Zeichen zum Abbruch der Mittagsraſt. Bald erdröhnte die Bergwand unter Sägen und Schlägen der fleißigen Leute, und alles ging ſeinen gewohnten Gang, als wäre nichts beſonderes vorgefallen. Es war auch weiter nichts.

Das war am Freitag vor Pfingſten geweſen.

Die Maß war gewältigt. Der Heiligabend hatte wie überall, ſo auch in unſerm geſchichts- und zukunftsloſen Dörflein den Frauen und Mädchen viel Arbeit zugewieſen. Es gab zu ſcheuern, zu putzen und zu backen, ſo viel, daß die Mannsperſonen hausflüchtig wurden, um nicht mit ihrer Tölpelhaftigkeit den emſigen, aufgeregten, hin und her ſchießenden Wirtſchafterinnen im Weg zu ſein. Die Buben tummelten ſich auf der „Randefucht“,[1]) die Burſchen holten Maien, die Alten machten ſich in Scheune, Schuppen und Stall zu ſchaffen. Nur der Schneider war nicht von ſeiner Brücke zu bringen; der hatte bis zum Kirchgang am kommenden Morgen noch viel vom Gewiſſen herunter zu arbeiten. Es gab nur einen im Dorf. Der bügelte gerade einen „Motzen“, als die Thür aufging und ein prächtiger Mädchenkopf in die Stube guckte und rief: Wie weit ſeid Ihr mit meiner Schopen? — Da hängt ſie. Wenn du ſie morgen ſo anziehen wollſt, wär' mir's ein großer Gefallen. — Alter Lügenſager! Die iſt ja nur geheftet. Ich glaub's. Ihr thät's Euch nichts draus machen und ſchicktet mich mit den großen weißen Stichen in die Kirch'! — Probier ſie einmal an, Madlene! — Madlene huſchte in die Stube. Aber es ſind ja noch keine Aermel drin. — Gleich! — Der Schneider ſtellte ſein Bügeleiſen in die Kohlen und heftete die Aermel an. So, nun flink! — Madlene ſchlüpfte in das unfertige Ding. — Es kommt alles drauf an, wie ſie unter den Armen ringsherum ſitzt. So, recht ſchön ſo! Dabei ſtrich er und zupfte und zog bald hinüber, bald herüber, bald nach unten, bald nach oben. Sitzt wie angegoſſen, Madlene! Morgen beim erſten Läuten bring ich dir's Schöppla! — Das läßt Euch Gott reden! Macht's nur gut und bügelt's hübſch! — Wie der Wind war ſie wieder davon.

[1]) Rendezvous.

Im Müsershaus wurden an dem Abend auch noch Waffeln oder Pfannkuchen gesotten. Das war von altersher das Pfingstrecht, vielmehr die Pfingstpflicht der Hausfrau. Madlene hatte natürlich dabei zu helfen. Ja, das Waffelsieden! Wenn es gefehlt hätte, wär das kein richtiges Pfingsten gewesen.

Der Kleine hatte sich heute nicht auf den Spielplätzen herumgetrieben. Er war in das letzte Schuljahr eingerückt und nicht mehr auf die Randesucht erpicht, biß schon etwas Gesetztes heraus und kam eben mit etlichen Birken an, als das Waffelsieden in der Küche begann. Die Nacht war schon angebrochen. Madlene eilte zum Kleinen in die Hausflur und rief: Klenner, was hast du für große Birken! Warn sie dir nit zu schwer? — Freilich! Wenn der Rödersfrieder nit ein Einsehn gehabt hätt, wär's übel gangen. Der hat meine Mai'n mit auf seinen Handwagen geladen. Ich hab' mich mit angespannt; so ging's prächtig! — Hat der auch Mai'n geholt? — Was denn? Und große, zweimal so groß wie die da! — Husch! war die Madlene wieder beim Waffelsieden in der Küche.

Ob sie auch sehr müde war, in dieser Nacht wälzte sich Madlene schlaflos in ihrem Bett. Sollte der Rödersfrieder schon eine haben? Wer wird's sein? Wem wird er die Mai'n stelln? An mich denkt niemand in der Welt. — Ich muß doch gar nit schön sein! — Und sie weinte in dieser Nacht zwischen zwölf und ein Uhr wie ein kleines Kind, bis sie einschlief.

An der „Porlam"[1]) hin — einem von der Küche auslaufenden Gang, dessen eine Längswand von der Brüstung bis unter das Dach offene Bogen hat — lief eine dünne Stange zum Trocknen kleiner Wäsche; darauf saß die treue Hausschwalbe und sang ihren Morgengruß, der durfte zum Pfingstfest nicht fehlen. Drinnen die Schwarzwälderin verkündete mit vier hellen Glockenschlägen den Anbruch der Morgenröte. Alles schlief noch fest im Müshershaus. Es war ja der erste Feiertag. An keinem andern Morgen macht sich das Bedürfnis der Ruhe so nachhaltig geltend als am ersten Feiertagsmorgen, weil er vom arbeitsschweren Heiligabend geboren wird. Und an keinem andern Morgen wirkt der Zauber der Ruhe so gewaltig; denn auf den ersten Feiertag folgt ja noch ein zweiter. In die Ruhe hinein ragt Ruhe, nicht Arbeit, wie an einem Sonntag. Die Sonntagsruhe wird in schlimmen Arbeitszeiten für den Landmann durch den Montag hart bedrängt. Aber der Morgen des ersten Feiertags blickt nach dem Morgen eines zweiten Feiertags, der den ersten jeglicher Berührung mit den Mühen und Drangsalen der arbeitsvollen Zukunft enthebt und dadurch seine Feier und weihevolle Ruhe zu einer Höhe steigert, die das menschliche Gemüt in eine Glückseligkeitsstimmung versetzt, wie sie im irdischen Leben eben nur durch den ersten Feiertag gewirkt werden kann. Feste können nur durch einen zweiten Feiertag zu „hohen" Festen werden. Erst durch ihn wird der erste Feiertag zum heiligsten Tag der Himmelsruhe in Gott. Von einer Ahnung dieser Erhabenheit zeugt die Strenge der Heilighaltung, die das Volk dem ersten Feiertag allezeit zu wahren gewußt hat.

Das Lied der Schwalbe klingt in eine feierliche Stille hinein. Nur dann und wann läßt der Haushahn seine Stimme erschallen, um dem Nebenbuhler drei Häuser weiter mit einem Zeichen von Vollbewußtsein seiner Herrscherwürde zu antworten. Ein prächtiges Morgenrot be-

[1]) Emporlaube.

ginnt sich zu entfalten. Ein befiederter Sänger nach dem andern erwacht. Ueber dem Müsershaus schwebt eine schmetternde Lerche. Auf dem Birnbaum hinter der Porlam schlägt der Fink. So ist es jeden Morgen, seit der Lenz regiert. Und doch ist es heut anders. Es ist alles ernsthafter und feierlicher. Wissen denn die Tiere auch, daß erster Feiertag ist? Sie haben jeden Tag ersten Feiertag, soweit sie noch nicht der Natur abwendig gemacht sind. Aber der ewigen Naturweihe sind wir am Werkeltag unzugänglich; am ersten Pfingstmorgen ist unsere Seele stille genug für den Geist der Wahrheit.

Mit dem letzten der sechs hellen Glockenschläge erhebt sich im Müsershause die Hausfrau gestärkt vom Lager. Sie begiebt sich nach der Stube und ans Fenster, um die Feierlichkeit dieses Morgens auf sich wirken zu lassen. Sie braucht niemand zu wecken; es ist heute erster Feiertag. Bei diesem Gedanken ist es ihr, als schwebe sie durch das Zimmer; so leicht und wohl ist ihr zu Mut, daß sie singen möchte. Es waren ihr auch schon einige Töne über die Lippen geschlüpft; aber da dachte sie an den Großen in der Fremde. Wo wird er heute zur Kirche gehen.?

Sie schob das Fenster nächst der Hausthüre auf. Mit einem Ruf der Ueberraschung fuhr sie zurück. Da standen vor der Hausthür zwei mächtige Maien, die ihre Spitzen hoch über die Dachrinne erhoben. In der ersten Erregung eilte sie hinaus, die Madlene zu wecken. Doch auf der zweiten Bodentreppenstufe kehrte sie wieder um. Schlaf du, Madlene! Ruh' aus! Wer weiß, ob's frommt? — Sie holte zwei große Töpfe und stellte die Birkenstämme hinein; dann goß sie Wasser ein — damit sie hübsch frisch bleiben. Ach, als ich meine ersten Mai'n gesetzt bekommen hatte! Die Freud' selmal! Nun geht's bei der Madlene so an. Sie wischte sich eine Thräne aus dem Gesicht. Inzwischen war der Hausvater auch erschienen. Als er die Maien anstaunte, sagte sein Weib, das hinter ihm stand; Weißt's noch? War'n schöne Tag, jenes! Wie die Zeit vergeht! Sie ging in die Küche zur Bereitung der Morgensuppe. Der Kleine lächelte, als er die Maien vor der Thür sah; aber er sprach kein Wort darüber, weder zur Mutter, noch zum Vater, noch später zur Schwester. Er brummte aber damals schon vor sich hin: Wo is denn mei Sogen?

Madlene hatte sich um eine Stunde verschlafen. Die Natur hatte ihr Recht gefordert. Sie fuhr mit beiden Händen nach der Brust, als sie die Maien sah, wurde feuerrot und hätte sich beinahe geschämt. Dann ging sie über den Hof nach dem Holzschuppen, als fehle es an Holz in der Küche; aber drinnen im Schuppen wandte sie sich um und blickte nach den Maien drüben an der Hausthüre, wie groß sie waren und wie prächtig belaubt, und wie schön weiß die Stämme blitzten. Dabei vergaß sie das Holz und kam leer in der Hausflur an, so daß sie noch einmal hinüber mußte. Zum zweitenmal blieb sie ein wenig länger: der Anblick war zu schön, und die Gedanken, die sich daran knüpften, jagten einander wie spielende Vöglein im blühenden Kirschenbaum. Aber nun brachte sie wirklich Holz.

Beim ersten Läuten brachte der Schneider die Schope. Der Kleine saß im Hofe auf einem Holzklotz und schmierte das Schuhwerk. Vater und Mutter waren im Stall. Madlene war allein in der Stube und stand am Spiegel, ihr Haar feiertagsmäßig zu bändigen, als der alte Schneider eintrat. Sie fuhr herum und wäre beinahe erschrocken. Weil es aber der Schneider war, lachte sie ihn an und fragte nichts danach,

daß eine ſchöne Neugierde das blütenweiße Hemd und den unter dem Kinn querhinflutenden Haarſchwall zu durchbrechen drohten.

Ihr ſeid doch ein braver Mann! Es wird mir doch gut ſtehen? Legt ſie aufs Webzeug! Wenn ich hernach vorbei in die Kirche geh, werdet ihr mich ſchon ſehn. Alleweil hab' ich keine Zeit zum Anprobieren.

Wenn ich daheim ſein werde! Hab da noch viel an den Mann zu bringn. Zerreiß dei Schöpla g'ſund, Madlene! Guten Morgen! Der Alte hatte noch eine hübſche Anzahl neuer Kleidungsſtücke über dem Arm liegen und ſchritt ſtolz durchs Dorf, als hätte er einen Haufen Heldenthaten zur Schau zu tragen.

Nach der Morgenſuppe ſchnitt Madlene einen Rosmarinſtengel etliche Muskatblättlein, Gelbveichelein und Aurikeln ab, fügte alles zu einem Sträußchen und machte ſich auf den Weg zur Kirche, das Konfirmationsgeſangbuch in der Hand und das weiße Thränentüchlein im Schürzenband. Die Kirche war eine Viertelſtunde entfernt. Wer ſich zur Madlene geſellte, kam auf ihre Maien zu ſprechen, und ſie hatte manchen Stich auszuhalten. Das junge Volk trieb ſich unter den blühenden Bäumen vor der Kirchhofsmauer ſchäkernd umher. Madlene aber wagte es nicht, ſich darunter zu miſchen. Ihre eigenſte Freude wollte ſie ſich nicht zerzupfen oder zerzauſen laſſen. Sie wäre gern dem Rödersfrieder begegnet — der Maien wegen, weil ſie ihn daraufhin einmal anſehen wollte. Wie ſie durch das Mauerthor geſchritten war und eben einmal an ihren Strauß roch und ſich dabei ein wenig umſah, ſtand da wirklich der Frieder im Geſpräch mit ſeinem Nachbar. Madlene erſchrak, daß das Sträußchen ihrer Hand entfiel, und als ſie es aufhob, fiel das Geſangbuch zur Erde. Frieders Nachbar rief lachend: Was haſt du denn ſchönes gefunden, Madlene? Haſt ja Glück wie ein Gülleſunntigskind! Frieders Rücken war ihr zugekehrt. Nun drehte ſich der Erſehnte um, und Madlene guckte ihn wirklich auf ihre Maien hin an. Es war freilich nur ſo zufällig im Vorübergehen. Aber was kann nicht vorgehen zwiſchen zwei Augenpaaren auch im Augenblick des Vorübergehens! Das Schickſal zweier Menſchen mit unendlich viel Glück oder Elend kann ſich da anſpinnen.

Der Frieder ſprach kein Wort; er mußte ganz vergeſſen haben, was ihm vor zwei Tagen auf der alten Meilerſtätte aus den eggertſen Augen ins Herz gefallen war, und daß es ihm aus den eigenen Augen geglüht hatte. Denn auch ſeine Augen ſagten nichts. Kurz, der Kerl nahm ſich aus wie ein leeres Blatt Papier.

Nun hatte ſie ihn daraufhin angeſehen und mußte leer ausgehen. War er's, oder war er's nit? So ging's ihr im Kopf herum, auch während der Predigt. So ging's ihr am Mittagstiſch im Kopf herum und nachmittags, als ſie ſich hinter den Gartenzäunen hinſchlich. Die Lerchen ſangen: Er war's! und die Grasmücken und der Spottvogel: Er war's nit! Er war's nit! Und der Rotſchwanz nickte, und die Bachſtelze ſchüttelte mit dem Kopf. Die Bienen an den Stachelbeerhecken ſummten: was geht's uns an? und die Maikäfer brummten: Wer wird denn ſo blöde ſein? Frag' ihn doch!

Die Sonne ſcheint ſo warm; es iſt ſo ſchwül: heut kann's noch ein Gewitter geben. Wer liegt oder ſitzt, ſchläft ein, ſo ſchwül iſt es.

Der Frieder war nach dem reichlichen Mittagseſſen in weißen Hemdärmeln zur hintern Thür hinaus durch den Obſtgarten gegangen und hatte ſich auf der Wieſe hinter eine Hecke geſetzt. Da es aber ſo ſchwül war, war er umgeſunken ins Gras und eingeſchlafen. Der blaue

Himmel lachte ihm ins Geſicht, und ein Star ſchritt an ihm vorüber und ſagte: Du Duckmäuſer! Der Frieder aber ſperrte das Maul auf und ſchnarchte ſehr ernſthaft weiter.

Im Traume liegt er da ſo glücklich wie ein Leutnant, und es iſt ihm, als ſäße er in einer Kutſche und die Madlene neben ihm, und als wüchſe ihm ein Schnurrbart, ſo kitzelte es unter ſeiner Naſe. Es wollte ihm allerdings ſchon ſeit länger als einem Jahr ein Schnurrbart wachſen; er raſierte aber Donnerstags und Sonntags jeglichen Bartkeim hinweg, als wäre das Unkraut. Heute zum erſten Feiertag hatte er ſich ſogar mit beſonderem Fleiß raſiert. Und doch kitzelt es unter ſeiner Naſe. Er fuhr mit der Hand über das Schnurrbartsfeld — im Traume — und ſchnarchte weiter.

Madlene aber ſaß nicht neben dem Leutnant Frieder in einer Kutſche, ſondern ſtand neben dem Träumenden und fuhr ihm mit einem Grashalmchen leiſe, ganz ſanft unter der Naſe hin. Und wenn der Frieder das Hälmchen hinweggeſtrichen hatte und in ſeiner Kutſche weiter fuhr, kam es wieder und kitzelte weiter. Das Hälmchen wirkte endlich wie die Zauberrute eines Erdgeiſtes, daß die Kutſche leicht und ſchwankend wurde, als wäre ſie von Papier, und Frieder hindurchplumpſte hinein ins Gras, wo er ruhig liegen blieb. Der Traum aber war dahin, und Frieder ſchnarchte nicht mehr. Da kam das Grashälmchen wieder.

Potztauſend! Der Frieder ſpringt auf. Mit einem Schrei entflieht Madlene. Wie ein Oelgötze ſteht der Frieder da; er weiß noch nicht, ob er träumt oder wacht. Ueber Madlene iſt ein großer Schreck gekommen, nicht einer, der blaß, ſondern einer, der rot macht. Und weil der Schrecken und die Scham in ihr einen Kampf mit einander begannen, ſo wurde es in der Gegend der Neugierde bei ihr ſo bänglich und ängſtlich, daß ſie davonrannte wie ein gehetztes Reh.

Madlene war ſchon lange verſchwunden, aber der Oelgötze ſtand immer noch ein Weilchen neben der Hecke und rieb ſich die Naſe.

Hermann Friedrichs als Lyriker.

Geſammelte Werke von Hermann Friedrichs. 4 Bde. Verlag von Freund und Jaeckel in Berlin. Preis für jeden Band 4 Mark. Alle neueren Gedichte im Almanach „Der Spielmann“, (Berlin W 30, bei Fiſcher & Franke).

Es iſt eine bedauerliche Thatſache, daß wir in Deutſchland von jeher an litterariſchen Mode-Berühmtheiten leiden, während die ernſten Dichter und Künſtler, die dem lärmenden Getriebe des Marktes ſtolz den Rücken kehren, unbeachtet bleiben. Pflicht der Kritik iſt es, immer wieder auf dieſe wahren Begabungen das Publikum hinzuweiſen und die falſchen Götzen des Tages zu verdrängen, die ihnen im Lichte ſtehen.

Zu dieſen wahren Begabungen, dieſen Stillen im Lande gehört Hermann Friedrichs. Er iſt, ſoviel ich ſehen kann, wenigſtens in der Lyrik, der bedeutendſte Jünger Conrad Ferdinand Meyers. Aber während Macher und Halbdichter, wie Sudermann und Fulda, in jedermanns Munde ſind, iſt Hermann Friedrichs nur einem kleinen Kreiſe von Kennern wert und vertraut; ein Umſtand, der ſich allerdings aus ſeinen äußeren Schickſalen erklärt.

Er entſtammt einer angeſehenen Uhrmacherfamilie aus Elberfeld (geb. 1854). Seine Mutter war eine Rheinländerin, aus St. Goar; hier verlebte er ſeine Kindheit, und die wundervollen Eindrücke der Rheinlandſchaft ſind von beſtimmender Wirkung geweſen für das Erwachen ſeines künſtleriſchen Sinnes. Nach dem Militärjahr in Hannover ſollte er ſich dem kaufmänniſchen Beruf widmen, erſt in Barmen, dann in Brüſſel, wohin ihn verwandtſchaftliche Beziehungen führten; aber dieſe Thätigkeit ſtieß ihn ab und ein Schreiben Gottfried Kinkels, worin ſich der Dichter des „Otto der Schütz", damals Profeſſor am Polytechnikum in Zürich, günſtig über die ihm überſandten poetiſchen Proben ausſprach, errang dem jungen Mann die erſehnte Freiheit. Der Vater gab die Erlaubnis, den kaufmänniſchen Beruf zu verlaſſen und nach Zürich zu gehen.

Hier ſtudierte Friedrichs vom Jahre 1879 ab ſechs Semeſter Litteratur, Philoſophie und Kunſtgeſchichte bei Kinkel und andern Gelehrten. Der eigentümliche Kreis von Anſchauungen, in denen die alten Achtundvierziger lebten, — ich erinnere an die liberalen Ideen, an die Polenbegeiſterung, die Verbrüderungs-Feſte jener Zeit; ſteht doch das Heiligtum der Polen, die Hoffnung ihrer nationalen Zukunft, auf ſchweizer Boden, in Rapperswyl — iſt nicht ohne Wirkung auf Hermann Friedrichs geblieben. Wichtiger aber ward eine Bekanntſchaft mit Conrad Ferdinand Meyer, dem größten deutſchen Novelliſten der Gegenwart. Alle vierzehn Tage kam er, als Gaſt des Dichters, nach dem nahen Kilchberg hinüber, wo dann litterariſche Arbeiten und Pläne geprüft und erörtert wurden. Das war 1879 bis 1882. Daran ſchloß ſich, auf den Ratſchlag Kinkels, nach deſſen Tode eine erſte italieniſche Reiſe, der ſpäter Aufenthalte im Süden, in Sizilien und Griechenland, über Jahre hinaus, folgten. Man ſieht, wie Hermann Friedrichs in den oberdeutſchen Kulturkreis, dem der Renaiſſance, dem Goethe, Schiller, Hölderlin, Conrad Ferdinand Meyer, Böcklin, Jacob Burckhard, Nietzſche angehören, ſich einlebte.

1884 traf ihn in Neapel, wo er mit Waldemar Kaden in ein engeres Verhältnis trat, der Ruf Sacher-Maſochs, als Mitredakteur in deſſen ſ. Z. ſehr bekanntes Litteraturblatt „Auf der Höhe" in Leipzig einzutreten. Er reiſte nach Leipzig, aber vor Sacher-Maſoch, dieſem gewiegten Geſchäftstalent, gewarnt, ging er nicht einmal zu ihm hin. Dafür bot ihm Wilhelm Friedrich, damals ein junger Verleger, die Leitung des angeſehenen und weitverbreiteten „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" an, die er annahm. An die Spitze der erſten Januar-Nummer von 1886 ſtellte er das Tendenz-Gedicht „Das Ça-ira der Muſe", in dem er ſich ſcharf gegen die ſüßliche Verlogenheit und Schönfärberei wandte, die damals, nicht nur durch die „Gartenlaube" und andere Familienblätter überallhin verbreitet, für Poeſie gehalten wurde.

Damit war, im Verein mit den folgenden Kampfſchriften Carl Bleibtreus, M. G. Conrads und anderer, jene berühmte Revolution der Litteratur eröffnet, die den Anſtoß zu unſrer ganzen jüngern Kunſt und Dichtung gegeben hat, wie ſie jetzt in den Werken Liliencrons, Gerhart Hauptmanns, Fritz Lienhards vor aller Augen liegt; den drei Haupt-Vertretern der neuen Strömungen: des Realismus, des Naturalismus und der ſymboliſtiſchen Romantik, ſchließlich der Heimatkunſt.

Hermann Friedrichs beteiligte ſich an jenem Streit der Alten und der Jungen, der mit erbitterter Schärfe geführt wurde, nur mit ein paar Aufſätzen, wie gegen die Geſchmackloſigkeit illuſtrierter Zeitſchriften; —

ein vereinzelter Angriff, der ebenso mutig wie unklug war zu jener Zeit, als es kaum ernste, nach rein künstlerischen Gesichtspunkten geleiteten Journale gab. Er war eine vorwiegend künstlerischen Neigungen zugewandte Natur. Dieser Umstand erleichterte die Lösung seines Verhältnisses zum „Magazin" Mitte 1886, nachdem der Verleger sich in seinen Spekulationen getäuscht fand. Das Blatt ward nun nacheinander von Carl Bleibtreu, Wolfgang Kirchbach, Otto Neumann-Hofer, Hartleben, Rudolf Steiner u. a. redigiert, es wechselte rasch den Verlag, verlor nach und nach die frühere Gediegenheit und Mannigfaltigkeit des Inhalts und ist gegenwärtig, in den Händen der sozialistischen Schriftsteller C. Philips und Joh. Gaulke, ohne sonderliche Bedeutung.

Indes jene Anregungen in den Großstädten Leipzig, München, Berlin, Wien gewaltig fortwirkten und eine neue Litteratur ins Leben riefen, zog sich Hermann Friedrichs wiederum zurück; er ging abermals nach dem Süden. 1891 vermählte er sich mit einer Rheinländerin; zwei Jahre später übernahm er, nach seines Vaters Tode, dessen Besitzung in St. Goar; hier, an diesem stillen und schönen Fleck Erde, unweit der Loreley, führt er auf seinem reizenden Landhaus am Rheinstrom ein einsiedlerisches Leben, ohne jedes Bemühen um äußeren Erfolg. Umsomehr ist es eine Ehrenpflicht, ihm die verdiente Anerkennung zu verschaffen.

Hermann Friedrichs' Erzeugnisse sind, wie die Conrad Ferdinand Meyers, Kunstdichtung. Er giebt keine volkstümlichen Anklänge, nichts Mundartliches. Seine Dichtungen sind streng und herb, voll sittlichen Ernstes und durchaus männlich. In ihrer Vollendung erscheinen sie gewaltig und, der Form nach, wie aus Marmor gemeißelt. Dies wird am besten Eigenart und Grenzen seiner Begabung andeuten.

Er hat sich auf lyrischem und lyrisch-epischem Gebiet in gebundner Rede versucht; in ungebundner auf dem Gebiet der Novelle und des Dramas. Ich beschränke mich hier auf die Gedichte, die den ersten Band der „Gesammelten Werke" füllen.

Die Bedeutung der Friedrichs'schen Lyrik besteht nun darin, daß er es, — ungleich den meisten Zeitgenossen — verschmäht, ausschließlich Gefühle in weichliche Verse zu gießen. Vielmehr hat er deutlich den unvergleichlich höhern Wert der Gestalten schaffenden und die Leidenschaft verkörpernden Lyrik begriffen, daher denn auch die Ballade, die Krone der lyrisch-epischen Kunst, in ihm einen Meister findet. Die nennenswerten Vertreter dieser poetischen Gattung in der Gegenwart sind rasch aufgezählt, es sind Theodor Fontane †, C. F. Meyer †, Felix Dahn, endlich Börries Freiherr von Münchhausen. Ebenbürtig neben ihnen steht Hermann Friedrichs.

Er geht immer auf Schärfe, Bestimmtheit, Charakteristik aus. Seine Sprache ist knapp und sucht das Bezeichnende; sie ist nicht weich und schmiegsam, sondern spröde und kraftvoll. Er besitzt eine an Natur und Geschichte geschulte Phantasie. Er baut vorzüglich auf und beherrscht ein größeres Ganze, bei dem Lyriker eine schwere und seltene Fähigkeit. Wo er auf die Höhe kommt, gelingen ihm Meisterstücke. Vieles eignet sich ausgezeichnet zum Vortrag und macht erprobter Maßen die stärkste Wirkung, wie „Die Furcht", „Der Gemsenjäger", „Der Gondoliere": ein Wink für unsere Rezitatoren!

Den Stoffen nach zerfallen die Gedichte in deutsche, die uns naturgemäß am nächsten liegen, in italienische und einige indische. Jene verdanken den Eindrücken der Heimat, diese denen des Südens, der antiken

und philoſophiſchen Welt ihren Urſprung. Von jenen gebe ich eine Probe, betitelt Nebelphantaſie, die am Fuße der Loreley entſtanden iſt und wahrhaftig verdiente, wenigſtens im Rheinland, ſtatt der epigonenhaften Reimereien eines Ritterhaus und Roquette, überall bekannt zu ſein:

Nebelfantaſie.

Matt, von Dämmrung noch umwoben, ſchimmern rings die Rebenhügel.
Um die Burgruine jagen Reiter mit verhängtem Zügel,
Wild und haſtig drängend Alle, ſchattenhafte Luftgebilde,
Nebelſammler . . . nach der Tiefe drohen ſie mit Speer und Schilde.
Aus des Rheines dunkeln Fluten tauchen blendend weiße Nacken,
Greifen zarte Weiberhände nach des Ufers Felſenzacken,
Schmiegen eng ſich an die Klippen und ein ſinnbetörend Klagen,
Aus Sirenenmunde tönend, ſteigt empor, vom Duft getragen.
Droben um die Trümmer ſtarren dichter ſchon die Nebeldünſte;
Doch die wilden Reiter bannen raſch der Sängerinnen Künſte . . .
Haſtig gleiten ſie zur Erde, lautlos führen ſie die Roſſe
Durch die Reben nach dem Ufer, ſamt dem düſtern Nebeltroſſe.
Tiefer ſtets und tiefer locken die Sirenen ſie zu Thale
Und verſchwinden, untertauchend, ſchalkhaft dann mit einem Male.
Suchend überm Strome aber irren Jene auf und nieder.
Raſtlos, bis der Sonne Strahlen flammend löſen ihre Glieder,
Bis die ſchaumgekrönten Wellen ihre Roſſe kühn bezwingen,
Die verworrnen Mähnen zauſend, ſtarken Arms ſie niederringen.

Dies Gedicht halte ich für meiſterhaft. Es wird in der gegenwärtigen Litteratur nicht vieles von ähnlicher Vollendung geben. Damit hat im Ton eine gewiſſe Verwandtſchaft „Im Bann der Sommernacht." Der Dichter dürfte gut thun, auch den Stoffen nach ſeinem Volke möglichſt entgegenzukommen, um ihm das Verſtändnis zu erleichtern. Wir müſſen über den Klaſſizismus hinaus, der denn doch nur eine Litteratur der Bildung iſt, und nach Goedekes Wort, eine Dichtung der Volksgeſamtheit hervorbringen.

Die Gedichte mit italieniſchen Motiven nehmen einen breiten Raum ein. Hier wären hervorzuheben „Eros", „Am Golf von Eleuſis", „Caſamicciola I", „Sommerabend in Taormina" und die mächtige „Venusprieſterin". Italieniſch ſind auch die Motive zwei ſeiner vorzüglichſten Balladen, der „Furcht" mit dem Hintergrunde der Peſt in Rom, und des Gondoliere, der zuerſt 1901 in dem poetiſchen Almanach Der Spielmann erſchien. Hören wir die letztere:

Der Gondoliere.

Nächtlich auf dem Canal Grande
Unterm ſichern Gondeldach,
Mit dem Freund vom Arnoſtrande,
Iſt der Herrin Liebe wach.

„Vorwärts, vorwärts, Gondoliere!"
Klang ihr Zuruf wunderſam,
„Heute blüht Dir ja die Ehre,
Vorzuſtellen uns dem Meere
Stolz als Braut und Bräutigam!"

Schmuck vom Scheitel bis zur Sohle,
Steht er da im Sammtgewand.
Daß es alle überhole,
Lenkt das Fahrzeug ſeine Hand.

Gondoliere! Gondoliere!
Warum pocht Dein Herz ſo laut?!
Warum ſtierſt Du ſo in's Leere,
Gondoliere! Gondoliere!
Daß dem Nachtwind vor Dir graut?!

Lindes Säuſeln in den Lüften.
Flüſtern, Koſen, leicht beſchwingt,
Wie aus tiefen Meeresgrüften
Zu des Führers Ohren dringt.

Gondoliere! Gondoliere!
Was durchzuckt Dir Mark und Bein?!
Was durchwühlt gleich einem Speere,
Gondoliere! Gondoliere!
All Dein Weſen, all Dein Sein?!

Nach dem Lido lenkt er schweigend,
Weit hinaus den schlanken Kiel,
Ab und zu zur Flut sich neigend,
Die sich regt in munterm Spiel.

Gondoliere! Gondoliere!
Blaß die Lippen! ... Wild Dein Blick! ...
Sieh, der Mond steigt aus dem Meere,
Gondoliere! Gondoliere!
Blutigrot wie das Geschick!

Aus dem Fahrzeug, leise, leise,
Rührt ein Lallen jetzt sein Ohr ...
Drohend zischt er: „Glück zur Reise!
Oeffne Dich, o Höllenthor!"

Gondoliere! Gondoliere!
Da ... ein Ruck ... die Gondel kracht ...
Und als ob sie Blei beschwere —
Gondoliere! Gondoliere! —
Sinkt sie in die ew'ge Nacht. —

Welche Bewegung und Leidenschaft! Welcher Aufbau, welche Steigerung! Welch packender Schluß, der mit elementarer Wucht den Hörer erschüttert! Da ist kein Wort zu viel oder zu wenig; alles scheint an seinem Platz, notwendig, unersetzlich. Und wie ist die Sprache behandelt! Wie ist alles gehärtet und geschliffen! Wie tönt die Musik des Kehrreims wechselnd immer wieder, bald schmeichelnd, bald drohend, bald furchtbar, in das erregte Ohr! Dies in der That ist reif gewordne Kunst.

Neuerdings hat der Dichter eine Art Gegenstück zu diesem Gedicht geschaffen, betitelt „Einsame Gondel".

Von den übrigen Gedichten wären auszuzeichnen: „Sinnbild", die prächtige Scene „Die Griechin vor dem Kerker," das episch schön gehaltne Stück „Die Hirtenflöte", „Das Zigeunermädchen", „Freie Liebe", mit einem sehr schönen Anfang, „Blumenmärchen", „Unter Blitzen", „Warum"; von den Gedichten mit indischen Motiven „An der Ganga" und die „Uhr der Ewigkeit". Wünschenswert wäre vielleicht eine Auswahl, in der die Tendenzgedichte, die den freien Anschauungen des Dichters Ausdruck geben, wegbleiben, da sie anders Denkende im Genuß der rein künstlerischen Erzeugnisse stören.

Damit hoffe ich dem Unkundigen einen Begriff von Hermann Friedrichs und eine Anregung, sich in seine Schöpfungen zu vertiefen, gegeben zu haben. Sie verdienen in der That gekannt zu sein, damit ihr Urheber aus ihrer Wertschätzung die Kraft und den Mut zu neuen größeren Leistungen gewinnt. Daß er alle Fähigkeiten dazu besitzt, steht für den Kenner schon heut außer Zweifel. Möchte er, unserm Volkstum sich immer mehr nähernd, unser Gefährte werden in dem Bemühen um eine selbständige deutsche Kunst!

W.

St. Goar am Rhein, Mai 1901.

Der Individualismus Nietzsches.

Von Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Nancy.
Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

In seinem Werke über „die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" stellt Theobald Ziegler Nietzsche als typischen Vertreter jenes individualistischen Geistes hin, der zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts, zu Goethes und Humboldts Zeiten, so mächtig war, allmählich aber von einer „sozialistischen Strömung" von steigender Gewalt verdrängt wurde, um gegenwärtig in der deutschen Jugend neu aufzuleben, als natürliche Reaktion gegen das Wieder-um-sich-Greifen des reaktionären — feudalen oder klerikalen — Geistes einerseits und des

Sozialismus andererseits. Es ist darum vielleicht an der Zeit, sich darüber klar zu werden, worin dieser Individualismus Nietzsches eigentlich besteht und in welchen Punkten er dem traditionellen und dem sozialistischen Geiste prinzipiell zuwiderläuft. Dieses Problem ist freilich leichter aufgeworfen als beantwortet; es ist durchaus nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn einmal lassen sich in der Art, wie Nietzsche das Moralproblem in den verschiedenen Phasen seines Lebens aufgefaßt hat, ziemlich bedeutende Schwankungen feststellen; scheint er die Grundlagen der Moral doch abwechselnd im Gefühl, dann in der Vernunft und zuletzt im Instinkt gesucht zu haben.[1]) Aber auch wenn man sich, wie wir es in diesen Zeilen thun wollen, nur an die letzte Periode seines Denkerlebens hält, die vom „Zarathustra" bis zum „Antichrist" reicht, so dürfte es trotzdem doch schwer halten, und vielleicht ist es sogar unmöglich, ein vollständiges und völlig zusammenhängendes System der Nietzscheschen Moralphilosophie zu entwerfen. Andererseits ist Nietzsches Ethik lückenhaft und dies mit voller Bewußtheit. Es ist nie seine Absicht gewesen, allgemeine Lebensregeln für die ganze Menschheit aufzustellen; er wendet sich nur an eine kleine Minderheit; wenn man seinen Theorieen also gerecht werden will, so darf man ihnen ja keine Tendenzen unterschieben, die sie nicht haben, und vor allem nicht vergessen, daß sein Individualismus nach eigenem Geständnis nur eine Seite der moralischen Wahrheit wiedergiebt und darum nicht als allgemeingiltiges Gesetz angesehen werden kann.

Wie bekannt, ist die Moral für Nietzsche nur ein biologisches Problem. Die Menschheit entwickelt sich genau so wie alle anderen Tier- und Pflanzenarten. Sie gedeiht oder geht zu Grunde, je nachdem das Milieu, in dem sie sich befindet, ihrer Entwicklung günstig oder ungünstig ist, namentlich aber — und das ist der Hauptpunkt für Nietzsche — je nach der größeren oder geringeren Lebenskraft, dem „Willen zur Macht", der ihr innewohnt. Ebenso wie die eine Pflanze verkümmert und die andere sich prachtvoll entfaltet, weil ihre Lebenssäfte reicher quellen, ebenso giebt es auch Menschen, deren vitale Energie sich herrlich entfaltet, während sie bei anderen gehemmt oder gebrochen scheint. Die Einen bilden „die aufsteigende Linie des Lebens", sie sind in physischer Hinsicht gesund und schön, ihre Instinkte sind normal entwickelt, und ihr starker Wille treibt sie zur fortwährenden Erweiterung ihrer Machtsphäre. Die Anderen stellen die „absteigende Linie des Lebens" dar, es sind die Entarteten, die décadents, die mit irgend einem physiologischen Defekt behafteten Kinder des Todes. Jene sind — nach Nietzsches Evangelium — die Guten, die anderen die Schlechten. „Was ist gut?" fragt er im „Antichrist". — „Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht. — Was ist schlecht? — Alles, was aus der Schwäche stammt."[2])

Diese Definition von Gut und Schlecht bedingt vielleicht nicht notwendig eine individualistische Lösung des Daseinsrätsels. Wenigstens scheint es a priori so, als ob die „Züchtung" der Menschheit sowohl auf die Individuen wie auf die Gattung gerichtet sein kann: man kann entweder danach trachten und alles daransetzen, einige Prachtexemplare

[1]) S. eine gewissenhafte Studie von G. A. Tienes: „Nietzsches Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt", Bern 1899.

[2]) W. VIII, 218. Ich zitiere nach der ersten Auflage der Gesamtausgabe, Leipzig 1895 ff.

der Spezies Menſch zu erzeugen, oder auch im Gegenteil ſich befleißigen, einen möglichſt zufriedenſtellenden Durchſchnitt heranzuziehen. Von dieſen beiden Möglichkeiten entſcheidet Nietzſche ſich mit aller Entſchloſſenheit für die erſtere. Er hält herzlich wenig von der „Heerde" der „Viel-zu-Vielen"; ſchon in ſeinen erſten Schriften bekennt er ſich, wie Flaubert und Renan, zu der Anſicht, daß ein Volk nur ein Umweg der Natur iſt, um zu einem Dutzend großer Männer zu kommen; er ſtellt das Prinzip auf: „Die Menſchheit ſoll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menſchen zu erzeugen." Derſelbe Gedanke kehrt in ſeinem Lebenswerk, dem „Zarathuſtra" wieder, hier in der Verkörperung des „Übermenſchen". „Der Menſch," lehrt der Prophet, „iſt Etwas, das überwunden werden ſoll." Alle Weſen haben etwas über ſich hinaus geſchaffen, der Weg der Entwicklung geht vom Wurm bis zum Affen und vom Affen zum Menſchen, aber der Menſch iſt auch nur eine Stufe auf dieſem langen Wege zu höheren Daſeinsformen; er iſt „ein Seil, geknüpft zwiſchen Tier und Übermenſch", und gerade ſeine prächtigſten Exemplare müſſen untergehen, um einem ſchöneren, vollkommeneren Weſen das Leben zu geben. „Der Übermenſch," lehrt Zarathuſtra, „iſt der Sinn der Erde. Euer Wille ſage: Der Übermenſch *ſei* der Sinn der Erde." — So erſcheint uns Nietzſches Moralphiloſophie von vornherein als individualiſtiſch und *ariſtokratiſch* durch das Ziel, das ſie der Menſchheit zuweiſt, nämlich die Erzeugung einer kleinen Minderheit von möglichſt vollkommenen Individuen.

Sie erſcheint uns ferner als die individualiſtiſch und *egoiſtiſch* durch die dieſer Elite vorgeſchriebenen Lebensregeln. „Werde, der du biſt" — das iſt für ſie das höchſte, das einzige Geſetz. Aber dieſe Seite der Nietzſcheſchen Moral iſt bekannt genug, ſo daß ich mich hierüber kurz faſſen kann. Der „höhere Menſch", das geniale Individuum, iſt ſouverän. Er hat für kein Ideal zu leben, denn er iſt ſelbſt ein *Schöpfer* von Werten, er ſetzt die „Tafel der Werte" feſt, an welche die Menſchen einer beſtimmten Zeit glauben, die alſo alle ihre Handlungen beſtimmt. Er muß eine Perſönlichkeit beſitzen, die mächtig genug iſt, um die Welt, „die den Menſchen etwas angeht", aus dem Chaos hervorzurufen. Er erkennt keinen „kategoriſchen Imperativ" über ſich an; er ſchafft in voller Freiheit, unbekümmert um Gut und Böſe; er ſchafft *ſein* Gut und *ſein* Böſe. Er hat vor allem keine Pflichten gegen ſeinen „Nächſten", er braucht ſich für andere nicht aufzuopfern, iſt er doch ſelbſt der Sinn des Lebens, das ohne ihn keine Bedeutung hätte. Mehr noch: er hat nicht einmal das Recht, ſich aufzuopfern. Gehört er der „aufſteigenden Linie des Lebens" an, ſtellt er, als Individuum betrachtet, einen Fortſchritt der menſchlichen Gattung dar, ſo hat er die ſtrikte Pflicht, alle Keime, die er in ſich trägt, zur Entwickelung zu bringen. Denn wenn das Ziel der Menſchheit ſtets und unter allen Umſtänden das iſt, ein Maximum von Vitalität zu erreichen, ſo iſt der Ausnahmemenſch, der eines dieſer Maxima, einen dieſer Höhepunkte darſtellt, nicht nur ein Individuum unter anderen Individuen, ſondern vielmehr „*der* Menſch" ſelbſt; er iſt der Sinn und Endzweck von tauſend und abertauſend Exiſtenzen, die keinen anderen Daſeinsgrund haben, als das Aufblühen dieſer einzigen Blüte. Erlaubt er ſich alſo altruiſtiſche Handlungen, läßt er ſich von ſeinem Wege abbringen, iſt er nicht beſtrebt, nach Goethes ſchönem Worte „die Pyramide ſeines Daſeins ſo hoch wie möglich in die Luft zu ſpitzen", ſo begeht er in der That ein Majeſtätsverbrechen an der Menſchheit. Das Endziel der Menſchheit kann nicht das allgemeine Glück ſein. „Hat man ſein

Warum? des Lebens, so verträgt man sich mit jedem Wie? — Der Mensch strebt nicht nach Glück; nur der Engländer thut das.“[1]) Der Mensch ist „das tapferste Tier“; er nimmt gern das Leiden in Kauf, wenn er nur weiß, warum er leidet. Dieses Warum des Daseins ist aber der höhere Mensch, der dem Leben erst einen Sinn giebt. Der Genius ist also das Kostbarste auf Erden und das Fehlgehen eines Genies ein Verlust für die Menschheit. Der höhere Mensch hat somit nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, egoistisch zu sein.

Insoweit sehen wir Nietzsche in radikalem Gegensatz zu allen Anhängern des Altruismus. Er erkennt keinen höheren Wert über dem genialen Individuum an und er schreibt diesem nur das eine vor: seine Tugenden und Anlagen zur vollen Entwickelung zu bringen. Er befreit es von allen Verpflichtungen gegen die traditionellen Gewalten, die anonymen und kollektivistischen Schöpfungen der Menschheit, wie „das Volk“, „der Staat“, „die Sitte“, „die Religion“. Er befreit es von jedweder Unterordnung unter Ideale moralischer, metaphysischer oder wissenschaftlichen Art. Er tritt damit in strikten Gegensatz zu den Anhängern des Hergebrachten, die die historischen Gewalten über das Individuum stellen, zu den Sozialisten, die es in die Gesamtheit einordnen, und zu den Idealisten, die die Prinzipien, die allgemeinen Ideen als höchste Instanz ansehen.

Immerhin darf man nicht vergessen, daß dieser extreme Individualismus nur eine Seite der Nietzscheschen Moral wiedergiebt. Es giebt nach seiner Meinung in der That keine Moral für Alle, es giebt ebensoviel Moralen wie Individuen, folglich ist es ein Zeichen von Anmaßung und Größenwahn, eine nötigerweise individuelle moralische Wertschätzung zur allgemeinen Norm zu erheben. „Selbstsucht ist es, sein Urteil als Allgemeingesetz zu empfinden; und eine blinde, kleinliche und anspruchsvolle Selbstsucht hinwiederum, weil sie errät, daß du dich selber noch nicht entdeckt, du selber noch kein eigenes, eigenstes Ideal geschaffen hast: — dies nämlich könnte niemals das eines Anderen sein, geschweige denn Aller, Aller!“[2]) Somit hat die Lebensregel, die Zarathustra seinen Jüngern vorschreibt, auch keine allgemeine Verbindlichkeit, sie gilt nur für eine kleine Zahl von Auserwählten und nicht für die Viel-zu Vielen und Ueberflüssigen. „Ich bin nur ein Gesetz für die Meinen“, lehrt der Prophet; „ich bin kein Gesetz für Alle“. Und er giebt durchaus nicht aller Welt das Recht, den Weg zu gehen, der den Menschen zu sich selbst führt. „Es giebt so viel Lüsternheit nach Höhe, so viel Krämpfe der Ehrgeizigen“, so viele von „großen Gedanken“ geblähte Mittelmäßigkeiten; „es giebt manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf“.[3])

An diese wendet sich Zarathustras Lehre nicht; er erkennt sie nicht als seine Schüler an, er giebt ihnen kein Recht, ihm zu folgen und sich auf ihn zu berufen, um ihren niedrigen Egoismus oder ihre anmaßlichen Ansprüche auf Größe zu rechtfertigen.

Denn in der That hat der Egoismus durchaus keinen absoluten Moralwert in seinen Augen. In einem sehr bezeichnenden Aphorismus der „Götzendämmerung“, der die Ueberschrift trägt: „Naturwert des Egoismus“ formuliert er seine Denkweise folgendermaßen: „Die Selbst-

[1]) W. VIII, 62.
[2]) W. V, 226 f.
[3]) W. VI, 91 f.

sucht ist so viel wert, als der physiologisch wert ist, der sie hat: sie kann sehr viel wert sein, sie kann nichtswürdig und verächtlich sein. Jeder Einzelne darf darauf hin angesehen werden, ob er die aufsteigende oder die absteigende Linie des Lebens darstellt. Mit einer Entscheidung darüber hat man auch einen Kanon dafür, was seine Selbstsucht wert ist. Stellt er das Aufsteigen der Linie dar, so ist in der That sein Wert außerordentlich, und um des Gesamt-Lebens willen, das mit ihm einen Schritt weiter thut, darf die Sorge um Erhaltung, um Schaffung eines optimum von Bedingungen selbst extrem sein. Der Einzelne, das „Individuum", wie Volk und Philosoph das bisher verstand, ist ja ein Irrtum: er ist nicht für sich, kein Atom, kein „Ring der Kette", nicht blos Vererbtes von ehedem, — er ist die ganze eine Linie Mensch bis zu ihm selber noch . . . Stellt er die absteigende Entwickelung, den Verfall, die chronische Entartung, Erkrankung dar (— Krankheiten sind, ins Große gerechnet, bereits Folgeerscheinungen des Verfalls, nicht dessen Ursachen), so kommt ihm wenig Wert zu, und die erste Billigkeit will, daß er den Wohlgeratenen so wenig als möglich wegnimmt. Er ist bloß noch deren Parasit" . . . .[1]) Der Egoismus ist also nur für die verschwindende Minderheit der Menschen eine Lebensregel. Die überwältigende Mehrzahl soll einem ganz andren Gesetze folgen. Und welches ist dieses Gesetz?

Hüten wir uns bei Erörterung dieses Punktes zunächst vor einem Irrtum, in den man sehr leicht verfällt. Nietzsche stellt fortwährend „Herrenmoral" und „Sklavenmoral" (Judentum, Christentum, demokratische Humanitätslehren, Sozialismus) gegenüber. Es scheint also auf den ersten Blick ganz natürlich, wenn man sagt: die Herrenmoral kommt den Individuen zu, welche „die aufsteigende Linie" der Menschheit darstellen, die Sklavenmoral der Masse der untergeordneten Existenzen. Das aber wäre ein gewaltiger Irrtum. Was Nietzsche mit dem Prädikat „Sklavenmoral" belegt, das ist in Wahrheit die Moral der aufständischen Sklaven, der Entarteten, die voller Neid und ressentiment gegen die Gesunden sind. Diesen „Sklavenaufstand" behandelt er wie eine historische Thatsache, deren verhängnisvolle Folgen er voraussieht; er haßt und verachtet den aufsässigen Sklaven, denn er sieht in ihm ein Hindernis für die Menschheitserhöhung, eine ungeheure Gefahr für die Größe, ja, für den Bestand unserer Rasse; er will nicht, daß die Erde eines Tages ein großer Ameisenhaufen von lauter gleichen Mittelmäßigkeiten ist, ein großes Lazareth, in dem der Gesunde und Starke vor Mitleid und Ekel zu Grunde geht. Aber man sieht unmittelbar ein, daß der Mensch noch eine andere Wahl hat, als die zwischen Herrn und aufständischem Sklaven: er kann auch unterwürfiger Sklave sein. Und gegen diesen empfindet Nietzsche weder Haß noch Verachtung. In seinen Augen ist es ganz in der Ordnung, daß der Sklave dem Herrn gehorcht und seinen bescheidenen Anteil an Glück und Freude in der Erfüllung seiner untergeordneten Pflichten sieht. Wenn man Nietzsches Moralphilosophie als Ganzes beurteilen wollte, müßte man also der Herrenmoral und dem Uebermenschentum die Moral des guten Sklaven gegenüberstellen.

Aber gerade diesen Teil seiner Ethik hat Nietzsche garnicht ausgebaut. Wenn er eine ganz genaue Charakteristik des „Uebermenschen" gegeben hat, wenn er die Psychologie des aufsässigen Sklaven bis in ihre geringsten Einzelheiten verfolgt, so hat er sich so gut wie garnicht

[1]) W. VIII, 140 f.

damit befaßt, den unterwürfigen Sklaven, dem seiner Mittelmäßigkeit bewußten und darin zufriedenen Durchschnittsmenschen, eine Lebensregel vorzuschreiben. Immerhin hat er in seinen Schriften hier und da Andeutungen gemacht, aus denen sich leicht ergiebt, wie er über diesen Punkt denkt. Wenn der Uebermensch ein „Werteschaffender" ist, eine Sonne, welche die Sterne zwingt, daß sie sich um sie drehen[1]), so müssen die Mittelmäßigen die gehorsamen Trabanten dieser Sonne sein. Der Durchschnittsmensch muß sich einen Herrn suchen und ihm dienen. Je vollkommener seine Hingebung ist, je mehr der Sklave sich als Werkzeug, als Ergänzung und gewissermaßen als Fortsetzung seines Gebieters fühlt, je mehr er dessen Sache zu seiner eigenen macht, desto vollkommener erfüllt er auch seinen eigenen Lebenslauf. Denn es ist sein natürlicher Beruf, ein Rad in der großen sozialen Maschine zu sein, die ihren ersten Antrieb von dem Uebermenschen empfängt. Nicht allein der Ackerbau, der Handel, die Industrie, sondern auch die Wissenschaft und Kunst brauchen Arbeiter, die ihr Glück darin finden, eine besondere Aufgabe, für die sie dressiert sind, gewissenhaft zu erfüllen, die sich in Gehorsam bescheiden und in Reih und Glied an dem gemeinsamen Werke arbeiten. Sie sind also Sklaven, denn sie haben nicht das Recht der Selbstbestimmung, ihr Wille ist nur die Fortsetzung eines höheren Willens; sie sind „Ausgebeutete", denn sie tragen auf ihren Schultern die höheren Kasten und müssen ihnen gehorchen; auch können Entbehrungen und Leiden ihnen nicht erspart werden, denn die Wirklichkeit ist hart, und ihr Schicksal ist an das ihrer Herren geknüpft; sie schweben stets in Gefahr, mit ihnen in einer Katastrophe unterzugehen und die Opfer ihrer tollkühnen „Versuche" zu werden. Aber im allgemeinen ist den Mittelmäßigen ein verhältnismäßig ruhigeres, gesicherteres und vornehmlich glücklicheres Dasein beschieden, als den höheren Menschen. Sie haben sich nicht selbst zu suchen, sie dürfen sich unbesorgt ihrem Schicksal hingeben und dem von oben kommenden Impulse folgen. Treue und Ehrfurcht verleihen ihrem Leben Würde und eine gewisse Größe, und der Glaube legt Sonnenglanz auf das Elend ihres armseligen, halb tierischen Daseins; er lehrt sie Herzensfrieden und adelt ihnen die harte Notwendigkeit, sich dem Willen eines andern zu beugen; er verleiht ihnen die wohlthätige Illusion, daß es eine Gesamtordnung der Dinge giebt, und daß sie selbst ihren bestimmten Platz, ihren nutzbringenden Beruf in dieser allgemeinen Weltordnung haben.[2]) Mit anderen Worten: die Moral des Uebermenschen ist individualistisch und egoistisch, die Moral des Sklaven ist wesentlich altruistisch und sozialistisch. Der eine soll nur für sich leben, der andere nur für andre und durch andre; er soll seinem Herrn mit Hingebung dienen und keinen höheren Ehrgeiz kennen, als den bescheidenen Platz, der ihm in dem sozialen Organismus angewiesen ist, gut auszufüllen.

Von diesem Standpunkte aus erscheint Nietzsches Moral nicht mehr ausschließlich individualistisch. Dem „Uebermenschen", der nur das eine Gesetz kennt: „Sei Du selbst", entspricht am andern Ende der sozialen Stufenleiter der „Sklave", der „an sich" nichts oder doch fast nichts ist und dessen Wert lediglich in seiner Hingebung an andre liegt. Der

[1]) W. VI, 91.

[2]) W. VII, 185 ff.; VIII, 301 ff.; XII, 319, 224 ff., 347 f. Vergl. auch meine Schrift „Die Philosophie Friedrich Nietzsches" (deutsch mit einer Vorrede von Elisabeth Foerster-Nietzsche bei C. Reißner, Dresden 1899) S. 166 f.

Individualismus des Einen findet seine natürliche Ergänzung im Altruismus der Andern. Zum Gedeihen und zur Größe der Menschheit ist es ebenso nötig, daß der eine mächtig, unbeschränkt, seiner Allmacht bewußt ist, wie daß die andern sich gehorsam seinem Willen fügen und in der gemeinsamen Unterordnung, im Zusammenwirken unter einem Willen, einen Daseinsgrund finden, den sie in sich selbst nicht fänden. Der „Herr" muß Individualist und Egoist sein, — zum Glück seiner Sklaven und zur Größe des Menschengeschlechtes, und die Sklaven müssen die Größe ihres Herrn wollen, denn seine Größe giebt ihrem Dasein, und somit im allgemeinen dem Dasein, erst seinen Wert.

Es ist also keineswegs richtig, wenn man sagt, der Individualismus sei das oberste Gesetz der Nietzscheschen Ethik.

Das Prinzip „Sei Du selbst" hat für ein einzelnes, bestimmtes Individuum nur soviel Wert, als dieses Individuum selbst in physiologischer Hinsicht wert ist; so vortrefflich es für ein höheres Wesen ist, so verliert es doch in dem Maße an Wert, als man auf der sozialen Stufenleiter herabsteigt, und für ein untergeordnetes Wesen ist es geradezu sündhaft. Man könnte also ebensogut den Altruismus als allgemeines Gesetz aufstellen und sagen: die Regel „Lebe für die andern" gilt für die überwiegende Mehrzahl der Menschen, sie büßt ihren Wert in dem Maße ein, als die Menschen sich über den Durchschnitt erheben und wäre geradezu schädlich für die Genies, deren Pflicht es im Gegenteil ist, ihre Individualität auszuleben. Man kann also nicht unbedingt sagen, der moralische Fortschritt der Menschheit beruhte auf dem Fortschritt der individualistischen oder der altruistischen Tendenzen. Die Entwickelung des Egoismus würde bei den Massen verhängnisvoll sein und direkten Weges zur Anarchie führen; desgleichen wäre die Entwickelung der altruistischen Instinkte bei den höheren Menschen ein untrügliches Verfallssymptom und brächte die Menschheit um ihre natürlichen Führer, wodurch sie auf einem Umwege ebenfalls zur Anarchie käme. Es ist darum nötig, daß in der ganzen Menschheit, wie in jedem Individuum, ein glückliches Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus eintritt; es muß zu einer auf die natürliche Ungleichheit der Menschen gegründeten Kastenbildung kommen, zu einer Hierarchie, in der jedem genau soviel Altruismus oder Egoismus zugestanden wird, als er wirklich wert ist. Je näher die Menschheit dieser idealen Rangordnung kommt, desto näher steht sie ihrer Vollkommenheit, je mehr sie sich davon entfernt, sei es durch Gleichmacherei, sei es durch Anarchismus, desto schneller geht sie dem Verfall entgegen.

Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, erscheint Nietzsches Egoismus nicht mehr so abstoßend, wie er leicht aussieht, wenn man ihn nur von seiner aristokratischen Seite betrachtet. Man wird nicht als Uebermensch geboren, und man entschließt sich nicht ohne Weiteres, der Herrenmoral zu folgen, denn man muß vorher die harte Moral des „guten Sklaven" anerkannt und geübt haben. Von ihr muß der Mensch ausgehen, um sich in einer Reihe von „Selbstüberwindungen" zum Uebermenschen zu erheben. In dem bekannten Gleichnis „von den drei Verwandlungen", mit dem das erste Buch des „Zarathustra anhebt, ist der Geist zuerst das Kameel, „das lastbare Tier, das entsagt und ehrfürchtig ist", das die schwersten Lasten geduldig trägt und in seine Wüste eilt. Der Mensch ist hier also ein „guter Sklave", willig, ehrfürchtig und gehorsam, er findet sein Glück in Erfüllung der schwersten, härtesten, drückendsten Pflichten; er ist „Altruist" und glücklich als solcher; er wird es sein

Leben lang bleiben, wenn er dem Durchschnitt des Menschen angehört, und er thut gut daran, es zu bleiben. Gehört er aber zu den Auserwählten, so wird er den schmerzlichen Weg beschreiten, der den Menschen zu sich selbst führt, er wird nach und nach jeden Glauben abschwören und allen Respekt verlernen. Langsam, in schmerzlichem Ringen mit sich selbst, macht er sich frei. „Was bindet am festesten?" fragt Nietzsche in der Vorrede zu „Menschliches Allzumenschliches." „Welche Stricke sind beinahe unzerreißbar? Bei Menschen einer hohen und ausgesuchten Art werden es die Pflichten sein: jene Ehrfurcht, wie sie der Jugend eignet, jene Scheu und Zartheit vor allem Altverehrten und Würdigen, jene Dankbarkeit für den Boden, aus dem sie wuchsen, für die Hand, die sie führte, für das Heiligtum, wo sie anbeten lernten"[1]). Diese heiligen Bande, diese sanfte altruistische Moral, muß der höhere Mensch, wenn er seiner Bestimmung treu sein will, — vorausgesetzt, daß die Natur ihn mit genügender Willensstärke ausgerüstet hat, — zerreißen, um zu den einsamen Höhen des Individualismus emporzuklimmen. Das Kameel im Gleichnis wird zum raubenden Löwen, aber dieser zum lächelnden, spielenden Kinde. Lassen wir uns also nicht durch den Augenschein täuschen: es giebt in gewisser Hinsicht keine Moral, die asketischer ist, als die Nietzsches, keine, die mehr Selbstverleugnung, die eine härtere und beständigere Willenszucht verlangt. Man erhebt sich nicht unmittelbar vom natürlichen, angeborenen Egoismus des Tiers zum höheren Egoismus des Uebermenschen, oder jedenfalls scheint Nietzsche bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kultur diesen Entwickelungsgang nicht für möglich zu halten. Man muß vom naiven Egoismus zum Altruismus übergehen und die altruistische Lehre „leben", bis man eines Tages begreifen lernt, daß sie ein barer Unsinn ist, wenn es nicht auch noch irgendwo einen höheren Egoismus giebt, der dem Altruismus erst einen Sinn verleiht; und endlich muß man sich in einem Uebermaß von Altruismus zur höheren Selbstsucht aufschwingen. Was aber ist schwerer für den, der sich völlig selbstentäußert hat, der ganze Liebe, Hingebung Mitleid, Erbarmen, Demut geworden ist, als eben „hart" zu werden und zu den Herrennaturen aufzusteigen, die da befehlen und für die man sich hingiebt, opfert, leidet? . . Und gerade dies höchste Opfer verlangt Nietzsche von ihm. Es liegt also ein gewisser raffinierter Asketismus, eine seltsame und paradoxe Art von Ueberchristentum in dieser anscheinend so leicht zu befolgenden Moral, die dem Menschen die unumschränkte Entwickelung seines Ich gebietet.

Man hat bisweilen die Ansicht geäußert, die oft unerhörten Gewaltausdrücke im „Antichrist" wären vielleicht und vor allem den ungeheuren Anstrengungen auf Rechnung zu setzen, die Nietzsche machen mußte, um den in seiner Brust immer noch lebendigen christlichen und altruistischen Instinkt zu ertöten; andere haben selbst gemeint, daß er damals vielleicht nahe daran war, ins Christentum zurückzufallen, und daß nur der Ausbruch des Wahnsinns diese letzte Wendung vereitelt hat. Diese Annahme hat wenig Wahrscheinlichkeit; jedenfalls ist sie völlig unbeweisbar und es führt somit auch zu nichts, sie zu erörtern. Aber das steht außer Zweifel: Nietzsche wurde zum Individualisten aus Altruismus, denn sein Individualismus ist, psychologisch gesprochen, nichts weiter als eine Verfeinerung und „Selbstaufhebung" des Altruismus.

---

[1]) W. II, 6.

Und das führt uns zu der Einsicht, daß Nietzsches Moral im Grunde genommen ganz einfach der Ausdruck seiner Persönlichkeit ist. Sie ist das ganz individuelle Bekenntnis einer Seele seltenster Art, das Tagebuch eines Menschen, der vom aufrichtigsten Christenglauben ausging und den Ansprüchen seines unerbittlichen Gewissens allmählich alles geopfert hat: den Glauben an Gott, an seine „Erzieher" Schopenhauer und Wagner, an das Ideal, das Gute, die Wahrheit, bis er schließlich fand, daß der höchste „Wert", der letzte Grund und Sinn des Daseins das höhere Individuum, das geniale Ich ist. Nietzsche hat die Bahn vom guten Sklaven bis zum Uebermenschen selbst durchlaufen, und seine Moral ist nichts anders, als die Wiedergabe dieser inneren Erfahrungen.

Ein so eigentümlicher Individualismus — der nichts gemein hat mit dem Dilettantismus der wissenschaftlichen Anarchisten — ist aber nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, eine dürre Verneinung des Altruismus und Sozialismus. Damit soll zwar nicht gesagt werden, man könnte „Nietzscheaner" und nebenbei auch noch Sozialist sein. Diese beiden Weltauffassungen gehen in einem Punkte zu sehr auseinander: es ist der Wert, der in der Gesamtordnung der Dinge dem Individuum zugestanden wird. Ist es wahr, daß das höhere Individuum die obersten Werte schafft? Ist es vor allem wahr, daß das gestaltende Prinzip irgend einer Vereinigung von Menschen, eines Volkes, einer Partei, notwendig ein Individuum sein muß; daß die verschiedenen Einzelwillen, um sich zu einigen und erfolgreich an einem gemeinsamen Werke zu arbeiten, sozusagen in dem Willen eines Uebermenschen untergehen müssen; kurz, warum eine Assoziation von freien, autonomen Individuen zur Erreichung eines gegebenen Zieles nicht ebensogut möglich ist, wie die Unterordnung von rechtlosen Sklaven unter einen höheren Willen? Ueber diese Punkte ist zwischen Nietzsche und den Sozialisten keine Einigung zu erzielen; der eine sagt nein, die anderen ja, und es hätte keinen Zweck, diese Gegensätze überbrücken zu wollen. Der Streit zwischen Individualismus und Sozialismus ist noch lange nicht aus und wahrscheinlich hat es noch gute Weile bis zur Heraufkunft jenes „dritten Reiches", von dem Ibsen träumte, jenes Reiches, in dem sich die Versöhnung des Heidentums und des Christentums vollzieht, die Synthese des individualistischen Triebes, der nach Entwickelung aller unsrer Fähigkeiten trachtet, und des christlich-sozialen Instinktes, der das Individuum sich der Gesamtheit opfern heißt.

Zeit-Merkmale.

J. Schönerer-Wolf. In Eger hat sich Schönerer von Wolf losgesagt. Es ist aber heute schon zu konstatieren, daß die deutsch-national gesinnte Bevölkerung in dieser Sache auf Seite Wolfs sich befindet. Das allgemeine Gefühl sagt: ein Mann wie Wolf sei den Deutschen nötiger als je und unersetzlich. In Kampfzeiten wie den jetzigen ist es frevelhaft, einen Faktor, als den sich Wolf in der gesamten österreichischen Politik zur Geltung zu bringen wußte, aus dem Spiel herauszuwerfen. In Hinsicht der Gründe, welche Schönerer bei seiner Stellung gegen Wolf geleitet haben, giebt die kommentierende Rede Iro's am selben Versammlungstage den nötigen Ausschluß. „Weil Wolf

ſich den Ratſchlägen Schönerers nicht gefügt hat.“ Das iſt vielleicht ſchmerzlich für Schönerer, gewiß aber kein Grund, die ganze deutſche Volksſache in Oeſterreich darunter leiden zu laſſen. Auch das Bekenntnis Iro's „daß er perſönlich ſchon ſeit ſehr geraumer Zeit ſich abgewöhnt habe, an den Maßnahmen Schönerers eine Kritik zu üben, ſondern unbedingt allem zuſtimme, was dieſer für richtig halte“, wird nur gemiſchten Gefühlen bei den Wählerſchaften begegnen. Selbſt an Bismarcks Maßnahmen iſt Kritik geübt worden und wie. Wer es wirklich gut meint, wer mit dem nötigen Verſtand operiert, der wird froh ſein, wenn ſeine Maßnahmen innerhalb gewiſſer Grenzen kritiſiert werden, weil jeder Menſch Urſache hat, ſich ſelber zu mißtrauen und vernünftigerweiſe gerne ſeine Meinung an der anderen reibt. Dabei zeigt ſich dann, ob dieſe Meinung lauteres Gold iſt oder nicht. Wahrhaft bedeutende Menſchen lieben die Kritik, ja ſogar den Widerſpruch, während es das Kennzeichen kleiner Geiſter iſt, daß ſie eitel ſind und mit Jaſagern ſich umgegen. Man verwechsle das nicht mit Willenskraft und Charakterſtärke.

Wolf jedoch benimmt ſich bislang ſehr maßvoll und ruhig. Was an ihm liegt, das will er vermeiden, um die alldeutſche Sache zu ſchädigen. Möge es ihm vergönnt ſein, dieſen Vorſatz auszuführen.

* * *

J. **Oeſterreich-Rußland.** In Oeſterreich wird viel von einer volkswirtſchaftlichen Verbindung geſprochen, als Erſatz für die mit Deutſchland. Daß für Oeſterreich, ſpeziell Cisleithanien, eine ſolche Verbindung dienlich wäre, ſcheint mir zweifellos. Rußland hat Beſchäftigung für eine entwickelte Induſtrie für hundert Jahre. Es könnte alſo Oeſterreich dabei nur gewinnen, wenn Rußland ihm ſeinen Markt widerſtandslos erſchließt. Schlimmer wäre das ſchon für Ungarn. Freilich könnte auch für den ruſſiſchen Markt zugeſchnitten, die heimiſche Induſtrie ſich dort in raſcherem Tempo entwickeln wie bisher und deshalb auch ſchon, weil die öſterreichiſche, abgezogen durch den ertragreicheren ruſſiſchen Markt das ungariſche Gebiet entlaſten würde. Aber die Landwirtſchaft Ungarns. Wer wird den Weizen kaufen? Wenn eine ſolche Verbindung zuſtande kommt, ſo geſchieht das von dieſer Seite gewiß nur auf Grund des Calculs, daß Deutſchland unter allen Umſtänden von Ungarn wird Weizen kaufen müſſen. Frägt ſich, ob das richtig iſt? Was nun Rußland betrifft, ſo kann man durchaus nicht einſehen, was dieſe Verbindung wirtſchaftlich ihm tragen ſoll. Rußland will ſein Korn verkaufen. Wer wird es kaufen? In Oeſterreich iſt Kornbau genug und Ungarn verbraucht keins und auch Frankreich verbraucht kein Korn, wie gar kein weſtliches Land, außer Deutſchland. Das giebt eine große Lücke in der Rechnung. Blieben politiſche Erwägungen. Das iſt möglich. Rußland kann durch ein wirtſchaftliches Verhältnis mit Oeſterreich den ganzen Hexenſabbat in ſeinen Schoß leiten. Wenn es Luſt dazu verſpürt? Das Kontagium iſt für Rußland jedenfalls bedenklich. Denn Rußland hat Not genug, mit ſeinen Leuten fertig zu werden. Doch freilich, es kann ein Schachzug der auswärtigen Politik ſein. Der wäre wohl nicht übel, wenn die Sache ſich raſch entwickeln läßt, ehe die wirtſchaftlichen und innerpolitiſchen Folgen ſich zeigen. Witte iſt ein großer Deutſchenfeind. Ihm iſt manches zuzutrauen. Jedenfalls ſollen die Deutſchen die Augen offen halten und nicht zulaſſen, daß der Gravitationspunkt Oeſtereichs von Berlin nach

Petersburg verlegt wird. Ich denke, es müßte sich mit Oesterreich ein Zoll- und Handelsbündnis durchsetzen lassen, wenn man Oesterreich acceptable Handelsverträge nicht giebt und politisch den Riegel vorschiebt.

Beiblatt.

* Die Veröffentlichung unseres Aufsatzes „Wie in Berlin öffentliche Meinung in Kunstsachen gemacht wird" (Nr. 5) hat den Anstoß gegeben zur Sprengung der Berliner Sezession. Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Ueber die innerhalb der Berliner Sezession entstandenen Differenzen, die zum Austritt der unterzeichneten Mitglieder geführt haben, sind ohne unser Zuthun Mitteilungen in die Presse gelangt. Aus diesem Grunde erscheint eine öffentliche Klarlegung der Angelegenheit geboten.

Die Berliner Sezession hat, nach unserer Ansicht, das nicht erfüllt, was von ihr erwartet wurde und was in der Vorrede des Katalogs der ersten Ausstellung in Aussicht gestellt war. Sie ist nicht eine Stätte geworden, an der sich eine Richtung der Kunst gleichmäßig aussprechen konnte. Sie hat durch zu starke Betonung einer Kunst bestimmter Richtung und durch übermäßiges Heranziehen des Auslandes nicht genügend die Interessen ihrer ordentlichen Mitglieder und der deutschen Kunst gefördert.

Ein weiterer Beschwerdepunkt ist die Stellung des Geschäftsführers. Nachdem diesem, durch einen satzungswidrigen Beschluß des Vorstandes, mit der beratenden Mitwirkung an der Jury ein indirekter Einfluß auf die Auswahl der Kunstwerke eingeräumt worden ist, erscheint es bedenklich, daß der Inhaber eines kapitalkräftigen Kunstsalons zugleich Geschäftsführer der Sezession ist, deren Interesse mit dem des Kunsthändlers kollidieren kann. Es muß insbesondere befürchtet werden, daß der Geschäftsführer, ohne es zu wollen, auch in der Sezession derjenigen Kunstrichtung eine besondere Förderung zu Teil werden läßt, die er in seinem Salon vorzugsweise pflegt.

Die letzten Ausstellungen der Sezession, ebenso wie die in der Januar-Hauptversammlung vorgenommene Wahl des Vorstandes und der Ersatzmänner, die eventuell als Jury fungieren, haben eine derartige Verschiedenheit der künstlerischen Grundsätze ergeben, daß ein weiteres Zusammenarbeiten aussichtslos erscheint.

Aus ähnlichen Gründen sind seit Gründung der Berliner Sezession bereits achtzehn Mitglieder, von denen der größere Teil uns künstlerisch nahe steht, ausgetreten."

Willi Döring. Otto H. Engel.
Oskar Frenzel. Victor Freudemann.
Richard Friese. Hermann Hendrich.
Paul Hoeniger. Felix Krause.
Carl Langhammer. Hugo Lederer.
Franz Lippisch. Hans Looschen.
Martin Schauß. Max Schlichting.
Max Uth. Julie Wolf-Thorn.

* Einer unserer Leser erhebt Einspruch gegen die Darstellung der siebenbürgisch-sächsischen Verhältnisse durch Marcel Arpad in Nr. 5 und 8 dieses Jahrgangs. Er schreibt u. a.:

„Von Namensmagyarisierung, zumal „angesehener Sachsen" kann überhaupt nicht gesprochen werden. Vor 2 Jahren haben einige bei der ungarischen Staatsbahn an-

gestellte sächsische Bahnwärter unter der Drohung, daß sie entlassen würden, ihren Namen gegen einen magyarischen eingetauscht. Diese Namensmagyarisierungen kann man an den Fingern abzählen. — Und gar der Abfall vom Glauben! In allen sächsischen Städten sind in den letzten Jahren eine Menge Uebertritte vom Katholizismus zum Protestantismus zu verzeichnen, wie z. B. in der „Kronstädter Zeitung" oft zu lesen ist. Daß bei Mischehen hie und da ein Uebertritt zur katholischen Kirche vorkommt, ist natürlich." Wir werden den Sachverhalt einer genauen Prüfung unterziehen.

Bücherschau.

* Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur neueren Kolonialbewegung von Dr. Alfred Zimmermann, Kaiserlicher Legationsrat. M. 5,—, geb. M. 6,50.

Die Regierung hat Zimmermanns Verdienste zu schätzen gewußt und hat ihn zum Handelsattaché bei der Gesandtschaft in London ernannt. Die Fachmänner der Geschichtsschreibung haben dagegen seine kolonialgeschichtlichen Werke weniger günstig, ja abfällig aufgenommen. Es ist immer schwer, Leute zu beurteilen, die zwei Herren dienen, die sich auf zwei Gebieten zugleich bethätigen. Bekannt ist die Einschätzung von Bunsen, der sich bei Diplomaten für einen Archäologen und unter Wissenschaftern für einen Politiker erklärte und der auf keinem Gebiete für voll genommen wurde. Es kommt eben auf den Mann an. Das abschätzende Urteil mag berechtigt sein, wie bei Bunsen, und falsch, wie bei Goethe, dessen naturwissenschaftliche Entdeckungen schon deshalb nicht gelten sollten, weil er eben ein Dichter.

Sieht man bei Zimmermann genauer zu, so findet man, daß im Grunde sein Streben doch einheitlich. Er ist ganz überwiegend Historiker. Auch „Weltpolitisches", das jüngste Kind seiner Muse, das in ausgezeichneter Ausstattung uns vorliegt, enthält keine Forderung, keine Ratschläge, sondern giebt Entwicklungen, erzählt, wie jetzige Verhältnisse entstanden sind. Ebenso ist bei dem ungeheuren Bau seiner Kolonialgeschichte keine Abzweckung auf die Gegenwart beabsichtigt, sondern lediglich eine Darlegung, wie alles früher gewesen sei. Was für Lehren daraus zu ziehen, kann jeder für sich selbst ausmachen. Was nun bei jenem Bau nicht zu vermeiden war und was dann auch dem Verf. besonders von Fachhistorikern vorgeworfen wurde, daß die Aufstellung und Ausschmückung der einzelnen Zimmer zu wenig zu dem Gesamtplan im Verhältnis stand, daß bei Philippinen und Kuba getrennte Dinge vorgebracht wurden, die doch einer und derselben Politik entsprangen, — es gilt doch bei derartigen Unternehmungen, zunächst einmal Stoff zu sammeln: non omnia possumus omnes — diesen Fehler merzt „Weltpolitisches" aus, indem es einzelne außereuropäische Fragen im Zusammenhange behandelt, nicht selten der innerlichen Einheit selber über Länder und Meere kühn hinweggreifend.

Die Behandlung ist mit Geschick und Sachkenntnis geschehen. Der Stil ist klar und lebendig. Alle ausgewählte Fragen sind wirklich von Belang. Ich nenne davon Entwicklung der britischen Kolonialpolitik, Aufteilung Afrikas, Panamerikanismus, Rußland und Abessynien (auch von Brunnhofer gut behandelt), Rußland und Indien, der deutsche Handel in China. Höchstens wäre der armselige Neufundlandzwist leicht zu missen gewesen. Sir W. Dyke macht zwar alljährlich einen großen Lärm um diesen Sturm im Glase Wasser, allein

Referent wenigstens kann sich nicht davon überzeugen, daß diese Katzbalgerei je internationale Wichtigkeit erlangen könnte. Besonders gelungen finde ich die genaue Darlegung vom Ursprung der Monroe-Lehre, die ich allerdings selber im wesentlichen schon (mich darin gegen Wintzer wendend) im „Wachstum der Ver. St." gegeben habe. Zimmermann macht es über allen Zweifel deutlich, daß mit ihrer Anregung zur Monroe-Lehre die Engländer sich selber eine Grube gegraben. Gelegentlich erlaubt sich der Verfasser einen Ausblick in die Zukunft, wie am Ende des Aufsatzes: Rußland und Indien. Ich glaube, daß auch da der Verf. vorübergehenden Strömungen zu viel Bedeutung geschenkt habe, während über recht wichtige Verhältnisse einfach hinweggegangen wird. Ganz und gar endlich weiche ich vom Verf. ab in dem „Ausgang der Burenstaaten". Ich glaube wie immer, so auch jetzt, daß die Buren gewinnen werden.

A. W.

* Silesiaca in der reichsgräfl. Schaffgotsch'schen Majoratsbibliothek zu Warmbrunn, zusammengestellt von Heinrich Rentwich, 1. Heft.

Man sollte denken, einen derartigen Katalog zu lesen, sei eine gewaltig trockene Arbeit, aber ganz abgesehen von dem künstlerischen Genusse, den die gediegene Ausstattung des vorliegenden Katalogs gemacht, ist es ein wirkliches Behagen, des großen Reichtums schlesischen Schrifttums gewahr zu werden, und an so manchen treuherzigen Titeln sich zu erbauen, wie folgendem: Vergnügte und unvergnügte Reisen auf das weltberufene Schlesische Riesengebirge, welche von 1686 bis 1737 (wobei ein böser Druckfehler, unentschieden ob des Buches oder des Kataloges) [1]) von allerhand Liebhabern angestellet worden sind, die sich in die daselbst befindlichen Schneekoppen-Bücher in gebundener und ungebundener Rede eingeschrieben haben.

Hrsg. und mit Historien von dem abentheuerlichen Rieben-Zahl vergesellschaftet. Nebst einer Vorrede: Von den Wundern, Schönheiten, Vortrefflichkeiten und der natürlichen Beschaffenheit dieser Gebirge. [Von Kasp. Gottl. Lindner.] Th. 1—3. Hirschberg: D. Krahn 1736. (350, 97 S.) 4°. [F.]

Th. 2. [a. u. d. T.:] Fröliche Reise neuer groß und kleinen Riesen, welche Gott in der Höhe zu preisen, auch wunderwürdige Begebenheiten zu schauen, die bey Maria-Hülff und St. Lorentz genannte hohe Riesen- und Schnee-Koppel besuchen.

A. W.

[1]) Wir hoffen, daß sich der Verf. dazu äußern wird.

Neue Lyrik.

* Stefan Zweig „Silberne Saiten" Berlin, Schuster und Löffler.

Eine starke dichterische Befähigung spricht aus diesem Erstlingsbande. Manchmal spuken dekadente Bleichsuchtsideale in seinen Liedern, die die gesunde Kraft des Dichters niederringen wird. Die Besonderheit seines dichterischen Stiles, die Selbständigkeit seiner Ideen und dichterischen Vorwürfe, vor allem aber der echt lyrische, meist natürliche Ton, auf welchen Z. seine Verse stimmt, sind Vorzüge, welche in gleichem Maße in Erstlingswerken von uns kaum vorher gefunden worden sind. M. G.

* Richard Bartz, „Gedichte". Dresden, Pierson.

B. ist einer jener Poeten, die sich in anempfundenen Liebesschmerzen gefallen, Lieder „im Volkston" dichten, in dem sie etwas rein äußerliches erkennen und Heidelieder singen, ohne die Heide jemals gesehen zu haben. Er baut auf der Höhe eines Berges, wo wohl nie Menschen hingekommen sind, einen

Altar, um auf diesem außergewöhnlichen Platz zu beten. Auf den 74 Seiten des Buches finden wir trotz der leidlich glatten Verse nicht einen Gedanken, der wirklich poetische Gestaltung erfahren hätte. B. ist ein Erdichter. M. G.

* Heinr. Wilh. Daniel, „Feld- und Waldblumen-Strauß". 3. Auflage. Bleicherode, Verl. v. Wilh. Niehoff.

Die Gedichte sind vor langen Jahren erschienen und die Erzeugnisse eines Mannes aus dem Volke, eines Bäckers, der nicht das zweifelhafte Glück gehabt hat, entdeckt worden zu sein. Darum ist er auch bescheiden und vor Enttäuschungen bewahrt geblieben. Der kleine Ruhm des Lokalpoeten von Bleicherode hat ihn durch ein langes Leben geleitet und die Freude an seinem hübschen Talent verstärken helfen. Manches aus dem Buche ist so gut, daß es im „Spielmann" Aufnahme finden konnte. M. G.

* Adolf Vögtlin, „Stimmen und Gestalten". Zürich, Verl. von Müller, Werder & Co.

Dr. Vögtlin, ein Schweizer, nimmt es ernsthaft mit seinem poetischen Schaffen. Aber zwischen jener Seelenthätigkeit, die dichterische Vorstellungen schafft, und der sichtenden Geistesarbeit, welche Ordnung in jene Vorstellungen zu bringen hat, klafft eine Kluft: die Geistesarbeit bleibt zu schulmäßig und die Seele ist zu wenig schöpferisch an eindrucksvollen Vorstellungen, und das Ergebnis ist — kein Gedicht. Der Verf. ringt aussichtslos mit der Form, was ihn oft zu erheiternden Seltsamkeiten verleitet. In dem Gedichte „Trüber Regentag" (!) lehnt sich ein Weidenbaum trauernd nieder zum Strom; eine Nixe schlürft seiner Blüten Arom und spricht:

„Komm mit, mein Spießgeselle,
Vergiß doch der Welten Lauf;
Dir, biegsam wie die Welle,
Ich tief in Lieb' erschwelle", —
Schmeichelt sie lüstern hinauf —

und die Sache geht aus, wie's Hornberger Schießen. M. G.

* E. v. Winterfeld-Warnow „Bogdana", Ein Sang aus Lithauens Vergangenheit. Straßburg, Heitz u. Mündel.

Der Verfasserin fehlt die Kraft epischer Gestaltung. Die einzelnen Abschnitte sind ziemlich zusammenhangslos aneinandergereihte Gedichte vorwiegend lyrischen Charakters und der Eindruck, daß hier ein recht dankbarer deutsch-vaterländischer Stoff in Hände gefallen, die ihn nicht zu formen verstanden, wird mit jeder Seite von neuem wachgerufen. Für das Lied scheint die Verf. nicht ohne Begabung.
M. G.

Landschaftliche Hefte
der
Deutschen Zeitschrift.
Preis: jedes Heft **50 Pfg.**

1. **Baltisches Heft.** (In Russland verboten!) Erschien im Februar 1901.
2. **Schwäbisches Heft.** Erschien im Juni 1901.
3. **Schlesisches Heft.** Erschien Mitte August 1901.
4. **Rheinisches Heft.** Erscheint im Laufe d. J.

Bestellungen nehmen alle bessern Buchhandlungen entgegen oder der Verlag **Gose & Tetzlaff, Berlin W. 35, Karlsbad 15.**

Bei Bestellungen auf Grund dieser Anzeigen wolle man sich stets auf die „Deutsche Zeitschrift" berufen.

Der

moderne Panpsychismus.

Eine summarische Kritik des
Idealismus und seiner neuesten Entwicklungsphase.

Von

Albrecht Rau.

Preis: 60 Pf.

Berlin W 35
Karlsbad 15.

Gose & Tetzlaff,
Verlagsbuchhandlung.

85 Jahre

Preussischer Regierungspolitik in Posen und Westpreussen von 1815 bis 1900

Geschichtliche Skizze
von

A. von Boguslawski

Generalleutnant z. D.

Preis M. 1,50.

Berlin 1901.
Karlsbad 15.

Gose & Tetzlaff
Verlagsbuchhandlung.

Werbt für die „Deutsche Zeitschrift", das vornehmste Organ der nationalen Bewegung.

Eigentümer: Dr. Wachler. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Wachler, für den Anzeigenteil: Gose & Tetzlaff. — Verlag von Gose & Tetzlaff, sämtlich in Berlin. — Gedruckt bei Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

Der englisch-japanische Vertrag.

Die Engländer haben ein Sprichwort: Der bellende Hund beißt nicht. Wer gern mit starken Schlagwörtern um sich wirft, bethätigt selten Durchschlagskraft im Handeln. Nichts wird zur Zeit mehr zitiert, als das prächtige Wort Goethes „Ambos oder Hammer sein", niemand wird mehr gepriesen als Nietzsche, weil er klar erkannt, daß es keine Duldung im Völkerleben giebt, daß es sich nur darum handelt, ob wir andere unterdrücken und ausbeuten wollen oder selbst untergepflügt werden, nichts endlich wird in der Politik eifriger empfohlen, als harte, grausame Realpolitik, nichts schärfer verdammt, als Gefühlsduselei.

Und wie handeln unsere Diplomaten? Sie bewirkten die Dazwischenkunft von Schimonoseki, weil dem Herrn von Brandt die Japaner unsympathisch waren. Also Gefühlsmotiv. Sie begünstigten die Engländer gegen die Buren, weil ihrem gesellschaftlichen Gefühl das Gentleman-Ideal vornehmer dünkt, als der rauhe Bauerntypus. Wieder Gefühl. Und man hat es versäumt, sich mit Japan oder China zu verbünden, weil das ganze Abendland einheitlich gegen den buddhistischen Osten stehen sollte. Abfall von dieser Einheit galt gleich einem Verbrechen gegen die christliche Gemeinbürgschaft. Ein Gefühlssuperlativ, eine verhängnisvolle Utopie.

Ich darf von mir sagen, daß ich mehreres von Belang in der Politik vorausgesehen habe. Den Imperialismus der Vereinigten Staaten die Widerstandskraft der Buren — Egelhaaf sagte noch neulich: Kein Mensch in Europa würde Herbst 1900 vorausgesehen haben, daß ... ich bin auch damals für die glänzende Zukunft der Buren eingetreten — ferner das Wiedererwachen politischen Gefühles bei den Deutsch-Amerikanern und den Boxer-Aufstand in China. Einer meiner Lieblingsgedanken war das Zusammengehen mit den Ostasiaten. Ein solches war an und für sich keineswegs sympathisch, aber es war eben deutlich: thun wir nicht, so thun es andere. Das ist nun eingetreten. Rußland hat, wie das den jüngsten Enthüllungen hervorgeht, von dem Boxer- bez. Boxeraufstandes gewußt und hat schon damals mit China gebuhlt und die Mandschurenaffäre zwischen Schurz verschoben. Und nun stimmt auch England unserm prädestinierten Bundesgenossen Japan. Alle Sympathien, die deutsche Gelehrsamkeit, Technik und Verwaltung erwarben, alle Lehren der deutschen Militärinstrukteure, die Thatsache, daß ein in deutschfreundlicher Premierminister wie Katsura, der sieben Jahre bei uns gewohnt, eben am Ruder ist, umsonst. Die Mitglieder, Japan in Bälde gegen [illegible] Mächte [illegible] Bündnis, der militärische und kommerzielle Gewinn, in Bälde. Denn wenn man einig [illegible] nur in China ist unser Handelsanteil, so [illegible] einfach [illegible] entgegen, und wenn es [illegible] ist, daß der Kulturgedanke

des kleinen Japan sich in Riesenschritten dem des gewaltigen Himmelreiches nähert (1150 Mill. Mark gegen 460 im Vorjahre).

Deutschland hat oft mit Nichtchristen sich verbündet, mit Obotriten, Madjaren (gegen die Mähren), Sultan Kamil von Egypten, mit Krimtataren und Osmanen. Besser freilich wäre ein Zusammengehen mit einer starken Westmacht, wie Frankreich oder der Union, wozu sich jetzt gute Gelegenheit zeigt, aber es ist immer rätlich, zwei und drei Pfeile im Köcher zu haben. Mit Japan haben wir einen Pfeil weggegeben. Und der chinesische Pfeil, der übrig bleibt, ist gegenwärtig nicht scharf und spitz genug.[1])

Frankfurt am Main. Albrecht Wirth.

Die Bedrohung des Deutschtums in der Bukowina.

Oesterreich steht heute im Zeichen des Nationalitätenkampfes. Wie verschieden die Politik der einzelnen Nationalitäten auch sein mag, ein Gedanke vereint sie, der Haß gegen das Deutschtum. Wann und wie dieser Kampf sein Ende finden wird, ist heute kaum abzusehen. Auf allen Linien wird gegen die Deutschen Sturm gelaufen. Daß unter diesen Verhältnissen auch an dem östlichsten Pfeiler deutscher Kultur, an dem Deutschtum in der Bukowina, gerüttelt wird, ist nur eine Konsequenz der allgemeinen österreichischen Politik.

In der Bukowina hat das Deutschtum seit der Occupation durch (Oesterreich 1774) sich Schritt für Schritt die Position errungen, die es heute inne hat. Die Bukowina hat in 125 Jahren ein Stück Kulturarbeit leisten müssen, zu welcher anderen Provinzen Oesterreichs die doppelte und dreifache Zeit gegönnt war. Diese Leistung wäre aber nie und nimmer möglich gewesen, wenn man die bukowiner autochtonen Nationalitäten sich selbst überlassen hätte. In dem Völkerkonglomerat von Rumänen, Ruthenen, Polen, Magyaren und Armeniern entwickelte sich mit der von Tag zu Tag zunehmenden Einwanderung der Deutschen eine selbstverständliche Hegemonie derselben. Der kulturelle Unterschied zwischen den Einwanderern und den Autochtonen war zu groß, als daß sich letztere gegen die deutsche Ueberlegenheit hätten wehren können. Bei den zahlreichen heterogenen Elementen, aus welchen die Bevölkerung der Bukowina zusammengesetzt ist, die in kultureller Beziehung den Deutschen gegenüber geradezu Kinder waren, war es selbstverständlich, daß die ganze Kulturarbeit im Deutschtum die einzige Grundlage fand.

[1]) Wir beurteilen das englisch-japanische Bündnis optimistischer als unser geschätzter Mitarbeiter. Unserer Auffassung geben die „Alldeutschen Blätter" folgenden Ausdruck: „Entscheidend für uns ist, daß der russisch-englische Gegensatz dadurch auf die Dauer und in einer Weise festgelegt wird, der sich nicht überbrücken läßt. Zweitens nähern wir uns wieder jenem Verhältnis, das Bismarck geschaffen und das durch das Ungeschick seiner Nachfolger gestört worden war, daß wir nämlich das Zünglein an der Wage zwischen Rußland und England bilden und uns den Gegensatz zwischen den beiden Staaten gelegentlich nutzbar machen. Wir werden von beiden Seiten als Bundesgenosse gesucht sein und brauchen uns doch nicht in Dinge hineinzumischen, die unsere Belangen nicht unmittelbar berühren." D. H.

Mit der vorschreitenden Entwicklung des Landes wuchsen die anderen Nationalitäten heran und wurden allmählich sich ihrer Eigenart bewußt. Das Gefühl der Abhängigkeit und eigenen Minderwertigkeit, daß bisher noch dumpf unter der Schwelle des Bewußtseins lag, trat zu Tage und fing an, die Vorherrschaft der Deutschen unangenehm zu empfinden. Die Rumänen und Ruthenen, die an Zahl stärksten, kamen zum Bewußtsein, daß sie, wenn auch nicht die kulturelle, so doch die numerische Majorität bilden.[1]) Es begann der Kampf gegen die Deutschen, der aber bei dem Mangel autochtoner Intelligenz und der deutschfreundlichen Regierung des Landes dem Deutschtum keine wirkliche Gefahr brachte.

Als erste betraten die Rumänen den Kampfplatz. Die Ruthenen an Zahl zwar etwas größer, kulturell und intellektuell aber tiefer stehend, als die Rumänen, vereinigten sich nicht, wie zu erwarten war, im Kampfe gegen die Deutschen, sondern standen und stehen auch heute noch als erbitterte Feinde sich gegenüber. Und der Kampf dieser beiden Nationalitäten untereinander wurde eine kräftige Stütze des Deutschtums. Die Ruthenen spielten die Rolle der unterdrückten Nation, waren dabei aber stark genug, um eine ausschließliche Herrschaft der Rumänen zu verhindern. Die Deutschen, die in den tiefstehenden Ruthenen keinen beachtenswerten Gegner sahen — ein politischer Fehler, den übrigens auch die böhmischen Deutschen den Tschechen gegenüber begangen haben und der sich heute bereis bitter gerächt hat — traten den Rumänen im Kampfe entgegen. Der Einfluß, den die Rumänen zu einer Zeit im Lande hatten, basierte weniger auf dem rumänischen Volke, als auf einer Clique rumänischer adeliger Großgrundbesitzer, den Abkömmlingen der ehemaligen Bojaren, denen es als den seinerzeitigen Herrn des Landes weniger um das rumänische Volk, als um ihren eigenen Vorteil handelte. Die „rumänische" Politik, die sie trieben, war nicht viel mehr als ein Aushängeschild. In Wirklichkeit war sie nur Familienpolitik, und das Streben aus dem Lande soviel als möglich herauszuschlagen, welchem natürlich eine geordnete deutsche Verwaltung unangenehme Hindernisse in den Weg legte.

Daß einer solchen Partei eine dauernde Existenzberechtigung fehlte, ist klar. Das rumänische Volk fing an, sich eine Intelligenz zu schaffen, die mit ihrem Ursprunge nicht in einer Hand voll adeliger Familien fußte, sondern aus den breiten Volksschichten hervorgegangen war; denn es litt unter der Vorherrschaft der Bojaren nicht weniger, als die übrigen Nationalitäten. Jetzt kamen die Herren freilich langsam zur Erkenntnis und es wurde ein Anschluß des rumänischen Adels an das Volk gesucht. Es wurde nationale Politik gemacht. Damit war der Gegensatz jedoch nicht vollständig überbrückt, wenn auch die beiden Gruppen scheinbar Hand in Hand gingen. Dazu kommt noch, daß die rumänischen Großgrundbesitzer pekuniär immer mehr herunterkommen, indem sie in veralteten Ansichten befangen den modernen Verhältnissen nicht Rechnung zu tragen verstehen und es einen gesetzlichen Adeligenschutz, wie anderwärts in den Fideikommissen, in der Bukowina nicht

[1]) Ruthenen 268.367
Rumänen 208.301
Deutsche 133 501
Andere Nationen 32.326
642.495

giebt.[1]) Außerdem mangelt ihnen der entsprechende Nachwuchs, der den alten Glanz wieder auffrischen könnte. Der geringe halbwegs politisch-reife Nachwuchs scheint jedoch in richtiger Erkenntnis der Dinge, den wahren Stützpunkt rumänischer Politik dort zu suchen, wo er von Anfang an zu suchen war, nämlich im Volke. Schon heute hat die ehemals mächtige Bojarenpartei den größten Teil ihres Einflusses verloren und viele ihrer noch vor kurzer Zeit maßgebendsten Mitglieder sind gegenwärtig zu politischen Nullen herabgesunken, die nur noch das politische Gnadenbrot ihrer Partei genießen.

In diesem Kampfe der Rumänen mit den Ruthenen verbanden sich die Deutschen mit den Ruthenen, und auch heute bilden die Deutschen mit den Ruthenen und Polen die Majorität im bukowiner Landtage. Deutsche Abgeordnete traten im Landtage für die unterdrückten Ruthenen ein und die nächste Folge war die Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Czernowitz. Es wurde auf jede Weise das Ruthenentum gefördert. Daß die Ruthenen bis in die neuere Zeit unterdrückt wurden, ist richtig, das mag vom Gefühlsstandpunkt aus recht traurig sein und Gefühl ist etwas, worauf wir Deutsche immer noch hereinfallen. Die Ruthenen betrachten die Deutschen geradeso als Eindringlinge, die man sich je schneller desto lieber vom Halse schaffen möchte, wie die Rumänen. Heute sind ihnen die Deutschen ein hervorragend nützlicher Bundesgenosse zur Bekämpfung der Rumänen. Ihr Streben geht dahin, die Bukowina zu ruthenisieren und, daß nach der Unterwerfung der Rumänen die Deutschen an die Reihe kommen, ist dann nur noch eine Frage der Zeit. Wie viel von der Bundesgenossenschaft der Ruthenen zu halten ist, erhellt schon aus der Thatsache, daß in einer tschechischen Volksversammlung in Prag, bei welcher Vertreter aller slavischen Nationen Oesterreichs anwesend waren, der bukowiner ruthenische Abgeordnete Pihuliak für die Bekämpfung des Deutschtums in Oesterreich eintrat und eine dahingehende Resolution mitunterfertigte.

Die Rumänen dagegen sind ein für das Deutschtum weit weniger gefährlicher Feind. Sie betrachten zwar die Deutschen in der Bukowina auch als Eindringlinge und die Bukowina als ihr höchsteigenes Territorium, was sie aber viel ungefährlicher macht, ist ein Umstand, dessen sich die Rumänen nur zu gut bewußt sind, dem sie aber gegenwärtig machtlos gegenüber stehen, das ist die gewaltige Zunahme der Volkszahl der Ruthenen und der geringe Zuwachs der Rumänen. In der Bukowina spielt sich seit Jahrzehnten eine Völkerverschiebung ab, die von den leitenden deutschen politischen Kreisen leider nur zu wenig beachtet wird. Man hat mit der nicht weg zu leugnenden Thatsache zu rechnen, daß die Ruthenen immer mehr gegen den Süden vordringen, die Rumänen immer mehr gegen den Süden drängen und ein Abströmen der Rumänen nach dem benachbarten Königreich Rumänien verursachen. Diese Thatsache ist für die Politik des Landes von umso größerer Bedeutung, als sich diese Völkerverschiebung in überraschend kurzen Zeiträumen abspielt. Daß die Bukowina zur Zeit der Occupation durch Oesterreich nahezu ausschließlich von Rumänen bewohnt war, kann aus den zur Verfügung stehenden Quellen mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden. Jedenfalls war die Zahl der Rumänen damals

[1]) Die einzige Ausnahme bildet das Fideikommiß der Freiherrl. Wassilko'schen Familie.

eine viel größere, als die der Ruthenen, ein Verhältnis, welches heute gerade umgekehrt ist. Heute leben um 60000 Ruthenen mehr, als Rumänen in der Bukowina. Der Norden und das Zentrum sind von Ruthenen, der Süden und Südwesten von Rumänen bewohnt. Zahlreiche Namen von Orten, Flüssen und Bergen im Norden, die heute im ruthenischen Sprachgebiet liegen, weisen mit ihrem rumänischen Ursprunge darauf hin, daß diese Gegenden seinerzeit von Rumänen bewohnt waren. Es haben beispielsweise vom Jahre 1880 bis 1890 die Ruthenen absolut um 28677, die Rumänen um 18296 Seelen zugenommen.[1]) Das sind Zahlen, die bei der geringen Bevölkerungsziffer der beiden Nationen ganz bedeutend in die Wagschale fallen.

Die Gründe dieser Zunahme der Ruthenen auf Kosten der Rumänen liegen in dem Volkscharakter dieser beiden Nationen und vielfach auch in der österreichischen Politik. Der rumänische Landbewohner, und nur der kommt hier in Betracht, da es einen Mittelstand bei den Rumänen ebensowenig giebt, wie bei den Ruthenen, steht kulturell höher, als der ruthenische Bauer. Der Rumäne, von Natur mit einem vorzüglichen Sprachentalent begabt, lernt spielend, wenn er mit dem Ruthenen in Berührung kommt, die ruthenische Sprache. Fast alle Rumänen sprechen gleichzeitig rumänisch und ruthenisch. Dadurch, daß die beiden Nationalitäten viel, ganz besonders an den Sprachgrenzen miteinander in Fühlung kommen, stellt sich die Notwendigkeit ein, sich in einer Sprache zu verständigen. Der Ruthene lernt eine fremde Sprache nur in den seltensten Fällen, und immer ist es dann der Rumäne, der die Sprache des Nachbarn sich aneignet. Nun wird die fremde Sprache auch im Familienkreise angewendet, und es tritt regelmäßig der Fall ein, daß bereits in der zweiten oder dritten Generation aus einer rumänischen Bauernfamilie eine ruthenische geworden ist, bei der nur mehr der Name auf ihren eigentlichen Ursprung hinweist. Zur leichten Entnationalisierung des Rumänen kommt noch der Umstand hinzu, daß, wie bereits erwähnt, von einer Verbindung des rumänischen Adels mit seinem Volke kaum die Rede ist. Die rumänischen adeligen Familien, von denen die meisten eigentlich gar nicht rumänischen Ursprungs sind*), huldigen vor allem feudalen Anschauungen.

Besonders ist es aber die slavische Politik in Oesterreich, die das Ruthenentum so mächtig fördert. Den Deutschen, die die zahlreichen Nationen in einem Staatswesen vereint haben, die gewissermaßen den Kitt zwischen den heterogensten Elementen gebildet haben, wird heute von den österreichischen Slaven die Existenzberechtigung abgesprochen.

---

[1]) Zur Illustrierung einige Beispiele.

Bezirk:	Im Jahre 1880. Ruthenen	Rumänen	Im Jahre 1890. Ruthenen	Rumänen
Stadt Czernowitz	18.46%	14.42%	19.09%	14.38%
Radautz	8.62%	64.34%	9.62%	63.20%
Sereth	37.98%	29.88%	42.34%	27.06%
Storozynetz	37.42%	47.92%	37.67%	43.46%
Sugawa	10.73%	64.97%	12.26%	62.12%

Leider stehen uns die Zahlen der Volkszählung von 1900 noch nicht zur Verfügung, welche jedenfalls ein interessantes Material gewähren würde, da die Zunahme der Ruthenen besonders in den letzten 10 Jahren eine bedeutende war.

*) Die Freih. v. Wassilko sind ruthenischen, die Freih. v. Mustaza, v. Hormuzaki, v. Petrino, griechischen, die Prunkul, Botuschan armenischen, die Grigorcea bulgarischen Ursprungs.

Der Kampf gegen die Vorherrschaft der Deutschen ist heute eigentlich nur mehr der Titel für den Kampf um einen slavischen Föderativstaat, eine Idee, die das letzte Ziel aller slavischen Nationen Oesterreichs ist, mögen sie es auch hundertmal leugnen. Die einen treten damit offen hervor, wie die Tschechen, die andern arbeiten im Stillen auf ihr Ziel los, wie die Polen, denen immer noch das „noch ist Polen nicht verloren" in den Ohren klingt. Die heute das Ruthenentum vertretende jungruthenische oder ukrainische Partei sieht als Endzweck ihres Strebens nicht allein die Ruthenisierung der Bukowina an. Diese ist vielmehr nur ein Kapitel in dem großen Buche ihrer Wünsche. Sie arbeitet darauf los, sowohl die bukowiner als auch die galizischen Ruthenen zu einem Staatswesen zu vereinen und zusammen mit den Polen und Tschechen unter der Aegide Oesterreichs eine westslavische Großmacht zu bilden, die, in einem Bundesverhältnis[1]) zu Rußland stehend, die Vorherrschaft des Slaventums in Europa begründen soll.

Man sieht, die Herren sind in ihren Wünschen nicht gerade bescheiden. So utopistisch diese Pläne gegenwärtig auch erscheinen mögen, so kräftig wird jedoch von maßgebender Seite darauf losgearbeitet. Und dieses „Losarbeiten" ist für die österreichischen Deutschen Grund genug, sich ihrer Haut nach Kräften zu wehren.

Die Bukowina ist das Kronland, welches den Ruthenen für ihre Expansionspolitik von der Regierung preisgegeben ist. Denn wenn auch die Polen in dem gemeinsamen Endzweck ihrer großslavischen Zukunftspläne mit den Ruthenen einig sind, so wollen sie doch in der Gegenwart nicht einen einzigen Quadratmeter von Galizien hergeben. Wenn einmal die Bukowina ruthenisiert ist, was natürlich für die bukowiner Deutschen gleichbedeutend mit einem Hinauswurf wäre, dann ist wieder ein Stützpunkt für die slavische Großmachtsidee geschaffen. Den westösterreichischen Deutschen mag die Slavisierung der Bukowina gleichgiltig sein — das Programm Schönerers giebt die Bukowina direkt auf — von den bukowiner Deutschen aber zu verlangen, daß sie ruhig zuschauen sollen, wie ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen wird, ist doch eine starke Zumutung. Bei der Slavenfreundlichkeit der maßgebendsten Kreise in Oesterreich ist es ja nur selbstverständlich, daß auch den Ruthenen mächtige Förderung „von oben" zu teil wird. Das Anwachsen der Ruthenen, deren es zu Ende des 18. Jahrh. circa 7000 im Lande gab, auf 268000 im Jahre 1890 wird wohl kaum auf natürliche Vermehrung zurückgeführt werden können. Die ruthenischen Vereine, von denen die Agitation ihren Ausgang nimmt, werden staatlich subventioniert. Das vor wenigen Jahren in Czernowitz errichtete zweite Staatsuntergymnasium mit ruthenischen Parallelklassen wird zu einem Obergymnasium ausgestaltet, so daß wir in wenigen Jahren eine Generation von Ruthenen besitzen werden, die ihre Volks- und Mittelschulbildung ruthenisch durchgemacht hat.

Wie ja vorauszusehen ist, sieht der Nachbarstaat Rußland mit wohlwollender Sympathie den Bestrebungen der jungruthenischen Partei zu. Ja er treibt seine Sympathie soweit, daß er diese Partei mit ansehnlichen Geldmitteln unterstützt. Diese Thatsache wurde von Seiten des ruthenischen Abgeordneten Pihuliak in der Sitzung vom 9. Februar 1895 im bukowiner Landtage selbst zugegeben. Der genannte Abgeordnete

[1]) Dieses Bundesverhältnis fordert der Gründer der ukrainischen Partei Schewtschenko direkt.

erzählt des längeren und breiteren, wie er als Mitglied der „Ruska beseda" in Czernowitz nach Wien gesandt wurde, um einen Check auf 1000 Rubel bei der Filiale der Petersburger Bank in Wien zu beheben, wie alljährlich zur Zeit der Generalversammlungen russische Agenten kamen, um an denselben teilzunehmen und dem Verein Geldunterstützungen zu überbringen.

Daß diese Geldunterstützungen des öfteren, und zwar ziemlich reichlich, gespendet wurden, beweist die Thatsache, daß die Ruthenen, die ein bekannt armes Volk sind, heute in der Landeshanptstadt Czernowitz ein schönes großes Nationalhaus mit einem Knabeninternat, Vergnügungslokalitäten, Druckerei ꝛc. besitzen.

Bei der Förderung der Ruthenen wird immer auf die rumänische Irridenta mit einer gewissen Angst hingewiesen. Es mag ja Rumänen geben, die mit einer gewissen Sehnsucht nach dem benachbarten Königreich hinschielen, eine Gefahr für Oesterreich ist das aber noch immer nicht. Die gesamte rumänische Nation inklusive der österreichischen und ungarischen Rumänen umfaßt nicht mehr als 10—11 Millionen, während hinter den Ruthenen das ganze Slaventum steht. Die bukowiner Rumänen könnten am Königreich Rumänien kaum eine nennenswerte Stütze finden, dazu sind die Verhältnisse dort zu ungünstig. Das rumänische Volk besitzt nicht die Kraft, sich auszubreiten und Proselyten zu machen. Der Rumäne zieht im Handumdrehen seine Nationalität aus. Daß sich die Rumänen im Königreiche dieser eigenen Schwäche bewußt sind, beweist die Schwierigkeit, in den rumänischen Staatsverband aufgenommen zu werden. Es wird für jeden einzelnen Fall die Zustimmung der Kammer gefordert. Die relativ günstigen Erwerbsverhältnisse in Rumänien lenken einen starken Einwandererstrom ins Land, in dem die Rumänen unvermeidlich untergehen würden, wenn sie sich nicht mit den weitgehendsten Schutzmaßregeln umgeben würden. Es wird zwar immer behauptet, daß die Schwierigkeiten, die dem Fremden bei der Erwerbung des Staatsbürgerrechtes gemacht werden, nur gegen die Juden gerichtet seien. In gewisser Hinsicht ist dies ja richtig. Der tieferliegende Grund aber ist das Bewußtsein der geringen Widerstandsfähigkeit des rumänischen Volkes. Von den Rumänen hat Oesterreich nichts zu fürchten, weil ihnen die Hauptsache fehlt, ein kräftiges Rassenbewußtsein, welches sich durchzusetzen versteht.

Die Ruthenen hingegen sind eine Gefahr, nicht nur für die bukowiner Deutschen, sondern auch für Oesterreich. Wenn die politische Konstellation so bleibt, wie sie jetzt ist, so ist die Zeit nicht mehr fern, da die Ruthenen die Majorität im Bukowiner Landtag haben werden. Dann ist der vollkommenen Slavisierung des Landes bei der slavenfreundlichen Zentralregierung keine Schranke mehr gezogen, und der Untergang der Deutschen in der Bukowina nur mehr eine Frage der Zeit. Das gegenwärtige Zusammengehen der Deutschen mit den Ruthenen hat nur die letzteren gestärkt, ohne den ersteren nennenswerte Vorteile gebracht zu haben. Die beiden Nationen haben nur einen Vereinigungspunkt, die Feindschaft gegen die Rumänen, ihre sonstigen Interessen sind vollständig divergierend. Eine Ausbreitung der Rumänen ist nicht zu befürchten, denn sie kämpfen heute um ihre bloße Existenz. Die Ruthenen hingegen rücken im Offensivkampfe vom Norden nach dem Süden vor. Für die bukowiner Deutschen ist es ebenso eine Lebensfrage, diesem Ansturme des Slaventums mit Erfolg entgegen zu treten, wie für die Rumänen. Und in Erkenntnis dieser Thatsache zeigt sich bereits eine

Annäherung dieser beiden Nationen, welche in einer Rede des rumänischen Reichsratsabg. Lupu im österr. Reichsrat ihren Ausdruck fand, in welcher derselbe sich entschieden für die Beibehaltung der deutschen Sprache als Amtssprache in der bukowiner Verwaltung ausspricht.

Ob sich das Deutschtum in der Bukowina in seiner Isoliertheit auf die Dauer gegen das Slaventum wird halten können, ob dieser kleinen deutschen Insel nicht der Untergang in der slavischen Hochflut in der Zukunft bestimmt ist, ist eine andere Frage. Das Aufgeben der Bukowina im Programme Schönerers mag vielleicht vom nationalen Standpunkte manches für sich haben, wenn auch nicht vergessen werden darf, daß mit den Deutschen in der Bukowina eine Stütze des Deutschtums und des österreichischen Staatsgedankens fällt. Von den bukowiner Deutschen kann man aber nicht verlangen, daß sie, weil ihnen in kaum absehbarer Zeit vielleicht der Untergang droht, schon heute die Flinte ins Korn werfen sollen. Nach diesem Rezepte müßte man einen Schwerkranken, der ja schließlich doch einmal sterben muß, eine Kugel durch den Kopf jagen. Die bukowiner Deutschen können nicht mit Verhältnissen aus dem Jahre 2000 rechnen, sondern müssen sich an die Gegenwart halten. Heute ist das Ziel ihrer Politik, die Position, die sie sich durch ein Jahrhundert der Arbeit erworben haben, zu behaupten.

Es ist weit gefehlt, wenn man die Bedrohung des Deutschtums in der Bukowina durch die Ruthenen, als eine Frage rein lokaler Natur betrachtet, die für den Westen Oesterreichs nicht der Beachtung wert ist. Durch die Slavisierung der Bukowina ist gewissermaßen eine Arrondierung des slavischen Gebietes geschaffen und die 9 Reichsratsmandate, die heute in den Händen der Rumänen und bukowiner Deutschen sind, sind bei den politischen Verhältnissen in Oesterreich auch nicht ganz ohne Bedeutung. Ja nicht nur für Oesterreich, selbst für das deutsche Reich ist diese Frage von Interesse. So sehr auch heute eine Lokalisierung des Nationalitätenkampfes in Oesterreich angestrebt wird, gleichgiltig kann dieser Kampf den benachbarten Staaten schließlich ebensowenig sein, wie es dem Hausbesitzer gleichgültig sein kann, wenn des Nachbars Haus in Flammen steht. In der allslavischen Politik ist die Eroberung der Bukowina ein wichtiges Kapitel. Wenn auch das Endziel dieser, die Schaffung einer westslavischen Großmacht, heute absurd klingt, so darf jedoch nicht vergessen werden, daß heute schon darauf losgearbeitet wird. Die polnischen Provinzen Preußens gehören in Augen des Polen ebenso, wie Galizien oder russisch Polen zum geträumten Königreich Polen. Dies zeigen nur zu deutlich die gegenwärtigen Ereignisse in Posen. Und Deutschland ist an dem Erstehen einer westslavischen Großmacht beinahe ebenso interessiert, wie Oesterreich. Durch diese weitausschauenden Pläne gewinnt der Kampf der Deutschen in der Bukowina gegen die Slaven eine über rein lokales Interesse weit hinausgehende Bedeutung.

F. Riede.

Drei Jahre nationaler Politik in der Nordmark.[1])

Die dänische Wühlerei ist bisher zum großen Teil betrieben worden in den dänischen Vereinen und ihren wie anderen Versammlungen, in denen Berufsagitatoren das Wort führten. Nicht mit Unrecht hatte der

[1]) Vgl. Heft 10, S. 345 ff.

Abg. Hanssen sie die Außenwerke und Stützpunkte der dänischen Wühlarbeit genannt. Konnte ihre Thätigkeit geschwächt werden, so war viel gewonnen. Der Nordschleswiger ist von Haus aus ruhig und besonnen, von starkem Autoritätsgefühl besessen. Wurde diese Bevölkerung aber durch ihre Presse, durch Bearbeitung seitens der unruhigen Geister, deren es natürlich überall einige giebt, bewegt, in die Vereine nicht nur sich einzumelden, sondern an den häufigen größeren und kleineren Versammlungen sich zu beteiligen, so wurde sie dort immer und immer wieder aufgereizt zum Widerstande gegen die Obrigkeit. Es wurde ihr geradezu Hoffnung gemacht auf baldige Wiedervereinigung mit Dänemark, diese selbst als eine ganz berechtigte Forderung hingestellt, der berüchtigte § 5 des Prager Friedens als noch zu Recht bestehend und die Aufhebung durch die Uebereinkunft mit Oesterreich von 1878 als null und nichtig erklärt. Der gemeine Mann glaubte diese Flunkereien um so leichter, als man alles vermied, was die Zuhörer zaghaft machen, die Agitation abschwächen konnte, wie Hanssen das selbst gegenüber dem Untersuchungsrichter gestanden hat.

Die landwirtschaftlichen Vereine, die sich mit Politik befaßten, der Hadersleb ener und Apenradener wurden für politisch erklärt und sind seitdem lahmgelegt, die allermeisten Mitglieder meldeten ihren Austritt, um in unpolitische Landwirtschaftsvereine zu treten, die ängstlich jede Spur von Politik vermeiden. Fast alle Vortrags-, Dilettanten- und ähnliche Vereine sind außer Thätigkeit. Den Wirten wurde nahegelegt, daß sie auf keine Vergünstigungen irgend welcher Art rechnen dürften, wenn sie dänischen Versammlungen ihr Lokal öffneten. Daß jetzt nicht ein Wirt die dänischen Versammlungen aufnimmt, „so ist das natürlich vorläufig eine Niederlage für das Dänentum und soweit ein Sieg für die Köller-Politik", sagt „Flensborg Avis". Der „Hejmdal" sucht der Sache die gute Seite abzugewinnen, daß nun Versammlungshäuser erbaut werden. Wenn aber auch eine Anzahl solcher Häuser erstehen, so wird bei der noch nicht eingestellten Ausweisungsmaßregel der Besuch nicht im Entferntesten an die früheren Massenversammlungen heranreichen. Es kommt dazu noch Eins. Seit einem Jahre oder zwei wird den Landleuten, die an den dänischen Versammlungen oder an dänischen Vereinen sich beteiligen, nicht gestattet, dispensierte Schulkinder in Dienst zu nehmen. In zahlreichen Fällen sind auch aus diesem Grunde Männer aus den dänischen Vereinen ausgemeldet worden, haben sie sich von den wenigen kleinen Versammlungen ferngehalten.

Vielleicht noch aufreizender als die Versammlungen wirkten die planmäßig arrangierten Massenausflüge nach Dänemark. Bei diesen hatte man es vielfach auf die Jugend abgesehen. Beispielsweise sandte man die eben entlassenen Reservisten nach Kopenhagen, quartierte sie hier in Privathäusern ein, feierte sie und toastete sie an auf jede mögliche Weise. Umgekehrt ging dann der Zug dänischer Touristen, besonders von Studenten und Lehrern in den Ferien hierher, um so den geistigen Konnex aufrecht zu erhalten. Daß dieses gelang, zeigte sich vor längeren Jahren sehr drastisch darin, daß die Zöglinge der Abteilung B, der sog. dänischen Abteilung, am preußischen Lehrerseminar zu Tondern dänische Studentenmützen trugen. Da die Träger doch nicht riskieren mochten, das dänische Nationale an der Mütze zu zeigen, wählten sie ein gleichgeformtes silbernes Kreuz. Der ganze Unfug wurde zwar bald gehindert, aber daß er überhaupt an einem königlich preußischen Seminar von angehenden Lehrern inszeniert werden konnte,

zeugt doch davon, wie weit derselbe um sich gegriffen hatte. Schon unter dem Oberpräsidenten von Steinmann hatte die Regierung einmal gegen die Massenausflüge Maßregeln ergriffen, nämlich 1881, als an einer solchen Reise dänische Unterthanen, Angehörige dänischer Lehrer u. a. teilnahmen. Bei der Rückkehr waren die Teilnehmer so fanatisiert, daß sich junge Mädchen, wie es in einem amtlichen Bericht heißt, „wie verrückt" geberdeten. Damals folgten gerichtliche Strafen und mehrfache Ausweisungen, auch Amtsentlassungen.

Seit dem energischen Auftreten von Köllers sind solche Ausflüge ins „gelobte Land" fast ganz unterblieben, und kommen sie in ganz geringem Maße noch einmal vor, dann sucht die dänische Presse die Sache ganz totzuschweigen. Früher brachte über solche Besuche die Presse spaltenlange Berichte mit den Reden, die bei solchen Gelegenheiten von hiesigen Leuten und von ihren Freunden in Dänemark, öfters hohen Beamten und Militärs, gehalten waren, ja selbst die ganzen Predigten, die bei Festgottesdiensten nach freigewählten Texten mit durchaus politischem Zuschnitt vorfielen. Bei der jetzigen Vertuschung aller dieser Reisen und was dabei vorfällt, erfährt die Mehrzahl der dänischen Leser in Nordschleswig nichts von denselben, und besonders können die Reden u. s. w. in den zerstreuten Heimen nicht mehr ihre aufreizende Wirkung entfalten.

Die dänische Presse hat natürlich noch immer einen starken Einfluß auf die Bevölkerung, und es ist nicht leicht, diesen zu brechen. Es ist aber notorisch, daß die Verbreitung der dänischen Blätter nicht in dem Maße zugenommen hat, wie früher, während die deutsche Presse vorwärts gekommen ist. Das Erstere gesteht der „Flensborg Avis" und fügt hinzu, das könnten die Deutschen sich gutschreiben. Daß eines der früheren protestlerischen Organe, „Dannevirke", eingegangen und ein neues dänisches Blatt mit durchaus gemäßigter Tendenz verbreitet wird, kann zur Herbeiführung ruhiger Zustände nur günstig wirken. Dieses von einer Dame, Frau von Wildenradt-Krabbe, redigierte Blatt ist von Anfang an bitter angefeindet worden von den Protestblättern, die eben keine Ruhe wollen, mag die Unruhe auch viel Unglück über nordschleswigsche Heime herbeiführen. „Det gamle Dannevirke", jenes gemäßigte Blatt, ist aber gerade der Krystallisationspunkt der ruhigen Elemente der Bevölkerung geworden, wie sich aus verschiedenen Zuschriften aus derselben gezeigt hat.

Bekanntlich läuft die dänische Agitation vor allen Dingen darauf hinaus, die dänische Sprache möglichst zu erhalten in Kirche und Schule. Gerade der Kampf um die Sprache in der Schule ist seit 20 Jahren und besonders seit der Sprachverfügung von 1888 ein sehr erbitterter, da ganz natürlich die Schulsprache am Ende auch die Kirchensprache beeinflußt. Hatte schon Herr von Steinmann durch seine segensreiche und mit fester Konsequenz aufrecht erhaltene Verfügung die deutsche Sprache mächtig gefördert, so hat von Köller einen weiteren Schritt gethan, der noch dazu gar keinen Anlaß geben konnte zu Klagen von gegnerischer Seite. Es wurde 1899 durch Umfrage bei den Eltern festgestellt, wer für seine Kinder ganz deutschen Unterricht wünschte, also auch den Wegfall der 4 dänischen Religionsstunden. Es meldeten sich überraschend viele, so daß z. B. in einem Kirchspiel (Klipleff), das überwiegend dänisch gesinnt ist, 153 Kinder rein deutschen Unterricht erhalten, nur 80 noch dänischen Religionsunterricht genießen. Es zeigt dieses Beispiel, daß die vielen Klagen der „dänischen" Vertreter im Ab-

geordnetenhause über die Vergewaltigung der Sprache durchaus nicht in dem Maße Wurzel finden in den Gemeinden, wie jene Männer glauben machen wollen.

Diese geschickt durchgeführte Förderung der deutschen Sprache ist durchaus ein positives Resultat der Köllerschen Zeit. Ebenfalls fördernd für das Deutschtum ist der Ankauf größerer und kleinerer Besitze seitens des Domänenfiskus in allen Teilen der Nordmark. Ueber eine Reihe von Ankäufen schweben noch die Unterhandlungen. Die Bedeutung dieser Käufe erhellt vielleicht am klarsten aus dem Benehmen der dänischen Presse, die nicht müde wird, die dänischen Männer für solche Verkäufe mit Titeln wie Landesverräter zu belegen. Hand in Hand mit diesen fiskalischen Ankäufen geht ein zwar langsamer, aber stetiger Besitzwechsel aus dänischen in deutsche Privathände. Hat Herr von Köller diesen letzten Vorgang direkt nicht fördern können, so haben es seine Maßnahmen indirekt sehr wohl gethan, denn der Deutsche vom Süden geht entschieden lieber in die nördlichen Gauen, wenn er da ruhig leben kann, ohne chikaniert zu werden von einer fanatisierten Bevölkerung und wenn seine Kinder überall ganz deutschen Unterricht genießen können und nicht wie früher Taubstummen ähnlich in den dänischen Religionsstunden sitzen brauchen.

Den Deutschen ist der Kamm geschwollen, sagte in diesen Tagen der „Flensb. Avis", sie schließen sich mehr und mehr zusammen. Ja wohl! Sie haben das resignierte Anmwegestehen aufgegeben, das früher um sich zu greifen drohte, als die dänische Wühlerei in Blüte stand, als gar das dänische Element sich von Jahr zu Jahr mehrte aus dem Zugang der aufgenommenen Optanten. Die Deutschen auch in den kleinen Orten treten offen mit ihrer Nationalität hervor, man lernt Leute als Deutsche kennen, von denen man bisher nicht wußte, welcher Gesinnung sie waren. Es wird den Dänen schwer sein, Deutsche durch Lockungen an sich zu ziehen oder durch wirtschaftlichen Druck ihnen Beiträge zu dänischer Propaganda abzuzwingen. Das deutsche Nationalbewußtsein ist mächtig emporgeflammt in den letzten Jahren. Haben daran der „Deutsche Verein für das nördliche Schleswig" und die Presse unserer Partei ihr redlich Teil, so nicht minder die Politik der festen Hand mit ihrer Niederhaltung der Agitation der Dänen und ihrer Förderung des Deutschtums.

„Wo Deutsche sich versammelt haben in den letzten Jahren, da ist dem Dankgefühl gegen den Oberpräsidenten von Köller in der wärmsten Weise Ausdruck gegeben worden, in einer oft so spontanen Weise aus der Mitte der angesessenen Bevölkerung heraus, daß es jeden, der das ruhige, besonnene Wesen unseres Volksschlages kennt, Wunder nahm". Diese Worte der „Nord-Ostsee-Zeitung" reden durchaus wahr, wie ich aus eigenster Wahrnehmung bezeugen darf.

Was soll man da sagen, wenn deutsche Blätter der freisinnigen und sozialdemokratischen Richtung Herrn von Köller nicht nur bei der Durchführung seines Programms in den Rücken fielen, sondern nun bei seinem Scheiden auch ihm jedes Resultat absprechen wollen. Diese deutschen Blätter haben sich das nicht etwa von hier aus reiner Quelle berichten lassen, sondern sie haben das unzuverlässigste der dänischen Protestblätter als Wahrheitszeugen genommen, den „Hejmdal" des Abg. H. P. Hanssen. Dieser Mann hat schon vor Jahren zugegeben, daß er Unannehmlichkeiten seinen Hörern in Versammlungen nicht berichtete, damit sie nicht zaghaft würden, damit seine Agitation nicht ab-

geschwächt würde. Dasselbe Prinzip hat sein Blatt. Die Sache der Dänen wird als im rosigsten Licht stehend geschildert. In einem Artikel „die Bilanz der Köllerpolitik" wurde das nun so kräftig ausgeführt, daß die genannte freisinnige Presse („Kiel. Ztg.", „Berl. Tagebl.") und mehrere sozialdemokratische Blätter auf Grund dieses Lügenberichts gegen Herrn von Köllers nationale Politik loslegten. Sie haben sich auf das Schmählichste vom „Hejmdal" nasführen lassen, wie daraus hervorgeht, daß die dänischen Blätter, besonders das angesehenste, „Flensb. Avis", in scharfer Weise die Schönfärberei nachwiesen. Der „Flensb. Avis" weist in einem 4 Spalten langen Aufsatz im Gegenteil die Schädigungen nach, die das Dänentum erlitten und hebt dabei die persönliche Gutmütigkeit von Köllers hervor, der gewiß Keinem ein Leid anthun wolle, weshalb die dänische Presse gegen ihn auch nicht so vorgegangen sei, daß irgend eine „Köllerbeleidigung" in den 4 Jahren seines Hierseins vorgefallen sei.

Am treffendsten bezeichnet „Det gamle Dannevirka" den „Heymdal"-Artikel. Er müsse heißen „Fingierte Abrechnung" und sei derart, wie Firmen, die vor dem Zusammenbruch ständen, ihn veröffentlichen mit Ausgabenverschweigungen und fingierten Einnahmeposten.

Mögen auch einige deutsche Zeitungen, die dem Schauplatz der Begebenheiten fernstehen, fortfahren, ihre Kentnisse aus dänischer Presse zu schöpfen und dann als höchste Wahrheit an den Markt zu bringen, hoffentlich schadet das der Entwicklung der nordschleswigschen Angelegenheit in Zukunft so wenig, als bisher. Hier ist der einmütige Wunsch aller Deutschen, daß nicht geschwankt werde in den Maßnahmen der Regierung, und derjenige zahlreicher dänisch gesinnter Leute mit uns, daß Ruhe im Lande sein solle zum Segen der wirtschaftlichen Entwicklung der Nordmark.

Lügumkloster. Harald Petersen.

Das habsburgische Donaureich als Bestandteil des deutschen Volksgebiets [1]).

Zum Schluß erscheint es angebracht, den heutigen Besitzstand unseres Volkstums im Donaureiche unter Vergleichung der früheren nationalen Grenzen festzustellen, die ja noch nicht dauernd verrückt sind. Eine thatkräftige deutsche Herrschaft kann binnen eines Menschenalters mit Leichtigkeit das frühere Volksgebiet unter Entfernung des oberflächlichen undeutschen Firnisses wiederherstellen, der in Ungarn zum Teil nur in dem billig gekauften magyarischen Namen besteht. Vielleicht wird dann der biedere neu gebackene magyarische Oberbürgermeister von Budapest wieder zum ehrlichen Deutschen, der er vorher gewesen ist. Schon in den vornehmsten Adelsgeschlechtern Ungarns hat er übrigens von Alters her Vorgänger gehabt. Das Fremde war ja stets unsere Schwäche. Der Reiz Roms mag ebenfalls darauf beruhen, wenn sich auch das nationale Gewissen des oesterreichischen Centrums nach reichsdeutschem Vorbild aus Furcht vor der stets gefoppten Wählerschaft nunmehr stärker zu regen scheint.

[1]) Vgl. Heft 9, Seite 294 und Heft 10, S. 339 ff.

Die genaue zahlenmäßige Feſtſtellung iſt für die Gegenwart ſehr erſchwert, da wiſſenſchaftliche Forſchungen über 1870 nicht hinausgehen, die amtlichen Erhebungen von 1890 aber zu Ungunſten des Deutſchtums von ſlawiſch-magyariſcher Seite beeinflußt und das neuſte Ergebnis noch nicht abgeſchloſſen iſt. Daher ſind blos Schätzungen mit groben Zahlen möglich, wobei ſtets die abſichtlichen amtlichen Fälſchungen ſlawenfreundlicher und magyarentoller Behörden zu beachten ſind. Auch iſt das Deutſchtum durch ſeine Gleichgültigkeit und nationalen Abfall aus Geſchäftsrückſichten und amtlicher Liebedienerei ſelbſt mitſchuldig. Die deutſchen Beamten Ungarns gelten natürlich als Vollblutmagyaren, der verfloſſene urmagyariſche Miniſterpräſident Weckerle nebſt dem Erzherzog Palatin an der Spitze, obgleich kein Tröpflein Finnenblut in deren Adern fließt. Auch der deutſch-böhmiſche Adel, der mit ſeinen tſchechiſchen Beamten und Knechten nur mühſam in deren Sprache redebrecht, wird zum Blutsgenoſſen des ſtark germaniſierten einheimiſchen Adels, deſſen rein tſchechiſcher Stammbaum übrigens noch ſehr zweifelhaft iſt. Die Geſchichte und Menſchenkunde lehren uns, daß das Randgebirge Böhmens und ſeiner Nebenländer, wie Ungarns Weſtkarpathen eine ältere deutſche Bevölkerung aufweiſen, als die ſpäteren tſchechiſchen, polniſchen und magyariſchen Einwanderer. Dieſe Urſchicht wurde durch den ſpäteren deutſchen Strom in die Ebenen Böhmens und Ungarns natürlich verſtärkt. Nur die deutſchen Niederlaſſungen im Flachland ſind nachſlawiſche und nachmagyariſche Anſiedlungen auf beſondere Einladung der königlichen Herrſcher. Das Städteweſen, wie überhaupt die Stadtbevölkerung ſind dann reindeutſch geworden. Blos der Adel und die niedern Dienſtleute waren fremden Stammes. Aber auch mächtige Herrengeſchlechter erſtanden in den Ländern der Wenzels- und Stefanskrone ſelbſt. Die böhmiſchen Roſenberg waren ſelbſt der Krone gefährlich und wurden nur durch ſlawiſche Tücke geſtürzt, da offene Gewalt an ihren Trutzburgen zerſchellen mußte. Die Huſſitenkriege und der blutige Aufſtand zu Beginn des 30jährigen Krieges haben die tſchechiſche Bevölkerung ſo gelichtet, daß ſie ſich gegenüber der deutſchen in erheblicher Minderzahl befand. Das gegenwärtige umgekehrte Verhältnis iſt nicht allein eine Folge der größeren Fruchtbarkeit des auf ſehr niederer Geſittungsſtufe ſtehenden und darum urwüchſigeren Volkes, ſondern vielmehr der nationalen Schwäche des herrſchenden deutſchen Stammes, der ſich dank der undeutſchen habsburgiſchen Regierung einfach verſlawen ließ. Die Zweiteilung Böhmens muß ſomit als deutſche Selbſtverſtümmelung gelten, mag ſie auch realpolitiſch wenigſtens die Erhaltung des geſchloſſenen Volksgebiets ſichern. Sie giebt aber die kleinen Volksſplitter und unbedeutenderen Sprachinſeln dem zum Teil garnicht reinen Tſchechentum kleinmütig preis, das ſich nur von deutſchem Blute nährt. Die Führer, nach ſchlechter öſterreichiſcher Sprechweiſe die Intelligenz iſt mehr deutſch als ſlawiſch, wenn auch ſchon ziemlich verjudet, was der ſchlimmſte Fluch der Wiener Lotterherrſchaft iſt. Die Zählung von 1890 ſtellt in der deutſchen Steiermark neben 850000 Deutſchen über 400000 Slowenen feſt. Die ſlowениſche Sprachkenntnis der Deutſchen iſt hier arg gemißbraucht worden, wenn dieſes Verhältnis auch teilweiſe auf die ſtärkere ſlawiſche Vermehrung zurückzuführen iſt. Amtlicher Druck und nationale Schwäche ſind jedoch die Hauptgründe.

Das böhmiſch-mähriſch-ſchleſiſche Landgebiet umfaßt faſt $3^1/_4$ Mill. Deutſche, denen über $5^1/_2$ Mill. Tſchechen gegenüberſtehen. Der Hundertſatz der abtrünnigen Deutſchen iſt freilich dort beſonders groß, denn das

deutsche goldene Prag ist äußerlich zur Hussitenstadt geworden. Kolin heißt eigentlich Köln a. d. Elbe. Die deutschen Ortsnamen in den tschechischen Bezirken beweisen den Fortschritt der Entdeutschung. Das quadische Schönhengstler Ländchen ist gleich andern jetzt zu einem von der slawischen Flut umbrandeten Sprachenland geworden. Wie Eger altfränkisches Land, so ist Reichenberg eine thüringische Siedlung Meißens, deren Anschluß an Böhmen nur dessen deutschen Königen zu danken ist, die ja auch Kurfürsten des alten Reiches waren. Budweis, die uralte Stadt der stolzen Rosenberg, liegt schon vereinsamt, während sie früher mitten im deutschen Volksgebiet geborgen war. Trotz des natürlichen Zuwachses betrug aber noch 1870 das Deutschtum über $2^3/_4$ Millionen Seelen, sodaß wir bei der üblichen Volksvermehrung binnen eines Menschenalters allein unter der Wenzelskrone einen Verlust von einer halben Million unserer Volksgenossen zu beklagen haben. 1846 machten die Deutschen noch über 42% der Gesamtbevölkerung aus, obwohl das Metternichsche System keineswegs die aufgeklärten Deutschen liebte oder sie gar gegen die begonnene Vergewaltigung der unwissenden slawischen Menge schützte. Die Zweiteilung Böhmens würde nur die Vertschechung verewigen, während die allgemeine deutsche Staatssprache die Möglichkeit einer Zurückgewinnung der alten Grenzen offen läßt. Die Deutschen haben überall auch im geschlossenen tschechischen Sprachgebiet feste Wohnsitze, während der tschechische Arbeiter nur ein Wanderer ist, den der deutsche Lohn lockt. Aber er ist leider bei drängender Arbeit auch schwer zu vertreiben, da der gebildetere und gelernte deutsche Handwerker höhere Ansprüche stellt. Die Polen im rheinisch-westfälischen Industriebezirk bilden das Gegenstück dieses slawischen Einbruchs sogar im Westen des kleindeutschen Reiches.

Die Schädlichkeit des kleinmütigen deutschen, von den Alldeutschen jetzt mit Recht bekämpften, Vorschlages auf Trennung der Volksstämme in der Verwaltung läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß der Alttscheche Rieger der Vater des Gedankens ist. 1848 suchte er durch eine Zweiteilung Böhmens in ein deutsches Bojerheim und ein slawisches Tschechowien die Selbständigkeit seines (?) Volkes mit dem Geschick des entdeutschten Renegaten zu retten. Er hoffte dadurch die großen deutschen Sprechinseln im tschechischen Volksgebiet mit Hülfe der Regierungsgewalt zu gewinnen und das Machtverhältnis der beiden Stämme zu Gunsten der Tschechen zu verschieben. Thatsächlich ist der ersehnte Rückgang des Deutschtums inmitten der slawischen Ueberschwemmung eingetreten. Umso kräftiger müssen aber die Deutschen für den Rückstau sorgen und nicht leichtherzig die Hälfte ihres Volkstums der tschechischen Willkür preisgeben. Vergessen wir nicht, daß selbst die Führer und Gründer beider tschechischen Parteien Deutsche waren und sind. Der deutsche Rektor der Landeshochschule Jungmann schuf erst die tschechische Schriftsprache, Rieger die nationale Partei. Die Jungtschechen Engel, Gröger (Gregr) und Herold zeigen schon im Namen ihren schmählichen Abfall vom angestammten Volkstum.

In den slowenisch-durchsetzten Alpenländern ist der Auskauf der Berghöfe, ja ganzer Dörfer durch reiche Kapitalisten und deren Verwandlung in Jagdgründe ein bedenklicher Umstand der Entvölkerung und Entdeutschung. Auch das Zweikindersystem der Großbauern beschränkt die Volksvermehrung, während die Slowenen sorgenlos eine zahlreiche Nachkommenschaft in die Welt setzen, die als Arbeiter und

Bergleute nicht nur ihr Brot finden, ſondern auch die deutſchen Wettbewerber verdrängen. Roſegger ſchildert ergreifend dieſe Bergflucht ſeiner Heimatgenoſſen. Leider ſitzt der Deutſche aber vorzugsweiſe auf der luftigen Höhe und überläßt den Slowenen das breite Thal und damit die beſſere Ackernahrung. Freilich wäre es die Pflicht der Regierung, dem Bauernlegen in Steiermark und Kärnthen zum Vergnügen, teilweiſe ſogar ausländiſcher Geburts- und nochmehr Geldmagnaten einen Riegel vorzuſchieben und damit gerade das Deutſchtum zu erhalten und zu ſtärken. Sozial iſt der Vorgang gleichfalls bedenklich, obwohl das öſterreichiſche Ackerbauminiſterium ſonſt eine erfreuliche Rührigkeit zeigt und ſicherlich den Vorwurf der Begünſtigung des Großgrundbeſitzes zu Waidzwecken mit Entrüſtung zurückweiſen wird. Thatſächlich wirkt die Verödung der Almen aber in dieſer national- und ſozialbedenklichen Weiſe. Im Süden der deutſchen Alpenländer ſtützt ſich das Slowenentum auf die benachbarten und ſtammesgleichen Kroaten, während die Deutſchen in Krain bereits in der Zerſtreuung kämpfen. Das Ländchen Gottſchee in Krain iſt dazu ſo arm, daß dieſe fleißigen Deutſchen in ihrer Mehrheit auswärts ihren Verdienſt ſuchen müſſen. Die kahlen Hochflächen des Karſtes lohnen ſchlecht die Mühe und bedürfen einer weit eindringlicheren Bodenbearbeitung, als ſie die kargen Mittel der beſcheidenen Bewohner geſtatten. Auch hier bietet ſich der Regierung ein weiter Wirkungskreis. Im Karſt hat der Slowene den Deutſchen bereits verdrängt oder aufgeſaugt. 1870 zählte der deutſche Teil Kärntens 250000 Köpfe, während die freilich nicht einwandsfreie Schätzung von 1890 nur etwas mehr Deutſche zählte, dagegen das Slowenenelement auf über 100000 Seelen anſchwellen ließ. In Krain erhält ſich faſt nur noch die Sprachinſel Gottſchee. Die neuerfundene ſlowениſche Amtsſprache, der eine ganz unentwickelte ſlawiſche Mundart zu Grunde liegt, hat dieſes Wunder erreicht. Dabei iſt die Geſittung aller 3 Kronländer lediglich deutſch und ſlowениſch ſtets die Sprache der ſcharwerkenden Schicht geweſen. Die deutſchen Ortsnamen Krains beweiſen den Rückgang unſeres Volkstums, da die Ortſchaften natürlich auch deutſche Siedlungen geweſen ſind. Selbſt dieſer minderwertigſte Slawenſtamm hat ſich ſtärker als das Herrenvolk erwieſen.

Noch 1655 füllte die rota Romana, der oberſte Gerichtshof der Kurie, die Entſcheidung, daß die Krainer keine Illyrier, d. h. Slawen, ſondern Deutſche ſeien. Deutſchfreundliche Geſinnungen haben die höchſte Kirchenbehörde wohl nicht zu dieſer Feſtſtellung bewogen, obwohl gerade im 16. Jahrhundert eine ſtarke ſerbiſch-kroatiſche Einwanderung aus dem Oſten infolge der türkiſchen Eroberung Südoſteuropas erfolgt war. Bezeichnend ſind die Krainer Deutſchdörfer „Nemskaves", deren Name ſchon den deutſchen Urſprung kundgiebt.

Die grüne Steiermark hat ſogar außer der ſlowениſchen Ueberflutung dieſes urdeutſchen Kronlandes unter tſchechiſcher Einwanderung bei Voitsberg und Köflach zu leiden, obſchon deren Verdeutſchung ausnahmsweiſe gelungen. Dafür hat ſie aber bei Fürſtenfeld die ſog. deutſchen Hotter (magyariſch Hatar-Feldmark) an Ungarn bei einer Grenzberichtigung abtreten müſſen und ſomit der Entdeutſchung preisgegeben, obwohl fraglich die ungariſchen Grenzſtriche rein deutſcher Bevölkerung ſind.

Die ſchlimmſten Folgen hat der Sprachenkampf freilich in Tirol und im Küſtenland gezeitigt, da dort der Hochmut des weder an Bildung noch Vermögen dem Deutſchen gleichſtehenden Italieners auch äußerlich

die Spur deutſchen Herrſchaft verwiſcht hat, indem er die alten guten deutſchen Ortsnamen einfach verwelſchte und die öſterreichiſche Regierung ihm willig folgte. Freilich war dieſer Norditaliener dem Bluten ach ein verwelſchter Deutſcher; Bajuvare, Gote und Longobarde. Die terra ferma Venedigs iſt kerndeutſch und die rotblonden, üppigen hohen Frauengeſtalten Titians dem deutſchen Feſtlande der Republik entlehnt. Noch heute ſind Friaul und das bergige Venetien nur äußerlich ſprachlich italieniſche Landſchaften, wofür auch die deutſchen tredeci und setti communi Venetiens im Südoſten Tirol Zeugnis ablegen. Tappeiner hat authropologiſch feſtgeſtellt, daß ſogar der Welſchtiroler und Friauler reiner germaniſch iſt, als der Deutſchtiroler.

Hatte ſchon das Trienter Konzil (1545—63), wo unter 233 welſchen Prälaten nur 2 deutſche Biſchöfe anweſend waren, Südtirol entdeutſchenden Einflüſſen preisgegeben, ſo verwelſchte die Modethorheit der Landesfürſten von Erzherzog Ferdinand II. an mit Schluß des Konzils bis auf Ferdinand Karl ein volles Jahrhundert hindurch ſelbſt die Landeshauptſtadt Innsbruck und die Landesverwaltung. Italieniſche Jeſuiten und Mönche betrieben zugleich das Werk der Gegenreformation mit durchſchlagendem Erfolge. Höfiſche Sitte und der Bekenntniseifer legten nunmehr dauernd Breſche in unſer gefährdetes Volkstum auf der ſüdlichen Alpenwacht. Bezeichnender Weiſe mäßigte der letzte habsburgiſche Landesfürſt noch als Biſchof von Trient dieſen Entdeutſchungseifer. Aber ſelbſt in der Wiener Hofburg machte ſich das Uebergewicht italieniſcher Würdenträger zweifelhafter Herkunft läſtig. Der Erwerb Mailands im ſpaniſchen Erbfolgekriege machte dieſe welſchen Abenteurer noch zu Staatsangehörigen, die bis auf Joſef II. in deutſcher Fremdenliebe beſonders verhätſchelt wurden. Seine kurze Herrſchaft galt der Verdeutſchung, die jedoch bereits unter ſeinem Bruder der fortan bis auf den heutigen Tag währenden Verwelſchung wich.

Vielleicht iſt es nicht belanglos, jenſeits der tiroler Grenze zu bleiben und das italieniſche Deutſchtum des ſüdlichen Alpenabhanges zu erweiſen. Verona, das Bern Theodorichs des Großen in der Sage, bildet wohl die Scheide zwiſchen Bajuvaren und Longobarden, liegt alſo nicht auf der Mark deutſchen und welſchen Weſens, ſondern trennt blos 2 deutſche Stämme. Die Longobarden ſind ſprachlich Oberdeutſche, obwohl ſie einſt an der Unterelbe ſaßen. Das hochdeutſche Gepräge von Büßlingen (Buſſolengo), Marain (Marano), Prun, Barach, Paſingen (Pacengo), Paſtringen (Paſtrengo), Padingheim (Padenghe), Gaßlaid (Caſſone), Thurn (Caſteletto), Gart (Garda), Sirming (Sermione), Neuburg (Caſtelunoro), Baldenberg (Monte Balolo), Nachtthal (Val Toſcolano), Platzthal (Val Piazza), Neuſtadt (Villanuova). Unſere Frau vom Stern und des italieniſchen Ueberkleides von Bagliaco, Degagna, ſowie von Oſſenigo läßt ſich leicht erkennen, obwohl die zahlreichen deutſchen Beſucher des Gardaſeees achtlos an dieſen uralten Siedlungen unſeres Volkstums auf italieniſcher Seite vorübereilen. Die 7 Gemeinden, die man gleich den 3 ſüdlicheren Schweſtern bis Verona für gotiſche Niederlaſſungen hielt, ſind ſicherlich bajuvariſcher Art und ſtammlich den Bewohnern des Böhmerwaldes verwandt. Ihre erlöſchende Sprache ähnelt noch dem Mittelhochdeutſchen ihres Landsmannes, unſeres größten mittelalterlichen Liederdichters, Walthers von der Vogelweide. Rotz (Rotzo), Roan (Roano), Ganoben (Canove), Slaghe oder Schläge (Aſiago), Ghel (Gallio), Bütze (Foza), Geneben (Enego), ſind ebenſo deutſch, wie ihre öſtlichen Nachbarn bis mitten in Friaul Arſen (Arſicro),

Felters (Feltro), Stöckerle, Schlait (Schio), Peuſelsdorf (Benzono), Clemaun (Gemona), Mooſach (Moggio Udineſe), Schlefeld (Tolmezzo), Hayden (Ampezzo), Cranewitt (Doſſoledo), Planoen, Galtroan, Spitzberg, Gärtele, Haßlach (Laſtebaſſo), das Falkenthal (Val di Falcone), Aalthal (Val d'Anguilla) und Puteinthal (Val Pantena). Bis Baſſano reicht das Deutſchtum in der großen Dorfſchaft Solaugen (Solagna). Treviſo hieß Tarweis und Udine Weiden.

Vom allemaniſchen Veltlin ſehen wir hier ab; der Uebergang von Tirol ins Veltlin auf italieniſchem Boden iſt Bruck (Ponte di Legno) am Oglio. Dagegen iſt es lehrreich auch zu zeigen, wie alle tiroliſchen Grenzorte nur welſche Vermummung tragen, von denen folgende Auslese wohl genügt. Fall (Caſotto), Luſarn (Luſarno), St. Sebaſtian (S. Sebaſtiano), Alltreu (Anterio), Vielgereut (Folgaria), Grün (Grigno), Spital (Oſpedaletto), Strengen (Strigno), Meſſian (Mezzano), Laim (Terraguola), das Flüßchen Laim (Leno), Burg (Borgo), Rautperg (Ronchi), Rundſchein (Roncegno), Perſen (Pergione), Walzurg (Vignola), Raufach (Chieſa), Brentenegg (Brentonico), Staur (Storo), Löweck (Levico), Wieſen (Vezena), Vierach (Viarago), Mor (Mori), Primiär (Fina di Primiero), Tennen (Tenna), Driſchl (Iſchia), Telffs (Telve), Lafraun (Lavarone), Heiligenkreuz (S. Croce), Tarn (Tarno), Rufreit (Roveredo), Mösloch (Molino), Koln (Cologna), Brunthal (Val Buona), Lacken (Lenzumo), Bößeck (Piere di Ledro), Kondein (Condino), Lederthal und -ſee (Vallago di Ledro), Burghut (Borghetto), Naigen (Nago), Reif (Riva), Bogen oder Arch (Arco). Die deutſchen Flurnamen haben ſich dagegen noch rein zu Hunderten erhalten, ſo zwiſchen Falos (Feleſina) und Walpurg (Vignola), Friſchbrunn, Raitelbrunn, Hungerbrunn und Kreisweg. In Friaul erinnert außer Solimbergo und Kimbergo die uralte deutſche Burg Spielberg (Spilimbergo) noch an die jüngſte öſterreichiſche Herrſchaft, die freilich die italieniſche Freiheit knebelte, aber die viel gefährlichere Sprache der deutſchen abſichtlich vorzog. Sie förderte ſomit ſelbſt den Abfall der italieniſchen Provinzen und überließ ſogar das Veltlin, Nordvenetien und Friaul trotz der deutſchen Bevölkerung dem Todfeind, deſſen welſche Sprache ſie ſelbſt zum Schaden des eingeborenen Deutſchtums im deutſchen Gebirge verbreitet hatte. Im Jahre 1861 redeten in den 7 und 13 Gemeinden im nördlichen Venetien noch 13000 Seelen ausſchließlich deutſch. Heute hat ſelbſt die ſchlechte italieniſche Volksſchule unſer Volkstum vernichtet, das bereits bis zur oberſten Thalſtufe des Nonsberg bedroht iſt. Der arme italieniſche Gebirgler unterbietet den anſpruchsvolleren Deutſchen und wird zur Landplage, die die öſterreichiſche Statthalterei noch begünſtigt. Die Loſung der deutſchen Parteien im Reichsrat kann daher nur ſein, wieder deutſch bis zum Südufer des Gartſees und Bern, das auch im Deutſchtum älter als die Schweizer Namensſchweſter iſt. Das deutſche Vaterland, nicht die liberale oder klerikale Partei müſſen den Ausſchlag geben; ſonſt verwelſcht der ſchlaue Italiener je nach Bedarf mit der Kutte oder der Jacobinermütze auch noch das Gebiet diesſeits des Brenners, wo ſich ſchon in Innsbruck die italieniſchen Meſſerhelden läſtig machen. Das Küſtenland, der öſterreichiſche Teil des altdeutſchen Reichspatriarchats Aquilege (Aglei), zerfällt in einen nördlichen ſloweniſchen Teil und den ſüdlichen italieniſchen Abſchnitt mit der Grafſchaft Görz, Trieſt und Iſtrien. Es iſt der öſtliche Teil dieſes altdeutſchen Patriarchats, das ſtets dem Reiche und unſerm Volkstum angehörte, bis Venedig ſtückweiſe das deutſche Hinterland an ſich riß und damit entdeutſchte.

Aber gerade der Norden und Görz blieben deutsch. Erst dem 18. Jahrhundert mit der österreichischen Herrschaft war es vorbehalten, die venetianischen Versuche auf deutschem Boden fortzusetzen. Noch bevor Oesterreich Venetien verlor, zählte man nur noch 25000 Deutschredende im Küstenland, während die amtliche Schätzung von 1890 blos 16000 zum Deutschtum rechnet. Schlagender kann nicht der Beweis der entdeutschenden Wirkung der Regierung des einst deutschen Doppeladlers erbracht werden. Slowenen und Italiener nehmen in gleichen Anteilen die abtrünnigen Deutschen auf, obwohl Triest lediglich deutschen Handel treibt und unsere Sprache auch den Verkehr beherrscht. Aber auch dieser Umstand hat die Verwelschung und Verslawung nicht aufhalten können.

Istrien war einst fast ganz deutsch, woran noch die Orts- und Gaunamen Mitterburg (auch Grafschaft), Wachsenstein, Schumberg, Marnfels, Goldsburg, Fünfenberg, Respurg, Ladschach, Johannesberg, Groß- und Klein Munach, Seyach Schwarzenegg, Schwingk, St. Peter im Walde, Bern, Kaiserfeld, Wald, Kanusberg, Gaberg, Oberdorf, Niederdorf, Fuchsdorf, Neusatz und Schrofflach erinnern. Jetzt ist die deutsche Bezeichnung nur noch selten, obwohl der romanische und slawische Firnis leicht zu erkennen ist. Der Adel war ausschließlich deutschen Geblütes. Die Herren von Melsen, Eberstein, Walderstein, Seisenberg, Stein, Hohenegg und v. d. Dürr bezeugen unser Volkstum, wenn auch nur die v. Walderstein noch dort ansässig sind. Die v. Rampelli verrät schon ihr Name als entdeutschtes Geschlecht. Die Türkennot trieb kroatische Flüchtlinge in den deutschen Karst, dessen slowenische Urbevölkerung bereits durch die deutschen Siedler ersetzt war. Es begann eine neue Verslawung, die sich nordwestlich ausdehnte.

Der gewiß undeutsch gesinnte Ferdinand II. erklärte die Görzer Stände noch 1626 „zu rechten, geborenen, natürlichen, alten Teutschen." Der uralte deutsche Burgfrieden „Haidenschaft" wurde in Ajdovscina und Aidussina hübsch slowenisch und italienisch von den kaiserlichen Behörden umgetauft. Die Bewohner der Berggemeinden von Tolmein sind tyroler Pusterthaler, aber heute völlig slowenisiert durch geflissentliche Einschulung und Einpfarrung in slawische Ortschaften. Grahova und Flitsch sind urkundlich rein deutsche Niederlassungen, wo sich auch noch heute deutsche Anklänge finden. Deutsch Ruth bedeutet deutsche Rodung.

Die Gleichgiltigkeit der Deutschen an der Adria und im Karst trägt freilich die gleiche Mitschuld, wie die undeutsche Regierung. Die Bildung ist deutscher Herkunft und die Handelsbeziehungen weisen nach Deutschland, wie einst Aquileja, heute ein versandetes früheres Stranddorf, die Vorgängerin und langjährige Nebenbuhlerin Venedigs war. Die Voraussetzung der Vorherrschaft des Deutschtums ist also gegeben. Die europäische Handelsstellung Oesterreichs beruht zum Teil auf den einzigen Seehafen Triest, dem die ungarische Kunstschöpfung Fiume keinen Abbruch thun kann. Daher muß Triest in deutscher Hand bleiben und die bisherige Lässigkeit der Norddeutschen Kisleithaniens in der Beschirmung des deutschen Charakters des ganzen Küstenlandes ist ein schwerer politischer Fehler, der sich sowohl im Handel, wie im Kampfe wider die Irredentisten rächt. Im Zeitalter der Nationalitäten kann Oesterreich ein italienisches Triest ebensowenig, wie einst Venedig trotz unbestrittener Waffensiege halten. Die Einigung Italiens ist bekanntlich durch stete Niederlagen der Piemontesen und der noch kläglicheren Süditaliener erreicht worden. Aber trotzdem streckt Italien begehrlich seine Hände nach

Welschtirol und Istrien aus. Wie im Norden Oesterreichs gilt es daher nicht allein den deutschen Bestand zu schützen, sondern vielmehr das verlorene Gebiet wieder zurückzuerobern, das sich südlich der Alpen täglich mindert.

Am schlimmsten liegen die Verhältnisse in Ungarn, wo eigentlich nur die Grünen der Siebenbürger Sachsen für ihr Volkstum streiten. Die gemäßigten Sachsen haben sich durch die liberalen Redensarten selbst eines Banffy einfangen lassen. Der hauptstädtische Deutsche fühlt sich durch den bunten Schnurenrock der schon stark verjudeten Magnaten entzückt, der Zipser Schwabe wird vom falschen Slowaken zum gleich unechten Magyaren, nur im Banat und der schwäbischen Türkei regt sich das deutsche Volksempfinden wider die magyarische Vergewaltigung trotz der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung der Landessprachen. Auch hier ist nur durch den Sieg des Deutschtums der wahre Ausgleich möglich. Aber zahlenmäßig stehen die Deutschen in Ungarn erst an 4. Stelle. Den Mangel einer absoluten Mehrheit haben die Magyaren geschickt zur Unterdrückung der übrigen gleichberechtigten Landesgenossen ausgenutzt. Amtlicher Druck und gelegentliche Fälschung setzten die Volkszahl des Deutschtums 1870 bereits auf 2 Mill. herab. 1890 sollte es nur um 100000 Köpfe, dagegen die Magyaren um 2 200 000 gewachsen sein, eine Fruchtbarkeit, die selbst diesem Räuber- und Pferdehirtenvolk nicht eigen ist. In gleicher Weise hat man die uralten deutschen Ortsnamen unbenannt, um durch einen amtlichen Federstrich auch äußerlich die deutschen Niederlassungen zu beseitigen. Durch deutsche Schwäche und rohe Gewalt hat dieser liberale Musterstaat es auch erreicht, daß nach seiner eigenen Zählung die Magyaren jetzt dank den zahlreichen unechten Söhnen Arpads fast die Hälfte der Bewohner des eigentlichen Ungarns ohne Kroatien und Slawonien ausmachen. Wir dürfen dagegen unseren Verlust nach der gegenwärtigen Kopfzahl auf fast 2 Mill. veranschlagen, da sich selbst unter den Slowaken vielleicht ¾ Mill. Deutsche befinden. Die wirklichen Magyaren schrumpfen daher auf höchstens 6 Mill. zusammen, denen mehr als 12 Mill. andere Völkerschaften gegenüberstehen, allein 5 Mill. Slawen und gegen 3 Mill. Rumänen. Wir müssen aber doch mit der amtlichen Zahl von fast 8 Mill. offizieller Magyaren rechnen, zu denen sich auch die Kinder Israels aus gerechtfertigter Dankbarkeit freudig bekennen. Auch in Ungarn umlagern die Deutschen im Kranze die Donauebene, aber leider nur noch südlich Preßburgs längs der österreichisch-steirischen Grenze in geschlossenen dichten Siedlungen, zumal die einst zusammenhängenden Niederlassungen im Slowaken- und Ruthenenlande überall durch die abtrünnigen Volksgenossen durchlöchert sind. Einst reichte das Deutschtum ostwärts über den Bakonywald ununterbrochen bis Ofen, der guten deutschen Stadt, wo auch alle Ortschaften in diesem Gebiete deutsche Namen tragen. Die sonstigen deutschen Städtenamen zeigen, daß wenigstens innerhalb der Stadtmauern auch in der Niederung das Deutschtum vorherrschte. In Südungarn bilden die schwäbische Türkei, Batschka, der Haideboden und das Banat mit den geschlossenen deutschen Ansiedlungen ein notdürftig zusammenhängendes Landgebiet, aber die Volkszahl beläuft sich nur auf 1¼ Mill. Seelen, gegenwärtig freilich abgesehen von der Westgrenze die stärkste deutsche Niederlassung Ungarns. Hinsichtlich Transleitheniens muß sich aber auch unsere Reichspolitik ändern, da unser Volkstum diesen Blutverlust nicht ertragen kann, wie zerrissen unser Stamm jetzt auch in diesem alten Siedlungslande ist.

Ein anderer Wind in Peſt und der magyariſche Spuk iſt verweht. Aus den Trümmern dieſer künſtlichen Herrſchaft tauchen denn 4 Mill. Deutſche empor, deren Blut man mit den Sprachtücken nicht ändern konnte. Hat doch ſchon Schmarling 1861 die Rechtsverwirkung Ungarns infolge des Aufſtandes im Jahre 1849 amtlich ausgeſprochen und die deutſche Centraliſation weiter geführt, bis er dem Magyaren Eſterhazy erlag und ſpäter Beuſt in die ungariſche Falle ging.

Treitſchke hat ſich in ſeinen Vorleſungen über Politik (I, 293) ſcharf, aber gerecht über die abtrünnigen Stammesbrüder in Ungarn folgendermaßen geäußert:

„Die übrigen Deutſchen (außer Sachſen und Banater), faſt durchweg katholiſch, ſind die traurigſten Exemplare germaniſcher Raſſe, die es giebt. Eine ſolche Verworfenheit nationaler Selbſtentwürdigung iſt geradezu entſetzlich. Da die Deutſchen in Ungarn doch immer die eigentlichen Kulturträger waren, materiell und geiſtig, ſo iſt dieſe Selbſtentwürdigung ſchmachvoll. Ofen iſt ſo gut eine deutſche Stadt, wie Berlin, bis auf einige Magyaren, die dort wohnen, und das iſt nun Budapeſt geworden. Weil gegenüber eine überwiegend jüdiſche Stadt mit magyariſchem Charakter liegt, nennt man ſich nach dieſer.“

Leider muß ich nach meiner eignen jüngſten Erfahrung an Ort und Stelle dieſes harte Urteil vollauf beſtätigen. Die Zipſer deutſchen laſſen ſich nicht nur die Magyariſierung ihrer Ortsnamen und jeder Aufſchrift an Häuſern und Wegen gefallen, ſondern verſuchen, auf deutſche Fragen ſogar in dieſem ſprachlich greulichen Idiom der Pußtaſöhne zu antworten. Wenn ſie auch Lehmann oder Schulze heißen, verleugnen ſie ihr Volkstum. Selbſt ein Reiſegenoſſe, ein dortſelbſt ſtehender Generalſtabsoffizier, war empört über dieſes verächtliche Renegatentum. Unter der ſlovakiſchen Tracht und bei gleicher Sprache ſieht man viele deutſche Geſichter. Der in die Zips ſpringende polniſche Winkel der hohen Latre iſt auch urſprünglich deutſcher Volksboden, wie der Hauptort noch heute zeigt. In der ganzen Zips, beſonders im Gebirge ſieht man keinen echten Magyaren, aber alles ſpricht magyariſch, um bei klingender Münze ſofort zur deutſchen Mutterſprache zurückzukehren. Da der Vergnügungsreiſende außer Peſtor Juden faſt ausſchließlich reichsdeutſch iſt, ſo dürfte der Verein deutſcher Eiſenbahnverwaltungen, der auch Ungarn umfaßt, doch aus Sicherheitsgründen auf deutſche Anweiſungen in den Wegen dringen. Kein Fahrgaſt gehörte dem herrſchenden Stamme an. Hier findet man die Erklärung, warum der deutſchungariſche Claviervirtuos und Tonſetzer Franz Liſt zum Magyaren Liſzt wurde, wie es auch dort Herrn Weßtermann giebt. Dabei handelt es ſich bloß um deutſche Ueberbleibſel in den Städten und im ländlichen Handwerk, da ein ſtarker Bruchteil bereits zum blöden Slowaken herabgeſunken iſt, als die habsburgiſche Regierung die Zips verſlawen ließ, um ſie nicht magyariſieren zu laſſen. Das eigne Volkstum zu erhalten, kam ihr nicht in den Sinn. Freilich iſt der ſlavomagyariſche Firnis ziemlich dünn. Gälten die papierenen Geſetze, mußte die Regierung allenthalben deutſche Schulen errichten. Aber ich habe ſelbſt die Handhabung des neuen Wahlgeſetzes wider die übliche Stimmenfälſchung erlebt. Es giebt keine nationalen Bewerber, nur Parteikandidaten der Pferdehirten, die dem Slowaken für die Stimme 5 Pfd. Brot und Wurſt nebſt 1 Liter Wein, dem Deutſchen aber 5 Kr. zahlen. Sonſt wählt niemand. Dies iſt das liberale Muſterland Ungarn.

Auch die 400000 Volksgenoſſen in Galizien (250000) und vor-

züglich der Bukowina (150000), deren Hauptſtadt Czernowitz ein durchaus deutſches Ausſehen trägt, dürfen wir nicht vergeſſen. Die Ausſchaltung ſelbſt dieſes Volksbrockens nach dem Linzer Programm erſcheint bedenklich, ſofern man ihn nicht durch Rückwanderung nach Schleſien und Ungarn erhält, was vielleicht die beſte Löſung wäre. Zunächſt gilt es aber hier ebenſo wie in Ungarn das ſchlummernde Volksgefühl zu wecken und der Entdeutſchung mit allen parlamentariſchen und geſetzlichen Mitteln zu begegnen.

Politiſch iſt die Sonderſtellung Galiziens ſonſt ſowohl wirtſchaftlich, wie volklich erwünſcht, weshalb auch Chéradame dieſe erhöhte Selbſtſtändigkeit der franzöſiſchen Lieblinge in ſeinem genannten Buch eifrig bekämpft. Fallen die 8 Mill. Slawen Galiziens als Bundesgenoſſen ihrer Stammesbrüder in der öſterreichiſchen Regierung fort, ſo hat das einheitliche Deutſchtum die zahlenmäßige Mehrheit in den Erblanden. Das ſlawiſche Uebergewicht iſt gebrochen und die Polen haben genug im eigenen Hauſe zu thun, um ſich der geknechteten Ruthenen zu erwehren, die ja faſt die Hälfte dieſer polniſchen Landſchaft ausmachen. Dabei lebt das galiziſche Polentum auf Koſten der übrigen Steuerzahler der Monarchie und führt eine ſolche unredliche Mißwirtſchaft, das ſchon das Gebot des Anſtandes die lebhafte deutſche Unterſtützung der unterdrückten Ruthenen erheiſcht. Wollen daher die Polen nicht gutwillig aus dem Reichsrat ausſcheiden und weiter in allzudreiſter Weiſe aus der öſterreichiſchen Staatskrippe freſſen, ſo hetze man ihnen die Ruthenen auf den Hals, die ihre tſchechiſchen und polniſchen Brüder mit gutem Grunde haſſen. Nur der Deutſche hat Ordnung in Galizien geſchaffen und die Bukowina überhaupt erſt zu einem Kulturland gemacht. Iſt unſer Volkstum durch Angliederung an Schleſien und Ungarn geſichert, ſchenke man den Polen die thunlichſte Freiheit. Dem ruſſiſchen Bären werden ſie nicht entgehen und mit Recht wird dann der Czar von den kleinruſſiſchen Ruthenen als ihr väterlicher Befreier geprieſen werden.

Das hohe Alter des öſterreichiſchen Kaiſers, die öfters bekannte Slawenfreundlichkeit des nicht preußiſch geſinnten Thronfolgers, der fortdauernde unliebſame Wechſel des Erbrechts, das nicht vom Vater auf den Sohn übergeht, der ungeſchlichtete Sprachenſtreit bei ſtetiger Verſchärfung der volklichen Gegenſätze und die zunehmende Entdeutſchung des Reiches zu Gunſten des aufſtrebenden Slawentums und der ſelbſtbewußten Magyaren gewähren einen trüben Ausblick in die deutſche Zukunft der Oſtmark, die durch die jüngſte türkiſche Erwerbung tief in die Balkanhalbinſel reicht. Wir können uns nicht verhehlen, daß die Löſung der öſterreichiſchen Frage in abſehbarer Zeit erfolgen muß. Nur 2 Möglichkeiten eröffnen ſich, Fortdauer des habsburgiſchen Staats unter deutſcher Spitze auch jenſeits der Leitha oder Zerfall dieſer Schöpfung deutſchen Geiſtes und deutſcher Volkskraft. Die Auflöſung bedeutet aber auch den Anſchluß der Völkerbrocken an die verwandten Stämme und Vernichtung des vereinſamten Magyarentums. Ein ſelbſtſtändiger ſlawiſcher Staat mit dem magyariſchen Anhängſel iſt nicht denkbar. Die Tſchechen würden nicht in der Lage ſein, den führenden Stamm auch der Südſlawen zu bilden, zumal zahlenmäßig die Serbokroaten ſchon durch ihre neuen Volksgenoſſen in Bosnien und der Herzegowina das Uebergewicht gewännen und auch bereits unter der Stefanskrone eine ziemlich unabhängige Sonderſtellung einnehmen. Wie ſich aber die Tſchechen in 3 Aeſte ſpalten, ſo zerfallen die Südſlawen in ebenfalls 3 ſcharf getrennte Stämme, die außeröſterreichiſchen Serben

dürften aber eher eine besondere Anziehungskraft auf ihr eigenes Volkstum ausüben, als sich der Vorherrschaft der Nordslawen anschließen. Die Polen neigen indessen ebenfalls zu ihren Brüdern und bilden gefährliche Nebenbuhler der Tschechen, sodaß die Aussichten des einheitlichen Slawenstaates herzlich schlecht stehen. Die Magyaren dürften dabei sowohl des Abfalles der Wallachen, wie der Auflehnung der bisher unterdrückten Serben gewiß sein, die an den Kroaten einen sichern Halt fänden. Es wäre der Krieg Aller gegen Alle, dessen Vorspiel wir freilich schon genießen.

Nur die deutsche Vorherrschaft rettet dieses Völkerbündel vor gegenseitiger Vernichtung. Aber eine vorherige Slawisierung und Magyarisierung beraubt unser Volkstum der Grundlage der deutschen Vormacht und darin liegt die Gefahr der gegenwärtigen Strömung. Der Anschluß an das kleindeutsche Reich gäbe alle die schwachen Ueberbleibsel im Süden bis zur Adria und im Osten in Galizien und Ungarn preis, da gerade das Küstenland, Galizien und Ostungarn volklich kaum dem nordwestlichen Nachbar eingereiht werden könnten, ohne unser eignes nationales Gefüge zu zerstören. Wir dürfen aber auf österreichisch-ungarischem Boden nicht einen Deutschen aufgeben und müssen alle Abtrünnigen wieder unserm Volkstum gewinnen. Der scheinbare Widersinn des österreichischen Völkergewimmels unter habsburgischem Scepter ist politisch nur durch die unbedingte deutsche Herrschaft in beiden Reichshälften zu rechtfertigen. Der deutsche Bruderkrieg von 1866 hat den Beweis geliefert, daß gerade die Deutschen die besten, sowie tapfersten und ebenbürtige Gegner der Preußen gewesen sind, wie dies der österreichische Doppelaar schon in Italien gezeigt hatte. Neben der allgemeinen Schlamperei trug das Dreiblatt Benedek (Ungar), Krismanic (Südslawe) und Henikstein (Jude) die Schuld an den österreichischen Niederlagen. Die opfermutigen Batterien der Toten, deren Kanoniere fast alle deutsche Namen führten, sind trotz der verlorenen Schlacht die österreichischen Siegeszeichen von Königsgrätz. Die deutschen Truppen leisteten im ganzen Feldzuge heldenmütigen Widerstand, während abgesehen von den politisch schon unsichern Italienern und Ungarn auch die Standhaftigkeit der übrigen Reichsgenossen sehr zu wünschen übrig ließ. Bei Lissa schlug die hervorragende Führung eines deutschen Admirals und deutscher Seeoffiziere die übermächtige italienische Flotte, obwohl die Matrosen der österreichischen Kriegsflotte hauptsächlich aus Dalmatinern und auch 800 Venetianern bestanden. Freilich kämpfte der klerikale Deutsche Schulter an Schulter mit dem nationalen und die deutsche Befehlssprache einte die buntscheckigen Völkerschaften des Kaiserreichs. Diese lebendige deutsche Volkskraft ist nicht verloren, ja militärisch in Ausbesserung der gräßlich bestraften Fehler erheblich gesteigert. In dieser Richtung ist auch das Kaiserhaus deutsch gesinnt, da kein österreichischer Herrscher an der Heersprache rütteln lassen kann.

Bismarck drohte im Falle einer kriegerischen Einmischung Frankreichs sofort mit einem Bündnis mit dem österreichischen Gegner wider den Erbfeind. Der Minister ohne Portefeuille, der die deutschgesinnten Amtsgenossen Rechberg und Schmerling gestürzt hatte, der Magyare Esterhazy nahm dagegen die Vermittlung Napoleons an, obwohl Bismarck billigere Bedingungen, darunter Verzicht auf die Kriegskosten, unter Voraussetzung direkter Verhandlung angeboten hatte. Die Sünden slawischer und magyarischer Einflüsse rächten sich damals an Oesterreich und das Maß der Verschuldung am Deutschtum ist weiter gewachsen,

um freilich auch endlich thatkräftigen Widerſtand bei den Unterdrückten zu erzeugen.

Legt der Oeſterreicher diesſeits und jenſeits der Leitha die Willensſchwäche und die Neigung zu unfruchtbarer Selbſtkritik ab, ſo kann bei Einigkeit aller deutſchen Parteien, die aber bislang noch mangelt, unſerm Volk der Sieg nicht fehlen. Damit fällt ihm aber die erfolgreich beſtrittene Vorherrſchaft im Donaureiche wieder zu, die freilich auch vor den frechen magyariſchen Schreiern nicht zurückſchrecken darf. In Ungarn iſt die Niederlage der Deutſchen am ſchlimmſten geweſen, da die vertrauensſeligen Schwaben und Sachſen ſich mit den gebrochenen Verheißungen der Verfaſſung ködern und täuſchen ließen.

Wenn der deutſche Reichskanzler als jüngſter Nachfolger Bismarcks, der das öſterreichiſche Bündnis geſchaffen hat, dieſe Verbindung nicht als eine Notwendigkeit bezeichnete, wie groß auch ihre erwünſchte Friedensbürgſchaft iſt, ſo war dies ein deutlicher Wink noch Wien, daß ein ſlaviſches Oeſterreich auf die Dauer unſer Feind werden muß. Die Reichsfreundſchaft wird künftig die Tſchechen, Magyaren und Italiener nicht mehr vor den böſen Deutſchen auch innerhalb der ſchwarz-weiß-roten Pfähle ſchützen und uns geſtatten, unſern Volksgenoſſen auf beiden Ufern der Leitha und jenſeits der Alpen und des Karſtes nicht nur mit ſchwächlichen Worten unſere pflichtmäßige Unterſtützung zu leihen.

Kurd von Strantz.

Zur Verſtändigung über den Zolltarif.

Die Freunde des Schutzes der nationalen Arbeit zerfallen bei der Bemeſſung der Zollſätze für die Getreideeinfuhr in 3 Gruppen, die um den Sieg ringen. Die Regierung hat 5 M. Mindeſtzoll vorgeſchlagen, die größte landwirtſchaftliche Intereſſenvertretung in Gemeinſchaft mit den übrigen Bauernvereinen glaubt an $7^1/_2$ M. feſthalten zu müſſen und die Mehrheit der Tarifkommiſſion ſucht auf der Mittellinie $5^1/_2$ und 6 M. für den D. Z. die verſchiedenen Meinungen der gemäßigten Schutzzöllner auszugleichen. Die freihändleriſche Minderheit mit ihrer ſchamloſen Verhetzung unter Führung der Sozialdemokraten und nicht minder ſkrupelloſer Kommerzienräte des thatſächlich wucheriſchen Großbankentums ſteht dieſen Gegenſätzen leider geſchloſſen gegenüber. Zur Charakteriſierung des Gebahrens des Handelsvertragsvereins und ſeiner Hintermänner, die lediglich die ſchrankenloſe Ausbeutung des Kapitalismus unter dem Schutze einer angeblich liberalen Geſetzgebung befördern, dürfte es von Intereſſe ſein, hier feſtzuſtellen, in welcher Weiſe der theoretiſch ſo ſchöne Freihandel überaus praktiſch ſogar den Geldbeutel der Widerſacher ſeinen Zwecken dienſtbar macht. Eine große Verſicherungsgeſellſchaft, die hauptſächlich von den Prämien des Großgrundbeſitzes, beſonders der Zuckerbauer, lebt, iſt eine Großabnehmerin der „Nation“ des Herrn Barth und unterſtützt aus Geſellſchaftsmitteln deren Beſtrebungen, die ſchon vor Herrn v. Siemens in Herrn Ruſſel von der Diskontogeſellſchaft, deſſen Geldbeutel auch der Nationalzeitung nahe ſteht, einen eifrigen Vorkämpfer fanden. Dabei wollen wir gar nicht bezweifeln, daß die maßgebenden Organe dieſer Anſtalt wirklich aus Ueberzeugung den Freihandel für geſchäftsfördernd anſehen, obſchon ſie in Amerika mit dem freien Wettbewerb ein klägliches Fiasko gemacht hat. Auch die Banken ſind ſehr

dürften aber eh… vielleicht die Mehrheit der
tum ausüben, …e Verwendung billigt. Vor-
Die Polen nei… …en dürften trotz der mangel-
fährliche Nebe… …e unliebsamen Regreßansprüchen
Slawenstaate… …aufgedeckt wurde, das nur der
wohl des Ab… …lichen Junkerhaß entspringt und
drückten Se… …igung entbehrt. Die Rührigkeit
fänden. … …ihr gutes Recht, erheischt jedoch
freilich sch…

Nu… …nationalen Parteien über die nackte
gegenseiti… …ölungen bildet, besonders bedauerlich.
Magha… …gen des Bundes der Landwirte sind
Vorma… …icherheit solcher Wahrscheinlichkeitsauf-
Der A… …die Kompromißzahl der Regierung, die
bleibs… …System überhaupt erst brechen mußte.
preis, …atz der Gestehungskosten nebst angemessener
dem …Gewerbtreibende beanspruchen. Auf leichten
eign… …einmal die Ausgaben, sodaß der Besitzer
ung… …sich in absehbarer Zeit aufzehrt. Der Er-
tril… …bst bei angestrengter Arbeit. Der Zweck des
des …Ausschließung einer Getreideeinfuhr, deren
pol… …Entfernung und Fracht weit unter unserm
hö… …Der heimische Verbraucher kann nicht ver-
…sich opfert, um ihm billiges Brot zu ver-
…schlichkeit der Agrarier, die eher am Hungertuche
…fache Lebensmöglichkeit bilden den Maßstab jeder
…hüten sich die Freihändler trotz ihrer sonstigen
…chweis der Unrichtigkeit der Zollsätze zu erbringen
…ch mit der darbenden Arbeiterfamilie und der über
…mmernden deutschen Hausfrau. Zunächst zahlt der
…d Einführer die volle Zollerhöhung, woher die berech-
…des Auslandes kommen, das wahrlich ein schlechter
…deutschen Volkswirtes ist. Freilich ob das Börsen-
…chon bedenklich das Großgewerbe regiert, unter diese
…erscheint sehr zweifelhaft. Der internationale Sozialist
…ctium gegenüber doch weit eher Fleisch von unserm Fleische.
…herrscht gerade in den gebildeten und somit führenden
…Volkes, die auch selbst bei ländlicher Abstammung doch durch
…Neigung größtenteils Städter geworden sind, eine erklär-
…aus der Bedürfnisse des Bauern. Persönliche Berührungen
…mit den besser gestellten Großgrundbesitzern statt, da deren
…Bundesgenossen hübsch auf dem Gute bleiben. Sicherlich ist in
…wirtschaftlichen Betrieb noch manches zu bessern, leider freilich
…beim bäuerlichen Besitz, da erst die höhere Bildung das
…für das landwirtschaftliche Maschinenwesen und die wichtige
…gewährt. Der Bezug von 6 Mill. Zentnern künstlichen
…allein durch Vermittlung der deutsche Landwirtschaftsgesellschaft
…Bund der Landwirte beweist die ernste Tüchtigkeit des Standes.
…müssen daher in den vermittelnden Anträgen des Zentrums und der
…Konservativen eine große Mäßigung und die weise Beschränkung höherer
…nicht unberechtigter Forderungen erkennen. Die Erhöhung über die
…des Regierungsentwurfes hinaus beträgt bloß 50 Pfg. für den
…nur bei der Gerste ist eine Gleichstellung mit dem Roggen unter

erheblicher Erhöhung des ursprünglichen Zollvorschlages vorgenommen. Dies ist aber von grundsätzlicher Bedeutung, da thatsächlich die Frage des Gerstenbaues wichtiger als die Dividende der Großbrauereien ist und gerade das Bierland Bayern diese Erhöhung fordert. Dagegen dürfte der von den beiden Amerikas in erster Reihe zu tragende Weizenzoll doch einer größeren Steigerung fähig sein. Weizen ist im Nährwerte dem Roggen unterlegen, und wir haben keinen Grund, unser Volk an das kraftlose Gebäck Frankreichs zu gewöhnen, um den Amerikanern als Dank für ihren Hochschutzzoll den Ueberschuß ihrer Weizenernte abzunehmen. Unser magerer Boden hat von Natur den Weizen höher bewertet, da wir nur wenig Weizenboden haben. Erst die Ueberflutung mit argentinischem und nordamerikanischem Weizen hat dessen Preis im Inland auf den Roggenwert gedrückt. Außerdem können wir den Yankees nicht durch ängstliche Zollermäßigungen Eindruck machen, zumal ihr Markt uns sicher ganz verloren gehen wird. Jedenfalls ist es erwünscht, daß die Regierung eine weitere Erläuterung für ihren Weizensatz giebt, ehe man Amerika diesen Gefallen thut. Mit Recht hat der Reichskanzler vor Uebertreibungen gewarnt und mit Rücksicht auf einen Ausgleich der widerstreitenden Interessen auch den Ansprüchen der agrarischen Vertretungen eine gewisse Absage erteilt. Diese Sachlage hat die gebührende Beachtung im Schoße des Tarifausschusses des Reichtages gefunden. Die gemilderten Sätze der Mehrheit sind u. E. durchaus annehmbar für die Regierung, die sich auch nicht von den liberalen Kleinstaaten gängeln lassen darf, die nach der Bevölkerung noch keine preußische Provinz ausmachen und wo ein ziemlich weltfremdes Beamtentum herrscht.

Vor der Verhandlung im Hause und der entscheidenden Abstimmung läßt es sich noch nicht übersehen, ob eine kaum mögliche Ablehnung der Beschlüsse der Mehrheit durch die verbündeten Regierungen erfolgt und die Mehrheit dann trotz aller Bedenken die Vorlage zum Scheitern bringt. Es scheint jetzt bereits ein gangbarer Mittelweg gefunden. Freilich zwingt diese staatsmännische Mäßigung die hoffentlich sich aussöhnende Mehrheit den gröblichen Verschleppungsversuchen der bürgerlichen und sozialen Radikaille mit Entschiedenheit, gegebenenfalls unter Aenderung der Geschäftsordnung entgegenzutreten. Es erscheint wie eine politische Heuchelei, wenn der Freisinn sich in der Kommission auf den Standpunkt der Regierung stellt und deren Sätze befürwortet, indem zugleich seine Mitglieder gegen den Entwurf donnern. Die offene Ablehnung jeden Schutzzolles auf das Brotgetreide durch die Sozialisten hat wenigstens den Vorzug der Aufrichtigkeit. In ihrem Herzen verwünschen die waschechten Demokraten jeden Schutzzoll, der die Ausbeutung des wirtschaftlich Schwächern durch den bedenkenlosen Stärkern hindern könnte. Warum also diese Verbeugung vor der Regierung, an deren Spitze glücklicherweise ein Schüler Bismarcks steht? Begreiflicherweise ist der Kommissionsbeschluß auch in der Erwägung ergangen, daß es dem Reiche nützlich ist, daß das Ruder des Staatsschiffes in des Grafen Bülows Hand bleibt, dessen Steuerung bei der Schwierigkeit seiner Stellung immerhin die beste ist, die wir zur Zeit überhaupt noch erhalten können. Ein Kanzlerwechsel würde nur eine Verschlechterung bedeuten.

Die jüngst, wohl absichtlich auch noch unbestimmt gehaltene Erklärung des Staatssekretärs des Innern, als des schließlichen Verfassers des Entwurfes, bedeutet noch nicht die Ablehnung jeden Ausgleichs, erschwert aber die Verständigung, da auch die Regierung nicht den Anspruch auf Unfehlbarkeit machen kann. Das auswärtige Amt mit seiner

Furcht vor den Unterhandlungen mit den fremden Staaten ist wohl nicht ganz unschuldig an dieser Hartnäckigkeit, obschon doch gerade die Ungeschicklichkeit der 2. Abteilung dieses Amtes und der betreffenden Gesandten unsere gröbliche Uebervorteilung verursacht haben. Es ist ja nicht unbekannt, daß gerade die Räte dieses Ressorts kaum von den Bedürfnissen der Landwirtschaft unterrichtet sind, dagegen täglich amtlich die bezeichnenden Beschwerden des Auslandes lesen, was doch bloß für die Güte unserer Stellung spricht aber auch an unsere Unterhändler besondere Anforderungen stellt. v. S.

Deutsche Litteraturgeschichte in Frankreich.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Litteratur aller Zeiten hat sich seit einigen Jahren in Frankreich eines stetig sich steigernden Aufschwunges zu erfreuen, und eine stattliche Reihe mehr oder weniger bedeutender Schriften giebt von dieser Thatsache Kunde. So ist für die ältere Zeit etwa das treffliche Buch H. Lichtenbergers über die Nibelungen (Le poème et la légende des Nibelungen, 1891) oder das von F. Piquet über Hartmann von Aue (1898) rühmend hervorzuheben, für das 16. Jahrhundert haben Ch. Schweizer und der fleißige Besson mit ihren Schriften über Hans Sachs und Fischart Gutes geleistet, und die klassische und neuere Litteratur ist in so reicher Fülle bedacht worden, daß wir hier auf nähere Angaben verzichten müssen. Auch in den Vorlesungen und Übungen der Universitäten ist der Pflege unserer Litteratur und Sprache ein schöner und hervorragender Platz eingeräumt worden. Auf diesem Gebiete gegenseitigen geistigen Durchdringens dürften sich also ungefähr die beiden Völker die Wage halten, wennschon der Ruhm, die eigentliche romanische Philologie begründet zu haben, der deutschen Wissenschaft vorbehalten blieb.

Anders dagegen steht das Verhältnis, wenn wir festzustellen versuchen, wie tief auf beiden Seiten die Kenntnis der Litteratur des Nachbarvolkes in weitere Kreise eingedrungen ist. Da ist kein Zweifel, daß man in Deutschland mit der französischen Litteratur viel genauer und in viel größerem Umfange Bescheid weiß, als umgekehrt die Franzosen mit der deutschen. Und das ist auch gar nicht zu verwundern, denn diese Erscheinung steht mit der gesamten nationalen Eigenart der beiden Völker im besten Einklange. Der Deutsche liebt ja von jeher das Fremde und strebt darnach, möglichst viel ausländisches Gut bei sich aufzunehmen und sich zu eigen zu machen. Auf dem Gebiete der äußeren Kultur hat sich dies meist in äußerlicher Nachahmung, nicht selten auch, wenn wir wollen, in sklavischer und kleinlicher Nachäfferei gezeigt, auf dem der geistigen oft genug ebenso; gerade hier aber hat diese Neigung auch schöne Wirkungen und gute Erfolge gezeitigt, indem der enge Kreis de national beschränkten Auffassungen sich erweiterte und für größere, umfassendere Anschauungen öffnete. Gerade bei der Entwicklung der deutschen Litteratur ist das klar zu beobachten. Man hat mit Recht behauptet, wer deutsche Litteraturgeschichte gründlich betreiben wolle, müsse zugleich auch vergleichende Litteraturgeschichte treiben. Nur wer von diesem allgemeineren Standpunkt an sie herantritt, kann die verschiedenen Strömungen in ihr, die Einflüsse und Wirkungen jeder Art recht beurteilen. Die

Frage freilich, ob dieſer internationale Zug ein Vorzug oder Nachteil für die deutſche Litteratur iſt, iſt nicht ganz einfach und vor allem nicht mit einem ſchlanken ja oder nein zu beantworten. Für beides ließen ſich Gründe anführen. Wenn zu Zeiten gewiſſer Tiefſtände kleine Geiſter das Heft in der Hand hatten, ſo iſt allerdings dieſe Neigung zum Unſegen ausgeſchlagen, indem da die deutſche Eigenart unter dem Übergewicht des fremden Einfluſſes erſtickte; ſo verſchwand während der Nachblüte des mittelhochdeutſchen Epos, zur Zeit der Schleſiſchen Schulen oder Gottſcheds und ſeiner noch ſchwächeren Genoſſen unter dem fremden Stoff oder der fremden Form das deutſche Element ſo gut wie völlig. Ganz anders dagegen, wenn wahrhafte Dichter, erleſene Geiſter die Führung übernehmen konnten. Dann durchdringt der deutſche Geiſt das fremde Gut ſo ſehr, er verarbeitet und verwandelt es in ſolchem Maße, daß wir uns bei der Betrachtung des Endergebniſſes nur freuen können über die Bereicherung, die uns durch Aneignung des Fremden zuteil geworden iſt, und über die Vollkommenheit der Aneignung, die uns vergeſſen läßt, daß überhaupt eine Anleihe vorliegt. Der Stoff des Parzival iſt keltiſchen Urſprungs, die erſte künſtleriſche Bearbeitung ſtammt aus Frankreich, aber Wolframs von Eſchenbach klaſſiſches Epos iſt ein urdeutſches Werk; denn deutſche Innigkeit und Gemütstiefe haben den Stoff ſo durchgeiſtigt, daß das vollendete Werk weit über dem franzöſiſchen Urbilde ſteht. Unſere Klaſſiker ſind bei der Antike und bei Shakeſpeare in die Schule gegangen, und doch giebt es keinen deutſcheren Kritiker als Leſſing; doch iſt Goethes Iphigenie eine deutſche Frau und keine Griechin, Schillers Idealismus, der ſeinem Schaffen den eigentümlichen Stempel aufgeprägt hat, iſt ein hervorſtechend deutſcher Charakterzug, und ſelbſt bei Wieland, deſſen Werke ſo ſehr an franzöſiſches Vorbild gemahnen, iſt in den beſten Dichtungen ein Hauch rein deutſchen Weſens zu ſpüren. Und dann noch eins: Goethe verdanken wir die Prägung des Begriffes Weltlitteratur, der Romantik die Umſetzung dieſes Begriffes in Wirklichkeit. Wer wollte dieſen Beſtand einer deutſchen Weltlitteratur miſſen? Er iſt ein Ruhmestitel ganz eigener Art für das deutſche Volk. Alle Hauptwerke aller Völker ſind in klaſſiſchen Übertragungen unſer geiſtiges Eigentum geworden, Luthers Bibel, Voßens Homer, Schlegels Shakeſpeare ſind für uns Hausbücher, wie ſie nirgend ſonſt zu finden ſind, es ſind Fremdlinge, die längſt vollkommenes deutſches Bürgerrecht gewonnen haben.

In Frankreich hingegen finden wir eine ganz andere Sachlage. Zwar iſt dieſes Land in ſeinen litterariſchen Erzeugniſſen auch nicht von fremden Einflüſſen frei geblieben, aber naturgemäß war es am zugänglichſten für ſolche aus andern romaniſchen Gegenden und beſonders Deutſchland gegenüber hat es in dieſer Beziehung immer viel mehr die Rolle des gebenden als des empfangenden Teiles geſpielt. Es hat auch nie ſehr den Drang geſpürt, ſich durch Überſetzungen mit fremden Litteraturen, am wenigſten vielleicht mit der deutſchen, bekannt zu machen. Um gänzlich unparteiiſch zu ſein, laſſen wir einen franzöſiſchen Gelehrten und Schriftſteller ſelbſt ſich hierüber äußern. Er ſagt: „Außer Goethe, Schiller, Heinrich Heine, ein paar Schriften von Leſſing, den Erzählungen Hoffmanns und einigen geſchichtlichen und philoſophiſchen Werken, die ſich nur an einen beſchränkten Leſerkreis wenden, iſt die deutſche Litteratur in Frankreich wenig bekannt.“ Der Grund freilich, den derſelbe Mann dafür aufführt, „der Franzoſe iſt kein Überſetzer, weil er Künſtler iſt,“ klingt zwar ſehr beſtechend, iſt aber kaum ſtichhaltig zu

nennen, da eben gutes Übersetzen auch eine Kunst, und zwar eine sehr schätzenswerte ist. Doch sei dem, wie ihm wolle, die Thatsache selbst bleibt jedenfalls bestehen, und es ist ein hohes Verdienst, wenn ein ausgezeichneter Mann, derselbe, von dem die eben angeführten Äußerungen stammen, sich entschlossen hat, diesem Mangel wenigstens in einer Beziehung abzuhelfen. Dieser Mann ist L. Bossert, Inspecteur général de l'instruction publique, in dem wir vielleicht den besten französischen Kenner der deutschen Literatur zu sehen haben, der auch schon früher in mehreren Schriften über die Tristansage, über das deutsche Epos im Mittelalter, über Goethe und Schiller seines Verständnis und gutes Wissen bewiesen hat. Sein neues Werk, das eben jenen Zweck erfüllen soll, ist eine Histoire de la Littérature allemande.[1])

Da dieses Buch in mehr als einer Beziehung ganz einzig dasteht und unseres Erachtens eine hochbedeutende Leistung ist, so sei es gestattet, an dieser Stelle ein wenig bei ihm zu verweilen. Um mit einer Äußerlichkeit zu beginnen, so müssen wir zunächst die Thatsache feststellen, daß es unser deutscher Verlagsbuchhandel doch noch nicht so weit gebracht hat wie der französische, der imstande ist, ein gediegenes wissenschaftliches, allerdings für weite Kreise bestimmtes Buch von über siebzig Druckbogen Umfang in einfacher aber befriedigender Ausstattung, mit großem, deutlichem und ungefälligem Druck, auf gutem Papier zu so fabelhaft billigem Preise auf den Markt zu bringen. Hoffentlich trägt dieser Umstand mit zu seiner Verbreitung bei, die es auch seinem Inhalt nach in hohem Grade verdient. Ja, wir möchten geradezu die Frage aufwerfen, ob wir bei uns eine gleichartige Gesamtdarstellung unserer Literatur haben. Gelehrtere, umfangreichere, besser ausgestattete Literaturgeschichten giebt es wohl, aber eine, die in künstlerischer und inhaltlicher Beziehung auf gleicher Höhe stünde und bei ähnlichem Umfange ebenso billig wäre, ist kaum vorhanden. Als würdiges Gegenstück zu diesem Buche dürfte wohl nur die im gleichen Verlage erschienene treffliche französische Literaturgeschichte von G. Pellissier in Betracht kommen. Wissenschaftlich entspricht das Werk allen modernen Anforderungen. Es zeugt von reicher Kenntnis der einschlägigen Literatur und von verständiger, kritischer Verwertung derselben. In der Anordnung und Darstellung des Stoffes schlägt es im ganzen wie im einzelnen jene solide Wege ein, die man immer verstehen wird, selbst wenn man sie nicht in jedem besonderen Falle billigt. Die Darstellung beschränkt sich keineswegs auf eine trockene Aufzählung von Namen, Büchern und Daten, sondern sie berührt neben der biographisch-bibliographischen und ästhetisch-literarischen Seite vor allem auch die völkerpsychologische und physikalische, indem überall auf die Stammeseigenart, auf die geographische und politische Lage und sonstige wichtige Einflüsse der „Umgebung" hingewiesen wird. Alle Thatsachen, die berührt werden, sind im großen und ganzen richtig, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß vielleicht mancher Kritiker hier und da einen Irrtum, ein Versehen, ein Mißverständnis entdecken wird; aber dem gegenüber sind wir der Ansicht, daß bei einem solchen Werke die Einzelkritik erst an zweiter Stelle ihren Platz hat, daß es zuerst als Gesamtleistung gewürdigt und beurteilt werden muß. Die sämtlich beigegebenen Literaturangaben sind sehr gut ausgewählt und umfassen selbst die neuesten Erscheinungen. Bei Besprechung der Stoffe

[1]) Paris, Librairie Hachette et Cie., 1901. X und 1230 S. Preis 5 mk.

ratur der Gegenwart zeigt der Verfaſſer faſt noch mehr wie ſonſt ſtrengſtes Streben nach Unparteilichkeit. Neben der ſchönen Litteratur wird auch die philoſophiſche und geſchichtliche in reichem Maße bedacht.

Den guten Inhalt entſpricht auch eine ſchöne Form, ein glänzender, feiner, geiſtvoller und immer anziehender Stil. Jene bewundernswerte, ſchon oft hervorgehobene Fähigkeit des Franzoſen, das, was er zu ſagen hat, nicht bloß richtig und treffend, ſondern auch ſchön zu ſagen, finden wir auch in dieſem Buche in vollendetem Maße, und manche Stelle des Werkes kann man mit reinſtem künſtleriſchem Genuſſe leſen. Faſt immer weiß der Verfaſſer mit großem Geſchick und gut gewähltem Ausdruck alles Weſentliche in ein paar knappe, eben wegen ihrer Kürze packend wirkende Worte zuſammen zu drängen, und nur auf dieſe Weiſe konnte es ihm gelingen, den ungeheuren Stoff ſo zu bewältigen, daß man ſelbſt bei fortlaufendem Leſen nicht ermüdet und wirklich ein richtiges und deutliches Bild von der Entwicklung unſerer Litteratur erhält.

Zum Schluſſe ſei noch mit ein paar Worten auf die ſoziale Bedeutung des Buches hingewieſen; eine ſolche liegt unſeres Erachtens zweifellos in ihm; denn wir glauben nicht zweifeln zu dürfen, daß fortan alle gebildeten Franzoſen, die ſich über deutſche Litteratur unterrichten wollen und namentlich auch die Studierenden, zu ihm und nur zu ihm greifen werden. Aus ihm werden ſie Wahrheit und gute Belehrung über ſie ſchöpfen können, und ſolche Kenntnis des Geiſteslebens des benachbarten Volkes iſt ſicher eines der beſten und edelſten Mittel, beide einander näher zu bringen. Für uns Deutſche ſelbſt aber iſt es nicht bloß wegen ſeiner inhaltlichen Gediegenheit ein höchſt beachtenswertes Werk, ſondern vor allem auch deswegen, weil es uns zeigt, welch ſchönen Erfolg es haben kann, wenn ſich unſere weſtlichen Nachbarn mit Ernſt und Vorurteilsloſigkeit mit uns beſchäftigen. Ich glaube im Sinne der meiſten Leſer des Buches zu handeln, wenn ich dem Verfaſſer herzlichen Dank für dieſe prächtige Gabe ausſpreche.

Breslau. H. Jantzen.

Scherbengericht über die moderne Litteratur.

Vierte Folge.

Die Modernen.

Modern, nur immer modern, modern:
Das iſt ihres Schaffens Richtmaß und Kern.
Wenn einſt unſre Sonnwendfeuer lodern,
Sind ſie ſchon nicht mehr modérn, ſondern — mödern.

Formenkunſt.

1.

Blos in Form zu zwingen
Sucht die Kunſt der Zeit. —
Hinter allen Dingen,
Steh Perſönlichkeit!

2.

Formaliſten und Epigonen
Von je in allen Zonen wohnen.
Hohl, ohne bodenwüchſige Kraft,
Heimatgefühl und Leidenſchaft,
Gleich einer flüchtig zieh'nden Wolke —
Was ſeid Ihr eurem Volke?

Marie Madeleine,

erotiſche Ueberbrettl-Dichterin.

Meine glatten Lenden hab' ich entblößt,
Mein ſchwarzes Haar mit Roſen geſchmückt,
Die Schuhe hab' ich, die Bänder gelöſt
Und in den Spiegel geblickt.

Meiner roten Ampel vieltreue Glut,
Meine roten Roſen brennt ſie mir weiß,
Aber ſie taucht uns in mänadiſches Blut
Die Champagnerflaſche im Eis.

Meine dünnen Nägel fleiſch' ich in meine Bruſt,
Komme, komme, komme, vielſüßer Mann!
Doch wenn du heut Abend zum Hofball mußt,
Oh — — käme — ein — anderer — dann — — —

Ungereimtes.

Mit Recht den Reim der Modedichter haßt,
Weil er ſo ſchlecht für „Ungereimtes" paßt.

Erich Schlaikjer.

Der kann 'was! Den Mann braucht man bloß
Ein bischen zu impfen,
Gleich legt er wie der Satan los — —
Der Mann kann ſchimpfen.

Verſuch in Stefan George.

Im hohen tone des — —

Nehmt dieſe beute lauſchet ſtill
ſenket in euer haupt was ich entwölken will
einen ſtern und meine gedanken

alle die an der ehernen tat noch kranken
baden in ihrer flut meine ſatten pranken
und ein harfengriff in der dämmerung lacht

leer das Gefilde die Zonen des meeres wanken
und eures duldens blatt das ein gelockter achill
nicht las erhub ich zu meiner macht

Guter Rat und Antwort.

Ein Dichter:

Die Litteratur
Laßt laufen nur —
Sind harmlose Juden und Christen!
Doch wollt ihr mit Hacken
Den Unflut packen
Und Augiasställe misten:
So haut die Vermittler,
Die Rezensentler, die Krittler,
So prügelt die Journalisten!

Ein Journalist.

Nu, lobten wir auch brav genug —
Würdet ihr besser gedeihen?
Das Publikum wird euer Buch
Sich höchstens — leihen!

Wandlung.

An X. . .

Einst war er Talmudiste
Rabbinerhaft verkniffen;
Nun hat er zum Feuilletonniste
Modern sich abgeschliffen;
Die Traditionen des Landes
Hat er verbrannt gleich Schiffen;
Und seit sein Landsmann Brandes
Ein Lob auf' ihn gepfiffen —
Nennt ihn das Schwatzgelichter
„Modernen deutschen Dichter!"

Modernes Sittenstück.

Von Menschenbildung keine Spur,
Ein Drama muß doch Menschen enthalten!
Sie kennen ihre Leute nur
Und werden sich hüten, die zu gestalten.

Schauspielhaus.

Aus der Theaterverderbnis ragt
Ein geistgesalbter Hüne:
Es ist, mit Stolz sei es gesagt,
Des Landes erste Bühne!

Dort hat man zu modernem Wahn
Nicht die geringste Geneigtheit.
Nur eine Richtung beherrscht den Plan:
Die allgewaltige Seichtheit.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer).

Volkstümliche Kunst.[1])

Jede echte Kunst ist volkstümlich. Die griechische war es. Die Kunst der italienischen Renaissance und der deutschen Renaissance war es. Die moderne Kunst ist es nicht. Aber sie muß es werden. Wie kann sie es werden?

Volkstümlich ist das deutsche Wort für national. Als volkstümlich bezeichnen wir etwas, was der Stimme des Volkes verständlich klingt um dessentwillen, weil es der Seele des Volees entströmt ist. Alles Volkstümliche ist national und alles Nationale ist volkstümlich. Die griechische Tragödie entstand bekanntlich aus den dionysischen Volks-Festen und sie wurde dem griechischen Volke als solchem vorgeführt. Es giebt nichts an der griechischen Kunst, was nicht volksmäßig wäre; an den Eleusinien und Panathenäen nahm das gesamte Volk, Freie wie Sklaven, Teil, und die griechische Kunst ist wesentlich nur ein Ausfluß dieser Volks-Feste. Bezüglich der italienischen Renaissance muß an die Bedeutung der Volks-Feste (Mysterien, weltliche Aufführungen, Festzüge zu Wasser, Pantomimen, Karneval) erinnert werden und vor Allem an die völlige Solidarität des gesamten italienischen Volkes seiner Zeit. Wenn an den griechischen Spielen sich neben den Freien die Sklaven beteiligten, so bildete die innere Voraussetzung der italienischen Renaissance die Ausgleichung und Verschmelzung der Stände, d. h. eben die Bildung der Vereinigung „Volk". Und um zu erkennen wie die deutsche Renaissance im Volksleben wurzelte, wie damals ein wirkliches Volk und ein Volksleben vorhanden war, muß man nur an Dürer und an das Nürnberger Volksleben denken. Was ist heute in Deutschland das Volk? Ist der Pöbel das Volk? Sind die Bauern das Volk? Sind die Bürger das Volk? Oder sind die Adligen das Volk? Jedenfalls ist das Volk als Gesamtmasse der deutschen Bevölkerung nicht vorhanden und zwar deshalb nicht, weil der Unterschied der Stände ein zu großer ist. Es klafft heute zwischen dem Adel und dem Handwerker eine Lücke, die es unmöglich macht, daß sich das gesamte Volk solidarisch fühle. Wir haben heute nicht nur drei, sondern vier Stände und diese Stände sind von einander geschieden: der Bürger geht nicht mit dem Bauer, der Beamte geht nicht mit dem Handwerker, der Reiche geht nicht mit dem Armen und der Adel geht nicht mit dem Bürgerlichen. Wo bleibt da das Volk? Wie kann sich da eine volkstümliche Kunst entwickeln, die doch aus einem Volke, nicht aus einem Stande hervorgehen muß? Und wie es in Deutschland heute noch kein Volk giebt, so giebt es natürlich auch kein Volks-Fest, kein Volks-Spiel, vor allem kein Volks-Leben. Aus dem Volks-Leben aber blüht die Volkskunst hervor. Deshalb fehlt uns mit dem Volk, mit dem Volks-Leben auch die Volkskunst, die volkstümliche Kunst. Unsere Kunst ist eine Kunst für die oberen Zehntausend, für die oberen Stände, nicht für das Volk! Der griechische Sklave verstand den Oedipus recht wohl — nun denke man sich einmal einen deutschen Bauer in dem „neuen Herrn"! Unsere Kunst schmiegte sich dem Modegeschmack der sogenannten besseren Stände an, sie verlor den Boden — nämlich das Volk und Volks-Leben — unter den Füßen, wie

[1]) Wir bringen diesen Aufsatz Heinrich Pudors aus der „Südwestdeutschen Rundschau", Frankfurt am Main, zum Abdruck, als ein erfreuliches Zeichen dafür, wie die zuerst von Lienhard und uns vertretenen Anschauungen immer weiteren Raum gewinnen.

konnte sie da volkstümlich sein! Sie redete in der Sprache der oberen Zehntausend — Grund genug, daß sie von den unteren Zehntausend nicht verstanden wurde. Sie war nicht allgemeinverständlich, was doch die wahre Kunst sein soll, sie redete die Mode-Sprache, nicht die Volks-Sprache. Als „Volk" in Deutschland kann man heute immer die Bauernschaft noch eher, als die begüterten Städter bezeichneu; gerade von dieser Bauernschaft — der einzige Stand in Deutschland, in dem heute noch Spuren von einem Volks-Leben zu finden sind — sagte sich die moderne Kunst los. Gewiß giebt es vereinzelte Ausnahmen, besonders in Oesterreich (Anzengruber, Rosegger, Naaff); aber im Allgemeinen hatten wir in Deutschland eine Mode-Kunst der begüterten Stände, keine volkstümliche Kunst.

Es giebt aber der Gründe, warum wir diese nicht hatten, noch mehrere. Da ist vor Allem die Internationalität der Kunst zu nennen. Eine internationale Kunst kann freilich nicht volkstümlich sein, denn national und volkstümlich ist eben ziemlich gleichbedeutend. Unsere moderne Kunst aber war wesentlich international. Das Wort „Mein Vaterland ist dort, wo es mir gerade am besten gefällt", dieses niederträchtige, undeutsche Wort, das man heute so oft hört, war gerade unsern Künstlern so recht aus dem Herzen gesprochen. Mein Vaterland kann nur meines Vaters Land sein, das ist wohl einleuchtend. Und in meines Vaters Land gefällt es mir auch am besten. Aber die modernen Künstler begeisterten sich für die anscheinend so frei—sinnige Idee des Kosmopolitismus; „Weltbürger" wollten auch sie sein. Sie achteten nicht mehr auf die Sprache des Volkes, auf die Volkstöne, auf die Volkssitte, auf das Volksleben, auf die Volks-Seele; auch sie verloren buchstäblich den Boden — nämlich eben das Volk — unter den Füßen. Sie redeten in der Sprache des internationalen Kapitalismus, natürlich kann ein Bauer diese Sprache nicht verstehen. Ihre Kunst war international, nicht national, nicht deutsch, nicht volkstümlich.[1])

Der wichtigste Grund dafür, daß unsere Kunst nicht volkstümlich war, ist aber nun der, daß sie doktrinär, daß sie wissenschaftlich wurde. Es giebt nichts, was schadenbringender für die deutsche Kunst war, nichts, was mehr verhinderte, daß sie volkstümlich wurde, als das Eindringen der Wissenschaft in die Kunst. Uud diese Wissenschaft war wesentlich die Geschichte. Unsere Kunst ging zum guten Teil nicht aus dem Schaffenstrieb, sondern aus der historischen Wissenschaft hervor. Nehmen wir einmal die Baukunst an. Dieselbe lieferte in der Hauptsache streng wissenschaftliche Kopien von Werken und Stilen früherer Zeiten und Völker. Sie baute heute im italienischen Barockstil, morgen im französischen Rokokostil und übermorgen im deutschen Renaissancestil. Eigenes Empfinden, Originalität, Individualität, Nationalität, Volkstümlichkeit kennt sie von allen Künsten am wenigsten. Oder denken wir an die Dichtkunst. Hier können wir unterscheiden zwischen dem sozial-wissenschaftlichen Roman und dem historisch-archäologischen Roman, wie ihn z. B. Ebers geschrieben hat. Wildenbruch wieder schreibt historisch-wissenschaftliche Dramen. Von einer volkstümlichen Poesie sind nur Ansätze zu

[1]) Man wolle mich hier nicht mißverstehen. Es soll nicht nur nicht untersagt, sondern es soll gerade heute dringend empfohlen werden, fremde Länder, fremde Sitten, fremde Kunst zu studieren, aber nicht, um sich selbst zu verlieren, sondern um sich selbst besser verstehen zu lernen, um die eigene Volks-Seele und Volks-Persönlichkeit erkennen zu können.

finden. Und in ebensoweit als die zeitgenössische Dichtkunst wissenschaftlich war, war sie doktrinär. Sie dachte zu viel und fühlte zu wenig; sie „wußte" sogar — Grund genug, daß sie vom Volke nicht verstanden werden konnte. Volkspoesie muß in der Sprache des Volkes reden; diese Sprache aber wird auf den Schulen nicht gelehrt. Die Musikschüler werden mit Hilfe von Phrasierungsausgaben und Lehrbüchern der musikalischen Logik, Agogik, Dynamik herangebildet; die musikalische Logik aber versteht das Volk nicht; es kennt nur seine Volkslogik und nach dieser Logik gehört jedweder zum Volke und muß deshalb jedweder die Sprache des Volkes sprechen.

Die Hauptfrage ist nun: Wie können wir es wieder zu einer volkstümlichen Kunst bringen? Wie können wir dieser Kunst den Boden bereiten? Die Antwort giebt nach der verneinenden Seite das Obige an die Hand: wir müssen die Kunst den knöchernen Fingern der Wissenschaft entreißen; wir müssen wieder auf den Inhalt, auf das Empfinden den Nachdruck legen, damit die Kunst Ausdruck des Volksempfindens werde. Wir müssen weiter der Internationalität der Kunst den Boden abzugewinnen suchen in der Erkenntnis des Umstandes, daß die Kunst, ehe sie volkstümlich sein kann, national sein muß. Weiter müssen die Standesunterschiede fallen, der Amtmann darf nicht mehr über den Handwerker, der Handwerker nicht über den Bauern die Achseln zucken: es muß ein Volk geben, ehe es eine Volks-Kunst geben kann.

Und nach der bejahenden Seite hin müssen wir das Volksleben zu beleben, zu kräftigen und zu stärken suchen. Alles, was nur einem Stande, nicht dem Volke zugute kommt, muß beseitigt werden; wir müssen alle Errungenschaften dem ganzen Volke zugute kommen lassen. Wir müssen weiterhin wirkliche Volks-Spiele und Volks-Feste ins Leben zu rufen suchen: der Ausschuß für Jugend- und Volks-Spiele in Deutschland hat hier eine große Aufgabe. Wir müssen endlich immer und überall auf die Stimme des Volkes hören: Volkes-Stimme ist hier wirklich Gottes-Stimme. Die Volksseele muß wieder zu ihrem Rechte kommen. Das Volksinnere muß hervorkommen. Die Sitte muß Volkssitte, das Leben Volks-Leben, wir selbst müssen ein Volk werden, ehe wir daran denken können, eine Volks-Kunst, eine volkstümliche Kunst, die doch nichts anderes als der Ausdruck dieses Volksleben ist, ins Leben zu rufen.

Im einzelnen und besonderen läßt sich nicht viel sagen. Was die Baukunst betrifft, so muß diese zum Holzbau zurückgreifen. Denn volkstümlich ist in Deutschland nicht der Steinbau, sondern der Holzbau. Bis in das 15. Jahrhundert baute man Holzhäuser und ein Haus, das ausnahmsweise in Stein gebaut wurde, nannte man alsdann kurzweg das steinerne Haus. Noch heute stehen ja in Niedersachsen, (Braunschweig, Hildesheim, Halberstadt) und auch anderswo (in Nürnberg) noch genug solcher Holzbauten, Fachwerk- oder Ständerhäuser genannt. Das Bedürfnis des Deutschen nach Holzbauten berührt sich hier mit der Verehrung, die er den Bäumen im Walde entgegenbringt: die alte Irminsäule, das Nationalheiligtum der Deutschen, war ein gewaltiger Baumstumpf und die Deutschen hatten heilige Haine, so gut als sie die Griechen hatten. In der Schweiz, in Tyrol, in einem Teile Ungarns hat sich ja die Holzarchitektur bis zur heutigen Zeit und zwar wesentlich in den alten Formen erhalten. Hier muß man also anknüpfen. Und man thut es ja auch teilweise, namentlich im Villenbau greift man schon vielfach auf den Fachwerkbau mit dem Schweizer Dach zurück. Unbedingt braucht der Holzbau dabei garnicht in Anwendung zu kommen; es ist nur na-

türlich, daß man in den gesteinreichen Gegenden Deutschlands den Steinbau, in den gesteinarmen und holzreichen Gegenden den Holzbau bevorzugt, und wiederum wird man in den an Holz wie an Gestein armen Gegenden den Backsteinbau bevorzugen. Weiter werden die öffentlichen Bauten natürlich stets in Stein gebaut werden. Aber im allgemeinen müssen die Wohnhäuser der Deutschen wieder vorzugsweise mit Holz gebaut werden; es müßte einem Deutschen unmöglich sein, hinter steinernen Wänden sein Haupt zur Ruhe zu betten. Ob man Recht thut, da, wo man zum Steinbau greift, auf die deutsche Renaissance zurückzugreifen, wie es heute vielfach geschieht, das hängt davon ab, ob man es vermögen wird, auf Grund dieser deutschen Renaissance neue Formen zu finden, zum mindesten die alten Formen mit neuem Geiste zu durchtränken.

Auch in der Plastik muß die Vorliebe des Deutschen für Holz Nahrung finden. Diejenige deutsche Plastik, die volkstümlich gewesen ist, war die Holzplastik Riemschneider's und Veit Stoß's. Die Natur giebt hier die besten Fingerzeige: im Lande des Marmors, in Italien, wird man in Marmor bilden; im deutschen Wald-Lande wird man in Holz bilden. Italien hat keine Wälder, Deutschland hat keinen Marmor. Die wenn auch noch so formschöne und sinnlich schöne Marmorbildnerei ist der deutschen Herzenswärme und Innigkeit entgegen. Nur eine Holzplastik und zwar eine solche, die sich der Farbe zur Belebung bedient, kann deutsch-volkstümlich werden.

Und wie ist es in der Malerei? So echt und recht volkstümlich war in Deutschland eigentlich nur die Miniaturmalerei. Da trieb das deutsche Gemüt die schönsten Blüten. Die Tafelmalerei hat ihren ursprünglichen Sinn und Zweck verloren. Sie hatte den Zweck, die Altäre zu schmücken. Das fällt heute fort. Das, was heute auf dem Gebiete der Malerei für Kirchen geschaffen wird, ist gerade das schlechteste, was die Malerei hervorbringt. Hier muß erst wieder eine große Vertiefung des religiösen Sinnes eintreten, ehe diese Malerei einen genügenden Inhalt für ihre Formen finden kann. Heute nun sind die Tafelgemälde, von Altar und Kirche abgesehen, für die Ausstellungen bestimmt — wer aber wollte wohl glauben, daß eine Kunst, die für Ausstellungen Tafelgemälde „macht", eine wirkliche Höhe erreichen kann? Kann ein Ausstellungsgemälde volkstümlich sein? Der Einwurf, daß einer der volkstümlichsten deutschen Künstler, Albrecht Dürer, Tafelbilder schuf, ist nicht stichhaltig. Denn diese Tafelbilder waren eben für den Altar oder für das Haus, nicht für eine prunkhafte Ausstellung bestimmt. Und außerdem liegt das Bedeutendste, was Dürer geschaffen hat, nicht auf dem Gebiete der Tafelmalerei, sondern auf dem des Holzschnittes. Die Tafelmalerei kann in Deutschland nur dann einen inneren Wert erlangen, wenn sie ihre Bestimmung im Haus, in der Wohnung findet. Vielleicht wird sie sich auch weniger als bisher der Oeltechnik und mehr der Wasserfarben zu bedienen haben. Jedenfalls wird sie in Deutschland stets und immerdar das bleiben, was sie zur Blütezeit auch gewesen ist, intime Kunst. Die Wandmalerei ist etwas Italienisches oder überhaupt Südliches; sie ist schon des Klimas wegen für Deutschland nicht angebracht und wird und würde niemals volkstümlich sein können. Die Geschichte kann uns hier die besten Fingerzeige geben. Die Malerei der italienischen Renaissance feierte ihre größten Triumphe im Freskogemälde: siehe die Sixtinische Kapelle. Die Malerei der deutschen Renaissance feierte ihre Triumphe im Kleingemälde: Dürer's Holzschuher ist vielleicht das bedeutendste Werk der deutschen Malerei.

Was die Dichtkunst betrifft, so muß diese, um volkstümlich werden zu können, die Saiten des Volksempfindens erklingen lassen. Deutsch-volkstümlich ist die zartsinnige Liebe für Blumen und Gräser, nicht für Palmen und Oliven, für Feldblumen, nicht für Hyazinthen, für Wiesenblumen, nicht für Topfrosen. Man muß sich darüber klar sein, daß die größten Dichterheroen der Deutschen oft der Schwäche verfallen sind, fremdnationales und also nicht-volkstümliches Empfinden zum Ausdruck zu bringen: Goethe in der Iphigenie und im Tasso, Schiller in der Braut von Messina. Soll die künftige deutsche Dichtung deutsch-volkstümlich sein, so darf sie ihre Ideale sich nicht an der Riviera, am Arno, am Tiber, nicht in Boeotien und nicht in Arkadien, am allerwenigsten am Ganges und am Nile suchen, sondern im Vaterlande, da, wo die heimischen Quellen fließen. Die uralte Liebe der Deutschen zum Walde, die Freude am Wandern, am Singen und Klingen, die deutsche Minne und die deutsche Treue, das Vaterland und Stammesland muß sie besingen: sie muß wieder Volkslied werden und vielleicht auch an den Volksliedern sich bilden. Sie muß eine Sprache führen, die dem Landmann und Arbeiter, wie dem Fürsten und Herren verständlich klingt. Sie muß vom Kothurn herabsteigen und einfach-sinnig-herzlich, eben volkstümlich werden.

Aehnlich verhält es sich mit der Musik, mit dem Gesang. Der Gesang muß Volksgesang werden. Hier, in der Musik, hat die Fremdherrschaft der Wissenschaft die schlimmsten Dinge angerichtet, die Musik verlor an Musik, so gelehrt ist sie geworden. Sie sprach pathetisch, sie sprach nicht schlicht und einfach. Aber das Schlichte ist auch in der Musik das wahrhaft Deutsche — Sebastian Bach.

Endlich wollen wir noch auf folgenden Punkt aufmerksam machen. Wir sagten oben, daß die Kunst, damit sie volkstümlich werde, national werden müsse. Nun ist das Wesen des deutschen Volkes Dezentralisation. Das Deutschtum ist nicht einfältig, sondern vielfältig. Es ist unterschiedlich geartet in Bezug auf das Klima, auf Landschaft und auch auf das Volkstum. Im Norden Deutschlands wachsen andere Pflanzen und im Süden Deutschlands wachsen andere Menschen als im Norden. Schon die Sprache ist eine verschiedene; der Dialekte giebt es verschiedene. Diese im engeren Sinne nationalen Unterschiede werden sich in einer nationalen Kunst natürlich lebhaft fühlbar machen. Ja, wir werden sogar, bevor wir eine deutsche Kunst bekommen, vordem eine Karlsruher, eine Darmstädter, eine Münchener Kunst ꝛc. haben. Man muß immer wieder an die wahrhafte Kunststätte Nürnberg erinnern. Die Nürnberger Kunst brachte nicht schlechthin deutsches Empfinden, sondern sie brachte spezifisch fränkisches, ja sogar spezifisch Nürnberger Volksempfinden zum Ausdruck und das deutsche Empfinden gab lediglich den Rahmen ab, in dem sich jenes einordnete. Und so muß es sein und muß es werden. Aus dem lokalen Empfinden heraus muß die volkstümliche Kunst geboren werden, der Mensch ist so gut eine Frucht des Erdbodens als die Pflanze; ist er doch aus Erde gemacht. Nun, die Pflanzen vertragen es nicht, wenn man sie aus einer Erde in die andere versetzt. Sie sind die Blüten des Bodens, auf dem sie wachsen. Nicht anders ist es mit den Menschen. Es kommt nur darauf an, sie einmal auf ihrer Muttererde unter den Strahlen der Sonne in Frieden groß zu ziehen, dann werden sie schon blühen und Samen fallen lassen. Man darf sie nicht fort und fort versetzen; sie müssen wie die Blumen Ruhe haben, sie müssen in Fühlung bleiben mit dem Mutterboden, sie müssen

der Mutter treu bleiben und sich ihr dankbar erweisen dadurch, daß sie ihr von den Eltern her angestammtes Empfinden äußern, daß sie schaffen, daß sie uns die volkstümliche Kunst geben. Das ist die große Sehnsucht der Deutschen; die Zukunft wird sie stillen. Wir alle aber, ein jeder muß mitarbeiten, ein jeder, der in sich die deutschen Pulse schlagen fühlt, ein jeder, das ganze Volk einmütiglich . . . .

Heinrich Pudor.

Detlev von Liliencron.

Alle Bücher D. v. Liliencrons sind im Verlag Schuster & Löffler, Berlin erschienen.

Bekanntlich wählt die moderne Dichtung auch auf lyrischem und epischem Gebiete ihre Stoffe mit Vorliebe aus Proletarier- und Verbrecherkreisen, ja, sie scheint sich direkt eine Glorifizierung der Armut, Häßlichkeit und Sünde als Ziel gesetzt zu haben. Umsomehr muß es demgegenüber auffallen, daß weit häufiger als früher gerade der hohe Adel ritterlich eine Lanze für den beiseite gedrängten, mißachteten Idealismus bricht.

Nicht den Jahren nach, wohl aber um der Ursprünglichkeit und Frische seiner Dichtungen willen, muß der ehemalige preußische Hauptmann und Hardesvogt a. D. Detlev Freiherr von Liliencron den jugendlichsten der „Modernen", für die er das Wort „Neutöner" erfunden, beigezählt werden. In der Zeitschrift „Die Gesellschaft" hat er nachfolgende Selbstbiographie veröffentlicht, die ihn vollständig charakterisiert und der nur wenig hinzuzusetzen sein dürfte. Er schreibt dort:

„Meine Knabenjahre sind einsam gegangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur „Geschichte" hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, die ‚Schleifmühle des Kopfes', die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Thür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht. Meine Unthätigkeit brachte mir die entsprechenden Früchte. Nachhilfestunden waren die Folge. Aber dann war ich frei und lief in den Garten, ins Holz, in die Felder und überließ mich meinen Träumereien. — Früh bin ich Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch Haide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Waidmannsheil! —

Ich wollte von Kindheit an Soldat werden. In Dänemark war dies zu jener Zeit als Schleswig-Holsteiner nicht möglich. Ich ging deshalb nach Preußen. Während meiner aktiven Soldatenzeit hatte ich das Glück, viel hin und her geworfen zu werden. Ich besuchte sieben Provinzen und siebenzehn Garnisonen. Dadurch lernte ich Land und Leute kennen. 1864/65 war ich am Schlusse der letzten Erhebung in Polen. Dann folgten der österreichische und der französische Krieg. In beiden Feldzügen wurde ich verwundet. —

O du Leutenantszeit! Mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit allen deinen Rosentagen, mit deinem bis aufs schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht.

Später wurde ich in meinem Heimatslande, das ich 20 Jahre nur vorübergehend gesehen hatte, königlicher Verwaltungsbeamter. Seit längerer Zeit habe ich den Abschied genommen, um mich ganz meinen schriftstellerischen Arbeiten hingeben zu können. Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes Gedicht. Glücklich schätze ich mich, von jeher vornehme, gute Musik gewohnt zu sein. Unsere fünf Liederkönige, Feodor Löwe, Franz Schubert, Rob. Schumann, Joh. Brahms und Rob. Franz, blieben mir stete Weggenossen. Wie viel des Dankes bin ich ihnen schuldig!

Geboren bin ich zu Kiel am 3. Juni 1844. Meine Geschwister haben früh die Händchen in ihren Särgen falten müssen. Meine verstorbene Mutter Adeline Sylvestra, geb. von Harten, fand ihre Wiege in Philadelphia. Dort stand mein Großvater als amerikanischer General. Er war, wenn auch über die Hälfte an Lebensjahren jünger, einer der letzten innigeren Freunde des großen Washington . . ."

Diese Selbstkritik und Charakteristik, die aus leicht begreiflichen Gründen vieles Persönliche verschweigt, wird durch eine Bemerkung seines Münchener Freundes O. J. Bierbaum ergänzt, die wir dessen Monographie über L. entnehmen: „Den Dichter", äußert sich Bierbaum, „trägt er nicht zur Schau mit ‚hoch-hehren' Gebärden, eher den flotten Offizier a. D., der sich gern in des Lebens Wechselwogen stürzt. Eine halbe Stunde Walzer mit einem frischen Mädchen (zittre, Parnaß!) geht ihm selbst über die ganze Litteraturgeschichte . . ."

Nun ja, wir begehen keine Indiskretion: das „Ewigweibliche" ist dem Menschen Liliencron so manchmal zum Verhängnis geworden — und zu rechnen, zu sparen hat er sein Leben lang nicht gelernt, das gesteht er freimütig selber ein. In einem seiner Briefe an den Verfasser dieser Studie findet sich folgender Passus: „. . . Ich lasse mich nicht unterkriegen. Wir haben ja das schöne Bewußtsein darin, Deutsche zu sein: also als Narren angesehen zu werden. Das ist denn doch in allen andern zivilisierten Ländern unmöglich. Dafür aber haben wir paar Poeten dann auch das voraus, daß wir aus dem Sklavenmantel uns jeweilen in das goldene Gewand der Poesie gürten dürfen. Auch ein Trost; aber es ist ein Trost . . ."

Und weiterhin schreibt er: „Ich schreibe jetzt — fast 1 (!) Jahr schwieg ich — ein Gedicht nach dem andern. Das ist mir so merkwürdig. Z. B. meine „Sicilianen" schrieb ich nur in 3 Perioden, je 2—3 Tage lang. Sonst mag ich mich auf den Kopf stellen, und ich „kriege" keine Siciliane „heraus"! . . . Bitte, sehen Sie einzelne meiner Gedichte nicht für zu wild und wüst und frivol an — oder wie einige alte Tanten wollen: für unmoralisch — sie sollen es keineswegs sein.

Es ist der glühendste Lavastrom, oft noch in zitternder Empfindung des Geschehnisses geschrieben, sei die Ursache: Freude oder Schmerz. Oft aber denk' ich: das liest nur der Philisterpöbel und denkt sich sein Teil. Aber daran dürfen wir Poeten uns nicht kehren . . ."

Diese vornehme Auffassung des Dichterberufes hat vielleicht ein wirkliches Populärwerden Liliencrons zeither verhindert, umsomehr, als das deutsche Volk für Lyrik überhaupt wenig übrig hat, und nicht daran denkt, gar noch Geld auf „Gedichte" auszugeben. Seine Gemeinde ist klein und besteht zu einem Teile aus jüngeren Kollegen, deren überschwängliche, byzantinische Art ihm zu huldigen, seine Weiterentwickelung kaum günstig beeinflußt, sicher aber ihn nicht gefördert haben dürfte. Daß Freundeskritik immer bedenklich ist, dafür bietet ja sein „Maecen" den treffendsten Beweis. Am frischesten und ursprünglichsten sprudelt der Born seiner Poesie unserem Gefühl nach in den beiden ersten Gedichtsbänden, namentlich in den „Adjutantenritten", und geradezu meisterlich erzählt ist seine „Sommerschlacht" (1866), während die in demselben Bande noch vereinigten Novellen sich durch Stimmungs- und Kleinmalerei auszeichnen. Als Erzähler hat er sich seitdem häufiger versucht, so in der Sammlung „Unter flatternden Fahnen", in dem Haideroman „Breide Hummelsbüttel" u. a. m. Von seinen dramatischen Werken hat weder eines der historischen Stücke („Knut der Herr", „die Merovinger", „Trifels und Palermo", „die Rantzows und die Pogwisch" etc.) noch das Genrebild „Arbeit adelt" sich dauernd auf den Brettern zu behaupten vermocht.

Nachdem Liliencron seinen Posten als „Hardesvogt" in Kellinghusen aufgegeben, lebte er abwechselnd in München und Berlin, jetzt meistens in Altona und Ottensen bei Hamburg — pekuniär fast immer in der Klemme, weil das „nicht rechnen und nicht sparen können" nun einmal seine schwache Seite ist und wohl auch bleiben wird. Dieser anhaltenden finanziellen Bedrängnis abzuhelfen, setzten seine näheren Bekannten vor etlichen Jahren eine öffentliche Sammlung für eine Ehrengabe ins Werk, die durch Aufruf in 700 deutschen Zeitungen verbreitet wurde und in Summa — 200 Mark einbrachte! Eines Kommentars bedarf diese, leider unanfechtbare Thatsache wahrlich nicht, die in Frankreich und England, selbst wenn es sich um einen weniger bedeutenden Schriftsteller gehandelt hätte, einfach unmöglich gewesen wäre. So kläglich und schäbig „ehrt" nur der Deutsche seine großen Dichter . . .

Liliencrons Lebenslauf verzeichnet und enthält bereits alle Elemente seiner Poesie, die immer an die Wirklichkeit anknüpft und sich niemals in Grübelei und müßiges Tändeln oder gar ins Doktrinäre verliert: die holsteinische Haide, Waidwerk und Wald, das dröhnende Schlachtfeld, die üppige Hansestadt — hier ist er daheim! Und dazu kommt das für ihn Charakteristische, seine Abstammung, das Feudale. Man kann es nicht anders bezeichnen: wenn irgend einer, so ist Liliencron im vollen und besten Sinne des Wortes ein „feudaler" Poet! Nirgends in der ganzen deutschen Litteratur hat vor allem die Poesie des Krieges und des Soldatenlebens überhaupt solchen unmittelbaren und naturgetreuen, lebensprühenden und packenden Ausdruck gefunden, wie in den Gedichten Liliencrons. Dabei spricht selbst aus seinen grandiosen, mit unheimlicher, dämonischer Plastik gemalten Schlachtenbildern ein tiefes, echt deutsches Gemüt. Mit Recht hebt Freiherr von Grotthuß (in seinem Buche „Probleme und Charakterköpfe") hervor, daß seelenvoller wohl kaum das so viel bespöttelte „Monocle" dichterisch ver-

wertet werden konnte, wie von Liliencron in dem Gedicht „Attacke" mit der prächtigen Einleitung schon:

„Platz da, und ‚Ziethen aus dem Busch',
Mit Hurrah drauf in Fluſch und Huſch,
Und vorgebeugten Leibes raſen
In einem Strich die Pferdenaſen;
Wir Zwei weit voran den Huſaren,
So ſind wir in den Feind gefahren.
Die roten Jungen hinterher
In todesbringender Carriere,
Daß wild die Spitzen der Schabracken
Den Grashalm fegen wie der Wind.
Und huſſah, hep, die bunten Jacken
Sind wir am Waldesrand geſchwind.
Geknatter, dann ein tolles Laufen,
Wir konnten kaum mit ihnen raufen,
So riſſen die Gascogner aus
Vor unſrem Säbelſchnittgebraus . . ."

Als dann nach der Attacke der Leutnant (des Erzählers resp. Dichters Freund) den Zug wieder ſammelt, da fehlt nur einer von einen Leuten, der Trompeter, und nun heißt es:

„Bei meinem Freund zum erſtenmal
Sah ich die Scherbe niederſchnippen,
Und Thränen fielen ohne Zahl
Dem Toten auf die bleichen Lippen . . .
O ſchäm' Dich nicht, wenn Du dies lieſt,
Daß Dir ſo leicht die Thräne fließt;
Im Sterben trägſt Du noch die Scherbe,
Ich ſei, ſtirbſt früher Du, der Erbe;
Dann denk ich an den treuſten Freund,
Den je die Sonne hat gebräunt! . . ."

Kleine Meiſterwerke in ihrer knappen, lebendigen Anſchaulichkeit ſind ſeine Momentbilder vom Schlachtfelde, wie die folgenden:

Tod in Ähren.

„Im Weizenfeld, in Korn und Mohn
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage ſchon, zwei Nächte ſchon,
Mit ſchweren Wunden, unverbunden.
Durſtüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge ſchlägt nach oben.

Die Senſe rauſcht im Ährenfeld,
Er ſieht ein Dorf im Arbeitsfrieden:
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt und iſt verſchieden . . ."

Oder: In memoriam.

„Wilde Roſen überſchlugen
Tiefer Wunden rotes Blut.
Windverwehte Klänge trugen
Siegesmarſch und Siegesflut.
Nacht. Entſetzen überſpülte
Dorf und Dach in Lärm und Glut.
„Waſſer . . ." und die Hand zerwühlte
Gras und Staub in Durſteswut.

Morgen. Gräbergraber. Grüfte.
Manch ein letzter Atemzug.
Weither witternd durch die Lüfte
Brauſt und grauſt ein Geierflug . . ."

Und dann das prächtige

Es lebe der Kaiſer!

„Es war die Zeit um Sonnenuntergang,
Ich kam vom linken Flügel hergejagt.
Granaten heulten, heiß im Mörderdrang —
Hol' euch die Peſt, wohin ihr immer ſchlagt!
Ich flog indeſſen, das war nichts gewagt,
Unter ſich kreuzendem Geſchoß in Mitten.
Rechts reden unſre Rohre, ungefragt,
Links wollen feindliche ſich das verbitten.
Gezänk und Anſpucken, ich bin hindurchgeritten.

Plötzlich erkenn' ich einen Johanniter
Am roten Kreuz auf ſeiner weißen Binde.
Wo kommſt du her, du ſchneidiger Samariter,
Was trieb dich, daß ich hier im Kampf dich finde?
Er aber riß vom Haupt den Hut geſchwinde,
Und ſchwang ihn viel, den ſeltnen Lüſtekreiſer,
Und ſchwang ihn hoch im ſchwachen Abendwinde,
Und rief, vom Reiten angeſtrengt und heiſer:
Geſtern ward unſer greiſer, großer König — Kaiſer!

Und zum Salute donnern die Batterieen
Den Kaiſergruß, wie niemals er gebracht.
Zweihundertfünfzig heiße Münde ſchrieen
Den Gruß hinaus mit aller Atemmacht.
Scheu ſchielt aus gelbgeſäumter Wolkennacht
Zum erſten Mal die weiße Winterſonne,
Und ſchwefelfarben leuchtete die Schlacht
Bis auf die fernſt marſchierende Kolonne —
Daß hoch mein jung Soldatenherze ſchlug in Wonne.

Tot lag vor mir ein Garde mobile du Nord,
Es ſcharrt mein Fuchs nnd blies ihm in die Haare.
Da klang ein Ton herüber an mein Ohr,
Den Höllenlärm durchſtieß der Ton, der klare.
Nüchtern, nicht wie die ſchmetternde Fanfare,
Klang her das Horn von jenen Musketieren.
Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infant'rieſignal zum „Avancieren".
Dann biſt du ſicher vor Franzoſen und Baſchkiren.

— — — — — — — — — — —

Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner ſchreien! Drauf!
Es ſprang mein Degen ziſchend aus dem Gatter.
Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,
Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.
Lerman! Lerman! Durch Blut, Gewehrgeſchnatter,
Durch Schutt und Qualm! Schon fliehn die Kugelſpritzen.
Der Wolf brach ein, und matter wird und matter
Der Widerſtand, wo ſeine Zähne blitzen.
Und Siegesband umflattert unſre Fahnenſpitzen! . . ."

Oder kann man durch bloße Worte einen Paradezug wohl anſchaulicher vor Ohren und Augen führen, als es in den klirrenden, dröhnenden und allmählich gedämpft verhallenden Strophen von Liliencrons „Die Muſik kommt!" geſchieht? Gut vorgetragen wirkt es immer wie eine muſikaliſche Kompoſition. . .

Die Balladen vollends erſcheinen immer in den düſtren, blutigen Nordlichtſchein ihrer Heimat getaucht, namentlich ſoweit ſich in ihnen das reckenhaft rohe Mittelalter in brutaler Lebendigkeit ſpiegelt. Einzelnen mangelt es ja vielleicht an ſtraffer, überſichtlicher Einheit, bei andern wieder liegen Stoff und Empfindungswelt dem modernen Geſchmack etwas zu weit ab, aber ſtets verrät der verhalten-leidenſchaftliche Ton, daß der Dichter trotz allem das Richtige getroffen. Gleich monumental wirkenden Fresken ſind dieſe farbenſatten, aus vergangenen Tagen heraufbeſchworenen Bilder, dieſe urwüchſigen Kraftgeſtalten in großen

Zügen nur, aber von Meisterhand, aufs Papier geworfen! Und wie weiß er andrerseits einen zufällig gefundenen Stoff packend und ergreifend zu formen, so das kleine Gedicht von der Schlacht bei Kollin („Wer weiß, wo?"), zu welchem ihm thatsächlich ein altes, als Erbstück in der betreffenden schlesischen Adelsfamilie aufbewahrtes Buch das Motiv lieferte, nachdem er es bei einem Besuch gesehen. Das Gedicht lautet:

„Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht, die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kollin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußt' dahin:
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinem Arm ihn zwang —
Er mußt' dahin!

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug
Am Degenknauf.

Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen, erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Es schrieb hinein die Zitterhand:
‚Kollin. Mein Sohn verscharrt im Sand,
Wer weiß, wo?' . . .

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich und bist auch du
Verscharrt im Sand zu ew'ger Ruh,
Wer weiß, wo?!' — —

Mit derselben unfehlbaren, stets anschaulich und packend schildernden Sicherheit bewältigt Liliencron auch ganz moderne, soziale Stoffe — als Beispiel möge die Ballade „Hochsommer im Walde" hier folgen:

„Kein Mittagessen fünf Tage schon.
Die Heimat so weit, kein Geld und kein Lohn,
Statt Arbeit zu finden, nur Hunger und Not,
Nur wandern und betteln und kaum ein Stück Brot! —

Was biegt der Handwerksbursch in den Wald?
Was läuft ihm übers Gesicht so kalt?
Was sieht er trostlos in den Raum?
Was irrt sein Auge von Baum zu Baum?

Die Sonne scheint, und Stille ringsum,
Die Drossel nur lärmt noch, sonst alles stumm.
Was schaukelt der Erlbaum am Waldesrand?
In seinen Aesten ein Mensch verschwand.

Von seinem ärmlichen Bündel den Strick,
Er legt um den Hals ihn, um Wirbel, Genick,
Dann läßt er sich fallen — nur kurz ist die Qual,
Er sah die Sonne zum letztenmal . . .

Der Tau fällt drauf, der Tag erwacht,
Der Pyrol flötet, der Tauber lacht.
Es lebt und webt, als wär' nichts geschehn,
Gleichgültig wispern die Winde und wehn.

Ein Jäger kommt den Hügel herab
Und sieht den Erhängten und schneidet ihn ab,
Und macht der Behörde die Anzeige schnell,
Gensdarmen und Träger sind bald zur Stell!

In hellen Glacés ein Herr vom Gericht,
Der prüft, ob kein Raubmord, wie das seine Pflicht,
Sie tragen den Leichnam ins Siechenhaus,
Und dann, wo kein Kreuz steht, ins Feld hinaus.

Da niemand zuvor den Toten gesehn,
Erhält er die Nummer „310".
Dreihundertneun schon liegen im Sand — —
Wer hat sie geliebt? Wer hat sie gekannt? . . ."

Liliencrons eigenſte Domäne aber iſt die Haide, dort fühlt er ſich zuhauſe wie kaum ein zweiter Poet, ſie iſt in Wahrheit ſeine „Herzensheimat". Seiner tiefen, echten Neigung zu ihr verdanken wir Naturbilder von entzückender Friſche, „von einer jungfräulichen Herbheit, möchte man ſagen, wie jenes unentweihte Stück Natur ſelber, für welches bereits Th. Storm ſchon ſolche wunderbare Weiſen gefunden. Dort träumt er, nach der Jagd eingenickt, auf einem Hünengrabe vom „König Ringelhaar", der ſich mit den goldnen Locken über ihn beugt; dort erſcheinen ihm Leben und Tod in ihren wechſelnden Geſtalten, dort wachſen und blühen ihm auch wild wie das braune Haidekraut verſchwiegene Minnefreuden . . ." (J. E. v. Grotthuß). Liliencron ſelber ſchreibt einmal in ſeinem Stil: „Die Haide. Sie blüht. Was iſt da zu ſagen. Du Aſchenbrödel der Natur, du Menſchentroſt, du ſeliger Hort der Einſamkeit, wie lieb' ich dich, wie lieb' ich dich!" — Für ihren eigenartigen Zauber, für ihre geheimen Reize und Schönheiten findet er Verſe von beſtrickendem Wohllaut, ſo, wenn er die Morgenfrühe in der Haide ſchildert:

„Im ſtarkbethauten Netze flickt die Spinne,
Und hundert Lerchen, mit geſpreizten Schwänzchen,
Entſchütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
Der kecken Trillerkehlchen Tirlil
Dem friſchen Wandrer um die Mütze ſchmetternd . . .
— — — — — — — — — — — —"

Oder jene Schlußſtrophe des Haidebilder-Cyklus:

„Tiefeinſamkeit — es ſchlingt um Deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menſchen leer — was braucht es da der Worte:
Sei mir gegrüßt, du ſtilles Land! . . ."

Natürlich iſt Liliencron als echter Dichter von Gottes Gnaden auch „vogelſprachekund wie Salomo", und ſo weiß er beiſpielsweiſe die paar Zwitſchertöne der kleinen Goldammer ganz reizend zu gloſſieren:

„Kleiner Vogel, gelb und braun muſtert dein Gefieder;
Immer klingt aus jedem Zaun mir dein Liedchen wieder:
„Nimmer, nimmer, nimmer, nimmer mehr!"

Kleiner Vogel, Glück und Traum flog wie deine Flügel — —
Bringt ein wenig Glück und Traum noch im Flug dein Flügel? —
„Nimmer, nimmer, nimmer, nimmer mehr! . . ." "

In ſeiner Erotik, die er als „Moderner" gern zum Vorwurf nimmt und sans gêne auch diskutiert, giebt denn auch die derbfriſche, ſonnengebräunte Haidekrautliebe den Grundton ab, freilich nicht wie bei den meiſten ſeiner „Collegen" ſentimal ſeufzend und romantiſch ſchmachtend, aber auch nicht jene welke, geſchminkte Liebe der „Décadence". Ueberhaupt begegnen wir dem urwüchſig wilden Dinge ſehr häufig, und nicht bloß immer draußen in der Haide — zuweilen ſucht ſie ihn auch drinnen in der Stadt auf:

„Im Schneegeſtöber mag die Stadt ertrinken,
Was kümmert's mich, ich ſitze warm und trocken.
Bemerklich kaum hör' ich die Thüre klinken.
Und hinter mir ſchleicht irgend wer auf Socken,

Um raschen Sprungs an meine Brust zu sinken.
Ich thue wild und grenzenlos erschrocken.
Sie lacht wie toll, die weißen Zähne blinken,
Auf ihren Backen schmelzen noch die Flocken . . ."

lautet in den „Sicilianen", eine „little remembrance" betitelt.

So weiß er auch galante Abenteuer höchst graziös und schalkhaft zu schildern, nie indiskret oder lüstern werdend; als Beispiel setzen wir das Gedicht „Müde" her:

„Auf dem Weg vom Tanzsaal nach Haus
Ruht sich auf dem Steine aus
Die hübsche Margreth.
Sie öffnet ein wenig das stramme Mieder,
Daß kühlend über die weißen Glieder
Der Nachtwind weht.

Desselben Weges kommt auch der Junker,
Mit Troddeln am Hut und vielem Geflunker,
Und sieht den Stein,
Und auf dem Steine das schmucke Kind;
Und wie der Blitz geschwind
Fällt ihm was ein.

Das liebe Mädchen hatte geschlafen,
Doch wie sie des Junkers Augen trafen,
Ist sie erwacht.
Erst schreit sie auf und will feldein —
Ich denke, wir lassen die Beiden allein
In der Sommernacht . . ."

Und sein „Bruder Lüderlich" vollends, wie aus einem Gusse, zum Greifen schier steht er da, der leichtsinnige halbverlumpte und doch liebenswerte Gesell, eine scheue Thräne im lachenden Auge:

„Die Federn am Sturmhut in Spiel und Gefahren, Halli!
Nie lernt' ich im Leben zu fasten, zu sparen, Hallo!
Der Dirne laß ich die Wege nie frei,
Wo Männer sich raufen, da bin ich dabei,
Und wo sie saufen, da sauf' ich für drei — Halli und Hallo!

Verdammt, es blieb mir ein Mädchen hängen, Halli!
Ich kann sie mir nicht aus dem Herzen zwängen, Hallo!
Ich glaube, sie war erst sechzehn Jahr,
Trug rote Bänder im schwarzen Haar
Und plauderte wie der lustigste Staar — Halli und Hallo!

Was hatte das Mädel zwei frische Backen — Halli!
Krach, konnten die Zähne die Haselnuß knacken, Hallo!
Sie hat mir das Zimmer mit Blumen geschmückt,
Die wir auf heimlichen Wegen gepflückt —
Wie hab' ich dafür ans Herz sie gedrückt — Halli und Hallo!

Ich schenkt' ihr ein Kleidchen von gelber Seiden, Halli!
Sie sagte, sie möcht' mich unsäglich gern leiden, Hallo!
Und als ich die Taschen ihr vollgesteckt
Mit Pralinés, Feigen und feinem Konfekt,
Da hat sie von morgens bis abends geschleckt — Halli und Hallo!

Wir haben süperb uns die Zeit vertrieben, Halli!
Ich wollte, wir wären zusammengeblieben, Hallo!
Doch wurde die Sache mir stark emuyant —
Ich sagt' ihr, daß mich die Regierung ernannt,
Kamele zu kaufen in Samarkand — Halli und Hallo!

Und als ich zum Abschied die Hand gab der Kleinen, Halli!
Da fing sie bitterlich an zu weinen, Hallo!
Was denk' ich just heut ohn' Unterlaß,
Daß ich ihr so rauh gab den Reisepaß? — —
Wein her, zum Henker! — und da liegt Trumpf-Aß! — Halli und Hallo! . . ."

Dem echten Dichter darf nichts Menſchliches fremd ſein, und ſo findet auch unſer ritterlicher Sänger für die ſozialen Fragen der Gegenwart wie für die Nachtſinten des Lebens, welche namentlich in dem Elend und in der Verkommenheit der Großſtadt kraß zum Ausdruck kommen, packende, nötigenfalls von ehrlichem Zorn durchloderte Verſe. Wir erinnern nur an ſein „Notturno". Aus dem Lärm, Singſang und Qualm eines Hamburger „Café chantant's" hat ſich der Poet in ſeine geliebte Haide geflüchtet. Mit der zuletzt gehörten, noch im Ohre nachklingenden Weiſe folgt ihm auch ein tiefes Mitleid mit jenen armen, den rohen Späßen und lüſternen Blicken der Männer preisgegebenen „Künſtlerinnen" vom Brettl hinaus in die keuſche Stille der Natur. Da umgaukelt ihn plötzlich ſeltſamer Spuk: zwei gepanzerte Ritter ſtürmen mit eingelegter Lanze aufeinander los „und" — fährt die Schilderung fort — „unverſehens hockt zwiſchen ihnen ein dicker Kerl mit den geſtinkteſten Pfannkuchenbacken. Auf dieſen jagen die Beiden los und durchbohren ihn. Und eine Poſaune klingt, und ein Ruf ertönt: Seht, das iſt der ‚Bourgeois!' Alles, was auf Erden zuſammengedrängt iſt an Selbſtſucht, Erbärmlichkeit, gemeiner Denkungsart, Hochmut, Feigheit, Begeiſterungsloſigkeit, findet ſich in ſeinem Fettherzen. Die Kunſt iſt ihm ſo gleichgültig wie ein Talglicht. Aus ſeinen vollgeſtopften Geldſäcken ſtreut er nur, wenn ſein Name in den Zeitungen genannt wird . . ." Doch neue Bilder verſcheuchen das eben geſchilderte und rhythmiſch wandelt ſich die Proſa:

„Ich fahre empor.
Der Morgen dämmert,
Der Wind hat ſich gelegt.
Es iſt totenſtill.
Vor mir fließt
Der kleine Fluß.
Vorwärts! Die Kleider ab!
Und im eiſigen Waſſer
— Wundervoll —
Schwimm' ich und ſchwimm' ich
Und laſſe die erſten Sonnenſtrahlen
Glitzern über meinen
Troyſenden Arm.
Auf dem Nachhauſeweg,
Im raſchen erwärmenden Schritt,
Geht es mir wie eine Seligkeit
Durchs Herz:
Ich bin wie geſtählt
Zu neuem Kampf.
Auf meiner Schlachtfahne
Soll in leuchtender Schrift
Das edelſte Wort glänzen:
Selbſtzucht!"

Und ſofort läßt er eine prächtige Definition dieſes „edelſten Wortes" folgen, nämlich: „Das Wort, das Wermut ſäet und Roſen erntet; das Wort, das die ausgeſtreckten, heißverlangenden Arme langſam ſinken läßt: es muß ſein, willſt du dich vor dir ſelbſt achten, das Wort, das die Stirn mit Schweiß bedeckt und ſie trocknet wie ein kühlender Seewind am Julitag; das Wort, das uns nach härteſten Kämpfen in einen ſturmſtummen, warmſonnigen, felderbeglänzten, einſamen Herbſtnachmittag ſtellt . . ." Dann ſchließt er wieder in freien Rhythmen:

„Und um das gewaltige Wort
Flicht ich den Stachelkranz:
Tod aller Weichlichkeit!
Ueber mich aber komme die Kraft
Gottes, den ich ſuche
Seit ich denken kann . . ."

Ja, „durch Selbſtzucht zur Freiheit" — das meint hier der Dichter, und es iſt ihm [illegible] er Ernſt damit, ein zweiter Cincinnatus möchte er leben auf [illegible]olle, der eigne Herr:

„Frei will ich ſein.
Meinen Jungen im Arm, in der Fauſt den Pflug,
Und ein fröhlich Herz, und das iſt genug.
Und ſchleichen die Wünſche wie ſchmeichelnde Panther,
Tobt einer im Blut mir, ein Höllengeſandter,
Daß ich Ruhe nicht finde bei Tag und Nacht,
Daß ich ganz wirr bin und überwacht,
Daß mir die Wangen einfallen und bleichen,
Und kann doch und kann doch den Wunſch nicht erreichen:
Ich ſchluck' ihn zu den begrabenen andern,
Fein ſtill, und es ſäumt ſchon das raſtloſe Wandern.
Das Wort klingt herb und hat traurigen Mund,
Und tröſtet mich doch und macht mich geſund.
Meinen Jungen im Arm, in der Fauſt den Pflug,
Und ein fröhlich Herz, und das iſt genug.
Frei will ich ſein . . .
Doch ruft mich der Kaiſer in Not und Gefahr,
Ich entſtürze dem Haus mit geſträubtem Haar,
Bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
Bis wieder die Streitaxt am Nagel hängt . . ."

— — — — — — — — — — —

(Wenn der Friede wieder ſtrahlt und der Ackersmann wieder ſät, dann:)

„Dann ſtemm' ich die Spitze von meinem Schwert
Feſt auf den häuslichen Feuerherd,
Umfaſſe den Griff mit der einen Hand
Und trockne das Blut von Rill' und Rand
Und ſchleif' es, gewärtig zu neuem Tanz,
Doch heute bedeckt es ein Eichenkranz.
Meinen Jungen im Arm, in der Fauſt den Pflug,
Und ein fröhlich Herz, und das iſt genug.
Frei will ich ſein! . . ."

Gewiß wird man dem Freiherrn von Grotthuß beipflichten müſſen, wenn er am Schluſſe ſeiner Beſprechung Liliencrons in dem Eſſay „Moderne Lyrik" ironiſch fragt: „Nun, giebt es eine moderne deutſche Lyrik, eine Lyrik nicht nur für ‚höhere Töchter'? Iſt es wirklich eines deutſchen Mannes ſo gänzlich unwürdig, ſich um die neue deutſche Poeſie zu kümmern?" und dann in ehrlicher Begeiſterung fortfährt: „Dieſer Junker und Dichter mit ſeinen hellen, klaren Augen, die doch ſo verſonnen zu träumen wiſſen, mit ſeinem Glauben an die deutſchen Ideale, ein Troſt iſt er in unſerer müden, ſiechen und blaſierten Zeit . . . — Wie aber dankt ihm das deutſche Volk? Es läßt ihn darben! Nicht *er* braucht dafür zu erröten, ſondern *wir*, wir alle. Nicht *er* leidet am tiefſten darunter. Er hat ſein „fröhliches Herz" und „das iſt genug!" Aber *unſer* nationales und ſoziales Gewiſſen, die doch beide ſo empfindlich ſind: für jedes Fremdwort in einem deutſchen Zeitungsaufſatz, und für jede Ueberſtunde, die irgend ein Klempnergeſelle zu machen hat — *unſer* Schamgefühl ſollte von dieſem Stachel geritzt werden. 200 Mark hatte ſeinerzeit die öffentliche Sammlung in 700 deutſchen Zeitungen für dieſen Dichter ergeben! Später ſoll ja eine größere, verhältnismäßig freilich immer noch lächerlich kleine Summe aufgebracht worden ſein, aber daran iſt die ſogenannte „Oeffentlichkeit" (d. h. das große Publikum) wohl auch ziemlich unſchuldig. Naiver Einfall weltfremder Idealiſten, ſich für einen *lebenden* deutſchen Dichter an die Oeffentlichkeit zu wenden:

„. . . . . Liege erſt im Sarge,
Laß die Veilchen erſt auf Deinem Hügel blühen,
Laß den Weizen erſt aus Deinen Knochen wachſen,

Dann, ja dann vielleicht . . . . . .
. . . . . will ich Dir 50 Pfennig
Opfern, daß wir zum Gedenken eine Tafel
Dir errichten, irgendwo, wo Du gewohnt haſt.
Doch bis dahin, Guter, magſt Du Dich beſcheiden . . .“

Auch Liliencron mag ſich beſcheiden: er entgeht der Tafel nicht. Kein deutſcher Dichter entgeht der Tafel und — dem Hunger. Und wenn nach fünfzig oder hundert Jahren die Litteraturprofeſſoren ihn „klaſſiſch“ geſprochen haben, dann kriegt er ſogar ein Denkmal . . . . Wäre hier nicht eine willkommene Gelegenheit für die deutſche Adelsgenoſſenſchaft, ſich ſelbſt und den Standesgenoſſen, der mehr iſt als nur Standesgenoſſe, durch eine entſprechende Unterſtützung zu ehren und ſo im Rahmen engerer Wirkſamkeit ihrer oberſten Aufgabe, Wahrung der idealen Güter der Nation, zu genügen?“ . . .

Ob freilich dieſer Appell an die Adelsgenoſſenſchaft irgendwelchen Erfolg gehabt, darüber haben wir nichts in Erfahrung bringen können.

Aus Liliencrons Dichtungen wird kein Fernſtehender etwas von ſeinen privaten Verhältniſſen erfahren, die namentlich nach der finanziell-wirtſchaftlichen Seite hin geradezu heillos zerrüttet ſind, wie ſchon oben angedeutet wurde. Trotz ſeiner Berühmtheit kommt er aus den Geldſorgen eigentlich nie heraus: „Finanziell“, heißt es in einem der letzten Briefe an Verf dieſes Aufſatzes, „finanziell geht es mir noch ebenſo ſchändlich wie früher, denn ‚berühmt‘ iſt leider noch nicht ‚gekauft‘ u. ſ. f.“ — Nicht daß er ſich ſeiner prekären Lage ſchämte, aber er trägt ſie auch nicht prunkend zur Schau — was braucht der ſchadenfrohe Pöbel, die herzloſe, proſaiſche Menge von dem Darben und der Not des Dichters zu wiſſen? Und deshalb ſtreut er die Gelder, über die er im Leben nicht verfügt, in ſeinen Gedichten thatſächlich mit fürſtlicher Freigebigkeit um ſich her aus, wie denn auch die Bedienten zu Dutzenden darin auftreten, während er in Wirklichkeit ſich nicht einen halten kann. Auf ſeinen lyriſchen Streifereien begleiten ihn gewöhnlich ein paar Teckel mit fröhlichem Gekläff, ſeine Lieblingshunde offenbar, deren Beſitz er ſich leider verſagen muß. Equipagen, welche profanen Augen als Droſchken „zweiter Güte“ oder Tramway erſcheinen dürften, rollen in ſeinem Phantaſiereiche natürlich ſtets auf Gummirädern dahin: „Viere lang zum Empfang, vorne Jean, elegant!“ — Ganz der Grandſeigneur, der er ja faktiſch auch iſt, nur eben in ſeinem Reiche blos!

Zuweilen ſtreift er flüchtig einmal ſeine Miſère, aber er klagt weder noch jammert er dabei, es iſt ein wehmütig-inniges Erinnern eher an Verlorenes. So in dem wunderſchönen Gedicht „Einer Toten“:

„Ach, daß du lebteſt.
Tauſend ſchwarze Krähen,
Die mich umflatterten auf allen Wegen,
Entflohen, wenn ſich deine Tauben zeigten,
Die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.
Daß du noch lebteſt
Schwer und kalt umſaugt
Die Erde deinen Sarg und hält dich feſt.
Ich geh nicht hin, ich finde dich nicht mehr.
Und Wiederſehn?
Was ſoll ein Wiederſehn,
Wenn wir zuſammen Hoſiannah ſingen,
Und ich dein Lachen nicht mehr hören kann?
Dein Lachen, deine Sprache, deinen Troſt:
Der Tag iſt heut ſo ſchön, wo iſt Chaſſeur,
Hol' aus dem Schranke deinen Leſaucheux,
Und geh ins Feld, die Hühner halten noch.

Doch bieg nicht in das Buchenwäldchen ein,
Und leg dich nicht ins Moos und träume nicht.
Paß auf die Hühner und sei nicht zerstreut,
Blamier' dich nicht vor deinem Hund, ich bitte.
Und alle Orgeldreher heut verwünsch' ich,
Die luftgetragnen Ton von fernen Dörfern
Dir zusenden, ich seh dann keine Hühner.
Und doch, die braune Haide liegt so still,
Dich hält der Zauber, laß dich nur bestricken . . .
Wir essen heute Abend Erbsensuppe,
Und der Margaux hat schon die Zimmerwärme.
Bring also Hunger mit und gute Laune. —
Dann liest du mir aus deinen Lieblingsdichtern.
Und willst du mehr, wir gehen an den Flügel.
Und singen Schumann, Robert Franz und Brahms.
Die Geldgeschichten lassen wir heut ruhn.
Du lieber Himmel, deine Gläubiger
Sind keine Teufel, die dich braten können,
Und alles wird sich machen.
Hier noch eins,
Ich that dir guten Cognac in die Flasche.
Grüß' Haide mir und Wald und all' die Felder,
Die abseits liegen, und vergiß die Schulden.
Ich seh' indessen in der Küche nach,
Daß uns die Erbsensuppe nicht verbrennt . . .
Daß du noch lebtest.
Tausend schwarze Krähen,
Die mich umflatterten auf allen Wegen,
Entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
Die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.
Ach, daß du lebtest . . ."

Vielleicht thut Liliencron nach der soeben berührten Seite hin des Guten zu viel, denn die häufige Wiederholung gewisser, an sich hübscher und dankbarer Motive legt die Gefahr nahe, daß seine frische Natürlichkeit am Ende zu bedenklichem „Naturburschentum" ausartet. Auch v. Grotthuß meint, daß „Natürlichsein, zur Virtuosität ausgebildet, peinlich wirke", und in der That ist es mit dem Natürlichen dort vorbei, wo es absichtlich und bewußt breitgetreten wird. Deshalb stimmt der salopp-burschikose Ton in Liliencrons neueren Veröffentlichungen den denkenden, ernsten Leser keineswegs so lustig, wie der Verfasser vielleicht glaubt oder sich zu glauben anstellt. Der echte Humorist macht wohl sein Publikum lachen, er selbst aber pflegt keine Miene zu verziehen. Und es will uns bedünken, als habe der Dichter jetzt gar manchmal ein gequältes, erkünsteltes, nervöses Lachen an sich, demgegenüber seine Zuhörer in frostigem Schweigen verharren: burschikose Lustigkeit ist eben noch lange kein Humor, und übertriebene Nonchalance wird unter gebildeten Leuten leicht als Mangel an Takt empfunden! Das gilt namentlich von manchen erotischen Partieen und „Reminiscenzen", die besser ungedruckt geblieben wären, und ursprünglich wohl auch nur für einen intimen Kreis von Bekannten bestimmt gewesen sind, am Stammtisch z. B. oder bei Herrensoupers. In großer Gesellschaft erzählt man doch nicht Geschichten, die in der Kneipe nach der dritten oder vierten Flasche höchst beifällig belacht werden! . . .

Man möge alle diese kleinen Ausstellungen, die in der Hauptsache ja nur die jüngsten Bücher Liliencrons treffen, unserem kritischen Gewissen zugute halten — das günstige Gesamturteil über den Dichter sollen sie keineswegs einschränken oder herabstimmen. Leben wir doch der festen Zuversicht, daß es ihm trotz alledem gelingen werde, die gefährliche Klippe „Manier" glücklich zu umschiffen, die von oberflächlichen Bewunderern und den Mund gern vollnehmenden Rezensenten als

„Originalität" gerühmt zu werden pflegt. Liliencrons Poeſieen verdienen, in erſter Reihe vor allen übrigen Erzeugniſſen der modernen Litteratur, nicht nur vom gebildeten Männerpublikum geleſen, ſondern auch mehr als bisher in den Kreiſen feinſinniger und verſtändiger Frauen bekannt und gewürdigt zu werden. Prüde und Zimperliche freilich laſſen beſſer die Hand davon! . . .

A. Stanislas.

Rhein-Dämmerungen.

Geſpräche auf dem Lande von Ernſt Wachler.

Zehntes Geſpräch.[1])

Wilfrid. Der letzte Tag, an dem ich hier verweile, geht zu Ende: ſo reich in ſeiner Farbenglut, ſo trunken, als wollt er den Verluſt mich doppelt fühlen laſſen. Ueber ein Kleines, ſo bin ich fern von Euch: dann rauſchen nicht mehr dieſe Ulmen über uns, ſehen uns nicht mehr die Lindengänge am Strom, wo das Volk die Schiffe umdrängt, winken uns nicht mehr der Dämmerung trauliche Geſpräche. Ihr ſchweigt? Ihr habt mir nichts zu ſagen?

Klothilde. Das Zwielicht naht; die Luft iſt weich und warm; wollen wir den Abend auf der Terraſſe verbringen?

Wilfrid. Daß ich, das herrlichſte Bild vor Augen, all dieſe Schönheit bis zur Neige koſte! Und nun aus dieſem Kreis mit einem Schlag entrückt zu werden: was bleibt mir dann?

Klothilde. So kommt die Stufen herauf. Das Mahl tragt ins Freie, Mädchen; ſchmückt den Tiſch mit duftenden Blumen aus und ſtellt die ſilbernen Leuchter auf das Geſims.

Wilfrid. Ihr rüſtet wie zu einem Feſt und ſeid doch nicht fröhlich. Wie anders jüngſt, als wir am Pfingſttag die Kirmes drüben im Dorf beſuchten und dem Bauerntanz auf offner Tenne zuſahen! Da ward Ihr heiter und ſcherztet mit Jung und Alt an den langen Bänken und Tiſchen, den Hügel hinauf.

---

[1]) Dies Geſpräch iſt das letzte der „Rhein-Dämmerungen." Zu dem vollendeten Werke gehören außerdem ein Vorſpiel und Nachſpiel, ſowie 8 Zwiſchenſpiele mit folgenden Gegenſtänden: Godesberg, Odins Runenzauber, Rolands Eck, Die Herabkunft des Rheingoldes, Die Nibelungen, Jung-Siegfried, Mime am Siebengebirg, Drachenfels. Die Geſpräche ſelbſt führen nachſtehende Titel:

1. Im Park des Landhauſes — Vom neuen Leben.
2. Das Gewitter — Vom neuen Glauben.
3. Der lichte Hain — Von neuer Sittlichkeit.
4. Rheinfahrt — Von neuer Wiſſenſchaft.
5. Waldeinſamkeit — Von neuer Weltweisheit.
6. Am Rolandsbogen — Von neuer Dichtung.
7. Segelfahrt — Von neuer Kunſt.
8. Nonnenwerth — Von neuer Bildung und Erziehung.
9. Rodderberg — Von der Kultur.
10. Auf der Terraſſe des Landhauſes — Von den Feſten.

Die Buchausgabe erſcheint demnächſt in feinſter Geſchenkausſtattung, mit einer Anſicht von Rolandseck und dem Siebengebirge (Preis 2 M.). Beſtellungen darauf werden an den Verlag Georg Heinrich Meyer, Berlin SW. 46, Bernburger Str. 3, freundlichſt erbeten.

Klothilde. Es war ein Feſt des Volkes; wir begehn heut eine ſtillere Feier. Freilich, dort mag man laut und luſtig ſein; Sang und Spiel mag erklingen, wenn nach hartem Tagwerk allen die Freude des Feſtes lacht. Aber greift zu; ſchenkt vom perlenden Rüdesheimer und trinkt auf unſer Wiederſehn.

Wilfrid. Mögt Ihr mir nicht den Wein kredenzen?

Klothilde. Ich will nicht weigern, was ich Euch oft als Kind zu Liebe gethan.

Wilfrid. Was beſitzt das Volk denn Köſtlicheres als ſeine Feſte, die jedem Willigen ihren Sinn erſchließen? Sie leuchten gleich ſchimmerndem Geſchmeide über des Lebens ſchwindenden Tagen; von ihnen aus empfängt unſer Daſein erſt Glanz und Gehalt. Wenn die heiligen zwölf Nächte kommen, von Weihnacht bis Dreikönigstag: da ſteigen die Götter zur Erde nieder, die Hütte des Armen betritt das himmliſche Kind, es ſchweigt aller Hader und Gaben erfreun jedes Herz. Und Faſching mit dem Roſenmontag, da ſchäumende Lebensluſt dem wiederkehrenden Licht entgegenjauchzt: wißt Ihr noch, wie wir in den verſchneiten Gäßchen unſrer Stadt als Kinder im bunten Maskenflitter von Haus zu Haus liefen?

Klothilde. Ihr lärmtet als ein rechter Held mit Horn und Stange; ich aber war ein thöricht furchtſam Ding und barg mich hinter Euch vor dem Gewühl. Heut ſteht mir's wie ein wirrer Traum vor Augen.

Wilfrid. Wenn dann die Oſter- und Pfingſtzeit naht, Himmel und Erde im Frühlingsſturm ſich vermählen, die Maifeuer flammen und der Walpurgistag graut: dann drängt es jeden hinaus in den Wald, der mit hellem Grün ſich ſchmückt, zu jubeln und zu ſingen und den Mai einzuholen in Dorf und Stadt. Des Jahres holdeſte Zeit lacht auch uns: wie ſollten wir nicht dankbar ſein ob all des Segens, den ſie uns ſchenkte!

Klothilde. Unbewußt ſpielt und genießt das Kind; wir begrüßen jeden neuen Frühling, der über uns ſeine Blüten breitet, mit innigerer Freude.

Wilfrid. Und wiederum Mittſommer, wenn der ſtrahlende Tag mit geflügeltem Schritte wiederkehrt, in den Bergen zur Dämmerzeit die Sonnwendfeuer auflodern, wenn die Johannisnacht hereinbricht, Glühwürmchen leuchtet und der Burſch heimlich auszieht, nach Schätzen zu graben an einſamem Ort: was bewegt uns ſo wunderbar in Herzens Tiefen? Uralte Stimmen werden laut und unſres Volkes Vorzeit wird lebendig.

Klothilde. Was wir träumen, was wir hoffen, zeigt im Bild uns dieſe Nacht.

Wilfrid. Weit von hier, im Schatten hoher Tannen, rauſcht ein Brunnen, von moosbewachſnen Felſen rings umfaßt. Dort ſaß einſt in Sommertagen eine alte runzlige Wärterin, das Strickzeug im Schoos, dem Plätſchern des Waſſers lauſchend, und erzählte Märchen einem jungen Kinde ihr zu Füßen, das nicht müde ward zu hören. Bunte Schmetterlinge umſpielten die Blumen, ſchwirrend flog ein Käfer ab und zu, und das Eichhorn raſchelte im Gehölz: ſonſt ſtörte nichts die tiefe Stille. Aber wie iſt mir doch? Ihr ſolltet, denk ich, das Kind und den Brunnen kennen.

Klothilde. Meines Vaters Beſitz kam in fremde Hand und längſt deckt kühler Raſen das treueſte Herz. Nur die Geſtalten, die

aufſtiegen beim Rauſchen des Waſſers, ſind geblieben und umſchweben freundlich meinen Weg: holde Erinnerungen einer ſeligen Kindheit.

Wilfrid. Geborgen ſind wir, ſo lang uns dieſer Jungbrunnen nicht verſiegt. Wenn unſer Auge offen bleibt für die Wunder der Johannisnacht, wenn Sonntagskinder auch heut noch die blaue Blume finden, die den Zugang zu tief verborgnen Schätzen erſchließt: was ſorgen wir dann für unſern Ruhm? Wer immer hinabſteigt in die Gänge der unſichtbaren Welt, muß unſern Spuren nachgehen, und nie erlöſchen bei ſpäteſten Völkern wird unſres heimatlichen Namens Glanz.

Klothilde. Weihnacht und Oſtern, Walpurgis und Mittſommer prieſen wir; nun laßt uns der fröhlichen Erntezeit nicht vergeſſen.

Wilfrid. Die Kirmes des Landmanns, das Winzerfeſt im früchtebringenden Herbſt: wer gedächte ihrer nicht mit heitrem Behagen? Sie mahnen uns an eine andre Ernte: was in grauer Vorzeit Wurzel ſchlug und durch Jahrhunderte, trotz Hagel und Ungewitter, bei uns gewachſen iſt, einzubringen in unſre Scheunen.

Klothilde. So führen uns die flüchtigen Tage zu den immerkehrenden Feſten, die Hoch und Niedrig in gleicher Freude vereinen.

Wilfrid. Es folgen einander Andacht und Jubel, Reigentanz und Weihe. Da ziemen ſich Wettkämpfe und Umzüge, Tollheit und Mummenſchanz; da mag zu Tauſenden in freier Landſchaft das Werk des Künſtlers ſprechen. Sinnbilder der ſchaffenden Natur, des Wechſels der Jahreszeiten, der Wirtſchaft des Menſchen ſind unſre Feſte, Denkmale unſrer Geſittung: ein goldner Ring, der unſer Leben umſchließt.

Klothilde. Der Weltſinn mag darin Genüge finden; doch glücklicher, wer ein gleichgeſtimmtes Herz ſein eigen nennt.

Wilfrid. Und es zu halten weiß! — Aber blickt auf den grünen Rhein, das immer dunklere Waldgebüſch der Inſeln, den Schattenriß der Berge. Die herrlichſte Frühlingsnacht ſinkt hernieder: ſchon ſteht des Rodderberges Abhang gleich einer ſchwarzen Wand gegen den zartblauen Himmel, ſchon ſtrahlt der Abendſtern, und auf dem Strom, den Ufern, dem Drachenfelſen leuchten zahlloſe Lichter auf.

Klothilde. Die Nacht verhüllt die Welt in ihrem Schleier; der morgende Tag bringt ſie mir ärmer zurück.

Wilfrid. Laſt deſto mehr die innere Stimme ſprechen! Die Zeit iſt unverloren, die ich bei Euch verlebt; reicher und reifer hat ſie uns beide gemacht: den Gewinn vermag uns kein Schickſal zu rauben. Die Geſpräche der Dämmerungen vergißt nicht, wer an ihnen teilnahm; ſie tönen, gleich den Wellen des Rheins, lang im Herzen nach. Ein Strahl des Rheingolds hat auch ſie durchleuchtet, ein unauslöſchlicher, Leben weckender: ihn zu bewahren, zur hellodernden Flamme zu entfachen, ſei fortan uns heilige Pflicht.

Klothilde. Wie feierlich die Stille! Lautlos ſtehn die Schiffe, wie feſtgebannt auf dem Silberſpiegel des Stroms.

Wilfrid. Seht, es iſt Nacht; mit tauſend funkelnden Sternen wölbt ſich der Himmelsbogen über uns. Drunten aber, in der Tiefe des Rheins, ruht der goldne Hort, das Erbgut der Väter, ruht die uralte ſchimmernde Krone der Vorzeit. Jahrhunderte haben des koſtbaren Hortes vergeſſen; nur hin und wieder erhob in der Zeiten Wirrnis ein treuer Eckart die Stimme für das verlorne Heiligtum. Wer hörte auf ihn, wer fühlte die Schuld, wer ſah mit klarem Auge das furchtbare Verhängnis? Der Fluch traf die Abtrünnigen; wie leichter Schnee verging das Werk von Geſchlechtern. Uns erſt gaben die Himmliſchen Er-

innerung ein; wir erſt dachten des heiligen Horts; wir pflanzten, vom Witz der Spötter unbeirrt, den Glauben, daß er einſt uns wieder emporſteige, ins junge Herz und ſuchten Stücke des edlen Metalls aus dem dunklen Schoos zu gewinnen. Verſunken iſt unſrer Väter Welt: der Semnonen heiliger Hain, die ragenden Burgen, die Kaiſerpfalzen ſind dahin und nie mehr tönt der alten Sänger Harfe: aber ihr Geiſt iſt neu in uns erwacht und drängt voll Ungeſtüm ans Licht. Ein Geheimnis wird offenbar und eine Rätſelkunde läuft im Lande um, mit Staunen und Ingrimm und Jubel begrüßt: das Geheimnis der Wiedergeburt, der herrlichen Verjüngung eines Volkes. Das iſt unſre Botſchaft, die viel tauſend Herzen höher ſchlagen läßt, unſer Frühlingsglaube, in dem wir die Welt überwinden. Es war das erſte, wovon ich Euch ſprach; es iſt das letzte: ſo ſchließt ſich der Kranz unſrer Geſpräche.

Klothilde. Ihr ſpendetet von Eurem Reichtum; was konnt ich Euch bieten?

Wilfrid. Das Beſte und Edelſte: die reine Empfindung. Nicht Kenntniſſe verbürgen Einſicht und Glück, nicht der Männer Gelehrtheit; ſondern das tiefe Gefühl, das ſchlichte unbefangne Urteil. Einſeitig iſt ja Mann und Weib; beide erſt vollenden das Menſchliche, aus beiden vereint entſpringt erſt das Leben, das Unterpfand der Zukunft. So führt auch der Bund unſere Gedanken, wie unvollkommen ſie immer ſind, zur Ahnung des Höheren, in weite Fernen, die keines Sterblichen Fuß betrat.

Klothilde. Das alles iſt nun vorbei, gleich einem ſchönen Märchen, das zu Ende ging. Es wird wieder einſam werden bei uns; wir werden Euch ſehr vermiſſen.

Wilfrid. Mich rufen Pflichten.

Klothilde. Bleibt bei uns!

Wilfrid. So wünſcht Ihr denn, daß ich wiederkehre? Für immer wiederkehre?

Klothilde. Wilfrid, Wilfrid!

Wilfrid. Dann will ich Dich Liebliche auf Händen tragen, und Dein Leben ſoll einem ewigen Frühling gleichen. Laß mich Deine weiße Stirn küſſen, Hilde. Hohe leuchtende Sterne über mir, ihr ſeid Zeugen des ſeligſten Bundes! Wehe mir, wenn ich je frevle an dieſem reinen Herzen!

Klothilde. Gebt ihr uns ſo viel, ihr Himmliſchen? Was iſt noch möglich nach ſolchem Blütentraume?

Raabe's Leute aus dem Walde.

Welch einen flammenden Proteſt bedeutete doch die Raabe-Feier gegen die litterariſchen Tagesgötzen und Tageskämpfe! Seit mehr als einem Jahrzehnt ſtreuen ſie einem Hauptmann, einem Sudermann, Weihrauch, ſtreiten für peinliche Nachbildung der Natur in Stoff und Technik — und nun plötzlich, wenn auch nur auf einen Jubeltag, wird die Menge fahnenflüchtig, ſchart ſich um einen alten, altmodiſchen, nicht einmal für die Bühne thätigen Wilhelm Raabe, der an den Schlagworten des Tages vorübergeht und alles eher als ein techniſcher Künſtler iſt! „Was willſt du armer Teufel geben?“

Was uns Raabe giebt? Das was der platte Naturalismus gefliſſentlich unterdrückt oder nur an der Oberfläche erhaſcht: Geiſt, Seele aus den Tiefen. Und er giebt das Seelenleben mit einer eindringlichen, unerbittlichen Wahrheit, mit einem Wagemut und einer Schöpferkraft voll Größe wieder, die weit über die in allem Äußerlichen treffſichere Kunſtfertigkeit der Naturaliſten hinausgehen.

Eine rechte Jubiläumsgabe war die dritte Auflage der „Leute aus dem Walde". Das Buch iſt wie wenige geeignet, ein Führer auf dem Lebenswege zu werden. Zwar auch dieſer Raabeſche Roman beweiſt ſeine Lebenskraft nicht durch Anſchluß an die neueſte Mode der Darſtellungsweiſe mit ihrem Kleinkram äußerlicher Beſchreibung des Drum und Dran. Mitten im Roman geſteht Raabe ſelbſt gelegentlich: „Wären wir mit dem Blick eines Trödelſuden begabt, wir würden uns mit Vergnügen auf eine genaue Beſchreibung dieſer Räumlichkeiten und ihres Inhaltes einlaſſen; die Menſchen intereſſieren uns aber zumeiſt." Wie Raabe den Trödelkram der äußeren Umgebung bei Seite läßt, ſo geht er auch nicht darauf aus, ſeinen Menſchen das Räuſpern und Spucken abzugucken: wie ein Gottfried Keller begnügt er ſich damit, die Empfindnng ſo echt und tief wie möglich aus der Seele herauszuholen, dem Herzen eine Zunge zu leihen — auf die dramatiſche Zuſtutzung der Rede und gar auf die rohen, unſauberen Naturlaute legt er kein Gewicht.

Dennoch bekundet Raabe auch hier jenen künſtleriſchen Realismus der Kleinmalerei, wie er echt epiſch geworden iſt. Die liebe- und ſeelenvolle Betrachtung der Kleinzüge des Lebens, ihre entſcheidende Verwertung für die Charakteriſtik macht gerade das Weſen ſeines Humors aus. Wer freilich derbe Knalleffekte des Witzes oder der Drolligkeit ſucht, wird leer ausgehen: der Humor in ſeiner vollen und eigentlichen Bedeutung miſcht immer Frohmut mit Wehmut, Regen mit Sonnenſchein — und ſo ſteht auch Raabes poetiſche Welt vorherrſchend unter dem Zeichen des Regenbogens. Die Sonne bricht durch das Gewölk, und wenn ſie zur Rüſte geht, blinken am nächtigen Himmel die Sterne.

Nirgends ſeit Schillers Tagen hat ein Dichter dieſen Glauben an die Sterne der Hoffnung und des Sieges oder doch des Ideals mit ſo fortreißender Gewalt gepredigt, dichteriſch geſtaltet wie Raabe in den „Leuten aus dem Walde" — „ihre Sterne, Wege und Schickſale" verheißt ſchon der Nebentitel des Romans. Aus aller realiſtiſchen Wiedergabe der weſentlichen Züge des Menſchen und des Lebens lodert eine idealiſtiſche Weltanſchauung himmelauf. Wie überwältigend verheißungsvoll erklingt hier Raabes Lied von den Sternen:

„Es war ein Schiff aus Portugal,
Das ſüdwärts, immer ſüdwärts fuhr,
Und durch der Tropenmeere Schwall
Zog leuchtend ſeine Feuerſpur.

Die Nacht war ſchwül und düſtevoll,
Und Finſternis lag auf dem Meer;
Im heißen Wind das Segel ſchwoll,
Und eilig zog das Schiff daher.

Es drängt ſich der Matroſen Schaar:
O blickt empor, o ſchaut empor,
Wie Sternenbilder wunderbar
Sich heben aus der Flut hervor!

Welch nordisch Auge blickte je
Auf solchen Schimmer, solche Pracht;
O wundersame fremde See!
O glänzend Wunder fremder Nacht!
Ein stolz und glückhaft Schiff es war,
Und glücklich war der kühne Mann,
Der, mutig trotzend der Gefahr,
Zuerst die Linie gewann.
Ob fremd die See, ob fremd die Nacht,
An seinem Steuer stand er da;
Trauend der fremden Sterne Macht,
Im Herzen jauchzend: India!"

So jubelt auch der eine Held des Romans, Fritz Wolf, aus wonniger Nacht auf:

„Wie ist mein Himmel sternenvoll,
Wie ist mein Leben überreich;
Und wenn ich morgen scheitern soll,
Den ew'gen Göttern bin ich gleich!"

Nicht müde wird der Dichter, dem Zögling des Lebens einzuschärfen:

„O sieh nach den Sternen, Knabe, und wenn der dunkle Erdenton, wenn das irdische Gewölk sie dir verbirgt, so denke an sie, und vergiß nie, daß sie über allen Wolken und Schatten, über allem Sturm und Ungewitter ruhig lächeln."

Durch die furchtbarsten Erschütterungen, das tiefste Erdenweh klingt die Zuversicht;

„Für jeden, jeden kommt die Stunde, wo er die Sterne preist — früher oder später, hier oder dort oben. Keiner bleibt ewig ausgeschlossen, für jeden, jeden kommt der Augenblick, wo alles ausgeglichen, alles gut ist."

Fritz Wolf, den wir aufjauchzend die Macht der Sterne preisen hörten, findet bei der Heimkehr aus der neuen Welt die Jugendgeliebte Eva Dornbluth in zweifelhafter Umgebung; aber über alle Zweifel hebt ihn Evas Bekenntnis von ihrem Lebensweg:

„Ich sah nach den Sternen, dachte an dich, schürzte mein Gewand und schritt mutig in das Leben hinein, dir nach. Die schmutzigen Wasser mußten meinen Saum beflecken, aber meine Seele und mein Leib sind rein geblieben."

Nun folgt sie dem Geliebten als Weib auf einen neuen Erobererzug nach Kalifornien. Westward ho! Aber beide gehen elend zu Grunde. Trügen die Sterne? Der rechte Sternenglaube ist unverwüstlich: flammen am Horizont der Alten die Sterne der Ewigkeit auf, so giebt der Idealist den Sternen noch immer die Deutung der Jugend und hält die Verheißung des Glückes fest. Der jüngere von den Brüdern aus dem Winzelwalde, Robert Wolf, ist soeben von der totkranken Eva, zu der auch er einst in erster knabenhafter Liebe aufgeblickt, übers Weltmeer gerufen; Helene Wienand, deren Liebe der Jüngling inzwischen gewonnen, läßt er in äußerster Gefahr zurück, umworben von einem eklen Lebemann, den ihr Vater ihr aufdrängen will. Aber siegreich gehen auch an Roberts nächtigem Himmel die blinkenden Sterne auf, und er ruft der Geliebten zu:

„Mein Herz blutet über dein und mein Weh; aber die Sterne, die rechten, wahren Sterne, täuschen nicht."

Dann heiſcht er Hülfe von ſeinem Lehrer, dem Sterngucker im eigentlichen und ſymboliſchen Sinne:

„O weiſer Meiſter, ſagt es ihr, daß ſie nicht täuſchen; ſagt ihr, daß ſie allen denen, welche ihnen trauen, und treu, treu — bis in den Tod getreu zu ihnen aufblicken, den rechten Weg weiſen ... Bei euren Sternen iſt Troſt; die Erde iſt ſo wild und hart und grauſam; aber eure Sterne ſind milde und geduldig . . .“

So lehren die Sterne, Leben und Tod überwinden und noch als Sieger in die Gruft ſteigen. Welch tröſtlichen Glauben weiß uns da der Dichter zu vermitteln:

„Wer die Arme ſinken läßt, der iſt überall verloren, er „zürnt ins Grab ſich rettungslos.“ Wer aber jeden Schritt zum Grabe verteidigt und würdig — ohne feiges Klagen, doch auch ohne ohnmächtigen Trotz — auch die lichteſten Höhen verlaſſen kann, um in die dunkle Tiefe hinabzuſteigen, der hat gewonnen.“

Die Sternwarte, von welcher Meiſter Ulex dieſes Symbol der ſtillen, tapferen Zuverſicht ausgiebt, gilt als heiliger Boden, ähnlich wie in „Abu Telfan“ das Reich, in welchem Frau Claudine ihr ſchwarzes Brot der Genügſamkeit bricht.

Aber „die Mittelmäßigkeit, welche mit wenig Kunſt die Erde beherrſcht, traut dem Geiſte nicht, der nach den Sternen ſieht.“

Beſonders Helenes Vater, der gewiegte Bankherr Wienand, erſcheint als ein Typus der Materialiſten, die nur gelernt haben, wild das Glück zu erjagen, die im Unglück zuſammenbrechen, weil ihnen der innere Halt fehlt. Als ſein Haus abbrennt, verfällt er dem Wahnſinn.

„Er ſah nicht nach oben; am Staub klebte ſein Auge, die ſchwarzen Trümmer nahmen ſeine Seele gefangen, und kurz nur war das Ringen gegen die dunkle Gewalt, die uns zu Füßen liegt, und die uns ewig zu ſich herabziehen will. Viel ſchöne Namen haben wir dafür, prunkende, farbige Hüllen werfen wir darüber; aber der Staub bleibt nichtsdeſtoweniger Staub, und aus den glänzenden Hüllen kriecht es empor und umſchlingt Glied auf Glied — nieder! nieder!“

Bei alledem darf man nicht vorausſetzen, daß ſich der Dichter ohne weiteres mit ſeinem Sternſeher identifiziert, ihn etwa nur als ſein Sprachrohr figurieren läßt. Er ſtellt neben Ulex als Lehrmeiſter des zur Lebenskunſt zu erziehenden Jünglings gefliſſentlich einen Polizeiſchreiber, der das Getriebe der realen Welt von der bedenklichen Seite täglich zu Protokoll nimmt. Und ſo ergänzt er den Ruf:

„Sieh nach den Sternen!“

ausdrücklich durch die weitere Mahnung:

„Gieb Acht auf die Gaſſen!“

Der Polizeiſchreiber Fiebiger zeigt denn auch dem jungen Robert das Leben wie es iſt. Und der Roman ſelbſt entrollt das bunteſte Bild menſchlicher „Wege und Schickſale.“

Kein Kampf mit den dunklen Gewalten kann die Lebensluſt der Raabeſchen Welt erſticken; nein, gerade die Fülle des Kampfes giebt den Geſtalten nach dem Herzen des Dichters die tröſtliche Gewißheit, daß doch eine tüchtige Lebenskraft in der Welt ſtecke! Wilhelm Raabe iſt ein ſtarker, tapferer Geiſt, der da zu geſtalten weiß, wie ſich die Erziehung zum Mann nur im Kampf der Welt, die Bildung zum Charakter nur im Strom der Welt vollendet. So wird zum Motto des Werkes der Spruch Salomos:

„Ein Meſſer wetzet das andere und ein Mann den anderen.“

Auch das Unglück überwindet der Mann am wirksamsten im Streit durch erneute mannhafte Bethätigung, während sich das Weib am besten in der Einsamkeit durch zuversichtliche Geduld zu glücklicheren Tagen hinüberrettet. Wieder eine Berührung der „Leute aus dem Walde" mit „Abu Telfan", einem der tiefsten Romane des Dichters. Dort erklingt die Losung: „Dem Manne ein Schwert, dem Weibe das schwarze Brot der Frau Claudine", das aus Geduld und Hoffnung gebacken ist! Der Idealist der „Leute aus dem Walde", der über den Gassen in der Höhe sitzt, wiederholt denn auch den Wahlspruch der Stoiker: sustine et abstine! dulde und entsage! Und so ergänzt sich allgemein die Zuversicht der Jugend, die den Kampf mit der Welt in voller Siegeszuversicht aufnimmt, durch die Entsagung der Greise, die sich zu dem Spruche der Karthäuser bekennen: in Schweigen und Hoffen soll eure Stärke sein! Der ganze Entwicklungsgang seiner Schicksale führt den Helden zu der Erkenntnis, daß auch hinter der Entsagung das Glück liegen kann.

Man sieht nun wohl, es ist nicht bloß ein Kunstwerk, es ist eine Offenbarung. Aber auch ganz abgesehen von dieser unmittelbar seelenvertiefenden, charakterbildenden Bedeutung der „Leute aus dem Walde", dürfen sie rein als Kunstwerk sich mit den besten Romanen messen. In welche wunderbare Welt zaubert uns der Dichter! Wie reizvoll durchschlingen sich die bunten Farben des Lebens! Große Schicksale entrollen sich in liebevollem Verweilen bei den Kleinzügen. Wuchtige Tragik immer wieder abgetönt durch lichtes Behagen an den kleinen Freuden und selbst den kleinen Leiden des Lebens — ein Humor, der aus jeder Blume Honig zu saugen weiß.

Aus diesem magischen, echt Rembrandtschen Helldunkel treten eine Fülle origineller Gestalten hervor, die für die Schöpferkraft des Dichters beredtes Zeugnis ablegen. Da sind zunächst die liebenswerten Menschen, die uns in der Betrachtung des Romans schon wiederholt entgegentraten: die beiden Wölfe aus dem Winzelwalde, ihre tapferen Bräute, ihre wunderlichen Gönner, der Astronom und der Polizeischreiber, denen sich die prächtige alte Jungfer Juliane von Poppen zugesellt, da ist der alte, rastlos das Glück erjagende, im Wahnsinn endende Bankherr, an seiner Seite der Vertreter der jeunesse dorée Leon von Poppen, der mit seiner raffinierten Geschmeidigkeit vorübergehend selbst seine treffliche Tante Juliane an seiner Verderbtheit irre macht, dann Leons Mutter, die über Leons Ausschweifungen wie über ihre Verarmung den Schleier standesgemäßer Wohlanständigkeit zu breiten sucht, dann ihr prüder Verkehrskreis, anderwärts der Offizier a. D. als welterfahrener Weltreisender, schließlich der in allem, nur in seinem Humor nicht, verkommene Schauspieler Julius Schminkert und sein Kreis: der liebesdurstige marchand tailleur und seine liebesdurstige Tochter sowie die spinöse bigotte Jungfrau mit ihrem malitiösen Tagebuch — so drängen sich die Charaktere in ihrem Wesen und Vollbringen. Da ist nichts von Mache, die Kunst quillt überall aus ihrem natürlichen Boden: der Seele und dem Leben des Menschen. Das deutsche Gemüt in seinen heiligen Tiefen erschließt sich in unsern Tagen nirgends offenbarungsreicher als in der Dichtung Wilhelm Raabes.

„Die Leute aus dem Walde" haben es nun endlich zu einer dritten Auflage gebracht: die erste erschien vor 38 Jahren, 1863, die zweite vor 11 Jahren 1890. Wir dürfen diesen „Erfolg" nicht mit den fünfzig Auflagen vergleichen, die manche Werke von Julius Wolff,

Hauptmann und Sudermann binnen wenigen Jahren erreicht haben, — wir dürfen nicht vergleichen, ohne zu erröten.

Welches werden die „Sterne, Wege und Schickſale“ des herzerhebenden Werkes im neuen Jahrhundert ſein?

Kiel. Eugen Wolff.

Samuel Johnſon und Lord Cheſterfield.

Eine alte Geſchichte.

„Eines Bettlers Buch
Gilt mehr als Edelmanns Blut.“
Shakeſpeare, Heinrich VIII.

„Wörterbuch nebſt Grammatik und Geſchichte der engliſchen Sprache“ iſt der Titel eines 1755 in London erſchienenen Buches. Der Verfaſſer, Samuel Johnſon, war in demſelben Jahre, dem ſechsundvierzigſten ſeines Lebens, zum Doktor der Univerſität Oxford ernannt worden, die er 1731 ohne wiſſenſchaftlichen Grad wegen Armut hatte verlaſſen müſſen. Die Zwiſchenzeit hatte er, ein glaubensſtarker, treuer Anhänger der Hochkirche und des vertriebenen Königshauſes, meiſt in der Hauptſtadt als Berichterſtatter des Parlaments, als Tagesſchriftſteller, als Ueberſetzer und Dichter mit dem Erlös ſeiner Feder gefriſtet in dem zurückhaltenden Stolz des charaktervollen Privatgelehrten, dem Arbeit eine Freude, und Armut nur empfindlich iſt, weil ſie lächerlich macht, aber auch in dem männlichen Selbſtbewußtſein, daß niedergehaltener Wert, wenn ſchon langſam, um ſo kräftiger emporwächſt. Auf die Frage, wie er, der Einzelne, ein Werk unternehmen könne, zu deſſen Fertigſtellung für die franzöſiſche Sprache z. B. die vierzig Mitglieder der Pariſer Akademie vierzig Jahre gebraucht hätten, erwiderte er: „40 × 40 = 1600; ganz recht, wie 3 : 1600 verhält ſich der Engländer zum Franzoſen; in drei Jahren denke ich fertig zu ſein.“ Schon 1747 hatte er auf Wunſch ſeines Buchhändlers den Plan zu dem ungeheuren Werke — vasta mole superbus — dem Grafen Cheſterfield, dem bekannten, für literariſche Auszeichnung nicht unempfindlichen Verfaſſer der Briefe über Lebensweisheit, mitgeteilt: „Was die Fragen der Reinheit und Eigentümlichkeit anbetrifft“, heißt es in dem Anſchreiben, „ſo war ich zuweilen im Zweifel, ob ich mir mit deren Entſcheidung nicht zu viel zutraute, und ob es meines Amtes ſei, über die bloße Frageſtellung und die beiderſeitige Zeugenvernehmung hinauszugehen; aber nach Eurer Lordſchaft Gutachten habe ich mich zu eigenem Urteil entſchloſſen und werde beizubringen bemüht ſein, was für mein Ohr und Gefühl mit Vernunft und Grammatik im vollen Einklange ſteht. Auſonius hielt es für unbeſcheiden, Unfähigkeit bei einem Werke vorzuſchützen, welchem Cäſar ihn für gewachſen hielt: cur me posse negem, posse quod ille putat? Und ich, Milord, von Ihrer für unſre Sprache ſo allgemein anerkannten Autorität mit dem Urteil betraut, darf mich der Hoffnung hingeben, daß Ihr Stellvertreter Geltung finden, und daß die Machtvollkommenheit, die meinem alleinigen Anſpruche verſagt geblieben wäre, als Eurer Lordſchaft Bevollmächtigten mir zugeſtanden werden wird.“

Seine Lordſchaft hatte in den 8 Jahren, welche die Arbeit währte — 5 Jahre mehr, als der ſanguiniſche, mutig mit allen Kümmerniſſen des Lebens ringende Gelehrte gehofft hatte — 10 Pfd. Sterling dazu

beigetragen und soll das einzige Mal, wo Johnson in dieser Zeit persönlich vorsprach, ihn vergeblich im Vorzimmer haben warten lassen, weil Gäste da wären. Als das große Werk, dem in Lob oder Tadel gerecht zu werden hier nicht der Ort ist, wirklich zu Stande kam, veröffentlichte der Graf kurz vor Herausgabe des Buches, dessen Widmung er für sich erhoffte, in dem gelesensten Londoner Blatt Empfehlungen, die mit dem privaten Antwortschreiben Johnsons vor das Forum unserer Leser zu bringen der Zweck dieser Zeilen ist.

Lord Chesterfield schreibt: „Das Publikum im allgemeinen und die Republik der Wissenschaften im besonderen dürften Herrn Johnson für Unternehmung und Durchführung eines so großen und wünschenswerten Werkes zu tiefem Danke verpflichtet sein. Vollkommenheit ist vom Menschenkinde nicht zu erwarten; aber nach Johnsons bereits veröffentlichten mannigfachen Werken haben wir zu der Hoffnung guten Grund, daß er dieses Buch so nahe der Vollkommenheit bringen wird, wie es Menschen möglich ist. Der vor einigen Jahren herausgegebene Plan scheint mir dafür ein Beweis; nichts kann durchdachter, nichts genauer ausgeprägt und feiner dargestellt sein. Diesen Plan empfehle ich vorläufig allen, die das Wörterbuch zu kaufen beabsichtigen, und das werden, denke ich, alle sein, die es erschwingen können .... Es muß zugegeben werden, unsre Sprache befindet sich gegenwärtig in einem Zustande der Anarchie, und vielleicht steht es mit ihr darum nicht schlechter. In Folge unsres freien, offenen Handels sind viele Wörter und Ausdrücke aus andern Sprachen importiert, adoptiert und naturalisiert worden, welche die unsre sehr bereichern. Behalte sie immer, was sie an Kraft und Schönheit den andern entlehnt hat; aber sie darf nicht mit nutzlosem Schmuck überhäuft und erstickt werden wie die Tarpejische Jungfrau. Die Zeit der Auslese scheint gekommen. Toleranz, Adoption und Naturalisation haben ihren Lauf genommen; jetzt thun Ordnung und Autorität not. Aber wo diese finden und gleichzeitig den ihnen gebührenden Gehorsam? Wir müssen zu dem alten römischen Auskunftsmittel in Zeiten der Verwirrung greifen und einen Diktator wählen! So gebe ich denn Herrn Johnson mein Votum für die steile Höhe der Diktatur und erkläre hiermit, daß ich als freigeborener britischer Unterthan alle meine Rechte und Privilegien in und an der englischen Sprache besagtem Herrn Johnson samt und sonders abtrete für die Dauer seiner Diktatur; ja, nicht nur wie ein alter Römer will ich ihm als meinem Diktator gehorchen, sondern wie ein moderner Römer an ihn glauben als an meinen Papst und ihn für unfehlbar halten, so lange er auf dem Throne sitzt. Aber nicht länger! Mehr kann er nicht verlangen; denn Gehorsam, sollte ich meinen, kann nimmer erwartet werden, wo es an der Furcht fehlt, die ihn erzwingt, oder am Interesse, das ihn anlockt ... Eine Grammatik, ein Wörterbuch und eine Geschichte unserer Sprache auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen waren längst das sehnliche Bedürfnis der Heimat und die dringende Nachfrage des Auslandes. Herrn Johnsons Arbeiten, darf ich behaupten, werden jenes Bedürfnis sattsam befriedigen und zur ferneren Ausbreitung unsrer Sprache in fremden Ländern reichlich beitragen. Die Lernenden waren entmutigt, weil sie keine Norm fanden, an die sie sich halten konnten, und hielten deshalb die Sprache selbst für regellos; jetzt werden sie nicht Enttäuschung, sondern Ermutigung finden."

Johnson antwortete darauf in einem persönlichen Briefe vom 7. Februar 1755: „Milord, von dem Verleger der „Welt" erfuhr ich kürz-

lich, daß zwei Artikel, die dem Publikum mein Wörterbuch empfehlen, von Eurer Lordſchaft geſchrieben ſind. Solche Auszeichnung iſt eine Ehre, der gegenüber ich — wenig an Gunſtbezeugungen von Seiten der Großen gewöhnt — nicht recht weiß, wie ich ſie empfangen, oder mit welchen Ausdrücken ich ſie anerkennen ſoll. Als Eurer Lordſchaft ich nach leichter Ermutigung meine erſte Aufwartung machte, war ich, wie alle Welt, von dem Zauber Ihres Auftretens gebannt und nicht im Stande, den Herzenswunſch zu unterdrücken, daß ich mich doch rühmen könnte, le vainqueur du vainqueur de la terre zu ſein, daß ich doch die Achtung gewinnen könnte, um die ich die Welt ſich reißen ſah; aber ich fand meine Aufmerkſamkeit ſo wenig ermutigt, daß weder Stolz noch Beſcheidenheit mir weitere Schritte geſtatten wollten. Mit dem einen Male, wo ich mich öffentlich an Eure Lordſchaft gewandt, hatte ich auch alle Kunſt der Liebenswürdigkeit erſchöpft, die ein zurückgezogener, unhöfiſcher Gelehrter ſein eigen nennt; ich hatte alles gethan, was ich vermochte, und niemand ſieht gern ſein Alles vernachläſſigt, mag es noch ſo gering ſein. Sieben Jahre, Milord, ſind nun vergangen, ſeit ich in Ihrem Vorzimmer wartete oder vielmehr von Ihrer Thüre gewieſen ward; während dieſer Zeit habe ich mein Werk durch Schwierigkeiten durchgebracht, über die zu klagen nutzlos iſt, habe es endlich zu Rande gebracht ohne die geringſte That des Beiſtandes, ohne das kleinſte Wort der Ermutigung oder das ſchwächſte Lächeln der Gunſt. Solche Behandlung hatte ich nicht erwartet, denn ich hatte nie zuvor einen irdiſchen Schutzherrn. Der Hirt im Virgil wird endlich mit der Liebe bekannt und findet ſie eingeboren in Felſen. Ein Schutzherr, Milord, iſt das ein Mann, der mit Gelaſſenheit den Andern im Waſſer ums Leben ringen ſieht und ihn erſt, wenn er Boden unter den Füßen hat, mit Hilfe überhäuft? Wäre die Notiz, die Sie von meinen Arbeiten zu nehmen die Freundlichkeit hatten, früher gekommen, — ſie wäre Güte geweſen, aber ſie hat geſäumt, bis ich gleichgiltig bin und mich ihrer nicht freuen kann, bis ich einſam bin[1]) und ſie nicht mitteilen kann, bis ich bekannt bin und ſie nicht brauche. Es iſt hoffentlich nicht cyniſche Rohheit, wenn man ſich zu Verpflichtungen nicht zu bekennen vermag, wo man keine Wohlthat erhalten hat, oder wenn ich mit Unwillen dem Publikum weisgemacht ſehe, daß ich einem Schutzherrn verdanken ſoll, wozu mir die Vorſehung eigene Kraft gegeben hat. Nachdem ich mit ſo wenig Dankesſchuld den Förderern der Wiſſenſchaft gegenüber mein Werk ſo weit gebracht habe, kann es wohl kaum befremden, ſollte ſein Abſchluß mit noch geringerem Dank zu Stande gekommen ſein, falls geringerer Dank möglich iſt; denn ich bin längſt aus dem Hoffnungstraum erwacht, in dem ich mit rühmlicher Begeiſterung geweſen bin, Milord, Eurer Lordſchaft tiefergebener gehorſamſter Diener Samuel Johnſon.“

Für das Urteil unſrer Leſer hätten wir kaum etwas hinzuzufügen. Als mildernden Umſtand aber wollen wir den Gegenſatz betonen, der zwiſchen dem zerſtreuten Leben des reichen Hofmannes und dem einſeitigen

[1]) Er hatte in jenen Jahren ſeine Frau verloren und ſagt in der Vorrede zum Wörterbuch: „Ich kann mich wahrlich auch ohne den Preis der Vollkommenheit begnügen, und ſollte er mir in der Trauer meines einſamen Herzens zuteil werden, was könnte er mir frommen? Meine Arbeit hat ſich hingezogen, bis die, denen ich damit eine Freude machen wollte, meiſt ins Grab geſunken, und bis Erfolg oder Fehlſchlag leerer Schall geworden ſind. Ich ſende es daher in die Welt mit kühler Ruhe, da ich von Tadel oder Lob wenig zu fürchten oder zu hoffen habe.“

ſondere Sommerfeſtſpielkunſt ausgeſtalten möchte, nicht von der Hand gewieſen werden dürfen; denn wo und wenn wir auf Anſätze und Keime jener Nebenart dramatiſcher Kunſt ſtoßen, mag ſich dabei neues regen oder mag es ſich um Anknüpfungen an etwa noch beſtehende alte Reſte und Gewohnheiten handeln, überall finden wir da, wenigſtens in Schwaben Dilettanten d. h. weniger ſelbſtbewußt geſprochen, das Volk ſelbſt als darſtellende Kraft auf der Bühne, das wird ſich ſchwerlich ſo überhin wegtemperamentiſieren laſſen. Verhielten ſich die Dinge anders, dann wäre wohl nicht der Sinn für eine Vervolkstümlichung der Bühne oder eines abzuzweigenden Teils derſelben während der letzten zehn Jahre wieder ſo erſtarkt unter dem deutſchen Volke.

In Stuttgart z. B. haben die Lutherfeſtſpiele Herrigs-Devrients großen Erfolg gehabt, ebenſo die Guſtav-Adolf-Feſtſpiele von Devrient-Kaiſer. Letzteres wurde im Jahre 1900 auch in der alten Reichsſtadt Reutlingen unter vielem Beifall aufgeführt. Schwäbiſch-Hall veranſtaltete 1898 ein Brenzfeſtſpiel.

Im allgemeinen glaube ich aber nicht — um dies hier einzuſchalten — daß gerade derartige Spiele, welche konfeſſionelle Färbungen an die Oberfläche treiben, der beſſeren Ausleſe dienen, auf Grund deren wir an eine förderliche und dauernde Weiterentwickelung der volkstümlichen Feſtſpiele glauben dürfen; es muß vielmehr eine hiſtoriſch-politiſche, im weiteſten nationalen Sinne lokaliſierende Art von Heimatkunſt in den Vordergrund unſerer Pflege treten. Ich verweiſe, ſo wie ich's meine, auf die regelmäßigen Pfingſtaufführungen des Meiſtertrunks in Rothenburg a. T., auf die Aufführung der Kinderzeche in Dinkelsbühl, welche ſich 1896 ſo wirkungsvoll erwieſen hat. Das gehörte nun freilich mehr in eine Bayriſche Ecke; allein auch in Württemberg hat ſich in den letzten Jahren ein verwandter Zug nach derartigen volkstümlichen Aufführungen geoffenbart, ſo z. B. bei der Darſtellung des Eggert'ſchen Bauernjörg durch Leutkircher Bürger bei dem dortigen landwirtſchaftlichen Bezirksfeſt im Herbſt 1897. Zu Pfingſten 1900 wurde in Wildbad von einheimiſchen Bürgern der von dem dortigen Badearzt Dr. Teuffel dramatiſierte Ueberfall im Wildbad einſtudiert und im Kurtheater wiederholt unter großem Beifall aufgeführt. Im oberſchwäbiſchen Rohndorf Alt-Wangen veranſtalten die Landleute jedes dritte Jahr ihre dramatiſchen Vorſtellungen, welche meiſt hiſtoriſcher Art ſind und ſich noch als Reſte des alten Bauerntheaters kennzeichnen laſſen.[1])

So liegen auch bei uns inmitten mancher Reſte aus alter Zeit keimfähige Anſätze für die Zukunft zerſtreut. —

Anregend hinweiſen möchte ich in dieſem Zuſammenhang auch auf das Cannſtatter Volksfeſt, welches alle Jahre im September abgehalten wird und bei dem es doch wohl einmal ſpäteren Jahrzehnten ermöglicht ſein könnte, unter den Karuſſels, Rutſchbahnen u. a. ſchönen Dingen, volkstümliche Feſtſpiele, meinetwegen gediegen heiteren Inhalts aus der Landesgeſchichte eingeſchaltet zu ſehen, zumal doch hier der Schwabe auf älteſtwürttembergiſchen Boden und im Angeſicht des Rothenbergs, der Stammburg ſeiner Fürſten, ſteht.

Vielleicht müßte es ſich zunächſt nicht einmal gerade um Spiele mit dramatiſch geſchloſſener Handlung handeln; es genügten für den Anfang auch wohl künſtleriſch wertvolle in ihren beſonderen Abteilungen

[1]) Aehnliches habe ich ſelbſt vor mehreren Jahren in dem heſſiſchen Neckarſtädtchen Hirſchhorn geſehen.

charakterisierende, in ihrer Gesamtzusammensetzung bedeutende historische Umzüge. Ein derartiger Festzug ist z. B. für 1902 von der Stadt Ravensburg aus Anlaß ihres tausendjährigen Bestandes geplant. Dabei sollen auf einer langen Reihe entsprechend ausgestatteter Wagen mittels charakteristisch geordneter Gruppen die Geschichte der alten Welfenstadt von der Pfahlbürgerzeit bis zum Jahre 1871 vorgeführt werden. Dabei sich eventuell persönlich zu beteiligen haben mehrere Mitglieder des zum Teil uralten und vielfach sehr reichen oberschwäbischen Adels in Aussicht gestellt. Solche Veranstaltungen können, zumal einmal das Interesse dauernd geweckt erscheint, auch für eine dramatischere Verdichtung heimatgeschichtlicher Motive, vielleicht doch immerhin nutzbringend und förderlich anregend wirken.

Zum Schluß erübrigt es sich noch, da nun doch einmal von dem schwäbischen Theaterwesen die Rede ist, kurz auf die im Lande außerhalb Stuttgarts befindlichen ständigen Winterbühnen hinzuweisen, welche freilich wenig Charakteristisches mehr aufzuzeigen haben. Da ist vor allem zu nennen das von Kommerzienrat Spohn gestiftete städtische Konzerthaus in Ravensburg, woselbst im Winter auch Theateraufführungen stattfinden. Ständige im Betriebe befindliche Theatergebäude, in denen freilich meist nur während des Winters gemimt wird, haben noch Ulm a. D., Heilbronn a. N., Eßlingen a. N., Tübingen und Biberach. Bekannt und beliebt sind einige eingesessene Schauspielerfamilien besserer Art, vor allem die vielbewährte Familie Stenz-Krauß aus Biberach, die meist im Heilbronner Aktientheater spielt, die Familie Erdmann, die in Ravensburg die Laufbahn wachsender Talente zu etablieren pflegt und schließlich Direktor Heydecker, welcher die Theaterbedürfnisse der Tübinger Geistes- und Bier-Aristokratie mit gewandter Liebenswürdigkeit zu honorieren versteht.

Stuttgart. Theodor Mauch.

Eine Soiree bei Holbach.[1])

„Sie haben Diderot noch nicht sprechen gehört!“ sagte Holbach zu David Hume, der nach Paris gekommen war, um die Encyclopädisten kennen zu lernen und eben in Grandval zu Gaste war, „Und wer ihn nicht gehört, ahnt nicht, was für ein Feuer aus diesem schüchternen Männchen strömen kann, und was er zu sagen im Stande ist, wenn er sich irgendwo heimisch fühlt.“

In der That, das ganze gebildete Europa wußte es ja auch, daß Denis Diderot als Redner in ganz Paris nicht seinesgleichen hatte.

Vor Kurzem erst sprach er eine halbe Stunde lang vor den Gästen der „Synagoge“, wie er Holbachs Hotel nannte, um zu beweisen, daß die Liebe der Manon Lescaut — die wahrste und unerschütterlichste Liebe sei!

Die Liebe der Manon Lescaut!

Als er seine These, wie gewöhnlich, zuerst laut und klar ankündigte uud dann mit größtem Ernst zu sprechen begann, sahen alle mit

[1]) Probe aus den unsern Lesern warm empfohlenen „Phantasien eines Realisten“ (Dresden, Carl Reißners Verlag, M. 5), dem bedeutenden Buche eines geistreichen Skeptikers.

großen Augen nach ihm hin. Abbé Prevoſt, der ſtets behauptete, er habe die Geſchichte dieſer Liebe mit vollem Herzen geſchrieben — was man ihm auch gerne glauben konnte, denn er ſelbſt war ja der unglückliche Chevalier des Grieux — Abbé Prevoſt ſelbſt dachte Anfangs, Diderot wolle mit ihm ſcherzen.

Als aber der Strom der Rede einherbrauſte, und Diderot, mit tiefem Blick in die Vieldeutigkeit aller Dinge, da, wo alle anderen ſich ſchaudernd abwenden, Großes und Schönes zu entdecken im Stande war; als er von dem unbegrenzten und unerreicht kühnen Vertrauen Manons in des Chevalier Liebe ſprach, da ſie ihm einſt in ihrer Abweſenheit, um ihm den Kummer darob durch eine „augenblickliche Unterhaltung in etwas zu verſüßen", ein ſchönes Mädchen zuſandte; als Diderot an ihre Worte erinnerte: „Die einzige Treue, die ich von Dir in Anſpruch nehme, iſt die des Herzens"! und dieſe unerhörte Abſtraktionskraft der Empfindung eines liebenden Mädchens, die durch nichts beirrte Konzentration ſeiner Liebe auf das bloße Gemüt und die innerſte Neigung des Geliebten, nicht genug bewundern konnte; als er an die volle Offenheit ihrer Natur erinnerte, die nie ein Geheimnis zu verbergen, und nie ein Halbdunkel zu bewahren nötig hatte, worin ſie ſelbſt die keuſcheſte Jungfrau überträfe, deren Erröten bereits Heimlichkeit und unaufgeſchloſſene Wahrheit beweiſe; als er alles dies vorbrachte, ihre Schönheit, ihre Heiterkeit und ihr ſchließliches Elend ſchilderte — da wurden Prevoſt und alle Anweſenden in ihren Empfindungen und in ihren Anſichten ſo ſehr erſchüttert, daß ſie nicht wußten, ob ſie in Manon Lescaut ein Kind, ein Mädchen, eine Philoſophin oder eine liebenswürdige Heilige erblicken ſollten, und am Schluſſe ſtürzte der gefühlvolle Prevoſt unter dem Jubel aller Anweſenden Diderot weinend in die Arme.

Alle dieſe Männer lachten gerne und weinten leicht; wie ſoll es denn Wunder nehmen, wie ſie alle, wie die anweſenden Frauen, Thränen in den Augen hatten! Frau v. Holbach, die auf Diderot immer neugieriger, befremdeter und mitunter etwas verdrießlich hingeſehen hatte, lächelte zum Schluſſe und weinte zugleich. „Denis, Du liebenswürdiger Schelm," ſagte ſie, indem ſie auf Diderot zueilte und ihn auf die Stirne küßte, „was wirſt Du noch alles beweiſen!" —

Man ſprach heute zu Beginn der Soiree wieder von der letzten Improviſation Diderots.

„Diderots Paradoxa", ſagte Holbach, „muß man loben, ſie ſind die reizendſten und belehrendſten Fragezeichen, denen man begegnen kann."

„Und die anſpruchloſeſten," ergänzte Helvetius

„Ganz im Gegenſatze zu Jean Jacques aus Genf," bemerkte hierzu Grimm, „der ſeine Paradoxa immer ſo predigerartig vorbringt, daß jeder, der nicht alles für bare Münze nimmt, wie gebrandmarkt davonkommt; es iſt bei ihm ſo, als ob er ſagen wollte: Wer nicht in allem und jedem genau ſo denkt, wie ich, iſt jeder Tugend bar, und nur ich allein bin in ihrem vollen Beſitze."

„Deswegen hatte auch die Herzogin von Choiſeul ganz Recht," meinte D'Alembert, „als ſie von ihm ſagte, er ſei der Charlatan der Tugend."

„Laſſen wir Jean Jacques," warf Frau von Holbach ein, „und kümmern wir uns um Denis; er wird doch wohl heute kommen?"

„Gewiß!" antwortete Holbach, „Umſomehr, als ich ihm ſagen ließ, Herr Hume ſei da," und kaum hatte er das geſagt, trat Diderot in den Salon.

Holbach, der die Herren einander vorstellte, freute sich nicht wenig, daß die „Synagoge" heute so vollzählig besetzt war; es erfüllte ihn mit Behagen und Stolz, daß er auf Hume's Bemerkung, er habe noch nie einen Atheisten gesehen, ihm erwidern konnte, er sitze soeben mit deren siebzehn an einem Tische; und Hume, der mit seinen klaren Augen alle in der Runde beobachtet und ihnen mit seinem gerechten Verstande zugehört hatte, bemerkte dazu, er habe sich in seinem ganzen Leben noch nie so wohl gefühlt, wie eben hier; worauf sofort alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Genau genommen," sagte darauf Diderot, „sind wir alle hier nicht so sehr Atheisten, als Anti-Monotheisten; denn streng genommen ist uns nur Monotheismus so sehr verhaßt."

„Und aus welchem Grund?", fragte Hume.

„Wir schreiben ihm, und nur ihm, das meiste Unglück der Weltgeschichte zu, und ich halte ihn auch für die widersinnigste aller religiösen Ideen; wir stimmen hierin nicht mit Herrn Voltaire überein, und ließen uns Pantheismus noch viel eher gefallen; Freund Holbach will aber auch den nicht."

„Und was halten die Herren vom Polytheismus?", fragte Hume weiter; und als niemand sogleich antwortete, weil man diese Frage für nicht ernst nahm, fuhr er fort: „Ich muß es sagen: ich ziehe auch den Polytheismus dem Theismus vor, und zwar eben in Betreff der Wirkungen; denn dieser erzeugt als Volksreligion noch weit verderblichere und ungereimtere Wirkungen als die Vielgötterei, und ich stimme den Herren aus voller Ueberzeugung bei. Der Theismus hat ein solches Prinzip der Ausschließung und Unduldsamkeit in sich, daß wenige Ausartungen der Vielgötterei für die menschliche Gesellschaft verderblicher waren, als die Ausartung des Theismus, wenn sie auf die äußerste Höhe gesteigert ist."

„Und haben Sie das schon öffentlich ausgesprochen?", fragte rasch Herr v. Holbach, dem es heiligste Aufgabe schien, jede offiziell anerkannte religiöse Meinung zerstört oder angegriffen zu sehen, „Haben Sie diese Wahrheit schon vor der Welt durch Ihre Autorität unterstützt?"

„Ich darf so etwas in England nicht sagen," erwiderte Hume.

„So schreiben Sie es doch nieder und sorgen Sie dafür", riefen ihm schnell mehrere zugleich zu, „daß es nach Ihrem Tode bekannt werde!" . . . „Denn das muß gesagt werden, von Ihnen gesagt werden," ergänzte Holbach, und Hume beruhigte sie darauf mit den Worten: „Es ist schon besorgt," worauf Holbach vor ihn hintrat und mit den Worten: „So ist's wohl gethan!" ihm voll Wärme die Hand drückte.

„Aber ich möchte doch Herrn Diderot bitten", sagte Hume, „uns seine eigene Ansicht über die Dinge eingehender mitzuteilen!"

„Wenn man die Sache nicht nach ihren politischen Folgen, sondern rein philosophisch betrachtet," erwiderte Diderot, „so findet man, wie ich glaube, stets am Ende aller Meditationen, daß ein Gleichnis oder ein Bild uns hierin am meisten sagt; wenigstens ist das der einzige Weg, eine Ansicht über die Welt nicht bloß denken, sondern auch empfinden zu lassen, und das müssen wir Philosophen doch am Ende ebensogut erreichen können wie die positiven Religionen. Ohne unsere Auffassung der Welt, wenn auch nicht anschaulich, so doch wenigstens empfindbar darzustellen, werden wir schwer bei den Menschen Wurzel fassen."

„Eine schwierige Aufgabe! Aber Diderot hat Recht," meinte Prevost.

„Wollen die Herren gefälligſt entſcheiden; ich will an einer Probe zeigen, wie ich das ungefähr meine," fuhr Diderot fort: „Ich meine, durch eine eigene Art der Weltbeſchreibung, ja ſchon durch eine eigentümliche Ausdrucksweiſe, könnte viel, und gewiß weit mehr erreicht werden, als durch die gründlichſte, langwierigſte, regelrechte Unterſuchung. Man ſieht, man fühlt, man ahnt, man wird befriedigt; auch ohne zu wähnen, man habe bereits das letzte Ziel erreicht. Und was können wir am Ende mehr verlangen?"

„Nun kommt alles auf das Wie an," meinte Hume.

„Meine Herren, ich will Ihnen alſo eine Geſchichte erzählen," bemerkte darauf Diderot, „ich will Ihnen berichten, wie jemand, oder eigentlich, wie mehrere jemande, aus höchſter Not errettet wurden; eine ſehr, ſehr merkwürdige Geſchichte!"

„Rettung aus höchſter Not!", rief, erſchrocken, der Aſtronom La Condamine, der etwas ſchwerhörig war und eben die Baumwolle aus ſeinen Ohren gezogen hatte, um beſſer zu hören. „Das klingt verdächtig; wird's dabei nicht nach Weihrauch riechen?"

„Was denken Sie," fiel Holbach ein, „iſt denn dergleichen bei uns hier möglich?!"

„Dann iſt's gut," bemerkte La Condamine, ſetzte ſich im Stuhl zurecht und hielt die gehöhlte Hand an's Ohr.

„Nun denn, meine Herren!" begann Diderot, „An einem eiſigen Wintertage, klar und kalt wie der heutige, irrte im Walde eine Schar Wölfe umher, die bereits ſeit mehreren Tagen nichts hatten erwerben können, und nahe daran waren, Hungers zu ſterben."

„Erwerben können?" fragte erſtaunt Frau v. Aimé, Holbach's Schwiegermutter.

„Ja wohl: Erwerben können," antworteten ihr mehrere zugleich.

„Es iſt eigentlich die einzig richtige Bezeichnung," fügte Buffon bei, worauf die Philoſophen unisono die Worte: „Erwerben können" mit tiefſtem Behagen, mit dem Kopfe nickend und darüber nachdenkend, vor ſich hinbrummten, und Diderot fuhr dann fort:

„Alſo, die Wölfe waren nahe daran, Hungers zu ſterben. Im Sommer und Herbſt, wenn das Hochwild aus dem Innern des Forſtes an deſſen Saum und auf die Straße herauszutreten pflegt, um die von den Bauernfuhren abgefallenen Getreidekörner aufzuleſen, gab es wohl häufige Gelegenheit zu gutem Erwerb; im Winter aber blieb das Wild tief im Innern des Waldes verſteckt.

In den Dörfern ſelbſt war ebenfalls eine ſtörende Neuerung eingetreten. Noch bis vor kurzem war es möglich geweſen, hie und da ein Rind oder ein Pferd anzubeißen, auch ein Schaf davon zu tragen, oder — was am wohlſchmeckendſten war und woran die Wölfe gar nicht vergeſſen konnten — Junge von Menſchen, die draußen vor dem Dorfe ſpielten oder ohne Aufſicht zu Hauſe gelaſſen wurden, zu verzehren.

Dies alles hatte jetzt aufgehört. Seit einigen Tagen nämlich zeigten ſich an den Zugängen der Dörfer buntgefärbte Menſchen, die daſelbſt auf und ab zu gehen und ſich abzulöſen pflegten. Dieſe beſaßen ein eigentümliches, langes und ſchimmerndes Organ, das ſie mit den Händen willkürlich bewegen konnten; wenn nun die Wölfe ſich vorwagten, brachten jene dieſes Organ in eine wagerechte Lage, lehnten es an die rechten Wange und dann flog unter kleinem Blitz und Donner ein Metallſtück, davon, das in der Regel einen Genoſſen tötete.

Es blieb den Wölfen also nichts anderes übrig, als abzuwarten, ob sich nicht ein Mensch einzeln auf der Straße zeigte, oder ob nicht ein erschöpftes Schlittenpferd daselbst zurückgelassen wurde.

Während die Tiere in dieser Erwartung hin und her rannten, der Heißhunger ihrem Rachen Heullaute entriß und ihnen feurige Augen machte, brach die Nacht herein, eine helle, frostglitzernde Mondnacht. Die Wölfe sprangen im Zickzack umeinander herum und begannen bereits, gegenseitig Mißfallen zu finden, als sie plötzlich den Schall von Glöckchen vernahmen; sogleich hob sich ihr Mut, und in klafterlangen Sätzen stürzten alle aus dem Walde auf die Straße hinaus und riefen einander zu: „Hajuhu! hurehajuh!"

Ein Schlitten, von vier Pferden gezogen, schoß pfeilschnell vorüber; die Wölfe liefen nebenher, bellten und heulten gegen die Pferde, der Kutscher sprach mit den letzteren so laut er nur konnte, und peitschte sie zu rasender Eile an.

In dem Schlitten saß ein fleischiger junger Mensch; dieser lehnte sein eisernes Organ an seine Backe, feuerte und sogleich lag ein Wolf todt auf der Straße; da eilten seine Kameraden unter Brummen in den Wald zurück. Alle Aussicht war ihnen nun geschwunden. —

Da kam dem jungen Menschen der Gedanke, er könnte aus dem Felle des erlegten Tieres für seinen alten Vater eine Pelzdecke anfertigen lassen.

Er erhob sich daher von seinem Sitze und rief: „He — Kutscher he!" Der Kutscher schrie: „Was giebt's denn?" . . . „Halteinwenig — ichnehmeden — Wolfmit."[1]) Darauf schrie der Kutscher zurück: „Herr — dazuraticheuchnicht — dieWölfesindgewiß — nichtweitvonuns — undsehenfieeuchallein — auferstraße — sokannseuchschlimmergehn." Hierauf lachte der andere und rief aus: „Habkeinefurcht — wirstsehenwelchefreude — meinalterampelzhabenwird — haltenur." Der Kutscher sagte in Folge dessen zu den Pferden: „Ouha — ouha — ouha!", sie blieben stehen, der junge Mensch stieg ab, und als er, seine Flinte umnehmend, sich eben zum Rückwege anschickte, sagte der Kutscher: „Wartenoch — fürdenfall — alsdieflintefehlt — nehmtdashiermit," knöpfte dabei seinen Pelz und Oberrock auf und begann, an seiner Brust nach etwas zu suchen. „Daistsschon", sagte er dann, und reichte vom Bocke herunter ein kleines Ding, bestehend aus zwei kreuzweise übereinander befestigten Hölzchen, das, mit einer Schnur versehen, sogleich von dem jungen Manne um seinen Hals gehängt wurde.

Dieses kleine Kreuz war einmal einer besonderen Behandlung unterworfen worden: Ein Mann, dessen Oberkleid dunkelfarbig und etwas länger als das der anderen Männer in seiner Gemeinde war, und der überdies auf seinem Scheitel eine kreisrunde Glatze, ungefähr von Thalergröße, besaß, hatte dieses Ding mit Wasser besprengt, während er einige, den Umstehenden unverständliche Worte dazu murmelte. In Folge aller dieser Umstände hatte der Kutscher wie auch der junge Mann die feste Ueberzeugung, daß dieses Kreuz aus den größten Gefahren erretten könne, sobald man es vor sich hin hält und in tiefster Inbrunst ausruft: „Herrindeinehände — befehleichmeinengeist!"

---

[1]) Hier brachte Diderot die einzelnen Worte derart in einem Atem und mit so eigentümlicher tierlautartiger Betonung hervor, daß ihn alle erstaunt ansahen und Hume, zu Duclos gewendet, leise bemerkte, diese Art der Deklamation sei tiefsinniger als alles, was Garrick's Schauspielkunst biete.

Der Kutſcher erinnerte den jungen Menſchen an dieſe Regel, und dieſer lief nun ſchnell zu dem erlegten Tiere zurück; er begann eben, den Cadaver fortzuſchleppen, als ſchon die Wölfe herangekommen waren, um in ihrer Not den toten Kameraden zu verzehren. Sobald ſie aber den einzelnen Menſchen auf der Straße erblickten, ſchwoll ihnen in Erinnerung an den vorzüglichen Geſchmack von Menſchenfleiſch die Begierde darnach ſo ſehr, daß ſie unter gegenſeitigen jubelnden Zurufen auf ihn losrannten. Der Menſch ließ den Cadaver ſogleich liegen, feuerte, fehlte in der Aufregung, darauf riefen die Wölfe aus: „Hurrjahuhu — hurrjahuhu!“ fielen über ihn her, und der ſchnellſte von ihnen hatte ihn ſofort an der linken Schulter angebiſſen; unter Wehgeſchrei riß er das Amulet vom Halſe und ſchrie in größter Angſt und Inbrunſt: Herrindeinehände . . . .“, da ſchnappte ſchon ein anderer Wolf nach ihm, biß die ausgeſtreckte Hand ab und zerkaute ſofort Kreuz, Knochen und Fleiſch miteinander; die anderen Genoſſen nahmen ſich ebenfalls ihren Anteil. Und ſo hatten endlich die Wölfe friſches Fleiſch, warmes Blut und was ihnen ſonſt noch Gaumen und Magen zu erfreuen pflegte.“

„Empörend! Grauſam!“ rief Frau v. Holbach aus.

„Nur für uns Menſchen,“ ſagte Holbach, um ſie zu beſänftigen.

„Und welcher Lohn für ſeine Pietät!“, fuhr Frau von Holbach fort.

„Man hat uns ſchon oft genug ſchöne Legenden vom Glück und der Belohnung der Tugendhaften erzählt; man ſoll wiſſen, es ſei auch gerade das Umgekehrte möglich,“ erwiderte ihr d'Alembert.

„Wie es eben kommt,“ ſagte Condorcet hinzu, „die Natur kümmert ſich nicht um unſere Gefühle.“

„Ja, die Sache giebt zu denken,“ meinte Grimm, „und ich kann den Stachel nicht los werden, zu entſcheiden, bis wie weit Diderots Geſchichte das Richtige darſtellt; und das freut mich eben daran.

„Ich behaupte,“ ſagte Morellet, zu Frau v. Holbach gewendet, „es liege darin die höchſte Gerechtigkeit, die je ein menſchlicher Darſteller geübt. Iſt das nicht mehr,“ fuhr er fort, indem er ſich an Raynal wandte, „als alles Reden gegen Sklaverei?“

„Einverſtanden!“, antwortete Raynal, und Condorcet fügte hinzu: „Diderot hat hier alles Unrecht geſühnt, daß menſchlicher Hochmut je an den Tieren begangen hat; was glauben Sie, Herr Hume?“

„Ich glaube,“ erwiderte Hume, „nur ein Wolf oder ein großer Philoſoph kann ſo ſprechen, wie ſoeben Herr Diderot.“

„Oder vielleicht genauer,“ verſetzte Diderot, „es iſt ſo geſprochen, als ob ein philoſophiſcher Geiſt ſoeben im Leibe eines Wolfes geſteckt und dann in den eines Menſchen gefahren wäre, ohne das Gedächtnis ſeines früheren Zuſtandes verloren zu haben.“

Die ganze Geſellſchaft drückte dieſer Anſicht ihren Beifall aus, und Diderot, der ihn gar nicht hörte, ſondern von Gedanken erfüllt war und deſſen Angeſicht glühte, fuhr fort:

„Denken wir uns nun, daß ein Geiſt durch alle Weſen ohne Ausnahme hindurchfahre; er brauchte nur von ſolcher Art zu ſein, wie wir Menſchen ihn bereits beſitzen, aber mit einer Beweglichkeit ohnegleichen begabt. Ein ſolcher Geiſt fahre nun vom Wolf in das Lamm und wieder zurück — Welch' erhabener Standpunkt des Urteils wäre da bereits gewonnen! Aber dort iſt ſeines Bleibens nicht; er fährt dann in den Menſchen, in den Löwen, in die Maus, in die Eiche, in den Kieſel, in das Moos, in ein Sandkorn; und nehmen Sie ferner an, daß dieſer Geiſt alle Empfin-

dungen früherer Erlebniſſe und alle früheren Gedanken wie Reiſegepäck unverändert mit ſich führe, und laſſen wir ihn den Formenwechſel immer ſchneller vornehmen, immer ſchneller, immer ſchneller; ja denken wir uns, daß er alle dieſe Metamorphoſen in unendlich kleiner Zeit vollbringe, daß er alſo, genau genommen, gar keine Zeit zu den Verwandlungen brauche — was bekommen Sie da?"

„Etwas Aehnliches, wie eine Weltſeele", antwortete Buffon.

„Und einen allgegenwärtigen Geiſt," fügte Helvetius hinzu.

„Und einen höchſt gerechten," ſetzte d'Alembert fort.

„Halt!" rief Holbach, „nichts von der alten Litanei!"

„Aha! Sehen Sie, meine Herren, rief noch lauter der Abbé Galiani, der die Encyclopädiſten gerne mit ihrem Atheismus in Verlegenheit brachte, „ſehen Sie, Sie mögen ſich wenden wie Sie wollen, Sie kommen doch immer auf den Alten zurück!"

„Aber, lieber Abbé," ſprach Hume, ihn mit der Hand ſanft berührend, „wie können Sie doch ſolche Konſequenzen ziehen! Es iſt ja nur eine Aehnlichkeit in den Worten, die Vorſtellung ſelbſt iſt ja eine ganz andere!"

„Wie das?" fragte Galiani.

„Unſerer ſteckt ja mitten drin!" antwortete Hume, und dabei machte er eine eigentümliche Bewegung mit den Händen, die nicht wiederzugeben iſt, und die anſchaulich zeigte, was er meinte; und als Galiani betroffen ſchwieg und die Geſellſchaft wiederholt in ein „Vortrefflich" ausbrach, rief Frau v. Aimé aus: „Meine Herren, einen Vorſchlag!"— „Und der wäre?" — „Wir überſenden Herrn v. Voltaire nach Ferney einen genauen Bericht über unſere heutige Unterhaltung, er ſoll entſcheiden, welche der Bemerkungen, die über Diderot's Erzählungen gefallen ſind, die richtige ſei."

Mit dieſem Vorſchlage erklärten ſich alle einverſtanden.

In einer der nächſten Soireen in Grandval lief nun folgendes Schreiben des Patriarchen von Ferney ein: „Meine geliebten Brüder in Grandval! Welche von Eueren Bemerkungen die richtige iſt? — Sie ſind nur richtig alle miteinander!" Lynkeus.

Nietzſche-Studien.

VI. Die ſittliche Bedeutung der Reformation.

In der Hauptſache iſt der Standpunkt, den Nietzſche dem Chriſtentum gegenüber einnimmt, veraltet; er entſpricht ungefähr dem der Freigeiſter des vorigen Jahrhunderts. Aus ſeinen erregten Auslaſſungen tönt uns unverkennbar Voltaire's écrasez l'infâme entgegen. Beſonders nahe berühren ſich, wie mir ſcheint, die Ideen Nietzſche's mit den Anſchauungen des katholiſchen Pfarrers Jean Meslier, deſſen Teſtament Voltaire 1762 herausgegeben hat. Jean Meslier machte den Verſuch, alle ſich für göttlich ausgebenden Religionen auf Betrug zurückzuführen. Dieſer Betrug ſei urſprünglich von ſchlauen Politikern ausgeſonnen, von Schwindlern und falſchen Propheten weitergebildet, von unwiſſenden Völkern angenommen und von den Großen und Mächtigen der Erde als Kappzaum für die Menge benützt worden[1]). Daß dieſe Politiker,

[1]) S. David Friedrich Strauß, „Voltaire." 5. Aufl. 1878, S. 274—294.

urſprünglich Sklaven, ſei es ihrer Herkunft, ſei es ihrer Geſinnung nach geweſen, wie Nietzſche an verſchiedenen Stellen glaubhaft zu machen ſucht, iſt eine Zuthat, die aber in keiner Weiſe begründet werden kann und deren Begründung auch Nietzſche nirgends verſucht hat. Wir ſind heute doch beſſer unterrichtet über Urſprung und Weſen der Religionen als die Freidenker des vorigen Jahrhunderts und wiſſen, daß ſie alle einen vollkommen berechtigten, im Weſen des Menſchen gelegenen Kern beſitzen. Ob Voltaire's Kampfruf auch in den Kämpfen unſerer Zeit noch eine taktiſche Bedeutung zukomme, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen; daß aber dadurch nichts für die Erkenntnis des Weſens des Chriſtentums gewonnen, ſondern nur leidenſchaftliche Voreingenommenheit erzeugt wird, welche den Blick trübt und das Urteil verwirrt, das glaube ich als ein geſichertes Ergebnis unſerer letzten Studie anſehen zu dürfen.

Wir wenden uns nunmehr den Anſichten zu, welche Nietzſche über Urſprung und Bedeutung der Reformation aufgeſtellt hat, und wollen zunächſt der Würdigung näher treten, die er ihrem hervorragendſten Träger Dr. Martin Luther zuteil werden läßt. Hier iſt es nun folgende Stelle, welche unſere Aufmerkſamkeit feſſelt: Cesare Borgia als Papſt. . . . Verſteht man mich? . . . Wohlan, das wäre der Sieg geweſen, nach dem ich heute verlange —: damit war das Chriſtentum abgeſchafft! — Was geſchah? Ein deutſcher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieſer Mönch mit allen rachſüchtigen Inſtinkten eines verunglückten Prieſters im Leibe, empörte ſich in Rom gegen die Renaiſſance. . . . Statt mit tiefſter Dankbarkeit das Ungeheure zu verſtehen, das geſchehen war, die Ueberwindung des Chriſtentums an ſeinem Sitz—, verſtand ſein Haß aus dieſem Schauſpiel nur ſeine Nahrung zu ziehen, ein religiöſer Menſch denkt nur an ſich. — Luther ſah die Verderbnis des Papſttums, während gerade das Gegenteil mit Händen zu greifen war: die alte Verderbnis, das peccatum originale, das Chriſtentum, ſaß nicht mehr auf dem Stuhl des Papſtes! Sondern das Leben! Sondern der Triumph des Lebens! Sondern das große Ja zu allen hohen, ſchönen, verwegenen Dingen! . . . Und Luther ſtellte die Kirche wieder her: er griff ſie an . . . Die Renaiſſance — ein Ereignis ohne Sinn, ein großes Umſonſt . . . Umſonſt, das war immer das Werk der Deutſchen[1]). —"

Wir wollen zunächſt die hiſtoriſchen Thatſachen wiedergeben und hieran unſere Erwägungen knüpfen. Daraus wird ſich am beſten ergeben, ob dieſe Darſtellung auf hiſtoriſche und pſychologiſche Richtigkeit Anſpruch machen kann. Luther kam i. J. 1510, nach anderen 1511 nach Rom, ob in Geſchäften ſeines Ordens oder in Befolgung eines frommen Gelübdes oder aus beiden Gründen, iſt heute nicht mehr zu entſcheiden[2]). Als er mit ſeinen Gefährten Roms anſichtig wurde, rief er, die Hände emporhebend: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom, ja rechtſchaffen heilig von der Märtyrer Blut, das da vergoſſen iſt. Er ſei, erzählt er, durch alle Kirchen und Klüfte gelaufen, „all das Erlogene und Erſtunkene glaubend." Er las ſeine Meſſen und bedauerte faſt, daß ſeine Eltern noch lebten und er ſie nicht mit ſeinen Meſſen und

[1]) Aph. 61 im Antichriſt.

[2]) Siehe hierüber: „Luthers Reiſe nach Rom" von Dr. Th. Elze, Leipzig 1899. Nach Elze reiſte Luther nur im Auftrage ſeines, des Wittenberger Kloſters nach Rom.

anderen trefflichen Gebeten aus dem Fegfeuer habe erlösen können. Denn in Rom war man damals der Meinung, daß eine Mutter selig werde, deren Sohn dort am Sonnabend zu St. Johannis die Messe lese. Er hörte, wie ihm die Priester, die neben ihm Messe hielten und längst fertig waren, ehe er nur an das Evangelium kam, zuriefen: Fort, fort, schicke der heiligen Mutter ihren Sohn bald wieder heim! Er vernahm, wie sie im heiligsten Momente der Handlung die Worte gebrauchten: panis es et panis manebis, vinum es et vinum manebis[1]). Er sah den schamlosen Handel mit der Religion und die tiefe Korruption des römischen Klerus, aber durch all das wurde sein Glaube nicht einen Augenblick erschüttert. Was wir aus dieser Zeit von ihm hören, sind Ausdrücke der kirchlichen Unterwürfigkeit und Leichtgläubigkeit, nicht des Zweifels. Sein trefflicher Biograph Heinrich Lang hebt ausdrücklich hervor: „Luther in Rom! Man vermutet unwillkürlich etwas Bedeutsames in dieser Zusammenstellung! Man sucht nach den Keimen der späteren reformatorischen That, die hier im unmittelbaren Anblick des kolossalen kirchlichen Verderbens in die entzündliche Seele des jungen Professors werden gefallen sein. Vergeblich! Als gläubiger Katholik kam er, als gläubiger Katholik ging er. Daß die Erfahrungen und Beobachtungen, welche er während seines etwa vierwöchentlichen Aufenthalts in Rom gemacht, später, nachdem er den Bruch mit Rom vollzogen hatte, in seinen Augen von hohem Werte waren, weil sie halfen, denselben zu rechtfertigen, ist natürlich, aber daß sie jetzt schon nach dieser Richtung hin auf ihn eingewirkt hätten, dafür fehlt jede Spur, und was die Biographen darüber zu sagen wissen, ist Phantasie[2]).“

Was hat es nun für eine Bewandtnis mit dem Mönch, der mit den rachsüchtigen Instinkten des verunglückten Priesters sich gegen die Renaissance in Rom empörte? Man sieht, an der ganzen Darstellung ist nicht ein wahres Wort. Nietzsche spricht über Ursprung und Wesen der Reformation, ohne einen Blick auf das Leben und in die Seele ihres großen Urhebers gethan zu haben. Durchaus fremd war Luther damals der Gedanke an eine Reformation, nicht minder die rachsüchtigen Instinkte des verunglückten Priesters. Er war aus eigenem Antriebe und selbst gegen den Willen seiner Eltern in das Kloster gegangen: er war Mönch aus vollster Neigung und Ueberzeugung geworden. Woher sollten ihm die rachsüchtigen Instinkte gekommen sein? Was war verunglückt an ihm? Die reformatorischen Ideen Luther's hatten einen ganz anderen Ursprung: sie stammten aus inneren Erlebnissen, die ihn so gewaltig erschütterten wie vielleicht nie einen Menschen zuvor[3]). Am tiefsten berührte ihn die Lehre der Kirche von dem unablässig rächenden und strafenden Gott, dessen Wesen ihm unergründliche Willkür dünkte. Um eines einzigen Fehltritts ihres Ahnherrn Willen hatte dieser Gott die Menschen verflucht und zur Hölle verdammt; er hatte dann, nachdem vier Jahrtausende hindurch unzählige Millionen Menschen die Opfer dieses Fluches geworden waren, Versöhnung mit sich gestiftet durch das Blut seines Sohnes; aber auch jetzt nahmen nicht alle Menschen an der Wohlthat dieser Versöhnung teil, sondern in unbegreiflicher Willkür

---

[1]) Ebenda S. 56.

[2]) Martin Luther, ein religiöses Charakterbild von Heinrich Lang. 1870. S. 55. Vergl. ferner: Geschichte der deutschen Reformation von Dr. v. Bezold, Professor an der Universität Erlangen. S. 253.

[3]) Siehe hierüber Dr. Fr. v. Bezold, s. c. S. 251.

waren die einen zur Seligkeit, die anderen zur Verdammnis beſtimmt. Wie werde ich ſelig? Wie entrinne ich der Verdammnis? Dieſe beiden Fragen beſchäftigten Luther unaufhörlich, ſo lange er ſich auf dem Boden des Bekenntniſſes ſeiner Kirche befand. In voller Uebereinſtimmung mit dieſem verſuchte er es mit der Werkheiligkeit, d. h. mit Buß- und Betäubungen, Kaſteiungen, Selbſtdemütigungen u. ſ. f. Der Baccalaurus, der bereits an der Univerſität ſich einen Namen erworben, nimmt den Sack auf den Rücken, um für ſein Kloſter zu betteln. Er läßt ſich willig als Thürhüter gebrauchen, er fegt die Kirche und reinigt die Aborte des Kloſters, um durch Demut einen gnädigen Gott zu bekommen, er faſtet, er betet ganze Nächte hindurch, allein die Heilsgewißheit ſtellt ſich bei ihm nicht ein. „Ein frommer Mönch“, bekennt er von ſich, „bin ich geweſt und ſo ſtrenge habe ich meinen Orden gehalten, daß ich ſagen darf: iſt je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, ſo wollt' ich auch hineingekommen ſein; das werden wir bezeugen alle meine Kloſtergeſellen; denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Leſen und anderer Arbeit.“

Die Erlöſung aus dieſen Jahre hindurch ſich erſtreckenden ſchweren Geiſteskämpfen brachte Luther nur der ſchlichte, unerſchütterliche Glaube an das Evangelium, an die Verheißung Gottes, daß er den Sündern vergebe um des Blutes ſeines Sohnes willen. Der Glaube an die Wahrheit der Verheißungen Gottes und die Rechtfertigung des Menſchen nur auf Grund dieſes Glaubens, mit Ausſchluß jeder Werkheiligkeit, wie der Katholizismus es verlangt, bildet das Prinzip des Proteſtantismus. Die Tragweite dieſer anſcheinend nicht ſehr erheblichen Neuerung — denn unbedingten Glauben fordert auch die katholiſche Kirche — wurde in Wirklichkeit unabſehbar: denn damit war die Einheit von Lehre und Leben, von Glauben und Wandel, wie ſie dem Katholizismus eigen, durchbrochen und die Folge davon iſt geweſen, daß der Proteſtant im praktiſchen Leben als Menſch und Bürger ſich behaupten konnte und nur noch im Glauben, in der Theorie ſozuſagen, an die chriſtliche Heilslehre gebunden blieb. Der Proteſtantismus iſt ſomit allerdings eine Halbheit, ein Widerſpruch von Theorie und Praxis, von Glaube und Lebensführung. Aber gerade aus dieſer Halbheit, aus dieſem Widerſpruch hat ſich der geſamte Fortſchritt entwickelt, in deſſen Bahnen die Menſchheit durch die Reformation gelenkt oder gezwungen worden iſt. Dieſer Fortſchritt beſteht darin, daß Menſchenwiſſen und Menſchenerkenntnis immer mehr Herr wurde über das Nichtwiſſen des Glaubens. Der Proteſtantismus iſt ſo das Prinzip der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Geiſtesfreiheit geworden, aber noch gebunden an die urſprünglichen Formen des Glaubens. Dieſe Beſtandteile mögen heute gar manchem läſtig und ſtörend erſcheinen, thatſächlich ſind ſie aber von größter Wichtigkeit für die Entwickelung und Verbreitung der Ideen des Proteſtantismus geweſen. Ihr Verdienſt iſt es, daß der Proteſtantismus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ſich aufzunehmen und ſo organiſch zu wachſen vermochte bis zu dem heutigen Tag, während die von den Italienern ausgehenden Beſtrebungen der Renaiſſance, welche kein mit der Religion verquicktes Prinzip in ſich trugen, lautlos ausgeklungen ſind.

So ſehr nun auch Nietzſche der Reformation abgeneigt, ſo ſehr er beſtrebt iſt, ſie gegen die Parallelbewegung der Renaiſſance in den Schatten zu ſtellen, ſo iſt ihm doch nicht entgangen, daß Luther mit der

Verwerfung der Werkheiligkeit der Menschheit einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat. Er sagt: „Das Bedeutendste, was Luther gewirkt hat, liegt in dem Mißtrauen, welches er gegen die Heiligen und die ganze christliche vita contemplativa geweckt hat: seitdem erst ist der Weg zu einer unchristlichen vita contemplativa in Europa wieder zugänglich geworden und der Verachtung der weltlichen Thätigkeit und der Laien ein Ziel gesetzt. Luther, der ein wackerer Bergmannssohn blieb, als man ihn ins Kloster gesperrt hatte, und hier, in Ermangelung anderer Tiefen und „Träfen", in sich einstieg und schreckliche dunkele Gänge bohrte, — er merkte endlich, daß ein beschauliches heiliges Leben ihm unmöglich sei und daß seine angeborene „Aktivität" in Seele und Leib ihn zugrunde richten werde. Allzulange versuchte er mit Kasteiungen den Weg zum Heiligen zu finden, — endlich faßte er seinen Entschluß und sagte bei sich: „es giebt gar keine wirkliche vita contemplativa! Wir haben uns betrügen lassen!" Die Heiligen sind nicht mehr wert gewesen als wir Alle." — Das war freilich eine bäurische Art, Recht zu behalten, — aber für Deutsche jener Zeit die rechte und einzige: wie erbaute es sie, nun in ihrem Lutherischen Katechismus zu lesen: „außer den zehn Geboten giebt es kein Werk, das Gott gefallen könnte, — die gerühmten geistlichen Werke der Heiligen sind selbsterdachte."[1])

Damit hat Nietzsche wenigstens den Hauptpunkt, auf welchen es bei der Reformation ankam, erfaßt. Nur ist er bemüht, diesen als recht geringfügig hinzustellen. Insbesondere überrascht es zu hören, daß Luther nur auf eine bäurische Art Recht behalten habe. Wir wissen, daß Luther Jahre hindurch die heftigsten geistigen Kämpfe durchgemacht hat, um zur Gewißheit zu gelangen, daß ihn Gott zur Seligkeit bestimmt habe. Zu diesem Zwecke beobachtete er auf das Strengste die Vorschriften seines ohnedem sehr strengen Ordens. Wenn ihm nun alle seine Kasteiungen, Buß- und Betübungen, Selbstdemütigungen u. s. f. die so heiß verlangte Beruhigung nicht zu erringen vermochten, so hat er auf Grund eigener, schwer erworbener Erfahrungen behaupten können und müssen, daß die Werkheiligkeit zur Erlangung der Heilsgewißheit nichts beiträgt. Ist die Art, auf welcher er diese Erkenntnis gewonnen, bäurisch, so müßten alle neuen Erkenntnisse auf bäurische Art erworben werden. Es ist klar, daß damit nur eine Herabsetzung der That Luthers beabsichtigt wird. Denn neue Erkenntnisse, neue Wahrheiten werden in der Regel nicht von Bauern erbracht, ja diese dürften sich hierzu am allerwenigsten eignen, da sie am zähesten an dem Hergebrachten festhalten. Dagegen mögen der Trotz und die ungebrochene Kraft, welche dem Bauernsohne innewohnten, notwendig gewesen sein, um der ganzen Welt gegenüberzutreten und sie des Irrtums zu bezichtigen. In diesem Sinne vergleicht St. Lang den Sohn mit dem Vater: „Von der natürlichen Blutmischung des Vaters ist Vieles auf den Sohn übergegangen. . . . . Der Vater, gereizt und beleidigt, schlägt den reichen Nachbarn mit den Pferdezügeln zu Boden, der Sohn, persönlich oder in seinen höchsten Interessen gereizt, schwingt in unmäßigem Zorn und in bauernhafter Grobheit die Feder als Keule, um Fürsten und Mächtige niederzuwerfen. Der Sohn eines so thatkräftigen und starrköpfigen Bauern war nötig, um ein Gebäude umzustoßen, an dessen Sturz tausend feinere Hände vorher vergeblich gearbeitet! Um den furchtbaren Zug der Jahrhunderte zu stürzen, bedurfte die Weltgeschichte eines aus grobem

[1]) Morgenröte. Aph 88.

Holze geschnittenen Werkzeuges." Heil also dem großen Urheber der Reformation, daß er eines schlichten, aber mannhaften, deutschen Bauern Sohn war, heil ihm, daß er Bauernmark in seinen Knochen und Bauerntrotz in seinem Schädel barg!

Man sieht: so aufgefaßt kann man sich den Vorwurf „bäurischer Art" für Luther wohl gefallen lassen, man kann darin sogar für ihn einen Ehrentitel erblicken. Allein gerade so will es eben Nietzsche nicht verstanden wissen; er haßt nicht bloß Luther ob seiner „bäurischen Verschlagenheit", er verachtet auch seine große und kühne That als einen „Bauernaufstand des Geistes", weil durch sie jene angebliche höhere Parallelbewegung, die Renaissance, ein Ereignis ohne Sinn wurde. „Jedermann sein eigener Priester" — „hinter solchen Formeln und ihrer bäurischen Verschlagenheit", sagt Nietzsche, „versteckte sich bei Luther der abgründliche Haß auf den höheren Menschen und die Herrschaft des höheren Menschen", wie ihn die Kirche konzipiert hatte: — er zerschlug ein Ideal, das er nicht zu erreichen wußte, während er die Entartung dieses Ideals zu bekämpfen und zu verabscheuen schien. Thatsächlich stieß er, der unmögliche Mönch, die Herrschaft der homines religiosi von sich; er machte also gerade das selber innerhalb der kirchlichen Gesellschaftsordnung, was er in Hinsicht auf die bürgerliche Ordnung so unduldsam bekämpfte, — einen Bauernaufstand."[2]) Ungleich sympathischer als Luther und der Protestantismus erscheinen Nietzsche die Gestalten der höheren und höchsten katholischen Geistlichkeit, „worin das Christentum vielleicht die feinsten Gestalten ausgemeißelt, die es bisher gegeben hat."[3]) Und danach will Nietzsche dieses Christentum und die von ihm konzipierten höheren Menschen abgeschafft wissen! Aber nicht auf dem Wege einer fortschreitenden Entwicklung und Ablösung, wie sie eben durch die Reformation eingeleitet worden ist, sondern er erachtet, diese Abschaffung als schon gegeben, wenn — Cesar Borgia Papst geworden wäre! Denn zu seiner Zeit schon sei das Leben, der Triumph des Lebens, das große Ja zu allen hohen, schönen, verwegenen Dingen auf dem Stuhl des Papstes gesessen.

Diese Behauptungen fließen aus einer ebenso gründlichen Unkenntnis der geschichtlichen Sachlage als der Institutionen der mittelalterlichen Kirche, sie involvieren eine ebenso tiefe Unterschätzung von Luther's That und Werk als höhere Ueberschätzung ihrer Parallelbewegung, der Renaissance. Die Sache ist für die Gegenwart, wo von unseren Ostmarken her der Ruf ertönt „Los von Rom", von ganz besonderer Wichtigkeit Aus diesem Grunde unternehme ich es, das gänzlich Falsche in jenen Behauptungen Nietzsche's nachzuweisen und zu zeigen, wie ein solch höherer Mensch ein von der Kirche nicht bloß konzipiertes, sondern auch nur durch ihre Institutionen zu verwirklichendes Ideal zuweilen sich verwirklicht hat.

Zunächst: wer war Cesar Borgia und wer war der Mann, der damals auf dem h. Stuhle saß und das große Ja zu allen hohen, schönen, verwegenen Dingen gesprochen hat? Dieser Mann war Alexander VI., den die Geschichte als den ruchlosesten und lasterhaftesten aller Päpste bezeichnet und Cesar Borgia war der Sohn dieses Papstes. Die Geschichte beider Männer ist tief miteinander verflochten; denn war

[1]) H. Lang l. c. S. 15.
[2]) „Die fröhliche Wissenschaft" Aph. 358.
[3]) „Morgenröte" Aph. 60.

Alexander der leibliche Vater Cesar's, so war dieser der intellektuelle Urheber der größten und schändlichsten Verbrechen seines Erzeugers. Es fehlt mir heute hier an Raum, um eine ungefähr vollständige Skizze[1]) von dem Leben dieses Papstes und seines Sohnes zu geben. Ich beschränke mich daher auf folgende Angaben. In den letzten Jahren seines Pontifikats hatten Alexander VI. und sein Sohn wahrhaft Entsetzen erregende Zustände in Rom geschaffen: sie hatten förmliche Proskriptionslisten über die angelegt, welche ihnen entweder im Wege standen, oder aus deren Tod ihnen finanzielle Vorteile erwuchsen. Dabei war es aber weniger auf Kapitalien und sonstiges bewegliches Gut abgesehen; viel einträglicher war es für den Papst, daß die Tributen der betreffenden geistlichen Herren erloschen und daß er die Einkünfte ihrer Aemter während der Vakanz und den Kaufpreis derselben bei neuer Besetzung einzog. Aus dieser Zeit berichtet der Venetianische Gesandte Paolo Capello: Jede Nacht finde man zu Rom vier oder fünf Ermordete, nämlich Bischöfe, Prälaten und andere, so daß ganz Rom davor zittert, von dem Herzog Cesar ermordet zu werden. Dieser zog nämlich des Nachts mit seinen Garden in der erschreckenen Stadt herum, und es ist aller Grund vorhanden, zu glauben, daß dies nicht bloß geschah, weil er, wie Tiberius sein scheußlich gewordenes Angesicht bei Tage nicht mehr zeigen mochte, sondern um seiner tollen Mordlust genüge zu thun.[2]) Die Zahl der Mordthaten, welche Cesar im Dunkel der Nacht mit seinen Banden verübte, dürfte überhaupt nicht festzustellen sein. Aber nicht genug: er ist auch der Mörder seines Bruders Juan, des Herzogs von Gandia und des Gemahls seiner Schwester Lucrezia, des Herzogs Alfons von Biseglia gewesen. Beide Morde geschahen, wie die meisten Historiker annehmen, im Einverständnis mit seinem Vater, dem Papste. Wer dem Dolche Cesar's nicht erreichbar war, den tötete das Gift des Vaters. So hat nach den Angaben des Epitomators der Papstgeschichte, Onafrio Panoinio, Alexander VI. drei Kardinäle, nämlich Orsini, Ferrerio und Michiel vergiften lassen, er deutet auch einen vierten an, Giovanni Borgia, welchen aber dann Cesar beseitigte. Bei der Vergiftung eines fünften Kardinals, des reichen Hadrian, fand Alexander VI. selbst seinen Tod und beinahe hätte er auch seinen Sohn Cesar in sein Verhängnis hineingerissen. Die Sache ging so zu: Hadrian sollte gelegentlich eines Banketts, das in einer Vigna am Vatikan stattfinden sollte, vergiftet werden. Der Wein wurde auch kunstgerecht vergiftet, allein der Kardinal hatte von der Sache Kenntnis bekommen und bestach den Mundschenken des Papstes mit 10000 Dukaten, damit dieser eine Verwechslung vornehme, was prompt besorgt wurde. So tranken der Papst und Cesar ihren vergifteten Wein und der Kardinal Hadrian den Wein des Papstes. Der Papst starb, aber Cesar überstand, dank seiner Jugendkraft, die Wirkungen des Giftes. Diese wenigen Angaben dürften genügen, um folgendes Urteil von Gregorovius zu rechtfertigen: „Diese Borgia waren privilegierte Verbrecher, gleich vielen Prinzen und Herren in ihrer Zeit. Sie gebrauchten Gift und Dolch erbarmungslos, sie räumten fort, was ihrer Leidenschaft im Wege stand, und lachten,

[1]) Eine solche könnte gelegentlich in der „Deutschen Zeitschrift" veröffentlicht werden.

[2]) Vergl. Jacob Burckhardt „Die Kultur der Renaissance in Italien". Basel 1860, S. 117.

wenn die diaboliſche That gelang.“[1]) Aber der Umfang, die Zahl und die Größe ihrer Verbrechen entſprach vollkommen der Größe ihrer Macht und da dieſe zu jener Zeit die bedeutendſte war, ſo dürften ſie auch die größten Verbrecher ihrer Zeit geweſen ſein.

Den meiſten von uns dürfte es heute völlig unverſtändlich ſein, daß ſo ein Menſch wie Alexander VI. ſich auf dem Stuhle Petri zu behaupten vermochte, ſie vermögen nicht zu begreifen, warum die geſamte gläubige Chriſtenheit nicht einmütig gegen einen ſolchen Oberhirten Verwahrung einlegte und ihn zur Abdikation zwang. Wir werden ſehen, daß ein ſolches Vorgehen durch die überaus klugen, weitſichtigen, überlegenen Inſtitutionen der römiſchen Kirche von vornherein ausgeſchloſſen iſt. Unſere Geſchichtsſchreiber ſprechen mit hoher Bewunderung von dem gewaltigen Geiſteswerk des Papſttums. Der Leſer wird im Verlaufe meiner Darſtellung die ſtärkſte und zugleich ſchwächſte Stelle dieſes gewaltigen Geiſteswerks kennen lernen.

Wenn nun Nietzſche die Anſicht ausſpricht, daß das Chriſtentum abgeſchafft geweſen wäre, wenn Ceſar Borgia die Tiara in ſeinen Beſitz gebracht hätte, ſo iſt dies aus den drei Geſichtspunkten, die hier geltend gemacht werden können, falſch. Dabei ſehe ich jedoch von der Frage, ob Ceſar Borgia überhaupt hätte Papſt werden können, ganz ab. Dieſe Frage geht uns überhaupt nichts an, ſie kann eben ſo wohl bejaht, als verneint werden[2]); jedenfalls berührt ſie die von Nietzſche ſtatuierten ideellen Beziehungen in keiner Weiſe; und auf dieſe allein nehme ich in dem Nachfolgenden Bezug. Erſtens: Papſttum und Chriſtentum ſind keineswegs identiſch; erſteres iſt nur eine der Formen, in welchen die Lehre Chriſti ihre geſchichtliche Verkörperung gefunden hat. Wenn alſo auch das Papſttum durch jenes, von Nietzſche gewünſchte Ereignis zuſammen gebrochen wäre, ſo würde dadurch noch lange nicht das Chriſtentum abgeſchafft geweſen ſein. Zweitens: Es iſt nicht einmal einzuſehen, daß auch nur das Papſttum, ganz abgeſehen von ſeinen weitaus ſchauenden, überlegenen Inſtitutionen, auf die ich dann ſofort kommen werde, durch jene Eventualität auch nur bedroht geweſen wäre. Der thatſächliche Beweis liegt hier vor. Ohne Zweifel war Alexander VI. ein größerer Verbrecher als ſein Sohn; denn jener war ja der oberſte Vater der Chriſtenheit, der Stellvertreter Gottes auf Erden und hätte ſchon aus Rückſicht auf ſeine ſo hohe Würde ſich von Verbrechen rein halten ſollen, während ſein Sohn Ceſar die Cardinalswürde niedergelegt hatte und Herzog der Romagna geworden war. Da nun der h. Stuhl unter dieſem Alexander VI. nicht zuſammengebrochen iſt, ſo geht aus dieſer Thatſache mit aller Evidenz hervor, daß er auch einen Ceſar Borgia ausgehalten haben würde. Drittens — und hier liegt der Schwerpunkt der Sache — wird die Papſtwürde nach den Inſtitutionen der römiſchen Kirche garnicht befleckt, wenn ihr Träger Verbrechen aller Art begeht. Ein verbrecheriſcher Papſt verlangt und erfährt dieſelbe Verehrung, wie wenn er der edelſte und reinſte Oberhirte der chriſtlichen Kirche geweſen wäre. Dies ergiebt ſich mit logiſcher Notwendigkeit aus den dogmatiſchen Inſtitutionen der römiſchen Kirche. Unter Alexander VI. hat ſich nun

[1]) Ferdinand Gregorovius, „Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Korreſpondenzen ihrer eigenen Zeit.“ 3. Aufl. 1860. Band I. S. 93.

[2]) Vergl. hierüber „Fr. Nietzſche. Der Künſtler und der Denker.“ Ein Eſſay von Alois Riehl, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Kiel. Stuttgart, Frommans Verlag, 1897, S. 127.

außerdem auch ein geschichtliches Ereignis zugetragen, welches thatsächlich beweist, daß die von den Gläubigen dem Oberhaupt der Kirche darzubringende Verehrung durch die Verbrechen des letzteren nicht den geringsten Abbruch erlitten und ebenso, daß der von ihm gespendete Segen in der Meinung der Gläubigen nicht im geringsten an Wirksamkeit verloren hatte.

Unter das Pontifikat Alexander VI. fällt nämlich das Jubel- oder Ablaßjahr 1500. Diese Jubeljahre sind, wie doch hinzugefügt werden muß, — denn es ist gleichfalls höchst charakteristisch für das Papalsystem — eine Erfindung von Bonifacius VIII. Dieser hatte dieselben eingeführt, um den ewigen Geldnöten der päpstlichen Kasse abzuhelfen. Das Jubeljahr sollte anfangs nur alle hundert Jahre gefeiert werden; allein der ungeheuren Einnahmen wegen, die daraus dem h. Stuhle zuflossen, beschloß man nach mehrfachen Abänderungen, es alle 25 Jahre zu wiederholen. Die Gläubigen kamen aus diesem Anlaß von allen Gegenden der Christenheit nach Rom, brachten reiche Gaben mit und empfingen dafür den Segen des h. Vaters, der ihnen Ablaß für ihre Sünden gewährte. Auch im Jahre 1500 waren Hunderttausende von Gläubigen nach Rom gepilgert, hatten ihre Opferspenden dargebracht und empfingen vor St. Peter, auf den Knien liegend, demütig und ehrfurchtsvoll den Segen Alexander VI. Wohl hatten sie schon in ihrer Heimat von den unerhörten Verbrechen dieses Mannes vernommen, und wenn das nicht der Fall gewesen sein sollte, so hatten sie in Rom ausreichend Gelegenheit, davon zu erfahren. Aber gleichwohl war dadurch ihre Ehrfurcht vor dem kirchlichen Oberhaupte nicht im geringsten erschüttert worden und dem von ihm gespendeten Segen maßen sie dieselbe Wirksamkeit bei, wie wenn Alexander VI. der edelste und reinste Mensch gewesen wäre. In dieser Thatsache findet Gregorovius, dem wir diesen Hinweis verdanken, mit Recht ein auffallendes Zeugnis für die Trennung der Moral vom Glauben. „Diese Pilger — fügt er hinzu — brachten willig ihre Opfergaben dar, ohne sich bei der Vorstellung zu empören, daß ihr Geld nur zum Solde der Sünden Roms diente. Das moralische Gewissen der Welt, obschon so tief verletzt, harrte noch des Genies, das ihm das ganze Bewußtsein des Unrechts und die Kraft der Empörung gab.“[1])

Wie ist nun dieser eklatante Fall einer Trennung der Moral vom Glauben zu erklären? und was hat das moralische Genie Luther's, der damals noch garnicht als Reformator aufgetreten war, mit dieser Sache zu thun? Diese zwei Punkte beschäftigten mein Nachdenken lebhaft und eingehend und ich bin hier zu Ergebnissen gelangt, die mir unwiderleglich die Ueberlegenheit des deutschen protestantischen und die Inferiorität des römischen Geistes beweisen.

Die meisten dürften nun geneigt sein, die Verehrung, welche jene zweimalhunderttausend Pilger dem verbrecherischen Papste Alexander VI. darbrachten, als eine Folge der damals allgemein herrschenden Unwissenheit, Rohheit und Unsittlichkeit anzusehen. Allein diese Annahme wäre ganz falsch, so roh, unwissend und unsittlich auch die Mehrzahl der damals versammelten Gläubigen gewesen sein mag, ihre Unwissenheit, Rohheit und Unsittlichkeit hatte garnichts mit der dem Papste erwiesenen Ehrfurcht zu thun; ihre Haltung war lediglich ein Ausdruck ihrer tiefen Reli-

[1]) Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. 3. Aufl. VII. Bd. 1881, S. 427 und 428.

gioſität, ſie handelten durchaus im Sinne ihres Bekenntniſſes und jede andere Haltung hätte als ketzeriſche Geſinnung gedeutet werden müſſen. Und wenn wiederum ein Jubeljahr unter einen Alexander VI. gefeiert werden würde, ſo müßte jener eben geſchilderte Vorgang ſich genau in derſelben Weiſe abſpielen, wenn wir nämlich die dogmatiſchen Fiktionen der römiſchen Kirche zur Richtſchnur des Verhaltens machen. Anderſeits ſteht aber ſo viel feſt, daß ein ſolcher Vorgang unter einem ähnlichen Papſte heute thatſächlich unmöglich iſt, ja, wir können getroſt behaupten, daß die Wiederbeſetzung des h. Stuhls mit einem zweiten Alexander VI. deſſen unmittelbarer Zuſammenbruch zur Folge haben müßte. Auch der h. Stuhl hat dieſer „ſchlechten Zeitlichkeit" ihren Tribut entrichtet, er iſt morſch und altersſchwach geworden und hielte eine ſolche Belaſtung nicht mehr aus. Oder anders geſprochen: Die römiſche Kirche hat in praktiſcher Hinſicht eine Reform erlitten, die ihr aber noch garnicht in das Bewußtſein getreten iſt nnd die deshalb noch nicht zu einer entſprechenden Abänderung ihrer dogmatiſchen Grundlage führen konnte.

Die einfache Löſung dieſer anſcheinend paradoxen Sachlage iſt folgende. Die römiſche Kirche unterſcheidet drei Sakramente, welche den character indelebilis mit ſich führen: die Taufe, die Firmung und die Prieſterweihe; bei letzterer iſt jedoch noch zu unterſcheiden die Weihe des Biſchofs und die Inthroniſation des Papſtes. Es wären alſo eigentlich fünf Sakramente mit ſakramentalem Charakter, allein die Kirche begnügt ſich angeblich mit drei. Dieſe drei, eigentlich fünf, Sakramente können nach einmaliger gültiger Spendung niemals wiederholt werden. Sie ſind nicht wiederholbar, weil mit jeder gültigen Spendung eine unzerſtörbare Wirkung verknüpft iſt, kraft welcher ſie immerdar oder wenigſtens zeitlebens im Empfänger haften bleiben (semper manent, haerent, insunt). Dieſe Wirkung wird nun des näheren ſo geſchildert, daß man darunter jenes dem Geiſte unauslöſchlich eingedrückte Zeichen verſteht, welches eben in der Kirchenſprache ſakramentaler Charakter oder character indelebilis genannt wird. Der Schwerpunkt dieſer Lehre liegt nun in der dogmatiſchen Fiktion, daß dieſer character indelebilis ohne jede ethiſche Veranlagung erlangt und durch keine Sünde zerſtört werden könne. Ja dieſe Wirkung werde ſelbſt nicht durch Schisma oder Häreſie — dies ſind bekanntlich die größten Verbrechen der Gläubigen, viel größer als Mord und Totſchlag — verhindert oder eingebüßt, weshalb dieſe Sakramente auch außerhalb der Kirche, ſelbſt von den ſchlimmſten Menſchen gültig geſpendet oder empfangen werden können.[1])

Dies iſt nun eine in ihren Konſequenzen wahrhaft furchtbare Lehre; ſie enthält den ſtärkſten aber zugleich auch ſchwächſten Punkt der geſamten römiſchen Dogmatik. Um dies zu erweiſen, halten wir uns zunächſt ganz an den Fall, den uns Alexander VI. darbietet. Alles, was dieſer Papſt verbrach, fällt gemäß dieſer Lehre nicht dem Papſt zur Laſt, ſondern dem Rodrigo Borgia, dem ſündhaften, ſchon durch die Erbſünde verdammten und zu allen möglichen Sünden und Verbrechen disponierten Menſchen. Dieſer Rodrigo Borgia hatte ohne jede ethiſche Veranlagung die Prieſterweihe empfangen, kein Verbrechen konnte den damit verbundenen Charakter zerſtören und alle ſeine Funktionen konnte er in gültiger

[1]) Vergleiche: „Die heiligen Sakramente der katholiſchen Kirche." Von Dr. Nikolaus Gihr. Mit Approbation uud Empfehlung des Kapitelsvikariat Freiburg im Breisgau. I. Bd. S. 104; II. Bd. S. 306. 1897.

Form spenden, ohne daß darauf ein Schatten seiner Verbrechen fiel! Daß er diese Verbrechen beging, war allerdings, das gesteht auch der Frömmste und Gläubigste zu, höchst fatal und beklagenswert. Aber den Papst und seine Würde berührte das nicht im geringsten. Den zweimalhunderttausend Pilgern, welche auf den Knieen liegend den Papstsegen erbaten, war dieser Segen und die damit verbundenen Gnadenschätze der Kirche ebenso wirksam, als wenn ihr Spender der edelste und beste Mensch gewesen, der je auf Erden gewandelt und nicht dieser Rodrigo Borgia, ein vielfacher schwerer Verbrecher! Das alles folgt mit logischer Notwendigkeit aus der dogmatischen Bestimmung des character indelebilis, welcher ohne ethische Disposition erworben und durch kein Verbrechen irgend welcher Art getilgt werden kann.

Es giebt kein Bild, um den ungeheuren Gegensatz zu veranschaulichen, welcher zwischen dem Menschen und dem Papst oder Priester besteht. Wenn wir sagen, Papst und Priester verhalten sich zu dem Menschen wie Wasser und Oel, so erscheint dieses Bild sehr schwach im Vergleich zu dem, was es ausdrücken soll. Wir müssen schon sagen, der Unterschied zwischen dem geweihten Priester und dem Menschen ist innerhalb ein und derselben Person so groß, wie der zwischen Gott und Mensch. Der Priester hat göttliche Gewalten, göttliche Kräfte, die er als Mensch, als sinnliches Wesen eigentlich gar nicht aufnehmen kann, sondern die ihm durch den geheimnisvollen Akt der Weihe eingedrückt worden sind, die er nun unzerstörbar in sich trägt, die er haben muß, ob er sie will oder nicht, die in ihm wirken mit der absoluten Sicherheit und Unwiderstehlichkeit einer göttlichen Kraft. Das Priestermerkmal verschlingt und unterdrückt den Menschen ganz und gar, es macht diesen zu einem rein Nebensächlichen, Zufälligen, Nichtigen. Sünder sind wir ja alle, ein Mehr oder Weniger von Sünde macht in Ansehung der göttlichen Gewalt des Priesters gar nichts aus. Das ist der wahre, furchtbare Sinn der Lehre vom character indelebilis.

Der Priester ist Gott und Mensch zu gleicher Zeit, aber der Gott ist das weitaus stärkere, mächtigere in ihm, neben diesem verschwindet der Mensch ganz und gar. Dem Range und der Macht Gottes entsprechend, besitzt der Priester schöpferische Kräfte. Wenn er als Priester, umgürtet mit dem Cingulum, welches symbolisch die Trennung des sterblichen sündigen Leibs von dem unsterblichen göttlichen Geiste, die Abtrennung Gottes von dem sündigen Menschen im Priester bedeutet, die Worte der Weihe ausspricht über Brot und Wein, so ist das Brot kein Brot mehr, sondern der Leib des Herrn, der Wein kein Wein mehr sondern das Blut des Herrn. Es hat also eine Schöpfung stattgefunden, denn Brot und Wein können nicht außerhalb des menschlichen Leibes durch bloße Worte zu Fleisch und Blut werden, hier hat also ein schöpferischer Akt stattgefunden, der nur durch die aus Gott stammende Kraft bewirkt werden konnte.

Der dem Christentum eigentümliche, von dem heidnischen Philosophen Plato eingeführte Gegensatz von Leib und Geist verschärft sich also in dem Priestertum zu dem Gegensatz von Gott und Mensch.[1]) So weit der Mensch in Frage kommt, ist der Priester ein sündiges, der Erlösung bedürftiges Wesen, wie jeder andere Mensch auch, ein unwürdiges Gefäß für die unendlichen Gnadenschätze, die er in sich birgt. Sowie aber der Priester in Funktion tritt, fällt diese unwürdige Hülle

[1]) Vergl. hier meine IV. Nietzschestudie, Heft 3. d. a. dieser Zeitschrift. S. 87.

von ihm ab, er steht da an Gottes statt, ausgerüstet mit den Kräften seines Gottes.

Nun wird es uns auch klar, warum in der katholischen Kirche eine Reform eine reine Unmöglichkeit ist. Der character indelebilis kommt allen Gliedern des römischen Klerus zu, vom untersten dürftigsten Korporator bis hinauf zum h. Vater. Alle Vorrechte des untersten und des obersten Priesters folgen aus diesem Charakter. Von dem Augenblick an, wo ein Priester es wagen würde, an der Realität des character indelebilis selbst eines Alexander VI. zu zweifeln, bezweifelt und verwirft er all die hohen Vorrechte, die ihm als Priester zukommen, er legt die Axt an sein eigenes Priestertum und tötet es. Nun liegt es auf der Hand, daß man nicht aus persönlichem Interesse Vorrechte zerstört, die uns vor jedem anderen Menschen auszeichnen, ja zu einem gottähnlichen Wesen machen. Wer solches unternimmt, in dem muß jedes persönliche Interesse erloschen und allgemein menschliche, d. h. sittliche Interessen müssen die Führung übernommen haben.

Ein solch unpersönlicher, nur von allgemein menschlichen Interessen bewegter Mensch ist nun unser Luther gewesen, ein moralisches Genie, wie ihn richtig Gregorovius genannt hat, eine sittlich intellektuelle Kraft, wie die Weltgeschichte vielleicht keine zweite aufzuweisen hat. Unabsehbar ist der Segen, der auf die ganze Welt von diesem einzigen Manne sich ergossen hat, unerschöpflich das Erbe, das er uns hinterlassen. In seinen jahrelangen, schweren Geisteskämpfen hatte er klar erkannt, daß es mit all den dem Priester zugesprochenen Gewalten und Vorrechten nichts ist. Um von seiner Gewissensangst loszukommen, war er Priester geworden, ins Kloster gegangen und hatte sich dort den peinlichsten asketischen Uebungen unterworfen. Gleichwohl ward er von seiner Gewissensnot nicht befreit. Daraus erwuchs ihm die Ueberzeugung, daß weder der Mönch noch der Priester irgend ein Vorrecht bei Gott genießt, daß sie vor ihm sündige Menschen sind, wie alle anderen auch. Er verwarf die Lehre, daß durch die Priesterweihe dem Menschen göttliche Gewalten eingedrückt werden, daß der geistliche Stand höher stehe, vollkommener sei als der weltliche und daß bei ihm ganz andere sittliche Normen herrschen. Er ließ den Priester fortan nur noch als Menschen gelten, und das Maß, das er an ihn legte, war das allgemein menschliche, sittliche. Ein schlechter Priester galt von nun an nicht mehr als ein schlechter Mensch überhaupt, er hatte aufgehört, die menschliche, sündige Hülle für göttliche Gewalten und Vorrechte zu sein. Luther stieß den Priester herab von seiner angemaßten hohen Stelle, ließ ihn nicht mehr gelten als jeden andern Menschen auch. Und daß er dies that, obgleich er selbst Priester war, das war eine Folge seiner Reinheit und Lauterkeit, seiner eminent sittlichen Gesinnung: er degradierte sich selbst oder, anders angesehen, er erkannte jedem dieselben priesterlichen Vorrechte zu. Dem Messe haltenden Pfaffen und dem „stinkenden Salböl," mit dem sie geweiht seien, stellt er das allgemeine christliche Priestertum und das evangelische Predigtamt gegenüber. Damit hat er unzweifelhaft den ursprünglichen Sinn der Lehre Jesu richtig interpretiert und mit vollem Rechte sprach er von seiner Lehre als dem reinen Evangelium. „Eitel Priester und Pfaffen," lehrte er, „werden wir alle in der Taufe geboren; danach nimmt man aus solchen geborenen Pfaffen und beruft oder erwählet sie zu solchen Aemtern, die von unser aller wegen solch' Amt ausrichten sollen." Auch in der Feier des Gottesdienstes und in der wahren christlichen Messe hat er jenes

allgemeine Priestertum zur Geltung gebracht und beruft sich dafür auf den von ihm reformierten Gottesdienst. „Da", erklärt er, „tritt vor den Altar unser Pfarrherr oder Diener, im Pfarramt recht und öffentlich berufen; der singt öffentlich und deutlich die Ordnung Christi, im Abendmahl eingesetzt, nimmt das Brot und Wein und teilet's aus in Kraft der Worte Christi; und wir knieen neben, hinter und um ihn her, Mann, Weib, Jung, Alt, Herr, Knecht, Frau, Magd, allesamt heilige Mitpriester, durch Christi Blut geheiligt; und in solcher unserer priesterlichen Ehre sind wir da."

Mit Luther hatte der prinzipiell neue und wahrhaft reformatorische Gedanke einer allgemeinen, für alle Menschen verbindlichen Ethik Wurzel geschlagen und daraus erklären sich alle Segnungen, welche die Reformation gezeitigt hat, gezeitigt auch für die, welche ihr heute noch als die erbittertsten Feinde gegenüber stehen. Wie schon bemerkt, wäre heute ein Papst Alexander zwar nach den Lehren der römischen Kirche theoretisch ebenso möglich, wie praktisch unmöglich. Dieses anscheinende Paradoxon erklärt sich einfach dadurch, daß nach und nach, ganz instinktiv die allgemeine Menschenmoral die Führung gewonnen hat und unser Urteil beherrscht und leitet. Wer heute als Mensch nicht bestehen kann, der kann auch als Priester und Papst nicht mehr bestehen. Für die römische Kirche gäbe es heute nichts Unheilvolleres als einen zweiten Papst Alexander VI., ein Priester-, Mönch- und Nonnentum, wie es damals war: der Zusammenbruch der römischen Kirche würde die unmittelbare Folge sein. Nur die Urteilslosigkeit kann leugnen, daß die Ideen Luther's eine weltbeherrschende sittliche Macht geworden sind, vor dem sich Rom und der gesamte römische Klerus gebeugt hat, wider Wissen und Willen, und vor der sie nimmermehr in die Höhe kommen. Wenn heute der römische Klerus im ganzen tadelfrei dasteht und seines Amtes waltet, so ist das nicht sein Verdienst, sondern das des Protestantismus, der die Welt gezwungen hat, auch an den Priester nur den allgemein menschlichen, sittlichen Maßstab anzulegen. Daß es nicht das Verdienst des römischen Klerus sein kann, ergiebt sich aus der Thatsache, daß die dogmatischen Bestimmungen, welche dem Priester ermöglichen, selbst bis zum Verbrecher herabzusinken, heute noch ebenso bestehen als wie vor vierhundert Jahren. Der römische Klerus ist in dem Kampfe ums Dasein gezwungen worden, sittlich zu werden. Er unterliegt in diesem Kampfe, wenn er in Sittenreinheit zurücksteht hinter dem protestantischen. Es ist das Prinzip einer höheren Sittlichkeit, welches hier im Kampf ums Dasein abgesiegt hat. Papst Pius II. hat behauptet, daß das Christentum schon um seiner Moralität willen angenommen werden müsse. Meine Darlegung ergiebt das gerade Gegenteil, nämlich daß das Christentum, namentlich das römische, aus sittlichen Gründen bekämpft werden muß[1]).

München. Albrecht Rau.

[1]) Vergl. hierüber auch meine „Ethik Jesu", Gießen 1900, wo ich die Entstehung der christlichen Moral und ihre Unvereinbarkeit mit dem wirklichen Leben dargelegt habe.

Berichtigung.

In der ersten Januar-Nummer 1902 äußerte unser Mitarbeiter Max Geißler in dem „Offenen Brief an Herrn Otto Julius Bierbaum" Zweifel über die Angaben des Insel-Verlags, betreffs der Auflagenhöhe der „Deutschen Chansons" und des „Irrgartens der Liebe".

Demgegenüber übermittelt uns der Insel-Verlag folgende Schriftstücke:

1. eine Erklärung des Buchdruckers Dragulin in Leipzig vom 3. Februar 1902, daß von den „Deutschen Chansons" bisher 52 000 und vom Bierbaums „Irrgarten" 25 000 Exemplare bei ihm gedruckt seien und daß vom „Irrgarten" weitere 6000 Exemplare in der Presse sich befinden.

2. eine Erklärung des Verlags Schuster & Löffler in Berlin vom 3. Februar 1902, laut welcher diese Firma in der Zeit, in der sie die Expeditionsgeschäfte der „Insel" geleitet hat, vom Bierbaums „Irrgarten der Liebe" ca. 20 000, von den „Deutschen Chansons" ca. 35 000 Exemplare an die verschiedenen Sortiments-Buchhandlungen verkauft und an Herrn v. Wolzogen für sein buntes „Theater" 7 bis 8000 Exemplare der „Chansons" geliefert hat.

3. eine Erklärung des Kommissions-Geschäftes H. Haessel, Leipzig, vom 4. Februar 1902, laut welcher in der Zeit vom 1. Oktober 1901 bis zum 31. Dezember desselben Jahres, während welcher sie die Auslieferungsgeschäfte der „Insel" besorgt hat, von Bierbaums „Irrgarten der Liebe" 5000 Exemplare, von den „Deutschen Chansons" ca. 6500 Exemplare bar an die verschiedensten Sortiments-Buchhandlungen verkauft wurden und daß die Nachfrage nach den genannten Büchern unvermindert andauert.

Aus diesen Unterlagen ergiebt sich, daß die gedachten Zweifel unseres Mitarbeiters unbegründet waren. Wir nehmen alle irrtümlichen Behauptungen diesbezüglich zurück und sprechen unser Bedauern über das Vorkommnis aus.

Berlin, den 24. Februar 1902. Der Herausgeber.

Zeit-Merkmale.

Psychopathie und Strafrecht. Die Einseitigkeiten des wissenschaftlichen Spezialismus, die auf allen Gebieten der Wissenschaft ihr Uebles gezeitigt haben, machen sich besonders dort unangenehm fühlbar, wo die betreffende Wissenschaft in einschneidender Weise das öffentliche Leben in einem seiner Zweige fortlaufend berührt. So zeigen sich in der Strafrechtspflege in besonderer Art die Mängel, die die einseitig juristische Bildung der richterlichen Beamten zeitigt. Hat doch die in neuerer Zeit außerordentlich fortgeschrittene Wissenschaft der Psychologie, die durch die von ihr zu Tage geförderten merkwürdigen Ergebnisse die Aufmerksamkeit selbst breiterer Schichten der Gebildeten erregt, immer noch nicht den ihr gebührenden Einfluß auf die Entscheidungen der juristischen Spezialisten zu erlangen vermocht. So schilderte Rechtsanwalt Dr. Mamroth, Breslau[1]), jüngst den Fall einer älteren Schutzmannsfrau.

[1]) Der Tag, 10. 1. 1902.

[illegible] sie wegen verbrecherischer für sie selber [illegible] und unsichere Tendenzen [illegible] völlig unbrauchbaren Gegenständen, [illegible] des unbefangenen Urteils eines alterfahrenen Psychiaters auf ernstzunehmende Behandlung der Tatsachen, [illegible] der Breslauer Strafkammer zu einer Geldstrafe verurteilt wurde. Der Angeklagte hatte [illegible] seine Ausführungen mit den Worten: „Medizinisch-psychologischen Fragen gegenüber — das scheint wie nach vielfachen Erfahrungen festzustehen — ist eine kurze Tatsache, in die Tiefe zu gehen, und ein sehr geringes Auffassungsvermögen bei unseren Richtern vorhanden. Es ist, als ob sie befürchteten, daß durch die neuen Lehren, die diese Wissenschaft gefunden, an den althergebrachten und — bequemen Stützen unserer Strafrechtspflege gerüttelt werden könne. Und ein wenig sitzt leider auch noch immer unseren Juristen aus der Zeit her, wo die Jurisprudenz noch eine [illegible]wissenschaft war, eine Ueberschätzung des eigenen Scharfsinns im Blute. Weil sie die der Erkenntnis des Arztes offenliegenden Tatsachen nicht sehen, glauben sie, daß solche gar nicht vorhanden, und weil sie sich bewußt sind, ihre Prüfungspflicht bis zur Grenze ihrer Erkenntnis ausgeübt, haben sie keinen Zweifel, daß sie ehrlich ihre Pflicht erfüllt haben."

Auch der Geh. Justizrat Dr. von Liszt forderte jüngst in der Deutschen Juristen-Zeitung aufs eindringlichste eine bessere berufsmäßige Ausbildung unserer kriminalistischen Praktiker auf psychologischem Gebiete; ebenso der Irrenanstaltsdirektor Fraenkel, Münsterlingen, der in der „Psychiatrischen Wochenschrift" geradezu folgende Forderungen aufgestellt: 1. Wir müssen verlangen, daß bei der Ausbildung der Juristen die Psychologie und Psychiatrie so weit berücksichtigt werde, daß sie als Richter befähigt sind, den Verbrecher wissenschaftlich zu verstehen und sachmännische Gutachten zu würdigen. Es sollten hierzu die Anstaltsdirektoren, besonders natürlich die Universitätsprofessoren, besondere praktische Kurse erteilen, wie das durch Prof. Kraepelin in Heidelberg und Prof. v. Speyr in Bern schon geschieht. 2. Der Staat hat die Pflicht, da er nur Verbrechen, die in zurechnungsfähigem Zustand begangen werden, ahndet, den Strafprozeß nur mit den Garantieen sich vollziehen zu lassen, die mit Sicherheit einen Strafvollzug an Unzurechnungsfähigen ausschließen; dies ist nur dadurch möglich, daß den Untersuchungsbehörden die nötige Zahl wirklicher und erfahrener psychiatrischer Fachmänner beigegeben wird. Wie es Pflicht des Staates ist, alle erlaubten Mittel anzuwenden, um den Verbrecher in seine Gewalt zu bekommen, so muß es auch seine Pflicht sein, kein Mittel außer Acht zu lassen, um nur d e n Verbrecher zu verurteilen, der im zurechnungsfähigen Zustand gehandelt hat. 3. Die Feststellung der Zurechnungsfähigkeit kann nur Aufgabe des Psychiaters, niemals des Richters sein. Es ist absolut unzulässig, daß diese Aufgabe Aerzten überwiesen wird, die nicht eine genügende spezielle Ausbildung durch mehrjährige Thätigkeit an einer staatlichen Irrenanstalt genossen haben.

4. Die Untersuchung auf den Geisteszustand eines Angeklagten kann nur in sachmännisch geleiteten Anstalten oder in entsprechenden Abteilungen eines Untersuchungsgefängnisses vorgenommen werden. 5. Die sachmännischen Gutachten unterliegen nicht der freien Würdigung der Richter insoweit, als bei der Versetzung in Anklagezustand nach sachmännischem Beweis Unzurechnungsfähigkeit vorliegt. 6. Die Richter können ein Gutachten ablehnen, müssen aber eine Obergutachten einholen. Mit der Obergutachten können nur Fachmänner, eventuell mit Beiziehung

von Juriſten betraut werden. 7. Die Frage der Unzurechnungsfähigkeit wie die der verminderten Zurechnungsfähigkeit kann nicht dem Wahrſpruch der Geſchworenen überwieſen werden. 8. Jedem Antrage auf Unterſuchung des Geiſteszuſtandes eines Angeklagten iſt ohne weiteres ſtattzugeben.

Dieſe Vorſchläge ſind gewiß beherzigenswert, beſonders da die ſteigende Nervoſität der modernen Menſchen eine von Jahr zu Jahr wachſende Anzahl derartiger pathologiſcher Kriminalfälle dem Strafrichter vorführt.

* * *

In Bezug auf dieſe wachſende allgemeine **Nervoſität** hat jüngſt der bekannte Berliner Univerſitätslehrer Prof. Dr. Eulenburg, auf Veranlaſſung des Deutſchen Vereins für Volkshygiene, im dortigen Rathaus einen Vortrag über Nervenhygiene in der Großſtadt gehalten, in dem er Folgendes ausführt:

„Es ſei ein Unrecht, die Großſtadt allein für die Nervoſität ihrer Bewohner verantwortlich zu machen. Der Zug nach den großen Städten führe dieſen vielfach geiſtig und körperlich minderwertige Elemente zu, welche die Keime zu nervöſen Leiden und Geiſtesſtörungen bereits aus kleinen Ortſchaften, ja ſelbſt vom flachen Lande mitbringen, das keineswegs von Nervoſität und Neuraſthenie frei ſei, wie man öfters glaube. Allerdings liefere die Großſtadt den geeigneten Boden zu einer nur allzu üppigen Entwickelung der vorhandenen Krankheitsanlagen. Sie berge, nach dieſer Richtung hin, dreierlei Gefahren: das rückſichtsloſe Erwerbsleben, das geräuſchvolle Verkehrsgetriebe und das Genußleben. Dieſe Gefahren bildeten die „Pathologie des Großſtadtlebens“, wobei beſonders in Sachen des Verkehrs eine Beſſerung dringend geboten ſei. Die Nervenhygiene beſtehe hauptſächlich in einer Kräftigung der Nerven durch körperliche Uebungen, Baden und vernünftig betriebenen Sport, welche der Nervoſität entgegenwirkten. Am meiſten gelte dies von den Frauen, welche neuraſtheniſch werden unter der Laſt der Hauswirtſchaft, die ihnen jeden freien Augenblick nehme. Die Idee einer genoſſenſchaftlichen Wirtſchaftsführung ſei deshalb als ein ausſichtsvolles Mittel zur Befreiung und Geſundung der Frauen zu begrüßen. Der Flucht in die Großſtadt müſſe die Flucht aus der Großſtadt in deren Umgebung, in die Vororte, in Sommerfriſchen und Ferienkolonien entgegengeſetzt und in Jedermann durch Selbſtzucht die Erkenntnis wachgerufen werden, daß echtes Glück nur in der Geſundheit des Leibes und der Seele beruhe.“

Beiblatt.

* Mähriſche Ecke. Die brennende Frage, die jetzt Brünn und ganz Deutſch-Mähren bewegt, iſt die nach Errichtung einer deutſchen Univerſität in Brünn. Kundgebungen, Verſammlungen, Reſolutionen an allen Ecken und Enden. Man wird neugierig ſein müſſen, wie ſich die Regierung zu dieſer dringenden Forderung verhalten wird. Ob dieſelbe Bereitwilligkeit, die für die Wünſche der

Tschechen sofort eine tschechische Technik in Brünn aus dem Boden stampfte, auch für die berechtigteren Wünsche der Deutschen zur Hand sein wird. Die Ueberflüssigkeit der tschechischen Technik beweist sich auf's klarste durch die lächerlich geringe Zahl ihrer Hörer (etwa 30 im ersten Jahr). Der Ruf nach einer deutschen Universität stützt sich auf die statistischen Nachweise der großen Zahl mährischer und schlesischer Studenten an den Universitäten in Prag und Wien, auf die absolut und relativ größere Steuerkraft der deutschen Bevölkerung Mährens im Verhältnis zu der Bevölkerung anderer Kronländer, die bereits Universitäten haben. Aber ob Statistik, Logik und Gerechtigkeitsgefühl „maßgebenden Orts" auch genug maßgebende Faktoren sind, um den deutschen Wünschen Nachdruck zu verleihen? Jedenfalls wäre eine Universität ein wünschenswerter Sammelpunkt des mährischen Geistesleben. Und zugleich wird diese Frage zu einem der heikelsten Punkte unseres so heikeln öffentlichen Lebens. Hier die Erfüllung verweigern, wäre ein casus belli für ganz Deutsch-Oesterreich.

In der Litteratur hat die Frage eine Menge von Flugschriften für und gegen hervorgerufen. Auf den großen Dichter, der die nationalen Schmerzen unseres Volkes zum erschütternden Kunstwerk zu gestalten vermöchte, warten wir noch immer. Es haben sich in den Provinzen kleine Kreise geschlossen, die unter dem Namen „Provinzkunst" das Wiener Cliquenwesen nachäffen. Sie zeigen alle Merkmale der Wiener Schule mit ihrer Verhimmelung der engeren Genossen, ihrer Ablehnung aller Außenstehenden, nur daß sie sich vielleicht das fremdsprachige Clique in das besserklingende „Sippschaft" verdeutschen. In diesen Kreisen ist freilich schon einigemale der große Dichter erstanden, den wir brauchen, aber bei näherem Zusehen war es doch nicht der Rechte. Aller Theatercoup und alle Koulissenreißerei der Genossen konnte darüber nicht hinwegtäuschen. In Mähren haben wir es glücklicherweise noch zu keiner „Sippschaft" gebracht. Wenn unsere Litteratur ein gemeinsames Merkmal aufweist, so ist es das der Zerfahrenheit. Das heißt, zwar selbständige Geschlossenheit und Selbstherrlichkeit der einzelnen Individualitäten, aber Mangel einer gemeinsamen Richtung. Und diese Art von Zerfahrenheit kann man sich wohl gefallen lassen. Und noch Eines verbindet alle Jene, welche für die wirkliche Litteratur Mährens in Betracht kommen. Der gesunde Abscheu vor dem Wiener Sumpf, in dem die Talentchen unreifer Kaffeehausbummler wie grünliche Gasblasen an die Oberfläche steigen, angestaunt von der bewundernden Mitwelt; bewundernd, soweit sie in der Machtsphäre der betreffenden, hochtalentierten Geldbeutel liegt. Dieser Zug geht durch die feine, goldgetönte Lyrik Richard Schaukols, wie er durch die derben, realistischen Holzschnittskizzen Josef Trübswassers geht, dieser antiwienerische Zug vollkommenster Ehrlichkeit. Einer Ehrlichkeit gegen sich selbst und gegen das Publikum. Diese Ehrlichkeit eines tüchtigen Kenners zeichnet auch das von einigen Tagen hier aufgeführte einaktige Schauspiel der Brünner Dichterin Helene Hirsch aus. Helene Hirsch's „Ein Auserwählter", wurde bei dem Preisausschreiben von „Bühne und Welt" mit dem ersten Preise beteilt und erlebte in Brünn seine Uraufführung. Der starke Eindruck dieses Stückes kann ruhig seinem inneren Wert, nicht vielleicht Lokalpatriotismus oder Galanterie zugeschrieben werden. Wir wollen warten, ob das beharrliche Schweigen in Wien noch lange dem neuen, frischen und siegreichen Zuge in Mähren wird wider-

stehen können, wenn wir erst mehr solcher Erfolge zu verzeichnen haben werden.

Brünn. Dr. Karl Hans Strobl.

Bücherschau.

* Fausts Ende. Antrittsrede, gehalten den 18 November 1901 an der Universität Freiburg i. Br. von Roman Woerner, Freiburg i. Br. C. Troemer's Universitäts-Buchhandlung.

Auf weniger Blättern eine Fülle klarer, prachtvoller Gedanken. Die Rede wirkt in ihrer Kürze und Einfachheit bedeutender als dickleibige Bände berühmter Fauſterklärer, denn sie zeigt durch die einfachsten Mittel die Grundgedanken des Dichters in lebendiger Anschaulichkeit. Trotzdem Goethe 60 Jahre am Faust gearbeitet hat, verlor er nie das künstlerische Ziel aus dem Auge: die Mächte der Finsternis können den edlen Menschen nicht dauernd beherrschen, das Göttliche in ihm muß über alles Unzulängliche siegen. Ernstes, liebevolles, treues Lesen der Dichtung führt uns ohne alle Künstelei und Tüftelei sicher und klar durch diese Welt von Schönheit und Größe. Die Rede sei jedem Kunstfreunde aufs wärmste empfohlen. A. S.

* Aus 'm Gebirge. 2 Bändchen à 50 Pfg., Schleifer-Seff's Anton'l von Fr. Grundmann. Unter-Polaun, (Böhmen). Verlag von Alfred Devidé.

In den beiden Bändchen „Aus 'm Gebirge" hat F. Grundmann die besten mundartlichen Beiträge aus seiner Halbmonatsschrift „Rübezahl" vereinigt. Grundmann verfügt über eine knappe, derbrealistische Darstellungsgabe, kräftigen, nicht selten grotesken Humor und eine beißende Satire, die sich besonders in den politischen Erzählungen glänzend bewährt. „Schleifer-Seffs Anton'l" ist die ergreifende Leidensgeschichte eines armen Schleiferkindes, das am Alkoholismus zu Grunde geht. Das Schleiferelend hat noch niemand so erschütternd darzustellen verstanden wie Grundmann.

C. K.

* Rübezahl. Humoristisches Volksblatt. Herausgegeben von Fr. Grundmann. Friedland i. B. Monatlich zweimal. Preis vierteljährlich 90 Pfg.

Der „Rübezahl" sieht seine Aufgabe hauptsächlich in der Pflege der deutschen Mundarten Nordböhmens und im Sammeln örtlicher Sagen, Lieder und Volksreime. Beides ist gleich verdienstvoll, ist es aber doppelt, wo das Deutschtum so bedroht wird wie in jenen Gegenden. So bewahrt der „Rübezahl" einen wertvollen nationalen Schatz vor sicherem Untergange. — Alle Beiträge, auch die hochdeutschen, sind nach Inhalt und Form gleich volkstümlich. Vers und Prosa, Ernst und Humor wechseln in bunter Folge. Vielleicht gelingt es dem „Rübezahl" über die Berge zu steigen und auch schlesisches Gebiet in seinen Rahmen zu schließen, da es bekanntlich in Schlesien immer noch an einer Zeitschrift fehlt, welche die Beziehungen zwischen Litteratur, Landschaft und Volkstum pflegt. C. K.

* Derheeme. Schläsches Ollerlee von August Lichter. Schweidnitz von L. Heege. 2,00 Mk. 2,50 Mk.

Prosaschilderungen, Erzählungen und Verse bilden den Inhalt des Büchleins. Die Schilderung ist Lichters Stärke. Seine Bilder, anschaulich und klar, geben wahrheitstreues Leben. Stücke wie „der Summersunntich, der Jahrmarkt zu Zobten" sind kulturhistorisch wertvoll. Die Humoresken tummeln sich behaglich in den von Rößler und Heinzel breit ausgetretenen Gleisen. Ein lehrhafter

Ton stört zuweilen. Gefühlswärme spürt man nicht allzuhäufig, am öftesten noch in der Dichtung und Wahrheit verwebenden „Dorfgeschichte." Man darf hoffen, daß Lichter sich nun auch ernsteren und tieferen Aufgaben zuwenden wird.

C. K.

Zur gefl. Beachtung.

Mit diesem Doppelheft schließt das zweite Quartal des laufenden Jahrgangs. Wir bitten unsere Leser, den Bezug bei ihrer Buchhandlung bezw. der Post umgehend erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt.

Von der nächsten Nummer ab, die schon Ende März herauskommt, erscheint die „Deutsche Zeitschrift" in dem rühmlichst bekannten Heimatverlage der Firma Georg Heinrich Meyer, Berlin SW. 46, Bernburgerstraße 3. Die Ausstattung wird wesentlich verbessert werden. Weitere Mitteilungen im April-Heft.

Berlin, im März 1902.

Der Herausgeber:
Dr. Wachler.

Landschaftliche Hefte
der
Deutschen Zeitschrift.
Preis: jedes Heft **50 Pfg.**

1. **Baltisches Heft.** (In Russland verboten!) Erschien im Februar 1901.
2. **Schwäbisches Heft.** Erschien im Juni 1901.
3. **Schlesisches Heft.** Erschien Mitte August 1901.
4. **Rheinisches Heft.** Erscheint im Laufe d. J.

Bestellungen nehmen alle bessern Buchhandlungen entgegen oder der Verlag **Gose & Tetzlaff, Berlin W. 35, Karlsbad 15.**

[redacted]

DD 60 .D48 C.1
Deutsche Zeitschrift.
Stanford University Libraries
3 6105 034 663 828

NOT FOR
OUT

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004